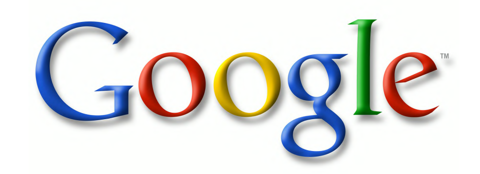
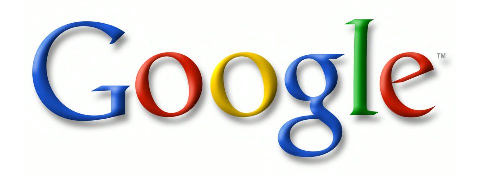
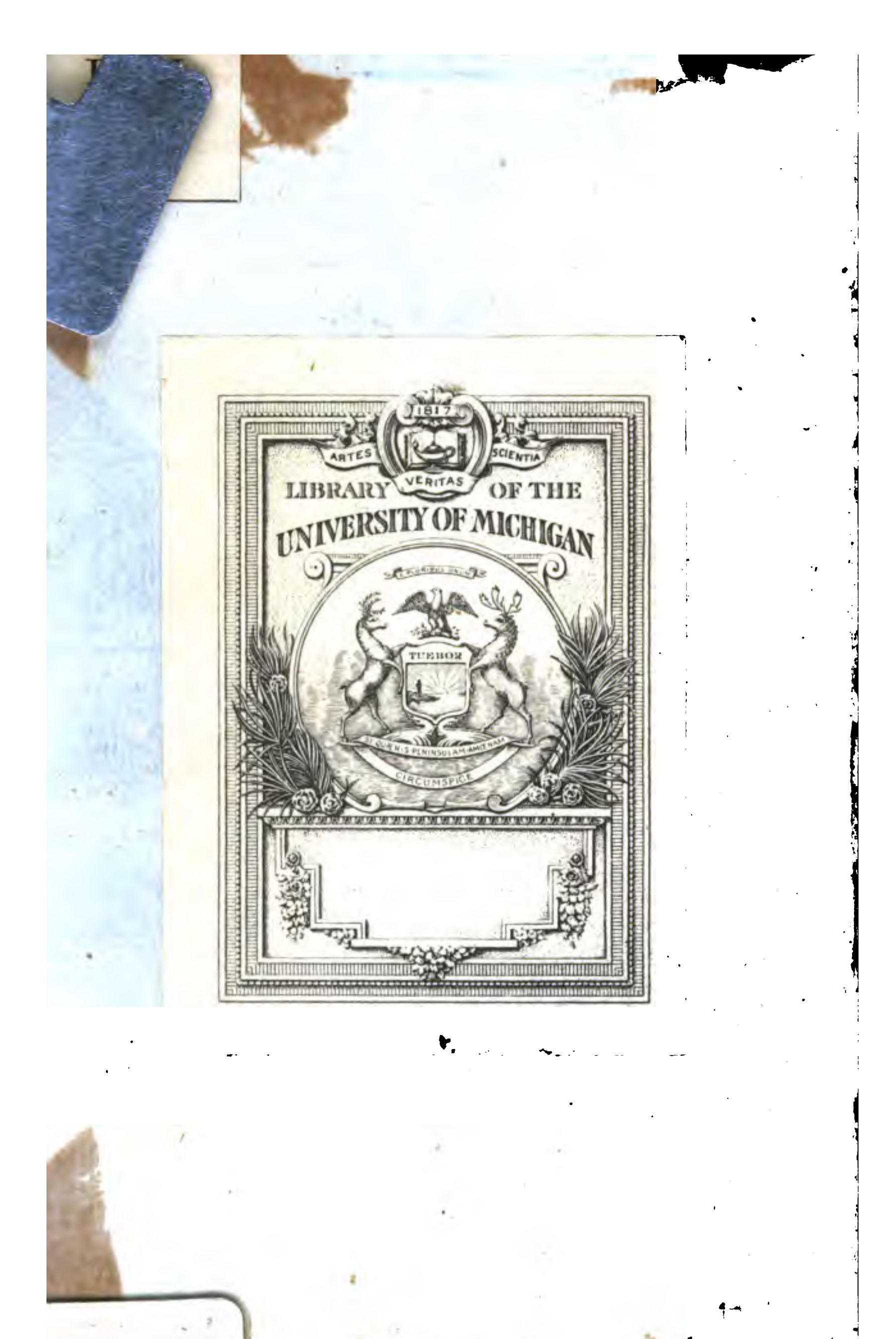








1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



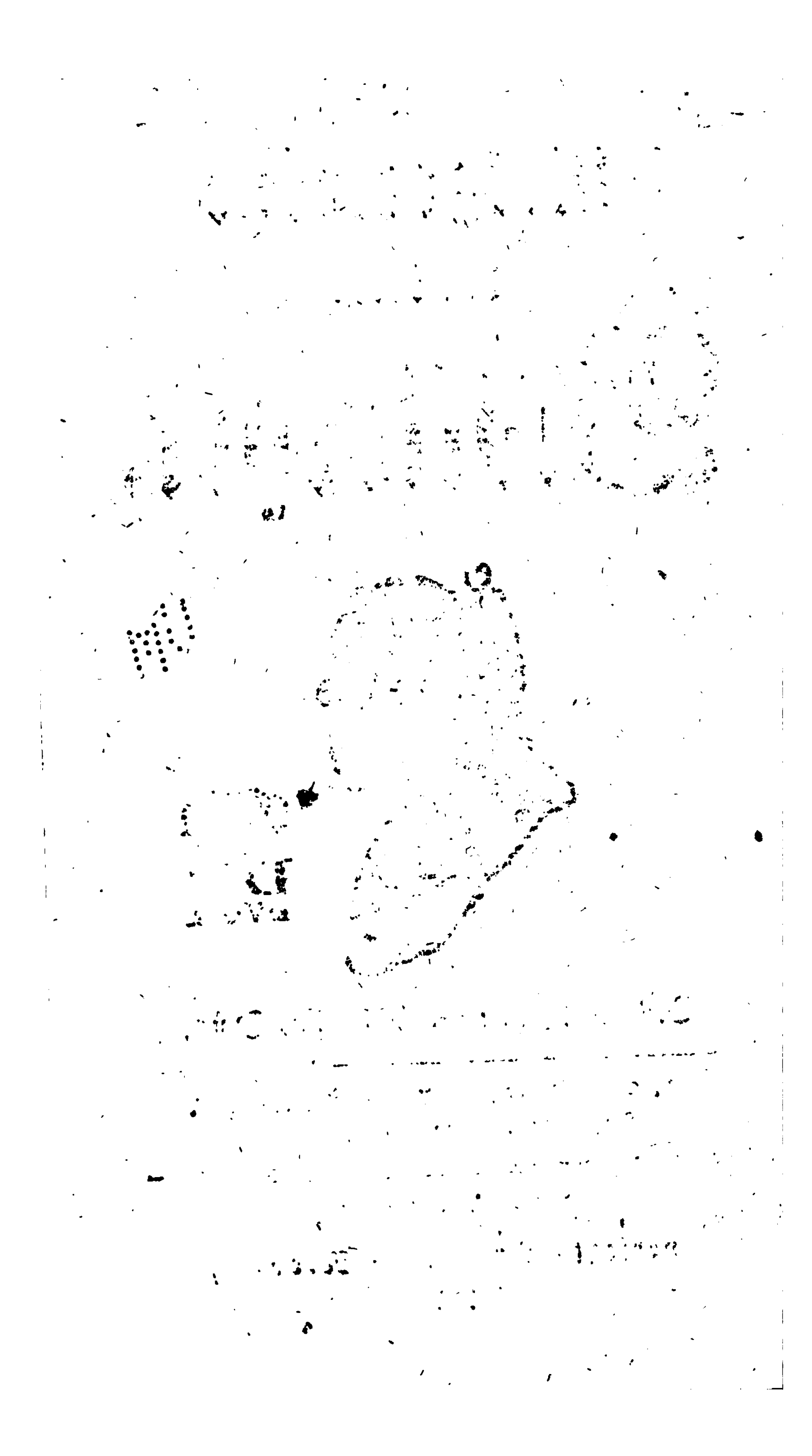
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

" " "

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Hrn.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Weltweisheit.

6) Mathematick.

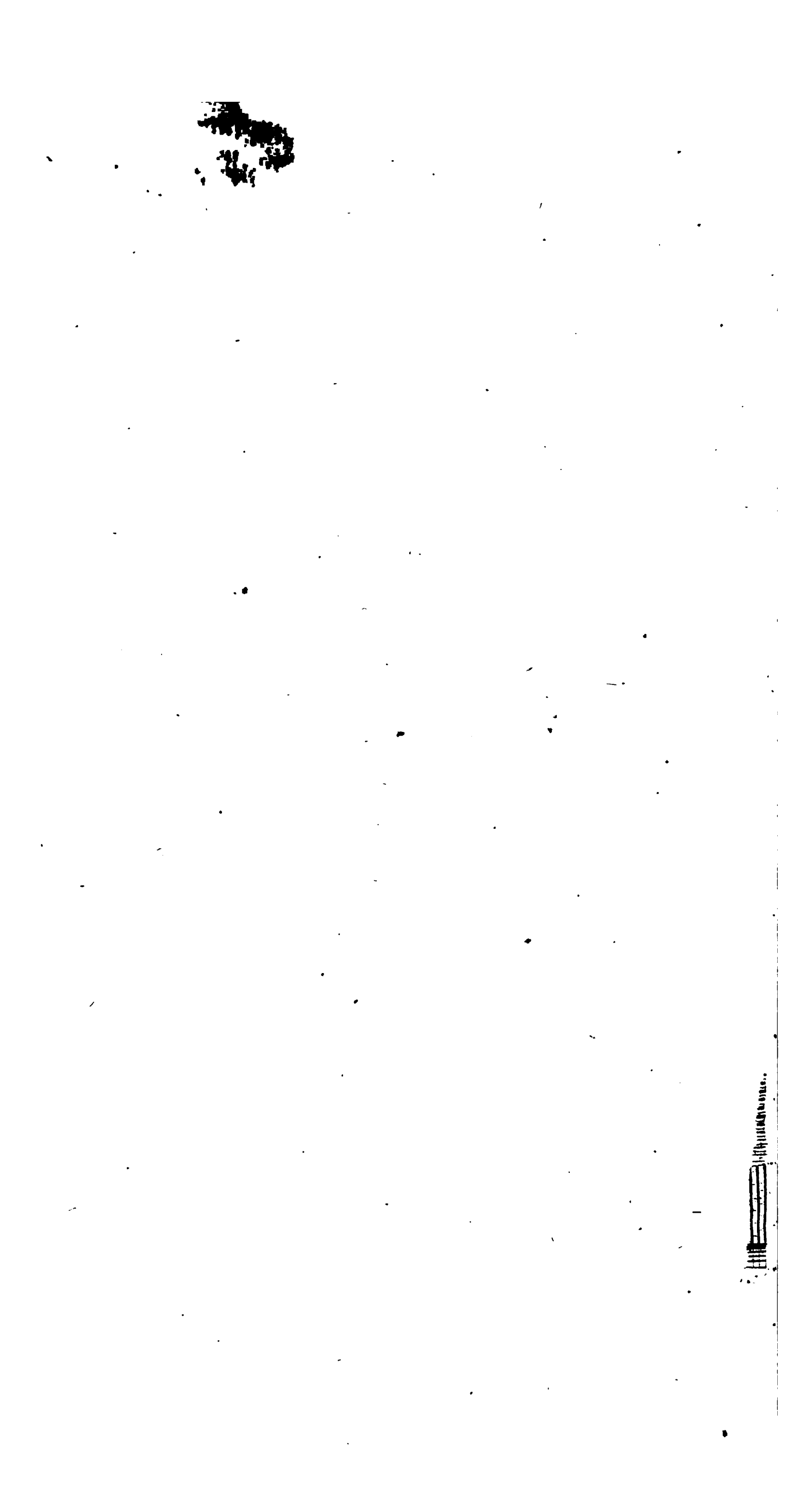
7) Erziehungsschriften.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

9) Philologie, Kritick und Alterthümer.

10) Ge-

10) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.



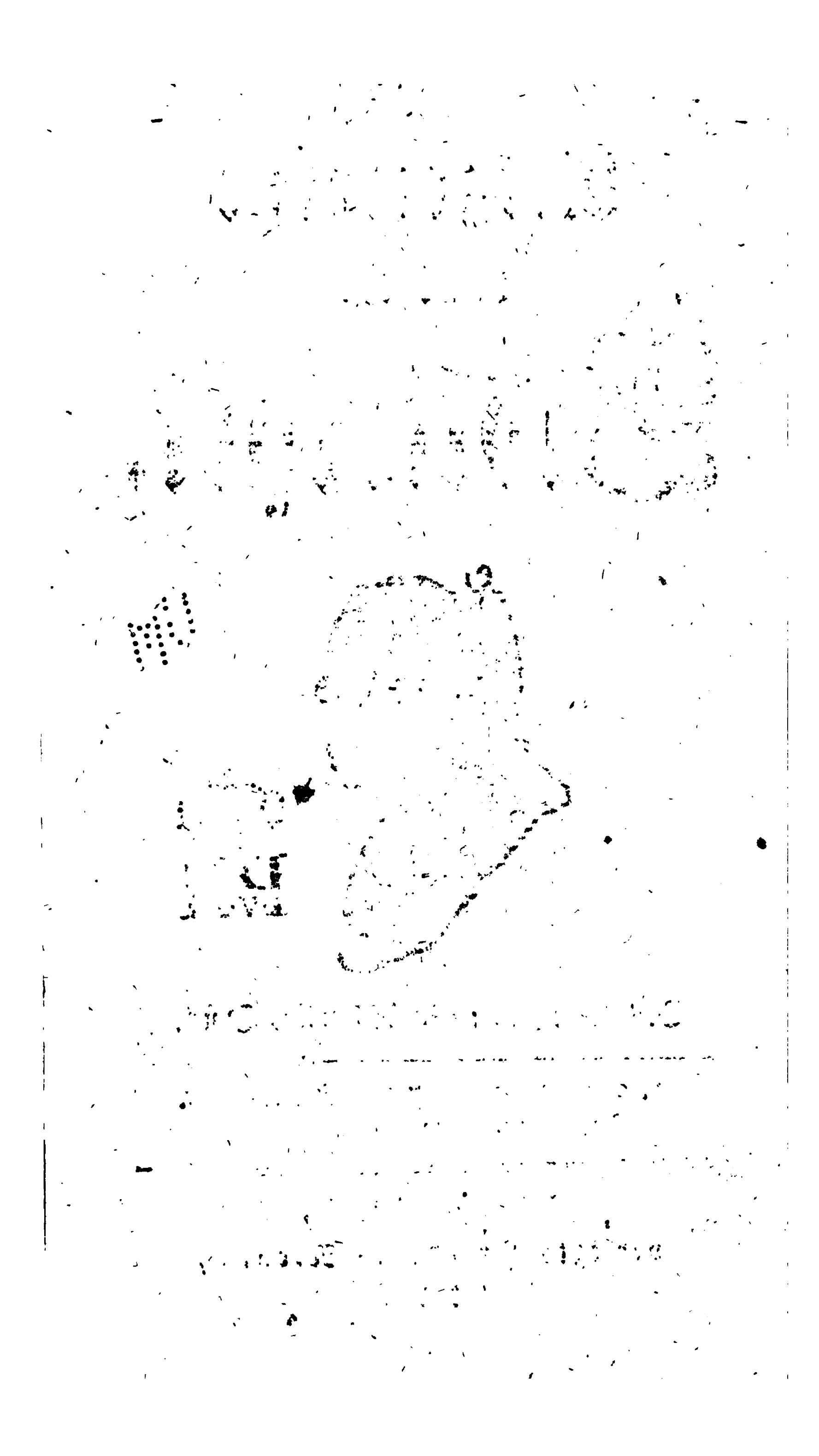
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.



Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Hrn.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Weltweisheit.

6) Mathematick.

7) Erziehungsschriften.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

9) Philologie, Kritick und Alterthümer.

10) Ge

10) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

11) Ge-

11) Gelehrte Geschichte.

12) Haushaltungskunst.

13) Vermischte Nachrichten.

I.

David: ein Trauerspiel von Klopstock. Hamburg, bey Bode, 4. 18 Bogen.

Tinte und Druckerschwärze wäre, dünkt uns, verlohren, wenn wir dies neue Klopstocksche Trauerspiel etwa nach den angenommenen kritischen Regeln durchnehmen wollten: da ist, mit einem Worte gesagt, weder dies Trauerspiel, noch seine älteren Brüder und dies noch minder, als jene, ein theatralisches Stück, das etwa die Würkung thun könnte, die doch nun schon alle Aristoteles alter und neuer Zeiten der Tragödie bestimmt haben. Weder die Wahl und Art der Geschichte (es ist Davids Zählung des Volks, und die darauf erfolgende Pestſtrafe) noch die Bearbeitung dieser Geschichte (sie fängt hinter der Zählung dicht an Erwartung des Urtheils an, und ist also eigentlich ohn alle menschliche Handlung) noch die Auswahl der handelnden Personen, noch ihr Beytrag zur Handlung oder zur Begebenheit, noch ihre Charakterdichtung, noch die Anordnung, Abwechselung, Eile oder Weile der Scenen, zeigt, daß Klopstock mit einem Zweck dahin gearbeitet habe. Was sollts also, da sein Tod Adams und Salomo bereits nach allen diesen Absichten dem Publikum geschickter zergliedert worden, als es der Verf. gegenwärtiger Anzeige im Stande ist — was sollts helfen, das Sieb der Danaiden mit aller Mühe nochmals zu füllen, um

 zu

zu zeigen, daß man — in keinem seiner Löchlein Etwas habe?

Hrn. Klopstocks Absicht scheint so hier, als bey seinen andern Stücken mehr Würkung der Religion, als eines Musenspiels zu seyn, und wenn es keine leere Wachtparole seyn soll, die wir uns täglich einander ins Ohr sagen, „der Leser müsse sich in den Sinn seines Schriftstellers setzen„ und wenns bey einem Gedicht, einer kleinen Schöpfung noch siebenfach nöthiger, als anderswo scheint. „Auf die Absicht der Schöpferin Natur eben bey diesem lebenden Geschöpfe zu merken„ — so dünkt uns, wir werden gleich vom Theater weggerückt, und sehen „dramatisirte Religionsgeschichte! eine große biblische Begebenheit, in Handlungen und Auftritte lebendig hinein gedichtet„ und also wollen wirs lesen.

Man weis, wie vielen Anfällen, Einwürfen und Spöttereyen genannte biblische Geschichte, der Inhalt gegenwärtigen Drama's, ausgesetzt gewesen, ist und vielleicht noch seyn wird. Daß David eine unschuldige, löbliche, ja gar einem Könige nothwendige Anstalt machte, die Zahl seines Volks zu wissen, (eine Anstalt, die Moses nicht blos zweymal selbst gethan, sondern auch geboten und gleichsam verewigt hatte) — und darüber so anläuft! daß, auch alle innere Sünde, Hochmuth und Mißtrauen im Herzen Davids zugegeben, das arme Volk ein solches Schlachtopfer im Arm des Allgerechten wird, und eine so kleine Schuld gegen andre Verbrechen dieses Mannes also büßen muß! Die sonderbare Art, wie Priester, Propheten und Joab in das alles verwickelt zu seyn scheinen! Die noch sonderbarere Art der Wahl Davids, die weder seinem Heldenmuth, noch seiner Klugheit, Anstalten gegen den Hunger machen zu wollen, Ehre zu machen scheint — endlich der sonderbare Ausgang der

Geschichte mit der Tennenerscheinung des Engels! — Man weis, wie alle diese und jeder kleinere Umstand von Baile, Morgan, Voltaire und zwanzig Ehrenmännern mehr gelästert und verspottet worden. Und wenn nun ein Voltaire die Freyheit hat, ein Trauerspiel Saul zu fabriciren, was auch kein Trauerspiel, sondern ein Lach- und Lästerding seyn soll, en bonne compagnie zu beherzigen: warum sollts nicht Klopstocken erlaubt seyn, ebenfalls eine Geschichte zu dramatisiren, damit er sie in ihrem rechten Lichte zeige, und also blos durch die simple ganze Vorstellung rette.

Was solche simple, ganze Vorstellung zu diesem Zweck für Würkung haben könne? ist keines Erweises bedürftig. Wozu eine philologische, historische, oder philosophische Abhandlung erst langsam, und denn doch schwach und kalt kommt: dahin reißt hier der Dichter auf einmal. Er untersucht nicht erst langweilig und schrecket vielleicht schon durch die vertheydigende Advokatenmine ab: er hat untersucht, alles untersucht, das Ganze gefühlt, selbst lebhaft gesehen, und — stellets vor. Du hast nur zu sehen, und deine Zweifel schwinden. Wir brauchen, wie gesagt, nicht darüber zu predigen, was eine solche lebendige Vorstellung aller, und auch insonderheit der biblischen Geschichte, zumal bey Kindern, dem ersten, frühen Eindruck nach, für Würkung aufs ganze Leben haben müsse? Da komme nachher ein Schwätzer und raisonnire was er wolle: ich höre ihn nicht! ich habe die Sache besser gesehen! erfahren!

Nur eben daher ergiebt sichs auch, welche ausnehmende Sorgfalt, Treue und Aufopferung der Dichter beweisen müsse, der im mindesten diesen Endzweck zu erreichen hoffet. Ja nichts willkührlich gedichtet und verändert! ja die einzige, beste, wahre,

 gleich-

gleichsam nothdringende Vorstellung gewählt! Alle seine Dichtungsgabe nur da unterschoben, wo eben die Geschichte Lücken läßt, und ihr das nakte Datum in die Hand giebt, nach ihrem Sinn zu bekleiden! in diesen Sinn so einig, und mit aller Zurücklassung sein Selbst hineingedrungen, daß der Dichter eigentlich nichts als Diener, oder belebender Magus, Auferwecker der Geschichte werde — oder mit jedem dieser Fordernisse — verfehlt — gienge auch zugleich historische, biblische, wahre Täuschung und also Zweck des Werks verlohren.

Ob der große Dichter Klopstock, mit seinem Feuersinn, und noch mehr mit seinem eignen gleichsam schwach empfindlichen Herzen, dieser treue Diener einer Geschichte? — einer so alten von unsrer Seh- und Empfindungsart abliegenden Geschichte? — und denn am meisten mehr als einer, und so verschiedner Geschichten seyn könne und geworden sey? wo vielleicht jede ihren Mann fodert — entscheiden wir nicht und können nicht entscheiden, weil wir ja selbst nur Einen Gesichtspunkt und also nur Eine Meynung haben. Uns dünkt (die Römer brauchten das Wir ursprünglich nur aus Bescheidenheit und Egoismus zu vermeiden!) daß schwerlich bey einer Person, Situation und Sachansicht dem Leser Klopstock entgehen werde. Alles nicht blos ganz religiös und theurgisch behandelt (dazu verband nach solchem Plan das Faktum der Geschichte) sondern auch alles in den milden, zerschmolznen Ton gegossen, auch wo Verschiedenheit der Charaktere seyn soll, die Charaktere alle so Milchgebildet und gleichsam in die Knie sinkend: wo That seyn soll z. E. im Charakter Joabs lieber! so sehr Wort- als Thathärte u. s. w. — daß das ganze Stück zwar für ein liebes, theures Familien- und Cabinetstück der Klopstockischen Muse, aber kaum in allem für

für eine treue Ausmalung einer alten hebräischen Begebenheit, die überall Geist und Zeit-Hauche, seyn dörfte. Am besten, wir geben Proben. Den Grund der ganzen tragischen Begebenheit nimmt Hr. K. nach der gewöhnlichen Worterklärung: David habe das Volk aus geheimen Stolz und Mißtrauen auf Gott zählen lassen, und stellt dabey eben das jüdische Volk auf die einige ausserordentliche Höhe der Welt, daß in ihm allein Gott auch kleine Sünden so geahndet, in ihm allein immer so schnell Gutes und Segen, Schuld und Strafe habe folgen lassen. Der Anblick ist groß und nach der Geschichte der heiligen Bücher nicht Dichtung — — aber wie? wenn nun nach der nähern Auslegung, das Zählen Davids nicht sowol eigentlich die Zahl des Volks, als das Aufzählen aller über zwanzig Jahr und also zu Kriegsdiensten bedeutet: wenn er allein daher das Wiederrathen Joabs, sein Säumen in den Provinzen das allgemeine Mißvergnügen u. s. w. erklärt werden kann: wenn dieser Schritt einem glücklichen Ehrbegierigen und der Ruhe satten Könige in den Jahren der letzten männlichen Unruh so natürlich ist. — Kurz, es ist Faktum der Geschichte — und in Klopstocks Bearbeitung wie groß und vielerfüllend hätte das Faktum werden können! hiemit wird alles voll Sinn, voll Absicht, voll Unruhe, voll Mißvergnügen, voll Handlung. Nun wird der Kopf des Königs voll Anschläge, Joabs voll Politik, des Volks voll Unzufriedenheit. Nun weis man, warum er säumt, das Land murret, Gott zürnet — alles würde voll und rege: da es jetzt uns in den ersten Auftritten ganz leer scheint, und sich alles um eine metaphysische, psychologische Sünde des Königs umher drehet.

Daß hiedurch nun mit einmal eine gute Menge Predigens, Betens und Moralisirens über das all-

gemeine Ding „Gut und Böse!„ erspart wäre, braucht kaum angeführt zu werden. Alle die Herrn Chineam und Mephiboseth, Joab und David selbst, wüßten, worüber sie zu sprechen hätten, und dürften also nicht über ein Nichts! eine Aufwallung! einen Gedankenausstoß sprechen, wo David selbst nicht weis, was? oder warum er das gewollt? Joab selbst nicht weis, was? oder warum er säume? David selbst nicht weis, was oder warum er abbreche u. s. w. So schön und lehrreich es ist, wenn eine feine Spitze des menschlichen Herzens Are einer Weltbegebenheit wird: so muß doch auch diese Spitze in viele Räder greifen und gewissermaße sichtbar mit dem ganzen menschlichen Herzen zusammenhängen, oder das Interesse wird schwach, und die Muskel, die alles bewegt, kränklich und eine moralische Faser. Wenigstens dünkt uns, aus einzelnen Gesinnungen, die Hr. Kl. Personen in den Mund legt, erhellt es genugsam, daß er mehr als jemand das allgemeine Gerede über ganzen Charakter, Thatanschlag u. s. w. als einen Wortkand wegwerfe, in den hier doch die Theilnehmer der beyden ersten Aufzüge fast nothwendig fallen mußten. Joab und David leiden dabey am meisten, wo der letzte, der große König der biblischen Geschichte! fast nichts als Bußpsalmen betet.

Nochmals gesagt. Es sey ferne, daß wir hier über ein kritisches Musenzubehör schwatzen wollten: wir reden über das Faktum der Bibel, das wir gerne, wie es in seiner Fülle ist, uns vorgestellt sähen: denn mit Eins, sieht der Leser, fallen hiemit die meisten Zweifel und Spöttereyen der Gegner selbst weg. Die Geschichte steht in der Bibel eben hinter allen Siegen Davids und sollte nichts als militarischer Aufbot zu noch größerm Blutvergießen werden: um diese Angel dreht sich alles.

Die

Die Anzahl der gezählten läßt Hr. K., ohne über die Größe der Zahl zu erschrecken, ablesen und hat sich selbst, vielleicht zu viele Mühe gegeben, die runde gerade Zahl jedes Stammes ins Sylbenmaas zu bringen.

Die Art, wie Gott den Prophetengeist erweckt, oder vielmehr alle zum Voraus zubereitet, ist ganz im Geist des Heiligthums und Klopstocks würdig. Wie David zuerst ein innerer Herzensstoß anwandelt, daß er selbst die Zählung nicht aushören kann! wie Zadok kommt und Gad von fern ankündigt! Alle etwas schauderhaft erwarten! David am meisten und — nun kommt das traurige Orakel! in alle seiner Majestät! Einfalt und Demuth und Würde des bringenden. Die Person des letzten des Tiresias oder Kalchas dieser Geschichte ist ausserordentlich simpel, groß und unterhalten bis ans Ende, da David die Stimme Gottes noch aus dem Volke hervorruft. Auch ists gewiß ein feyerlicher Augenblick, da Gad niederkniet und dem Allgegenwärtigen des Wählenden Antwort überbringt.

Ueber die Scene, da David wählt, hat Kl. scheints mit vieler Sorgfalt gearbeitet. Er läßt Joab selbst gegen die Kriegswahl sprechen, Mephiboseth darein reden u. s. w. bis Nathan die Wahl lenkt. Uns dünkt, die Einfalt der Bibel „lieber in die Hand Gottes, als in die Hand der Menschen!„ sollte auch hier einfältige Hauptbewegursache geworden seyn, denn der Schimpf des Krieges von Menschen und überwundnen Nachbarn nun im Alter selbst überwunden zu werden, mußte ja einem langen Ueberwinder unleidlich seyn, und den vorigen Kriegesanschlag der Zählung dazugenommen, siebenfach unleidlich. Vielleicht hätte also der niedergedrückte König hier gleich

von diesem Gefühl des Schimpfs und der Angst in die Hand Gottes fallen können — einfältig, gedrungen und rührend, und es scheint, hier habe der Dichter seinen Helden zu sorgfältig gegen eine Voltairsche Spötterey rechtfertigen wollen, die hier in der Hitze der Angst und Noth keinem beyfallen müssen.

Die schnellen Boten der Pest sind mit äusserstem Fleisse wahrscheinlich gemacht: und die mancherley Nachrichten der Pest kann sich der Leser in Klopstocks Einbildung und seinem Herzen voll Empfindung gedenken. Auch die Steigerung derselben bis die schwarze Wolke über Jerusalem zeucht und endlich gar der alte ehrliche Husai, verpestet, in Davids Armen stirbt, ist ganz Klopstocks. Die ruffenden unsichtbaren Stimmen von beyden Seiten sind beym lesen ein schauderhafter Augenblick, schauderhafter vielleicht, als es auch hier die beyden sprechenden Satane, die in diesem Stück nun fast gar nichts zu thun haben, werden können. Der Engel über der Tenne und Davids Gebet an ihn sind ausserordentlich glücklich eingeflochten und überhaupt der Epische Theil des Stücks ganz in Klopstocks Manier: einfach, rührend und erhaben. An die Diktion denken wir gar nicht, denn die ist bey Klopstock nie einmal noch anzupreisen — glänzend, einfältig, und sich gleichsam erschaffen.

Nur die weiche, zerfloßne Sprache der Empfindung fodert vielleicht am meisten die Tugend, die jene Griechen „Philippisiren„ nannten, und hier Klopstockisiren heissen möchten. Der Knabe Salomo, mit seinem Hofmeister Nathan würde von dieser Tugend am meisten vielleicht geniessen: denn so groß allerdings die Situation ist, daß er früh lerne, leiden! und Gott gehorchen! und sehen, was ein König für sein ganzes Volk ist! so hätte er doch an ihr vielleicht mit

mehr

mehr Kürze, Drang und Bestimmtheit Theil neh-
men können, statt daß er jetzt gleichsam nur immer
in die Queer kommt, hinein will und heraus muß,
und nicht aushalten kann und jammert. Indeß ist
Klopst. väterliches Herz auch hier so sichtbar, als über-
haupt in Bearbeitung des Hauptgedankens „Könige
„sind Väter der Nation in allem was sie thun und lei-
„der! auch sündigen. Die Schaafe müssen mit dem
„Hirten leiden!„ welche Fülle von Begebenheiten liegt
in dem Gedanken! und der Gedanke nach Fülle der
biblischen Begebenheit verhandelt „aufwachender Er-
„oberungsgeist in einem Könige, unter dem das Land
„seufzet, ist Zorn Gottes wider Israel; Aufstehen des
„Satans gegen Israel: da erscheint bald ein Seher
„Gad mit seinem schrecklichen dreyfachen Entweder!
„Oder!„ bald darauf der Rachengel in den Wolken —
wir wüßten fast keine schaudervollere Begebenheit, die
Bild eines Schicksals seyn könnte, dessen einzelne
Laute leider! fast alle Jahrhunderte predigen. O wenn
diese volle Quelle erschöpft wäre! Was Oedipus dort
für sein trauriges Thebe durch den Eigensinn eines
Götterorakels war: das würde hier David durch das
volle Bewußtseyn seiner Schuld unter dem Schwerte
des Engels. Zu welchem Grad könnte nicht da das
Mitleiden mit Israel! mit David! mit jedem Könige,
der Mensch ist! mit jedem Volk, das unter einem
Menschen steht, gebracht werden! Und in welcher
Würde erschiene die Rachmajestät Gottes, die nicht
aus Eigensinn Menschen zum Spiel des Jammers
macht, sondern mehr schreckt, als straft — Da
reuete es dem Herrn über dem Uebel, und sprach zum
Engel zum Verderber: es ist gnug! laß deine Hand
ab!„ Auch in Klopst. Trauerspiel ist diese Reue Got-
tes von großem, so unerwartetem, als freudevollem
Effekt: und es ist schön, daß eben ein Punkt der

lachendsten Spötterey sich hier blos durch die ganze Vorstellung, so rührend und tragisch groß endigt.

Ds.

II.

J. H. Lambert, Anlage zur Architectonic oder Theorie des Einfachen und ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß. Riga, bey Hartknoch, 1771. Erster Band, 25½. Bogen. Zweyter Band, 35½. Bogen in 8.

Wir würden uns begnügen, dieses Werk nur überhaupt anzuzeigen, wenn es sich von andern Werken gleichen Inhaltes nicht auf eine allzumerkliche Art auszeichnete. Der Vorrede zufolge soll es eine durchaus aufs neue vorgenommene Untersuchung der metaphysischen Grundlehren seyn. Herr L. hat hiebey wenigstens das Vorurtheil für sich, daß wenn ihm diese Untersuchung auch nur so weit gelungen, als er sich in seinem Organon den Weg dazu gebähnt hat, wir schon etwas nicht so ganz gemeines erwarten können. Dieses muß sich nun durch eine genauere Besichtigung des vor uns liegenden Werkes erörtern lassen. Es besteht aus vier Theilen, wovon der letzte die Größe und die dabey vorkommende metaphysisch — allgemeine Begriffe zum Gegenstande hat, die drey erstern aber überhaupt betrachtet, das enthalten, was gewöhnlich zur Ontologie gerechnet wird. Die Frage ist demnach, wie es hier vorkömmt? Auf eine sehr merklich neue und von den bisherigen verschiedene Art. Wer etwann bey dem Streite, ob der

Satz

Satz des Widerspruches, oder das Principium positionis, oder irgend ein anderes der bisherigen metaphysischen Principien, der oberste Grundsatz der menschlichen Erkenntnis sey, nachsehen will, ob Herr L. sich zu dieser oder jener Parthey schlage, findet, daß er mit keinem von diesen Principien recht zufrieden ist. Sie betreffen nur die Form der Erkenntnis, und geben von der Materie so viel als gar nichts an. Der Satz des Widerspruches ist verneinend, und zeigt nur, wo das mögliche und das wahre nicht ist. (§. 19.) Die Positionen, Möglichkeiten lassen sich daraus nicht geradehin erkennen, der Satz des Widerspruches bezeichnet gleichsam nur die Grenzlinie zwischen dem wahren und dem bloß symbolischen, und ist daher nicht ein Principium der Erkenntniß selbst, sondern nur des theoretischen Theiles der Probierkunst der menschlichen Erkenntniß (§. 502.) sofern es ein Mittel ist, das Unmögliche vom Möglichen zu unterscheiden. Herr L. gebraucht es in dieser Absicht, um auf den materiellen Anfang unserer Erkenntniß zu kommen. Diesen sucht er nicht in den abstraktesten, oder sogenannten höchsten ontologischen Begriffen, die man durch den Weg der Abstraction findet, und zwar deßwegen nicht, weil er behauptet, daß diese Begriffe unter allen die allerzusammengesetzteste sind. Er nimmt aber die abstracten Begriffe nicht so von allen Bestimmungen entblößt, wie die Worterklärungen sie angeben, sondern sieht sie als Sceleta von den darunter gehörenden einzeln Objecten an, (§. 526.) und zeigt besonders (§. 519.) wie sehr z. E. der so abstracte und von allem entblößt scheinende Begriff Ding, zusammengesetzt ist, wenn man alle Fundamenta divisionum & subdivisionum, die nothwendig darinn vorkommen müssen, in Betrachtung ziehe. Nun will Herr L. überhaupt gar keine zusammengesetzte Begriffe zur ersten

Grund-

Grundlage unserer Erkenntniß gerechnet wissen, weil, sagt er, die Möglichkeit ihrer Zusammensetzung vorerst bewiesen werden muß. Dieses leitet ihn zu den einfachen Begriffen, die eben dadurch, daß sie einfach sind, von innern Widersprüchen nothwendig frey sind, weil zum Widersprechen wenigstens zwey erfordert werden (§. 7.) Es müssen demnach in dem System der Erkenntniß die einfachen Begriffe zum Grunde liegen, und damit läßt Hr. L. (§. 20. 23.) keine andere Grundsätze und Forderungsätze gelten, als die aus lauter einfachen und daher unmittelbar für sich gedenkbaren Begriffen bestehen, weil aus diesen erst die Möglichkeit der zusammengesetzten Begriffe muß erwiesen werden. Hr. L. läßt es nun bey dieser Bemerkung nicht bewenden. Er sieht es (S. 264. I. Band) als eine sehr wichtige Betrachtung an, daß die einfachen Begriffe in allen Absichten der eigentliche Uebergang von der Form zur Materie, vom Hypothetischen zum Categorischen, von den Relationen zu den Corelatis sind, und führt eben daselbst zum Beyspiele an, daß die eigentlich categorischen Nothwendigkeiten in Absicht auf uns nur bey den einfachen, nicht aber bey den zusammengesetzten Begriffen vorkommen, so wie ebenfalls die einfachen Begriffe die einige Quelle und erste Anlage zu den positiven Möglichkeiten, zu den willkührlichen und absoluten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten und zu den absoluten und categorischen Widersprüchen sind. Nach (§. 28.) machen eben die einfachen Begriffe im System der Sacherklärungen, und (wenigstens so fern die Sprache dazu eingerichtet ist) ihre Namen in dem System der Wörterklärungen den ersten Anfang aus, so sehr auch übrigens beyde Arten von Erklärungen einen einander entgegengesetzten Weg zu nehmen scheinen. Hr. L. bleibt aber auch hiebey nicht stehen. Er fin-

findet, daß durch alle solche Betrachtungen die einfachen Begriffe selbst noch nicht gefunden werden. *Man* muß, sagt er, (S. 248. II. B., dieselben als *schon* vorhanden ansehen, und sie aus dem Haufen der vor uns liegenden Begriffe herfür suchen, und diese demnach sämtlich durch die Musterung gehen lassen; so wie Locke es bereits gethan hat. (§. 8. 9.) Solche einfache Begriffe werden nun im §. 46. vorgezählt und in 6 verschiedene Klassen gebracht. I. Die Solidität, die Existenz, die Dauer, die Ausdehnung, die Kraft, das Bewußtseyn, das Wollen, die Beweglichkeit, die Einheit, die Größe. II. Licht, Farben, Schall, Wärme ꝛc. III. Seyn, werden, haben, können, thun. IV. Nicht, gleich, einerley, zugleich, was? wie? ob? warum. V. Zu, vor, bey, aus, nach, auf, durch ꝛc. VI. Weil, warum, auch, sondern, aber, wenn, doch ꝛc. Die zweyte dieser Klassen läßt Hr. L. ganz weg, weil die dahin gehörigen Begriffe vom sinnlichen Schein hergenommen und für die Grundlehre viel zu special sind. Der ersten Klasse aber widmet er das ganze 2te und 3te Hauptstück, um die dazu gehörigen Begriffe theils jeden für sich zu betrachten, theils auch die Grundsätze und Foderungen, so sie anbieten, aufzufinden und anzugeben, und überdies diese Begriffe nach allen Combinationen untereinander zu vergleichen, und mit einander zu verbinden. Diese Combinationen werden (§. 53.) in einer Tabelle vorgestellt, wo sich die aus der ersten Klasse herrührende Correlata der Grundlehre mit einem Anblicke übersehen lassen. Die beygefügte Erläuterung (§. 54 - 69.) zeigt besonders auch, wie weit man damit ausreicht. Von den übrigen Klassen wird im 4ten Hauptstücke nur der Begriff der Identität, wegen seiner Allgemeinheit und Brauchbarkeit, nebst den damit verwandten

Begriffen der Aehnlichkeit, Verschiedenheit, Analogie, Gleichheit ꝛc. vorgenommen, und die dahin gehörende Grundsätze und Forderungen angegeben, zugleich auch in einer Tabelle (§. 157. 158.) gezeigt, wie die einfache Begriffe der ersten Klasse die eigentliche Quellen zu jeden Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten sind.

In dem 2ten Theile kömmt das Ideale der Grundlehre vor. Es begreift dieses solche Begriffe, die sich mehr auf ein den...des Wesen als auf die Sache selbst beziehen. Dahin gehört die im 5ten Hauptstücke vorgenommene Theorie des allgemeinen und besondern. Der Verfasser bemerkt gleich anfangs, daß seit dem der Streit zwischen den Nominalisten und Realisten in Absicht auf die Entia universalia aufgehört hat, diese Theorie aus der Grundlehre so viel als ganz wegbleiben könnte, weil sie viel eigentlicher in die Vernunftlehre gehört. Sie wird auch hier überhaupt nur in so weit betrachtet, als die Eintheilung der Dinge in Arten und Gattungen unserer Erkenntniß eine besondere und sich meistens nach der Sprache richtende Gestalt giebt, auch eine vielleicht nie ganz zu hebende Verwirrung nach sich zieht, die sich erst dann recht zeigt, wenn wir unsere Erkenntniß nach den Arten und Gattungen in ein vollständigeres System bringen wollen. Das allgemeinste und das einfache in den Begriffen trift nicht immer zusammen, und ersteres begreift meistens zu viele Ungleichartigkeiten unter sich, als daß es sich so leicht sollte auseinander lesen lassen.

Im 6ten Hauptstücke kömmt die Betrachtung des Veränderlichen und Fortdauernden in Rücksicht auf die Identität vor, so fern nemlich die Frage ist, wiefern ein Ding, seiner Veränderungen unerachtet, eben dasselbe bleibe, seinen Namen behalte, oder sich der Art nach ändern könne ꝛc. Bey zusammenge-

gesetzten Dingen kömmt hier viel auf das gemeinsame Band oder die Kräfte an, wodurch die Theile unter einander verbunden sind. Die chemischen Verwandlungen der Körper werden hier beleuchtet und durch die Bemerkung, daß auch die Kräfte des Verstandes und des Willens mit unter die verbindende Kräfte gerechnet werden können, wird die Anwendung der hier vorgetragenen Lehren auf die Veränderung der Gedenkensarten, Lehrgebäude, Gesellschaften, Lebensarten, Republicken sehr weit ausgedehnt. Die erst erwähnten beyden Hauptstücke haben übrigens eine unmittelbare Beziehung auf die im 4ten Hauptstücke vorgetragene Theorie der Identität, des ähnlichen und verschiedenen. In den folgenden Hauptstücken kommen nun mehrere der zu den vier letzten Klassen gerechneten einfachen Begriffe und zwar im 7ten Hauptstücke das Seyn und nicht seyn, im 8ten das Etwas seyn und das Nichts seyn, im 9ten das Nothwendig seyn und das nicht Nothwendig seyn, im 10ten das wahr seyn und das nicht wahr seyn vor. Das Seyn, so fern es nemlich nicht existere sondern esse bedeutet, gehört wiederum eben so viel oder mehr in die Vernunftlehre als in die Ontologie. Hr. L. sagt in der Vorrede, daß er dieses zu spät bemerkt habe, nachdem er alles bereits geschrieben hatte. Indessen kömmt hier dennoch die Betrachtung vom Satze des Widerspruches vor, und dann ist immer so viel richtig, daß, so lange nur vom blos möglichen die Rede ist, man anstatt existere nur esse gebrauchen kann. Hr. L. zeigt übrigens auch, wie so wohl daß Seyn als das Nicht seyn in den einfachen Begriffen seinen ersten Ursprung habe. Das Etwas seyn und das Nichts seyn wird so genommen, wie es bey der Anwendung auf besondere Bestimmungen vorkömmt, nemlich: Ein Ding ist *A* oder nicht *A*,

wo durch Nicht *A* der Terminus infinitus von A verstanden wird. Hr. L. zeigt, daß Sätze von dieser Art bey einzeln Dingen ganz anders vorkommen, als bey allgemeinen. Bey jenen kann man aus den blossen Wegseyn des Nicht *A* auf das Daseyn des A schliessen, bey diesen kann sowol A als nicht A zugleich weg seyn, weil noch vieles darinn ganz unbestimmt gelassen ist. Das Nothwendige wird im 9ten Hauptstücke anfangs, wie gewöhnlich, aus der Unmöglichkeit des Gegentheils gefolgert, nachher aber auf eine ungleich unmittelbarere Art in den einfachen Begriffen aufgesucht. Das Hypothetische kömmt nur bey den zusammengesetzten Begriffen vor, so fern die Zusammensetzung auf mehrere Arten geschehen kann. Die einfachen Begriffe muß man schlechthin nehmen, wie sie sind. Bey zusammengesetzten Dingen sind die zufälligen Bestimmungen von den wesentlichen nur vergleichungsweise verschieden, so fern nemlich jene durch geringere, diese durch stärkere getrennt werden können. Das Solide und die Kräfte sind die Grundlage zu jeden Arten von Nothwendigkeiten und Zufälligkeiten. Die im 10ten Hauptstücke betrachtete metaphysische Wahrheit wird auf den Begriff des Existiren können zurücke geführt, wozu ebenfalls das Solide und die Kräfte die erste Grundlage sind, so daß ohne voreristirende Kräfte sich nichts existirendes gedenken lässet.

Im 11ten Hauptstücke wird das vor und nach seyn untersucht. Vor und Nach sind, nebst mehrern Vorwörtern, Verhältnißbegriffe des Ortes, die an sich ganz einfach sind, und worauf sich die Theorie der Ordnung zurücke führen läßt. Diese Theorie wird hier sehr ausführlich und besonders auch in Rücksicht auf den blinden Zufall und das absolute Verhängniß vorgenommen. Das 12te Hauptstück nimmt endlich

sich das volle und das durchgängige, und damit die Theorie der Vollkommenheit zum Gegenstande, welcher zuletzt noch einige nähere Betrachtung des Begriffes der Schönheit in beliebter Kürze beygefügt ist.

Der dritte Theil hat das Reale der Grundlehre zum Gegenstande, und fängt sich in dem 13ten Hauptstücke mit der Theorie der Kraft an, welche Anfangs nach den Gesetzen der Bewegung betrachtet, und dann verschiedenes davon auf die Kräfte der Intellectualwelt ausgedehnt wird. Hr. L. fängt nemlich immer bey der Körperwelt an, weil wir von daher die Bilder nehmen, unter welchen wir uns die Dinge der Intellectualwelt vorstellen. In der That wird auch nach diesem Verfahren die Entstehensart abstrakter Begriffe am richtigsten aufgeklärt. Die von den Kräften herrührende Verhältnisse werden hierauf im 14ten Hauptstücke, der Zusammenhang besonders im 15ten, das bestimmen im 16ten und das Zusammensetzen im 17ten Hauptstücke, und zwar jedesmal in besonderer Rücksicht auf die Kräfte der Körper, des Verstandes und des Willens betrachtet, und mehrentheils auch alles dabey vorkommende vorgezählt. Das 18te Hauptstück betrachtet wiederum die Verhältnisse in Rücksicht auf die Sache selbst. Im 19ten kommt die Theorie der Ursachen und Wirkungen, im 20ten die von Substanzen und Accidenzen, und endlich im 21ten die von Zeichen und Bedeutung vor, welche letztere Theorie aber die blos willkührlichen Zeichen, die mehr in die Vernunft- und Sprachlehre gehören, nicht mitnimmt. Wir zeigen den Inhalt dieser Hauptstücke nicht näher an, weil man sie nothwendig selbst lesen muß. Im 15ten werden z. E. die Gründe und besonders die ersten Gründe des Könnens, des Wissens und des Wollens; im 16ten die Vergleichung der Ontologie, wie sie bisher war, mit dem was eine

 Grund-

Grundlehre eigentlich seyn soll; im 17ten die Gesetze zusammengesetzter Dinge sowol der Körperwelt als der Intellectualwelt, im 14ten und 18ten die auf den Calculum qualitatum abzielende Sätze, im 19ten das praktische bey Aufsuchung der Ursachen fürgegebener Wirkungen, im 20ten der genauere Begriff der Substanz und das Aufsuchen ungleichartiger Substanzen, im 21ten der ächte Begriff einer wahren Zeichendeutung, und die nach allen Theilen vorgezählte Anweisung, Zeichen als Zeichen zu erkennen, auf das bezeichnende zu schliessen, sich vor Trugschlüssen zu hüten rc. vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen. Den Zusatz zum 19ten Hauptstücke, welcher eine ganz neue Theorie der Form enthält, wird man um so viel weniger ungelesen übergehen, da bisher dieser Begriff einer von den unentwickeltesten der Metaphysik gewesen ist. Der vierte Theil füllt eine sehr beträchtliche Lücke der Grundlehre aus. Er betrift die Größe und zwar nicht so überhaupt, wie es bisher in den Anweisungen zur Grundlehre geschehen, sondern mit allem, worauf man zu sehen hat, wenn in jeden Fällen die Größe genau bestimmt, oder um deutlicher und nachdrücklicher zu reden, die Mathematick mit neuen Theilen bereichert werden soll. Es ist dieses, wie der Verfasser sagt, ein *organon quantorum*, eine Art von allgemeiner Mathematick, oder vielleicht noch genauer zu reden, der eigentlich metaphysische Theil der mathematischen Erkenntniß. Die Anzeige der Hauptstücke mag diese Benennungen schon zum Theil aufklären. 22. Das allgemeine der Größe. 23. Die Einheit. 24. Die Dimension. 25. Die einfache Gestalt der Größe. 26. Der Maaßstab. 27. Das Ausmeßbare. 28. Die Gleichartigkeit. 29. Das Einförmige. 30. Die Schranken. 31. Das Zahlengebäude. 32. Vorstellung der Größe

durch

durch Figuren. 33. Das endliche und unendliche. So sehr die Dinge ihren Eigenschaften nach verschieden sind, so sehr finden wir sie hier in Absicht auf die Art sie auszumessen verschieden. Hr. L. zeigt, daß man am füglichsten anfange sich um die dabey vorkommenden Einheiten umzusehen. Allein auch hierinn äussert sich schon ein vielfacher Unterschied. Es finden sich z. E. absolute Einheiten, die schlechthin so bleiben, wie sie sind, und die weder Brüche haben noch vielfach werden können. So ist die Existenz, welche keine Grade der Intensität hat, in dieser Absicht eine absolute Einheit. Es giebt andere Einheiten, die nur Brüche haben können, ohne daß sie können vielfach werden. Silber kann z. E. nicht mehr als rein seyn, hingegen kann die Reinheit bis auf 0, herunter vermindert werden. Sie ist z. E. bey 12 löthigem Silber nur $\frac{3}{4}$ bey 8 löthigem nur $\frac{1}{2}$ ꝛc. Es giebt hinwiederum Einheiten, die keine Brüche haben, dagegen aber größer werden können. Z. E. das Wasser kann nicht leichter werden, als wenn es ganz rein ist. Jede Vermengung mit Salz ꝛc. macht es schwerer. Nimmt man nun mit, daß das Salz nicht mehr als bis zur Saturation aufgelößt werden kann, so sieht man, daß die Schwere des Wassers nur zwischen bestimmten Schranken veränderlich ist, und in so fern zwo bestimmte Einheiten hat, die zum Grunde gelegt werden können. Endlich giebt es ganz willkührliche Einheiten, und diese kommen immer vor, wo eine Größe von 0 an bis ins unendliche anwachsen kann, wie z. E. bey Ausmessung der Ausdehnung, der Dauer, der Bewegung, der Geschwindigkeit ꝛc. Wir führen dieses nur zum Beyspiele an, wie Hr. L. seinen metaphysischen Theil der Mathematick behandelt, und dadurch, daß er alles auseinander lieset, Licht und Ordnung über einen in so weit ganz neuen Theil der

Grundlehre ausbreitet. An Erläuterungen läßt er es so gar nicht fehlen, daß wo nicht alle, doch weit die meisten Fälle, wo man die philosophische Kenntniß bis zur mathematischen erhoben hat, und theils noch ferner erheben kann, als Beyspiele angeführt werden. Er sieht überdies die mathematische Kenntniß als den sichersten Probierstein der philosophischen an, und findet z. E. (§. 455.) daß so schön ein System von metaphysischen Definitionen zu seyn scheint, noch nothwendig Vermischung und Verwirrung darinn seyn müsse, wenn die einfachen Bestimmungen, und wie weit sich jede erstreckt, nicht so angegeben sind, daß die Ausmessung nach jeden Dimensionen und Theilen vorgenommen werden könne, weil man bis dahin anstatt mb ✱ μβ nur noch M oder mn oder m ✱ n ꝛc. habe. Was dieses sagen will, muß man daselbst nachlesen.

Hr. L. glaubt, daß man die einfachen oder eigentlicher zu reden, die immateriellen Dinge (denn auf diese ist es doch eigentlich abgesehen) nicht in der Theilbarkeit oder Nichttheilbarkeit der Materie suchen müsse, sondern, daß sie sich eher bey Betrachtung der Kräfte finden lassen. Von Monaden, kömmt, vermuthlich aus diesem Grunde, in dem ganzen Werke nichts vor. Es wird daher besonders Ausländern weniger anstößig seyn, und die Engländer werden es ebenfalls nicht ungern sehen, daß man endlich ihrem Locke in seiner so mühsamen und sorgfältigen Absonderung der einfachen und zusammengesetzten Begriffe, auch in Deutschland Recht widerfahren läßt. In Ansehung mehrerer leibnizischen Grundsätze scheint Hr. L. ebenfalls das anstößige so ziemlich vermieden zu haben. Er setzt z. E. erste Gründe des Könnens, des Wissens und des Wollens, und findet dabey dem fernern Fragen nach Gründen ein Ziel, ohne welches freylich

kein

kein Grund jemals zureichend seyn würde. Den Satz des nicht zu unterscheidenden räumt er für die wirkliche Welt (und weiter gebrauchen wir ihn nicht) aus dem Grunde ein, daß die wirkende Ursachen in der Welt viel zu sehr durch einander laufen, als daß zwey Dinge auch nur einen Augenblick durchaus ähnlich seyn könnten. Der Progressus rerum circularis oder die Platonische Apocatastasis wird von ihm durch die ganz einfache Bemerkung umgestossen, daß jede Perioden in der Welt nicht nur incommensurabel sondern auf eine immer veränderliche Art incommensurabel sind. Von der metaphysischen Einheit, Wahrheit und Güte urtheilt Hr. L. daß diese Begriffe unter allen in der Metaphysik vielleicht am wenigsten aufgeklärt werden. Ein wahres Ding muß nicht nur von innern Widersprüchen frey seyn, sondern alles haben, was zum existiren und daher auch zum fortdauern können erfordert wird, folglich ein behöriges Ebenmaaß der Theile und Kräfte, und die zum Beharrungsstande erforderliche Anordnung derselben. Dadurch wird es ein Ganzes, oder es hat seine metaphysische Einheit. Sodann besteht in eben der Anordnung und dem Ebenmaaße, das was man die innere metaphysische Güte desselben nennen kann, weil es ganz zu dem was es seyn soll, eingerichtet ist, und weil es eben dadurch Bestand haben kann. Daß sich bey dem Gleichgewichte und Beharrungsstande ein gewisses maximum gedenken lasse, erläutert Hr. L. durch das allgemeine Gesetz der Maschinen, die nicht im Gleichgewichte sind, dafern nicht der Mittelpunkt der Schwere am tiefsten Orte, oder überhaupt durch die einwirkende und verbindende Kräfte so weit getrieben ist, als es die Einrichtung des Systems immer zuläßt. Eben dieses fordert Hr. L. auch bey denen Dingen, die durch die Kräfte der Menschen zusam-

Grundlage unserer Erkenntniß gerechnet wissen, weil, sagt er, die Möglichkeit ihrer Zusammensetzung vorerst bewiesen werden muß. Dieses leitet ihn zu den einfachen Begriffen, die eben dadurch, daß sie einfach sind, von innern Widersprüchen nothwendig frey sind, weil zum Widersprechen wenigstens zwey erfordert werden (§. 7.) Es müssen demnach in dem System der Erkenntniß die einfachen Begriffe zum Grunde liegen, und damit läßt Hr. L. (§. 20. 23.) keine andere Grundsätze und Forderungsätze gelten, als die aus lauter einfachen und daher unmittelbar für sich gedenkbaren Begriffen bestehen, weil aus diesen erst die Möglichkeit der zusammengesetzten Begriffe muß erwiesen werden. Hr. L. läßt es nun bey dieser Bemerkung nicht bewenden. Er sieht es (S. 264. I. Band) als eine sehr wichtige Betrachtung an, daß die einfachen Begriffe in allen Absichten der eigentliche Uebergang von der Form zur Materie, vom Hypothetischen zum Categorischen, von den Relationen zu den Corelatis sind, und führt eben daselbst zum Beyspiele an, daß die eigentlich categorischen Nothwendigkeiten in Absicht auf uns nur bey den einfachen, nicht aber bey den zusammengesetzten Begriffen vorkommen, so wie ebenfalls die einfachen Begriffe die einige Quelle und erste Anlage zu den positiven Möglichkeiten, zu den willkührlichen und absoluten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten und zu den absoluten und categorischen Widersprüchen sind. Nach (§. 28.) machen eben die einfachen Begriffe im System der Sacherklärungen, und (wenigstens so fern die Sprache dazu eingerichtet ist) ihre Namen in dem System der Wörterklärungen den ersten Anfang aus, so sehr auch übrigens beyde Arten von Erklärungen einen einander entgegengesetzten Weg zu nehmen scheinen. Hr. L. bleibt aber auch hiebey nicht stehen. Er fin-

findet, daß durch alle solche Betrachtungen die einfachen Begriffe selbst noch nicht gefunden werden. *Man* muß, sagt er, (S. 248. II. B., dieselben als schon vorhanden ansehen, und sie aus dem Haufen der vor uns liegenden Begriffe herfür suchen, und diese demnach sämtlich durch die Musterung gehen lassen; so wie Locke es bereits gethan hat. (§. 8. 9.) Solche einfache Begriffe werden nun im §. 46. vorgezählt und in 6 verschiedene Klassen gebracht. I. Die Solidität, die Existenz, die Dauer, die Ausdehnung, die Kraft, das Bewußtseyn, das Wollen, die Beweglichkeit, die Einheit, die Größe. II. Licht, Farben, Schall, Wärme rc. III. Seyn, werden, haben, können, thun. IV. Nicht, gleich, einerley, zugleich, was? wie? ob? warum. V. Zu, vor, bey, aus, nach, auf, durch rc. VI. Weil, warum, auch, sondern, aber, wenn, doch rc. Die zweyte dieser Klassen läßt Hr. L. ganz weg, weil die dahin gehörigen Begriffe vom sinnlichen Schein hergenommen und für die Grundlehre viel zu special sind. Der ersten Klasse aber widmet er das ganze 2te und 3te Hauptstück, um die dazu gehörigen Begriffe theils jeden für sich zu betrachten, theils auch die Grundsätze und Foderungen, so sie anbieten, aufzufinden und anzugeben, und überdies diese Begriffe nach allen Combinationen untereinander zu vergleichen, und mit einander zu verbinden. Diese Combinationen werden (§. 53.) in einer Tabelle vorgestellt, wo sich die aus der ersten Klasse herrührende Correlata der Grundlehre mit einem Anblicke übersehen lassen. Die beygefügte Erläuterung (§. 54-69.) zeigt besonders auch, wie weit man damit ausreicht. Von den übrigen Klassen wird im 4ten Hauptstücke nur der Begriff der Identität, wegen seiner Allgemeinheit und Brauchbarkeit, nebst den damit verwandten

Begriffen der Aehnlichkeit, Verschiedenheit, Analogie, Gleichheit ꝛc. vorgenommen, und die dahin gehörende Grundsätze und Forderungen angegeben, zugleich auch in einer Tabelle (§. 157. 158.) gezeigt, wie die einfache Begriffe der ersten Klasse die eigentliche Quellen zu jeden Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten sind.

In dem 2ten Theile kömmt das Ideale der Grundlehre vor. Es begreift dieses solche Begriffe, die sich mehr auf ein den...ndes Wesen als auf die Sache selbst beziehen. Dahin gehört die im 5ten Hauptstücke vorgenommene Theorie des allgemeinen und besondern. Der Verfasser bemerkt gleich anfangs, daß seit dem der Streit zwischen den Nominalisten und Realisten in Absicht auf die Entia universalia aufgehört hat, diese Theorie aus der Grundlehre so viel als ganz wegbleiben könnte, weil sie viel eigentlicher in die Vernunftlehre gehört. Sie wird auch hier überhaupt nur in so weit betrachtet, als die Eintheilung der Dinge in Arten und Gattungen unserer Erkenntniß eine besondere und sich meistens nach der Sprache richtende Gestalt giebt, auch eine vielleicht nie ganz zu hebende Verwirrung nach sich zieht, die sich erst dann recht zeigt, wenn wir unsere Erkenntniß nach den Arten und Gattungen in ein vollständigeres System bringen wollen. Das allgemeinste und das einfache in den Begriffen trift nicht immer zusammen, und ersteres begreift meistens zu viele Ungleichartigkeiten unter sich, als daß es sich so leicht sollte auseinander lesen lassen.

Im 6ten Hauptstücke kömmt die Betrachtung des Veränderlichen und Fortdauernden in Rücksicht auf die Identität vor, so fern nemlich die Frage ist, wiefern ein Ding, seiner Veränderungen unerachtet, eben dasselbe bleibe, seinen Namen behalte, oder sich der Art nach ändern könne ꝛc. Bey zusammenge-

gesetzten Dingen kömmt hier viel auf das gemeinsame Band oder die Kräfte an, wodurch die Theile unter einander verbunden sind. Die chemischen Verwandlungen der Körper werden hier beleuchtet und durch die Bemerkung, daß auch die Kräfte des Verstandes und des Willens mit unter die verbindende Kräfte gerechnet werden können, wird die Anwendung der hier vorgetragenen Lehren auf die Veränderung der Gedenkensarten, Lehrgebäude, Gesellschaften, Lebensarten, Republicken sehr weit ausgedehnt. Die ersterwähnten beyden Hauptstücke haben übrigens eine unmittelbare Beziehung auf die im 4ten Hauptstücke vorgetragene Theorie der Identität, des ähnlichen und verschiedenen. In den folgenden Hauptstücken kommen nun mehrere der zu den vier letzten Klassen gerechneten einfachen Begriffe und zwar im 7ten Hauptstücke das Seyn und nicht seyn, im 8ten das Etwas seyn und das Nichts seyn, im 9ten das Nothwendig seyn und das nicht Nothwendig seyn, im 10ten das wahr seyn und das nicht wahr seyn vor. Das Seyn, so fern es nemlich nicht existere sondern esse bedeutet, gehört wiederum eben so viel oder mehr in die Vernunftlehre als in die Ontologie. Hr. L. sagt in der Vorrede, daß er dieses zu spät bemerkt habe, nachdem er alles bereits geschrieben hatte. Indessen kommt hier dennoch die Betrachtung vom Satze des Widerspruches vor, und dann ist immer so viel richtig, daß, so lange nur vom blos möglichen die Rede ist, man anstatt existere nur esse gebrauchen kann. Hr. L. zeigt übrigens auch, wie so wohl das Seyn als das Nicht seyn in den einfachen Begriffen seinen ersten Ursprung habe. Das Etwas seyn und das Nichts seyn wird so genommen, wie es bey der Anwendung auf besondere Bestimmungen vorkömmt, nemlich: Ein Ding ist *A* oder nicht *A*,

wo durch Nicht *A* der Terminus infinitus von A verstanden wird. Hr. L. zeigt, daß Sätze von dieser Art bey einzeln Dingen ganz anders vorkommen, als bey allgemeinen. Bey jenen kann man aus den blossen Wegseyn des Nicht *A* auf das Daseyn des A schliessen, bey diesen kann sowol A als nicht A zugleich weg seyn, weil noch vieles darinn ganz unbestimmt gelassen ist. Das Nothwendige wird im 9ten Hauptstücke anfangs, wie gewöhnlich, aus der Unmöglichkeit des Gegentheils gefolgert, nachher aber auf eine ungleich unmittelbarere Art in den einfachen Begriffen aufgesucht. Das Hypothetische kömmt nur bey den zusammengesetzten Begriffen vor, so fern die Zusammensetzung auf mehrere Arten geschehen kann. Die einfachen Begriffe muß man schlechthin nehmen, wie sie sind. Bey zusammengesetzten Dingen sind die zufälligen Bestimmungen von den wesentlichen nur vergleichungsweise verschieden, so fern nemlich jene durch geringere, diese durch stärkere getrennt werden können. Das Solide und die Kräfte sind die Grundlage zu jeden Arten von Nothwendigkeiten und Zufälligkeiten. Die im 10ten Hauptstücke betrachtete metaphysische Wahrheit wird auf den Begriff des Existiren können zurücke geführt, wozu ebenfalls das Solide und die Kräfte die erste Grundlage sind, so daß ohne vorexistirende Kräfte sich nichts existirendes gedenken lässet.

Im 11ten Hauptstücke wird das vor und nach seyn untersucht. Vor und Nach sind, nebst mehrern Vorwörtern, Verhältnißbegriffe des Ortes, die an sich ganz einfach sind, und worauf sich die Theorie der Ordnung zurücke führen läßt. Diese Theorie wird hier sehr ausführlich und besonders auch in Rücksicht auf den blinden Zufall und das absolute Verhängniß vorgenommen. Das 12te Hauptstück nimmt endlich

sich das volle und das durchgängige, und damit die Theorie der Vollkommenheit zum Gegenstande, welcher zuletzt noch einige nähere Betrachtung des Begriffes der Schönheit in beliebter Kürze beygefügt ist.

Der dritte Theil hat das Reale der Grundlehre zum Gegenstande, und fängt sich in dem 13ten Hauptstücke mit der Theorie der Kraft an, welche Anfangs nach den Gesetzen der Bewegung betrachtet, und dann verschiedenes davon auf die Kräfte der Intellectualwelt ausgedehnt wird. Hr. L. fängt nemlich immer bey der Körperwelt an, weil wir von daher die Bilder nehmen, unter welchen wir uns die Dinge der Intellectualwelt vorstellen. In der That wird auch nach diesem Verfahren die Entstehensart abstrakter Begriffe am richtigsten aufgeklärt. Die von den Kräften herrührende Verhältnisse werden hierauf im 14ten Hauptstücke, der Zusammenhang besonders im 15ten, das bestimmen im 16ten und das Zusammensetzen im 17ten Hauptstücke, und zwar jedesmal in besonderer Rücksicht auf die Kräfte der Körper, des Verstandes und des Willens betrachtet, und mehrentheils auch alles dabey vorkommende vorgezählt. Das 18te Hauptstück betrachtet wiederum die Verhältnisse in Rücksicht auf die Sache selbst. Im 19ten kommt die Theorie der Ursachen und Wirkungen, im 20ten die von Substanzen und Accidenzen, und endlich im 21ten die von Zeichen und Bedeutung vor, welche letztere Theorie aber die blos willkührlichen Zeichen, die mehr in die Vernunft- und Sprachlehre gehören, nicht mitnimmt. Wir zeigen den Inhalt dieser Hauptstücke nicht näher an, weil man sie nothwendig selbst lesen muß. Im 15ten werden z. E. die Gründe und besonders die ersten Gründe des Könnens, des Wissens und des Wollens; im 16ten die Vergleichung der Ontologie, wie sie bisher war, mit dem was eine

Grundlehre eigentlich seyn soll; im 17ten die Gesetz zusammengesetzter Dinge sowol der Körperwelt als der Intellectualwelt, im 14ten und 18ten die auf den Calculum qualitatum abzielende Sätze, im 19ten das praktische bey Aufsuchung der Ursachen fürgegebener Wirkungen, im 20ten der genauere Begriff der Substanz und das Aufsuchen ungleichartiger Substanzen, im 21ten der ächte Begriff einer wahren Zeichendeutung, und die nach allen Theilen vorgezählte Anweisung, Zeichen als Zeichen zu erkennen, auf das bezeichende zu schliessen, sich vor Trugschlüssen zu hüten ꝛc. vorzüglich Aufmerksamkeit verdienen. Den Zusatz zum 19ten Hauptstücke, welcher eine ganz neue Theorie der Form enthält, wird man um so viel weniger ungelesen übergehen, da bisher dieser Begrif einer von den unentwickeltesten der Metaphysik gewesen ist. Der vierte Theil füllt eine sehr beträchtliche Lücke der Grundlehre aus. Er betrift die Größe und zwar nicht so überhaupt, wie es bisher in den Anweisungen zur Grundlehre geschehen, sondern mit allem worauf man zu sehen hat, wenn in jeden Fällen die Größe genau bestimmt, oder um deutlicher und nachdrücklicher zu reden, die Mathematick mit neuen Theilen bereichert werden soll. Es ist dieses, wie der Verfasser sagt, ein *organon quantorum*, eine Art von allgemeiner Mathematick, oder vielleicht noch genauer zu reden, der eigentlich metaphysische Theil der mathematischen Erkenntniß. Die Anzeige der Hauptstücke mag diese Benennungen schon zum Theil aufklären. 22. Das allgemeine der Größe. 23. Die Einheit. 24. Die Dimension. 25. Die einfache Gestalt der Größe. 26. Der Maaßstab. 27. Das Ausmeßbare. 28. Die Gleichartigkeit. 29. Das Einförmige. 30. Die Schranken. 31. Das Zahlengebäude. 32. Vorstellung der Größe durch

durch Figuren. 33. Das endliche und unendliche. So sehr die Dinge ihren Eigenschaften nach verschieden sind, so sehr finden wir sie hier in Absicht auf die Art sie auszumessen verschieden. Hr. L. zeigt, daß man am füglichsten anfange sich um die dabey vorkommenden Einheiten umzusehen. Allein auch hierinn äussert sich schon ein vielfacher Unterschied. Es finden sich z. E. absolute Einheiten, die schlechthin so bleiben, wie sie sind, und die weder Brüche haben noch vielfach werden können. So ist die Existenz, welche keine Grade der Intensität hat, in dieser Absicht eine absolute Einheit. Es giebt andere Einheiten, die nur Brüche haben können, ohne daß sie können vielfach werden. Silber kann z. E. nicht mehr als rein seyn, hingegen kann die Reinheit bis auf 0, herunter vermindert werden. Sie ist z. E. bey 12 löthigem Silber nur $\frac{3}{4}$ bey 8 löthigem nur $\frac{1}{2}$ rc. Es giebt hinwiederum Einheiten, die keine Brüche haben, dagegen aber grösser werden können. Z. E. das Wasser kann nicht leichter werden, als wenn es ganz rein ist. Jede Vermengung mit Salze rc. macht es schwerer. Nimmt man nun mit, daß das Salz nicht mehr als bis zur Saturation aufgelößt werden kann, so sieht man, daß die Schwere des Wassers nur zwischen bestimmten Schranken veränderlich ist, und in so fern zwo bestimmte Einheiten hat, die zum Grunde gelegt werden können. Endlich giebt es ganz willkührliche Einheiten, und diese kommen immer vor, wo eine Grösse von 0 an bis ins unendliche anwachsen kann, wie z. E. bey Ausmessung der Ausdehnung, der Dauer, der Bewegung, der Geschwindigkeit rc. Wir führen dieses nur zum Beyspiele an, wie Hr. L. seinen metaphysischen Theil der Mathematick behandelt, und dadurch, daß er alles auseinander lieset, Licht und Ordnung über einen in so weit ganz neuen Theil der

Grundlehre ausbreitet. An Erläuterungen läßt er es so gar nicht fehlen, daß wo nicht alle, doch weit die meisten Fälle, wo man die philosophische Kenntniß bis zur mathematischen erhoben hat, und theils noch ferner erheben kann, als Beyspiele angeführt werden. Er sieht überdies die mathematische Kenntniß als den sichersten Probierstein der philosophischen an, und findet z. E. (§. 455.) daß so schön ein System von metaphysischen Definitionen zu seyn scheint, noch nothwendig Vermischung und Verwirrung darinn seyn müsse, wenn die einfachen Bestimmungen, und wie weit sich jede erstreckt, nicht so angegeben sind, daß die Ausmessung nach jeden Dimensionen und Theilen vorgenommen werden könne, weil man bis dahin anstatt mb * μβ nur noch M oder mn oder m * n rc. habe. Was dieses sagen will, muß man daselbst nachlesen.

Hr. L. glaubt, daß man die einfachen oder eigentlicher zu reden, die immateriellen Dinge (denn auf diese ist es doch eigentlich abgesehen) nicht in der Theilbarkeit oder Nichttheilbarkeit der Materie suchen müsse, sondern, daß sie sich eher bey Betrachtung der Kräfte finden lassen. Von Monaden, kömmt, vermuthlich aus diesem Grunde, in dem ganzen Werke nichts vor. Es wird daher besonders Ausländern weniger anstößig seyn, und die Engländer werden es ebenfalls nicht ungern sehen, daß man endlich ihrem Locke in seiner so mühsamen und sorgfältigen Absonderung der einfachen und zusammengesetzten Begriffe, auch in Deutschland Recht widerfahren läßt. In Ansehung mehrerer leibnizischen Grundsätze scheint Hr. L. ebenfalls das anstößige so ziemlich vermieden zu haben. Er setzt z. E. erste Gründe des Könnens, des Wissens und des Wollens, und findet dabey dem fernern Fragen nach Gründen ein Ziel, ohne welches freylich

kein

kein Grund jemals zureichend seyn würde. Den Satz des nicht zu unterscheidenden räumt er für die wirkliche Welt (und weiter gebrauchen wir ihn nicht) aus dem Grunde ein, daß die wirkende Ursachen in der Welt viel zu sehr durch einander laufen, als daß zwey Dinge auch nur einen Augenblick durchaus ähnlich seyn könnten. Der Progressus rerum circularis oder die Platonische Apocatastasis wird von ihm durch die ganz einfache Bemerkung umgestossen, daß jede Perioden in der Welt nicht nur incommensurabel sondern auf eine immer veränderliche Art incommensurabel sind. Von der metaphysischen Einheit, Wahrheit und Güte urtheilt Hr. L. daß diese Begriffe unter allen in der Metaphysik vielleicht am wenigsten aufgeklärt werden. Ein wahres Ding muß nicht nur von innern Widersprüchen frey seyn, sondern alles haben, was zum existiren und daher auch zum fortdauern können erfordert wird, folglich ein behöriges Ebenmaaß der Theile und Kräfte, und die zum Beharrungsstande erforderliche Anordnung derselben. Dadurch wird es ein Ganzes, oder es hat seine metaphysische Einheit. Sodann besteht in eben der Anordnung und dem Ebenmaaße, das was man die innere metaphysische Güte desselben nennen kann, weil es ganz zu dem was es seyn soll, eingerichtet ist, und weil es eben dadurch Bestand haben kann. Daß sich bey dem Gleichgewichte und Beharrungsstande ein gewisses maximum gedenken lasse, erläutert Hr. L. durch das allgemeine Gesetz der Maschinen, die nicht im Gleichgewichte sind, dafern nicht der Mittelpunkt der Schwere am tiefsten Orte, oder überhaupt durch die einwirkende und verbindende Kräfte so weit getrieben ist, als es die Einrichtung des Systems immer zuläßt. Eben dieses fordert Hr. L. auch bey denen Dingen, die durch die Kräfte der Menschen zusam-

men gesetzt werden, weil auch diese müssen Bestand haben können. Die Bedingung des Beharrungsstandes, und die Art, wie sich ein System oscillations- oder asymptotenweise dem Beharrungsstande nähert, wendet er hin und wieder, besonders aber im 17ten Hauptstücke sehr ausführlich auf die zusammengesetzte Dinge der Intellectualwelt, das will sagen, auf Gedenkensarten, Lehrgebäude, Lebensarten, Gesellschaften, Republicken rc. an. Mehrere Anwendungen der Grundlehre auf jede einzele Wissenschaften und hinwiederum die Anwendung der Vernunftlehre auf die Untersuchung und Berichtigung der ontologischen Begriffe finden sich in dem ganzen Werke sehr häufig, und besonders giebt die durchgängige logische Prüfung H. L. aller Orten Mittel an, die noch rückständige Lücken und Mängel der Ontologie aufzudecken, und zu zeigen, wo theils die Sprache, theils die besonders sehr von der Sprache abhängende Form der Erkenntniß die Grundlehre noch nicht so durchgängig auf einzele Fälle anwendbar seyn läßt, als sie es seyn sollte.

Ob nun dieses Werk in der philosophischen Kenntniß Epoche machen werde, das mag, überhaupt betrachtet, die Zeit lehren. Wir wollen in Absicht auf diese Frage eine Stelle aus der Vorrede anführen. Nachdem Hr. L. daselbst S. VI. VII. die viele und sehr verschiedene Methoden vorgezählt, nach welchen er die in dem Werke vorkommende abstrakte Begriffe nach ihren verschiedenen Entstehensarten, Veranlassungen, Absichten, Beschaffenheiten rc. hat behandeln müssen, um sie kenntlich, bestimmt und brauchbar zu machen, zuweilen auch denselben einige Unbestimmtheit zu lassen; fügt er bey, besonders wird man die einfachen und ersten Begriffe unserer Erkenntniß durch die häufige und nicht immer voraus zu vermuthende Anwendung in ein solches Licht gesetzt und so noth-

wen-

wendig gemacht, auch die Abhänglichkeit jeder Theile der Erkenntniß von denselben so angezeigt finden, daß ich hoffen kann, man werde sich künftig, um sie aufzusuchen, kenntlich zu machen und anzuwenden immer mehr Mühe geben. Man wird finden, daß ohne diese Begriffe, die metaphysischen Knoten nicht aufgelößt, sondern zerschnitten oder gar noch mehr verwickelt werden. Diese Knoten betreffen nun großentheils den Uebergang von der Form zur Materie, vom hypothetischen zum categorischen, von den Relationen zu den *Correlatis*, und wir können noch beyfügen, von den Worten zu den Sachen, vom idealen zum Realen xc. hierinn mußte nun freylich noch eine Epoche gemacht werden, die, wie Hr. L. (S. 264. I. B.) sagt, äusserst wichtig ist.

Sph.

III.

D. Ernst Platners, der Arzeneykunst Professors in Leipzig, Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 8. 292 Seiten.

Nichts ist gewöhnlicher als Klagen der Künstler und der Gelehrten über Mangel an Aufnahme ihrer Kunst, oder über Mangel genugsamer Achtung für ihre Wissenschaft; „jeder will, daß seine Beschäftigung der Lieblingvorwurf des ganzen menschlichen Geschlechts ausmache, oder wenigstens vorzüglich von ihm geschätzt werde.„ Aber der Gerechteste unter diesen Klagenden ist wohl der Weltweise; seine Wissenschaft ist in der That von der Beschaf-

schaffenheit, daß ihre Kultur, in einem gewissen Grade jedem Künstler, jedem Gelehrten unentbehrlich ist, und statt daß alle übrige Künste und Wissenschaften nur in einer mittelbaren nähern oder entferntern Verwandschaft unter einander stehen, sie unmittelbar die Grundlage von allen ausmachet, welche allein vermögend ist, ein erbauetes System unerschütterlich zu erhalten. Denn ist es wahr, daß alle besondere Eigenschaften der Dinge nichts anders sind, als deren allgemeine, zu denen noch genauere Bestimmungen hinzugekommen sind, und daß von diesen nichts behauptet werden kann, was nicht auch von jenen gilt; so ist es offenbar, daß der deutlichen Erkenntniß jeder einzelnen Beschaffenheit, die Kenntniß der allgemeinen vorhergehen muß, von der sie abstammt, und daß alle Wissenschaften, welche jene zum Gegenstand haben, diejenige voraussetzen müssen, von welcher sie nichts als abgeleitete Folgen seyn. Man könnte daher nicht unschicklich die Philosophie mit einem Strohme vergleichen, aus welchem die übrigen Wissenschaften, in verschiedenen Entfernungen von der Quelle, gleichsam Arme von beyden Seiten ausfliessen, zu denen man aber nicht kommen kann, ausser wenn man seine Farth, von der Hauptquelle des Stroms an der Länge nach nimmt. Je entfernter der Ort des Ausflusses von der Quelle ist, desto länger ist der Weg, und eine desto grössere Strecke des Strohms muß der Reisende zurücklegen. Und gewiß, es wäre ein Werk, das keines Philosophen unwürdig ist, diese verschiedene Entfernungen anzugeben, und die Länge des Strohms zu bestimmen, die jeder Reisende mitzunehmen hat, um nach diesem oder jenem Arme zu gelangen, d. h. wie viel Philosophie dem Naturforscher, dem Künstler, dem Rechtsgelehrten u. s. w. nöthig ist, damit sie ihre Wissenschaft

in

in ihrer ganzen Ausdehnung umfassen können, und dieselbe nicht handwerksmäßig betreiben dürfen, sondern nach deutlichen und unzweifelhaften Grundsätzen zu behandeln vermögend seyn.

Die Arzeneygelahrheit stehet ausser der allgemeinen Verknüpfung mit der Philosophie, mit einem Theile derselben noch in einer besondern Verschwisterung, nemlich mit demjenigen, der sich mit der Natur der Seele beschäftigt. Sie, deren Entzweck es ist, den menschlichen Körper in seinem natürlichen Zustande zu erhalten, und alle Veränderungen, die ihn aus dieser Verfassung bringen können, abzuwenden, kann ohnmöglich ihre Vollständigkeit erreichen, ohne die Kenntniß desjenigen Gegenstands, der eine so fruchtbare Quelle von Veränderungen in dem menschlichen Körper enthält. Und wem ist dieser wechselseitige Einfluß, den Seele und Körper auf einander haben, unbekannt? Jede Leidenschaft, jede Empfindung, jede Aeusserung einer Kraft, jede Idee in der Seele, hat ihre bestimmte Wirkung auf die Spannung der Fasern, auf die Erweiterung der Kanäle und auf den Umlauf der Säfte; und so auch umgekehrt, jede Veränderung in dem Körper hat ihre Folgen in den Zustand der Seele. Wie wichtig muß es also nicht für denjenigen seyn, der eins von beyden zu seinem Vorwurf macht, beyde genau zu kennen? Noch mehr, die Kenntniß der Seele muß dem Arzt nicht nur dazu dienen, damit er den widernatürlichen Veränderungen, welche diese in dem Körper hervorbringt, gehörig zu begegnen weis; sondern auch um diejenigen, welche selbst in dem Körper ihre nächste Ursache haben, durch Mittel von Seiten der Seele, abzuwenden. Es giebt der Fälle eine Menge, wo Krankheiten der Seele durch angewendete Mittel auf dem Körper gehoben worden sind, warum sollte es umgekehrt nicht

nicht derer eben so viele geben, wo durch Veränderung des Zustands der Seele, der Körper wiederum in seine natürliche Fassung gebracht worden ist? Der Grund der Möglichkeit scheint in beyden Fällen derselbe zu seyn, nemlich die genaue Verknüpfung zwischen Seele und Körper, vermöge welcher kein Zustand des einen abgeändert werden kann, ohne daß in dem andern ebenfalls eine Veränderung hervorgebracht wird; gleichwol glauben wir, hat die Geschichte der Arzeneykunst, ausser Boerhaven und einigen englischen philosophischen Aerzten, wenig Beyspiele aufzuweisen, wo auch nur Versuche von der letzten Art angestellt worden sind. Unsere Pathologen behandeln kein Kapitel mit mehr Leichtigkeit als das von den Affekten; die meisten glauben alles gethan zu haben, wenn sie ins allgemeine von den Leidenschäften sagen, daß sie von gar mächtiger Wirkung seyn, und man sich vor ihnen hüten müsse; wie denn? Muß man sich vor allen hüten? Giebt es keine, die eben deswegen, weil sie von mächtiger Wirkung ist, auch von heilsamer Wirkung ist? Ist es möglich, daß diese oder jene Leidenschaft einem gewissen Zustand des Körpers höchst schädlich, und dennoch dem gerade entgegengesetzten gleichfalls schädlich sey? Man siehet offenbar, daß dieses ungereimt ist, denn, wenn jeder Affekt einen bestimmten Zustand im Körper zur Folge hat, so muß die Erweckung dieses Affekts in allen Fällen dienlich seyn, wo dieser Zustand des Körpers einem andern unnatürlichen entgegen ist. Aber freylich wird zu dieser Pharmacevtik, eine tiefere und genauere Kenntniß unserer Seele erfodert, als man uns gemeiniglich auf den Schulen beybringt. Wir empfangen da Unterricht in einer Menge Nebenwissenschaften, die bisweilen mit unserm Hauptvorwurf nur in einer sehr zufälligen Verbindung stehn, nur gerade diejenige wird

am

am meisten vernachläßigt, die uns am erheblichsten seyn sollte. Wir haben Lehrer in der allersubtilsten Anatomie, die mit der genauesten Eintheilung und Benennung der Seiten, Winkel und Bänder eines jeden Knöchelchen, sorgfältig unsern Kopf anfüllen, wir haben Lehrer in der künstlichen Chimie, in der Botanick, aber der würde eine seltene Erscheinung auf der Universität ausmachen, der sich zum Lehrer einer medicinischen Psychologie aufwerfen würde. Herr P. bemerkt sehr richtig in seiner Vorrede, daß man oft die Theile und die Grenzen der Wissenschaften mehr nach sinnlichen Aehnlichkeiten als nach wahren Verhältnissen bestimmt, und daß dieses Vorurtheil aus dem gemeinen Leben herstammet. Sollte es wohl, sagt er, einen andern Grund haben, daß man die ganze Botanick und nicht den hundertsten Theil der Philosophie zur Arzeneykunst erfordert, da doch jene nicht die Kräfte, sondern nur die Geschlechter der Pflanzen erklärt, von deren tausendfachen Gattungen kaum funfzig Arten für den Arzt brauchbar sind; und da hingegen die Philosophie die Wissenschaft des Menschen ist, den der Arzt kennen und heilen soll.

Es ist unser Zweck hier nicht die Ausdehnung der Arzeneykunst anzugeben, oder, um bey unserm Gleichnisse zu bleiben, die Entfernung von der allgemeinen Hauptquelle aller Wissenschaften, bis zu den Punkt, wo die Arzeneykunst ihren Ursprung nimmt, genau zu bestimmen: diese wichtige Untersuchung liegt allzusehr ausserhalb den Grenzen einer Recension, aber so viel scheint uns aus dem Begriffe und dem Zustand der Wissenschaft vorläufig zu folgen: erstlich, da wir in der Arzeneykunst noch nicht dahin gelangt sind, daß wir ihre Sätze a priori aus reinen Vernunftbegriffen herleiten können, sondern die Beobachtung und Erfahrung noch immer unsere einzige Führerin müssen

seyn

seyn lassen: so werden die subtilere Sätze der Metaphysick, die von der anschauenden Erkenntniß so weit abstehen, vor der Hand noch von sehr geringen Nutzen in der Arzeneykunst seyn können; unsere Einsicht in die Natur des Körpers ist noch zu eingeschränkt, als daß wir alle einzelne Bestimmungen erkennen solten, die mit jeder Veränderung verknüpft sind, damit wir die sehr allgemeinen Wahrheiten, auf jeden besondern Fall anzuwenden vermögend wären; dies ist der Umstand gleichfalls in der Dichtkunst und allen ausübenden Künsten, wo die höheren Grundsätze sehr wohl zur Kritick, wegen ihrer Allgemeinheit aber nie zu Regeln in der Ausübung dienen können, vielleicht ist dies die Ursache, warum die allzuspekulativen Köpfe, nur selten in diesen die brauchbarsten zu seyn scheinen. Zweytens, ist zum Theil eine Folge aus diesem, daß ob zwar auch die mindeste Veränderung in der Seele nicht ohne Folge in dem Körper ist, so kann der Arzt sich dennoch nur derer mit Nutzen bedienen, die von einem unmittelbaren merklichern Einfluß in den Zustand des Körpers sind, bey diesen kann er Erfahrungen sammeln, Beobachtungen machen und alsdenn in ähnlichen Fällen sie anwenden. Diejenigen Veränderungen der Seele aber, die in einer größern Entfernung von dem Zustand des Körpers abstehen, sind zu allgemein, um in einzelnen Fällen einer Anwendung fähig zu seyn, sie leiden zu viele Ausnahmen, um bey unserer mangelhaften Erkenntniß des Körpers, brauchbar zu werden; und endlich drittens, darf der Arzt in seiner Theorie nie den Begriff der Verknüpfung ausser Acht lassen, welche zwischen der Seele und dem Körper statt findet. Zwey Dinge, die mit einander verknüpft sind, und ein Ganzes ausmachen, müssen von der Beschaffenheit seyn, daß ein jedes von ihnen den Grund von allen denjenigen enthält, was

in dem andern vorhanden ist, und daher kein Zustand des einen verändert werden kann, wenn der Zustand des andern derselbe bleiben soll, dieses liegt in der Idee des Nexus, worauf bey allen Erklärungen Rücksicht genommen werden muß. Ein Umstand, der von den Psychologen sowol als von den Arzeneygelehrten nur zu oft vernachläßigt wird, wodurch aber der Grund zu vielen falschen Hypothesen und Systemen gelegt wird.

Nicht also die Streitigkeit über die Freyheit des Willens, über die angebohrne Ideen, oder über die Einfachheit der Monaden wird dem Arzt als Arzt intressiren; nicht einmal die Untersuchung über die Unsterblichkeit der Seele und ihre Einfachheit kann dem Arzt von Belang seyn, denn das Resultat dieser Spekulationen hat keinen Einfluß, wenigstens einen sehr entfernten, nur auf den Zustand des Körpers. Die Seele mag eine einfache oder zusammengesetzte Substanz seyn, sie mag ausser der Verbindung mit dem Körper fortdauern und denken oder nicht, die Maaßregeln, die der Arzt von Seiten der Seele zu nehmen hat, um dadurch Veränderungen in dem Körper hervorzubringen, bleiben deswegen dieselben, sein Gegenstand ist nicht die Seele an und für sich, sondern nur in so fern sie mit dem Körper in Verbindung stehet. Aber alle Abänderungen, denen sie in diesem Zustande unterworfen ist, genau kennen, untersuchen wie die Ausübung ihrer Kräfte, ihre mannichfaltigen Empfindungen und Leidenschaften auseinander fliessen oder sich einander entgegen gesetzt sind und aufheben, welcher Zustand des Körpers diese begleitet, jener zuwider ist, und umgekehrt, welche Veränderungen in dem Körper vorgenommen werden müssen, damit diese oder jene Empfindung in der Seele erweckt werde, dieses alles nicht durch bloße Schlüsse a priori, sondern durch

bewährte Erfahrungen und Versuche bestätigen, dies ist das nothwendige Geschäft, das dem Arzt sowol als dem Weltweisen, der sich über den gemeinen Haufen erheben will, unentbehrlich ist; aber alsdenn eine schickliche Hypothese erfinden, nach welcher alle diese mannichfaltige Erscheinungen unter ein System gebracht werden können, dies ist das große Werk des Verfassers einer Anthropologie für Aerzte und für Weltweise.

Und der unsrige, Herr Platner, selbst Arzt und Weltweiser, von dem das Publikum mit Recht eine Lehre über die Verbindung seiner beyden Wissenschaften erwarten kann, hat in dem gegenwärtigen Werke die gedachten Erfodernisse zum Theil wirklich erfüllt. Aus einer simpeln Hypothese, die er bey der Bewegung des Nervensafts annimmt, leitet er hernach mit einer ungemeinen Scharfsinnigkeit eine Menge Veränderungen im Zustand des Körpers her, welche auf verschiedene Vorstellungen oder verschiedene Aeusserungen der Seelenkräfte folgen; eben so setzt er fest, welche Bewegungen der Lebensgeister und mithin welche Beschaffenheit des Gehirns erfordert wird, um daß diese oder jene Kraft gehörig ausgedehnt, diese oder jene Fähigkeit gehörig bearbeitet werden könne; auch finden wir allenthalben eine gründliche psychologische Kenntniß, die sich bis auf die feinsten Bestandtheile der Seelenkräfte erstreckt; nur haben wir bisweilen etwas bewährtere und sorgfältigere Erfahrungen gewünscht, und überhaupt weniger Anhänglichkeit an ein gewisses philosophisches System, die ihn nicht selten gezwungen hat, den wahren Begriff der Verknüpfung zwischen Seele und Körper aus den Augen zu setzen, und zu einseitigen Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen Hrn. P. in seinem Gange folgen, und wo wir etwas anstößiges treffen, anmerken.

Das

Das erste Hauptstück handelt von den Grundlehren der Anthropologie überhaupt. Herr P. setzt in der ersten Lehre die Aehnlichkeit der Pflanzen, Thiere und Menschen auseinander. Das Leben theilt er in das mechanische, geistige und vernünftige. Das erste welches die Reitzbarkeit zur Ursache hat, besteht in den Bewegungen welche zur Erhaltung und Vollkommenheit der Maschine nothwendig ist, und ist den Produkten aller dreyen Reiche gemein. Bey den Pflanzen ist dieses hinreichend, weil sie mit den Quellen ihrer Erhaltung von Natur vereinigt sind; die Thiere müssen sich dieselbe erwerben, daher ist ihnen eine Seele nothwendig, die durch gewisse Werkzeuge erkennt und empfindet, und den dadurch entstandenen Willen ausrichtet; dies macht das geistige Leben aus. Der Mensch soll die Mittel seiner Erhaltung und Glückseligkeit nicht nur erkennen, sondern deutlich erkennen, und sie nach Merkmalen unterscheiden, und daher ist ihm die Vernunft gegeben, welches das vernünftige Leben ist. „Die Thiere, sagt Herr P., haben keine klare (hierunter wird vermuthlich deutliche verstanden) Vorstellung von ihrer Glückseligkeit, weil sie den Zustand der Befriedigung mit dem Zustand der Bedürfniß nicht vergleichen können, folglich ist es ihnen einerley, ob sie die Mittel zu derselben ihrer eigenen Unterscheidung zu verdanken haben oder nicht, daher sind ihnen Instinkte gegeben; der Mensch hat von seinem Zustand eine deutliche Vorstellung, er muß die Verhältnisse der äussern Dinge gegen sich erkennen, und daher besitzt er die Vernunft.„ Wir möchten vielmehr umgekehrt sagen, das Thier kann eben deswegen keine deutliche Vorstellungen haben, weil es keine Vernunft hat, und blos nach Instinkten regirt wird; hingegen hat der Mensch es der Vernunft zu danken, daß er deutliche Erkenntniß besitzt. Mie

welchem Grunde kann behauptet werden, daß es einem Geschöpfe einerley sey, ob es die Vollkommenheit besitzt, die äussern Gegenstände deutlich zu unterscheiden oder nicht? freylich, wenn es möglich wäre, daß es bey dieser Eigenschaft, dennoch dasselbe unvollkommene Thier bleibet, als ohne dieselbe, so könnte man es einigermaßen zugeben, allein es ist augenscheinlich, daß wenn das Thier das Vermögen hätte, die Verhältnisse äusserer Dinge gegen sich deutlich zu erkennen, es zu gleicher Zeit eine deutliche Vorstellung seiner eignen Glückseligkeit haben, und aufhören würde Thier zu seyn. Der Herr V. scheint offenbar dasjenige für eine Folge in der Natur zu machen, was eigentlich die Ursache ist, wenn er §. 39-43. sagt, weil der Mensch von seinem Zustand eine klare (deutliche) Vorstellung hat, so mußte er das Vermögen haben die Dinge nach Merkmalen zu erkennen, und Vernunft haben. Wir können auch nicht mit Herr P. darin übereinstimmen, daß, wie er §. 9. sagt, Empfindung und Wille auf das mechanische Leben keinen Einfluß haben, und dasselbe weder erwecken noch einschränken können. Es hängt, wie uns deucht, allerdings von unserm Willen ab, das Ein- und Ausathmen gleichförmig fortzusetzen, oder auf einige Zeit zu unterbrechen, und dadurch den ganzen Umlauf der Säfte in Unordnung zu bringen, desgleichen kann der bloße Wille solche Kräfte in Bewegung setzen, die den Trieben des mechanischen Lebens gerade zuwider sind, oder dieselben befördern, als bey der Absonderung solcher Theile, die von Natur bestimmt sind, aus dem Körper entfernt zu werden. Es ist bekannt, daß eine allzulange Anstrengung des Geistes allen Arten von Excretionen hinderlich ist, und gewisse heftige Empfindungen, z. B. der Schrecken, unterdrücken, bisweilen die unmerkliche Ausdünstung, und befördern dafür eine andere

von Absonderung. Am wenigsten läßt es sich begreifen, wie der Verfasser einer Anthropologie den Einfluß des geistigen Lebens auf das mechanische leugnen kann, worinn besteht sonst die Verknüpfung zwischen Seele und Körper?

Ueberhaupt scheint es uns bey allen unsern Abstraktionen eine nothwendige Vorsichtigkeit zu seyn, und deren Vernachläßigung die Philosophie manchen Irrthum zu verdanken hat, daß wir dasjenige, was wir in der Spekulation von einander trennen, in Theile auflösen und einen nach dem andern betrachten, nicht so gleich realisiren, und es auch objektive für so abgesondert halten. Die Natur ist in ihren zusammengesetzten Werken niemal so in Capitel und Abschnitte getheilt, unter welche der Weltweise, zur Erleichterung seiner Untersuchung, auf der Studierstube sie bringt; ihre Ganzen bestehn nicht wie die künstlichen aus Theilen, die nur extensive nebeneinander gesetzt sind, sondern sind so mit einander verknüpft, so inniglich in einander verwebt, daß die Beschaffenheit eines jeden Bestandtheils sich intensive auf die Beschaffenheit aller übrigen erstreckt, so daß nichts in dem Ganzen fortfährt dasselbe zu bleiben, so bald der mindeste Bestandtheil es zu seyn aufhört. Dies ist der Charakter der Natur. Wenn wir daher die Bewegungen, die in einem vom menschlichen Körper abgesonderten Theile, oder in dem ganzen Körper einige Augenblicke nach dem Tode vorhanden sind, Leben nennen wollen, so kann niemand was dawider haben, denn jede Benennung ist willkührlich, aber wenn wir sie mit unserm Herrn V. mechanisches Leben und mechanisches Leben des Menschen nennen, und dann daraus herleiten wollen, wie §. 13. geschieht, daß dieses auch in dem Menschen ohne Daseyn der Seele dauern kann, so müssen wir sehr auf unserer Hut seyn, daß dieses Spiel mit dem Worte

Leben uns nicht zu gefährlichen Folgen Anlaß gebe.
In dem Menschen ist das Leben nicht, wie Herr P.
es sich vorstellt, aus dem mechanischen der Pflanzen,
dem geistigen der Thiere und dem Zusatze des Ver-
nünftigen zusammengesetzt, sondern mechanisches, gei-
stiges und vernünftiges machen in ihm nur eins aus,
und das erste ist mit dem Pflanzen-Leben, und da
zweyte mit dem thierischen ganz heterogen, so, daß jed
Bewegung, jede Vorstellung, jede Aeusserung eine
Kraft in dem Menschen das Zeichen der Menschhei
an sich trägt, und unter keine fremde Klasse gebrach
werden kann. Gäbe es nur einen Augenblick, wi
Herr P. in §. 13. und 14. behauptet, wo der mensch
liche Körper ohne Vereinigung mit der Seele lebt,
würden in diesem Augenblick Seele und Körper zwe
ausser aller Verbindung lebende Substanzen seyn, d
zusammen nichts weniger als ein Ganzes ausmacher
wenn sie nun den Augenblick darauf wieder in einä
der wirken sollen, so muß von neuen eine Verknüpfun
zwischen ihnen veranstaltet werden; allein natürli
kann solches nicht geschehn, denn der Zustand d
Trennung ist dem Zustand der Verknüpfung gera
entgegengesetzt, und es giebt keine Mittel, durch wel
die Natur von einem zu dem andern übergehn könnt
es muß also durch ein Wunderwerk, durch eine ne
Schöpfung geschehn. Nach welcher Philosophie lä
sich aber eine solche Welt voller Wunder annehm
in welcher wir nach jedem tiefen Schlaf, nach jed
heftigen Hauptschmerz nicht ohne unmittelbare W
kung der Allmacht, wiederum auf den Schaupl
treten können? So bald man aber den wahren B
griff des Nexus nicht ausser Acht läßt, so sieht m
leicht, daß in der Seele nicht die mindeste Vors
lung seyn, oder mit einer andern abwechseln ka
ohne einen verhältnißmäßigen Zustand im Körper

sich zu führen, und daß die Seele daher keinen Augenblick ausser der Verknüpfung mit dem Körper ist, weil sie keinen Augenblick ohne Vorstellung seyn kann; selbst im Schlafe, im neugebohrnen Kinde, in Nervenkrankheiten und im letzten Augenblick des Lebens, so bald und so lange die Seele Seele ist, muß sie Vorstellungen haben, und so lange sie menschliche Seele und mit einem Körper verknüpft ist, können diese Vorstellungen nicht ohne Folgen im Körper seyn.

Die zweyte, dritte bis achte Lehre beschäftigt sich mit der Wirklichkeit, Immaterialität und den Grundkräften der Seele, welches alles zufolge unserer obigen Anmerkung ausserhalb der Grenzen einer Anthropologie liegt, welche blos diejenige Eigenschaften der Seele und des Körpers betrachten soll, die ihnen als mit einander verknüpfte Dinge eigen, und von einem unmittelbaren Einfluß auf beyde Substanzen sind, allein die Einfachheit oder das Materielle der Seele, die Einzelnheit oder Mannichfaltigkeit ihrer Grundkräfte sind dem Arzt als Arzt gleichgültige Dinge, und dem Weltweisen müssen sie schon aus der Metaphysick bekannt seyn. Wir wollen indessen die Schwierigkeiten, die uns bey einigen Stellen aufgestossen, anführen, und deren Auflösung, so wie die Hebung aller übrigen Zweifel, bey jeder Gelegenheit mit Vergnügen und Erkenntlichkeit von Herrn P. annehmen. Der Beweis in der zweyten Lehre von der Wirklichkeit der Seele aus dem Selbstgefühle scheint uns sehr mangelhaft.

Wir sind so weit entfernt mit dem Herrn V. §. 117. anzunehmen, daß die Kräfte der menschlichen Seele von den thierischen nur dem Grade nach verschieden seyn, daß wir vielmehr glauben, wie wir bereits erwähnt haben, daß sie völlig heterogen sind, und daß die höchste Stufe einer menschlichen Seele nicht

weiter als die niedrigste, von der vollkommensten thi
rischen Seele entfernt ist, in jener ist ein Bestandthei
nemlich das Bewustseyn ihrer selbst, welcher de
Charakter des Menschen ausmacht, und der in dies
gänzlich mangelt. Dieser ist in der menschlichen See
eine fremde Dimension, welche das Thier durch u
endliche Vervollkommung nicht erlangen kann, so w
aus der unendlichen Verlängerung einer Linie kei
Fläche wird. Vermittelst des Bewußseyns allein sin
wir der deutlichen Erkenntniß fähig, das Thier de
dieses Moment fehlt, muß daher innerhalb den Gre
zen der Klarheit bleiben.

Wenn der Hr. V. in der sechsten und siebent
Lehre behauptet, daß die Seele keine Idee hat, au
ser denen, die sie durch den Beytrag des Körpers e
hält, so siehet man, daß er das Lockische System v
Augen gehabt. Man sollte aber bedenken, daß Loc
selbst nichts mehr behauptet, als daß die Materie, a
welche die Seele ihre denkende Kräfte anwendet, i
durch den Weg der Sinne gegeben ist, keineswege
aber, daß zu der Operation des Denkens selbst, d
Körper nothwendig wäre. Ueberdem rechnet Lock
dessen Zweck ist, das Cartesianische System der a
gebohrnen Ideen nieder zu reissen, zu dieser sinnlich
Erkenntniß, welche der Seele die Data an die Ha
giebt, auch die innere Gefühle, und die Erfahrunge
welche die Seele aus der Betrachtung ihrer Selb
zieht, ihm ist es genug, wenn die Ideen der See
nur nicht angebohren, sondern erlangt sind, alle
Herr P. scheint uns hierinn offenbar zu weit zu geh
wenn er behauptet, daß ausser der Verbindung m
dem Körper alles Denken und Wollen aufhören müß
Zu dem innern Bewußtseyn unserer selbst, zu der Ide
die ein jeder von seinem eignen ich hat, scheint d
Körper ganz entbehrlich zu seyn, ausser daß er ders

b

ben auf eine gewisse Art Schranken setzt. Desgleichen der Grundtrieb der menschlichen Seele, nemlich zur Ausdehnung ihrer Kräfte und ihres Wesens setzt keine Verknüpfung mit dem Körper voraus; ja so bald zugegeben wird, daß die Existenz der Seele nicht nach der Trennung vom Körper aufhört, so ist auch nicht zu leugnen, daß dieser Grundtrieb beständig in ihr vorhanden und wirksam ist. Es läßt sich also nicht schlechtweg mit Hr. P. im §. 126. behaupten, daß, wenn die Seele ausser dem Verhältniß des ihr beygesellten thierischen Körpers stehet, so hat sie weder Gedanken noch Begierden, und ist sich ihres Zustands eben so wenig bewußt, als irgend eines andern Dinges, ungeachtet er die Bedingung hinzusetzt, ich rede von dem Laufe der Natur; denn ausserdem, daß der künftige Zustand, in welcher wir doch auf keinerley Weise der Seele Denken und Wollen absprechen können, allerdings mit zu dem Laufe der Natur gehöret, und man gegen den Leugnern der Unsterblichkeit verlohren Spiel hat, so bald man ihnen einräumt, daß die Fortdauer der Seele keine natürliche Folge, sondern ein Wunderwerk ist, ausserdem sagen wir, kann hier in diesem Falle der Lauf der Natur nichts entscheiden; denn da uns in dem jetzigen Zustand kein Geist ausser Verbindung mit einem Körper bekannt ist, so folgt allenfalls, (wenn anders die Erfahrung richtig ist, daß die Seele alle Ideen durch die Sinne empfängt) daß nach dem Laufe der Natur, kein Geist, der mit einem Körper in Verbindung stehet, solche Ideen haben kann, die nicht von dem Körper ihren Ursprung haben; keinesweges aber, daß einem Geiste, der ausser dieser Verbindung sich befindet, kein anderer Weg offen steht, auf welchem er zu Kenntnisse gelangen kann, eben so wenig, als wir es dem Laufe der Natur zuwider halten können, daß Geschöpfe mit andern Sin-

nen, als die unserigen, möglich sind, weil uns keine an
dere als diese bekannt sind.

Wir übergehn den berüchtigten Crusianischen Sat
daß alles, was ist, irgendwo seyn muß, den der Hr. P
als ein Axioma §. 140. hinsetzt. Der Weltweise wi
dessen Werth schon aus seiner Metaphysick zu beurthe
len wissen, und dem Arzte kann er nicht von der mi
besten Erheblichkeit seyn.

Die achte Lehre beschäftigt sich mit den eigentl
chen Gründen der Anthropologie, mit dem Gehirn
und den Nerven. Hr. P. nimmt mit Recht da
Wahrscheinlichste der Systeme, das System de
Nervensafts an, giebt einige fürtrefliche Regeln an
nach denen derselbe sich verhält und seine Bewegunge
äussert, darauf betrachtet er das Gehirn und die Ne
ven gleichfalls nach diesen verschiedenen Regeln. Da
System des Nervensafts hat an sich, für uns schon s
viel Gewißheit, daß wir es gerne übersehn, daß Hr
P. unter den wahrscheinlichen Gründen zur Bestäti
gung desselben §. 150. auch das Daseyn der Kanäl
anführt, ob er gleich im §. 148. das Daseyn der Ka
näle aus der Wirklichkeit des Nervensafts folgert
Die neunte Lehre von dem Sitz der Seele. Die Seel
sitzt nicht im Blut, nicht im Cerebello, nicht in den
corpore calloso u. s. w. sondern sie sitzt im ganze
Gehirne. Hr. P. benimmt dem Ausdrucke das Miß
klingende einigermaßen, indem er §. 178. sagt, da
er damit sagen wolle, die Seele stünde mit dem gan
zen Gehirnmark in gleichem Verhältnisse. Wen
Hr. P. §. 174. behauptet, daß kein Theil des Gehirn
darinn einen Vorzug hat, daß nemlich auf seine Ver
letzung der Tod oder Raserey erfolgt, und daß diese
von allen Theilen gilt, so hätten wir gewünscht, da
Hr. P. auch die Gründe angeführt, durch welche e
die Erfahrungen so vieler berühmten Männer schlech

terdings verwirft. Die Aerzte haben wahrhaftig in ihrer Kunst noch keinen solchen Ueberfluß an bewährten Erfahrungen, daß sie so verschwenderisch damit umgehen, und die erste die beste, die sich mit ihrem erkünstelten System nicht zusammenräumen will, mit einem Achselzuge verwerfen sollten. Was kann endlich aus einer Wissenschaft werden, deren Grundsätze mit einer solchen Leichtigkeit behandelt werden. Wir berufen uns wegen der Verletzung des Gehirns, nur auf ein einziges Beyspiel in einer Ellerschen-Abhandlung aus den Schriften der Akademie, das einen Knaben betrift, welcher, nachdem er durch den Schlag eines Windmühlenflügels, drey Unzen vom Gehirn ausser demjenigen, welches nachher vereitert ist, verlohren, dennoch vollkommen geheilt worden ist. Hr. Eller führt in dieser Schrift noch mehr gleiche Erfahrungen an, die sowol von ihm, als von andern, gemacht worden sind. Und was uns am meisten wundert, ist, daß sich unter diesen auch eine findet, welche Hr. Plattner in seiner Chirurgie vom Herrn le Maire anführt.

Das zweyte Hauptstück, von der Erzeugung der Ideen. Wider die angebohrne Ideen trägt Hr. P. alle Einwürfe vor, die Locke wider Cartesius anführt; aber er hätte nicht ganz, was Leibnitz wider dieses Kapitel in Locke erinnert, mit Stillschweigen übergehen sollen. Wir können uns von dem Satze, welchen er im §. 189. so ganz ohne Beweis festsetzt, und daraus die Folge ziehet, daß die Seele nicht beständig denkt, nicht einmal einen Begriff machen. In der That, was heißt dies, die Gedächtnißideen im Schlafe, liegen nicht in der Seele, sondern im Gehirn? Was hat das körperliche Gehirn mit Ideen zu thun? Ist es nicht die Seele, sondern das Gehirn, das im Schlafe träumt? Alles was zugegeben werden kann und muß, ist, daß mit jeder Idee in der Seele eine

Bewegung im Gehirn verknüpft ist, und daß beym Erinnern einer Idee, dieselbe Bewegung wieder rege wird, die bey ihrer Entstehung sie begleitete, aber ohne den Begriff in der Seele sind diese Eindrücke, diese Bewegungen im Gehirn, nichts als jede andere nichts-bedeutende körperliche Veränderung.

Die Lehre von den sinnlichen Impreßionen ist von äusserster Wichtigkeit. Hr. P. setzt darinn die Regeln auseinander, auf welchen die Verknüpfung zwischen Körper und Seele beruht. Jedes Objekt muß vermittelst einer Bewegung auf die Empfindungsnerven eines gewissen Organs eine Impreßion machen, diese nennt er die äussere Impreßion. Diese wird durch den Nervensaft nach dem Gehirnmark fortgepflanzt, welches eine weiche Maße ist, die der Bewegung der Lebensgeister nicht widerstehen kann, und daher von derselben Spuren behalten muß; diese nennt er die innere Impreßion; und es ist möglich, sagt er, daß diese innere Impreßion den äussern Objekten körperlich ähnlich sey. Zur Fortpflanzung der äussern Impreßion wird erfodert 1. daß das Objekt unmittelbar oder mittelbar die Organa berührt. Wirkt es in dieselbe gar nicht, so entstehen gar keine, wirkt es nicht ganz, so entstehn unvollkommene Empfindungen. 2. Die Lebensgeister müssen in den Nerven weder mangeln, noch zu träge oder zu lebhaft seyn, noch aus irgend einer andern Ursache eine Bewegung in sich haben, die nicht von den äussern Impreßionen abhängt. 3. Der Weg der Lebensgeister nach dem Gehirnmark muß frey und ungehindert seyn. 4. Muß das Gehirnmark selbst eine gewiße Empfänglichkeit haben, wenn es zu hart, zu weich oder zusammengedruckt ist, so ist keine innere Impreßion, folglich keine Empfindung möglich; Beyspiele, sagt Hr. P., sind in vielerley Krankheiten einleuchtend. (Wir wissen nicht, welche Krankheiten er eigentlich meynt, aber so viel ist gewiß, daß

Mor-

Morgagni in allen Körpern der Rasenden, die er zergliedert, das Gehirn zu hart oder zu weich gefunden, und bey den Rasenden scheint uns doch vielmehr eine allzulebhafte innere Impreßion statt zu finden, als gar keine.) Allein die bloße innere Impreßion ist doch noch nicht hinreichend die Seele zur Aufmerksamkeit zu reitzen, wäre dies, so müßte die Seele sich aller Impreßionen im gleichem Grade bewußt seyn. Hr. P. nimmt daher in den markichten Kanälchen selbst noch eine Circulation der Lebensgeister an, welche die Aufmerksamkeit der Seele überhaupt belebt, und damit dieselbe auf eine gewisse Impreßion gerichtet werde, so muß in dem Theile, wo die Impreßion geschieht, eine solche Bewegung der Lebensgeister gemacht werden. Nachdem nun diese lebhaft, träge, unterbrochen, unordentlich in der Geschwindigkeit oder in der Richtung seyn kann, darnach ist die Aufmerksamkeit lebhaft, träge, unterdrückt, ordentlich, zerstreut oder figirt. Hr. P. setzt alle Fälle einzeln aus einander, und erläutert sie durch Beyspiele von Krankheiten, und Temperamenten. Diejenigen Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen, müssen Etwas haben, wodurch sie die Lebensgeister vorzüglich stark in Bewegung setzen, dahin gehören diejenigen, die starke Eindrücke auf die Empfindungsnerven machen, die angenehme oder schmerzhafte Empfindungen verursachen, und endlich die neu und unerwartet sind. Nach dem Grade des Stoßes richtet sich auch die Ueberzeugung von der Wirklichkeit eines Gegenstands, und diese unterscheidet sich von den Gedächtnißimpreßionen nur in dem Grad der Lebhaftigkeit, mit welcher die Lebensgeister im Gehirnmark bewegt werden. In der eilften Lehre spricht Hr. P. von der Art der Wirkung des Körpers auf der Seele. Er nimmt den physischen Einfluß an, erklärt

sich

sich aber darüber nicht, sondern gesteht, daß dadurch diese Wirkung nicht deutlicher gemacht werde, als die Wirkung der Körper aufeinander. Im §. 311. äussert er einen Gedanken, der uns etwas seltsam vorkömmt. „Bey diesem Aktus, (nemlich, daß die innere Impreßion die Seele zur Aufmerksamkeit reizt,) heißt es, scheint die Seele durch die Nerven der sinnlichen Werkzeuge, zurück auf das Objekt zu wirken.„ Wir sehn nicht, aus welchen Gründen dieses Hrn. P. so scheint? Wenn etwa das Phänomenon, das er daraus zu erklären glaubt, dazu Gelegenheit gegeben, nemlich, daß wir das Objekt nicht in dem Gehirn, sondern in dem Orte, wo es ist, empfinden; so hätte er bedenken sollen, daß aus diesem Schluße zu viel folget, denn es würde daraus folgen, daß die Seele nicht nur auf die äussere Impreßionen, welche die Objekte auf die Organen machen, sondern auch auf den Baum, den sie auf eine halbe Meile von sich sieht, oder auf den Gegenstand, dessen Schall sie in einer gleichen Entfernung vernimmt, zurück wirkte, und wenn sie wirkt, so muß sie in denselben Veränderungen hervorbringen — Und beym Lichte betrachtet, ist das Phänomenon nicht einmal daraus erklärt, denn die Frage bleibt noch immer, wenn die Seele von den äussern Objekten nichts mehr erkennt, als ihre innere Impreßionen, woher weis sie denn den Weg, welche dieselben bis zum Gehirne genommen, damit sie gerade in der Direktion wiederum zurück auf sie wirken könne? nimmt Herr P. aber an, daß sie aus dem Orte der Impreßionen, den Weg erkennen kann, durch welchen der Nervensaft gelaufen, so fällt die Schwierigkeit von selbsten weg, und bedarf gar keiner Erklärung, indem die Seele, so bald sie die innere Impreßion empfindet, die Vorstellung von dem Orte, aus welchem diese Wirkung gekommen, damit verknüpfet.

Im

Im dritten Hauptstücke handelt der Herr V. vom Gedächtnisse. Dieses ist aus drey Wirkungen zusammengesetzt; aus der Empfänglichkeit, oder die Fähigkeit zu fassen; dem Behalten und der Erinnerung. Das Behalten sieht er blos als ein Geschäft des Gehirns und das Erinnern lediglich als einen geistigen Aktus der Seele an. „Es ist erweislich, sagt er in §. 342. daß Ideen ohne Bewußtseyn der Seele in dem Gehirne eingedrückt werden können, und die Erweckung dieser Ideen geben keine Erinnerung, sondern unerwartete Einfälle; dies lehrt die Erfahrung.„ (Wenn Herr P. blos die Erfahrung meynt, daß wir bisweilen Einfälle und Vorstellungen haben, deren Ursprung wir nicht kennen, so haben wir nichts dawider, wenn er aber von Erfahrungen spricht, die seine Theorie bestätigen, nemlich daß diese Vorstellungen und Einfälle von solchen Ideen herkommen, die im Gehirn und nie in der Seele auch nicht dunkel waren, so hätten wir diese Erfahrungen angeführt gewünscht.) Die Ausdrücke ein gutes oder schlechtes Gedächtniß, können also eine dreyfache Bedeutung haben, in so fern sie sich nemlich auf die Empfänglichkeit das Behalten oder die Erinnerung beziehen. Herr P. setzt nunmehr nach seiner obigen Theorie von der Cirkulation der Lebensgeister im Gehirnmark; sorgfältig aus einander, welche Beschaffenheit des Nervensafts des Gehirns und des Objekts diesen dreyen Stücken beförderlich oder hinderlich seyn. Es fließt alles so natürlich aus der angenommenen Hypothese, und die angeführten Beyspiele bestätigen es so sehr, daß man diesen Abschnitt nicht ohne Vergnügen lesen kann.

Bey der dritten Lehre von den Gedächtnißimpressionen müssen wir uns abermals auf den Begrif des Nexus berufen, den Herr P. gänzlich übersehn zu haben

ben scheint, er könnte sonst unmöglich sagen, die Gedächtnißideen liegen nicht in der Seele, sondern im Gehirn. Und ist es wohl wahr, was im §. 376. behauptet wird, daß es ganz willkührlich ohne Grund und ohne Erfahrung angenommen wird, daß Ideen in der Seele ohne Bewußtseyn liegen? Ohne Erfahrung vielleicht; wie läßt sich auch Erfahrung bey einer Sache denken, deren Wesen darinn besteht, daß sie ihrer Dunkelheit halber nicht erfahren werden kann; aber auch ohne Gründe? nein, gewiß nicht ohne die strengsten Beweise hat Leibnitz und Wolff und Baumgarten die dunkeln Begriffe angenommen, der Herr Doktor Crusius mag so wenig damit zufrieden seyn, als er nur immer will. Denn giebt es Zeiten wo wir uns keiner deutlichen Vorstellung in der Seele bewußt seyn, als im Schlafe, in Ohnmachten u. s. w., so muß die Seele während dieser Zeit ihr Wesen verliehren oder nicht; das erste kann nicht zugegeben werden, oder man müßte unzähliche Vernichtungen und Schöpfungen im menschlichen Leben annehmen; also das letzte, da nun aber das Wesen der Seele in Vorstellungen besteht, so sieht man offenbar, daß sie wenigstens solche haben muß, deren wir uns nicht deutlich bewußt sind. Und ist überdas das Gesetz der Continuität keine Chimäre, so läßt es sich nicht einmal begreifen, wie eine Kraft auf einmal alle ihre Wirksamkeit verliehren und nach einer Zwischenzeit dieselbe wieder erlangen kann, ohne alle mögliche Zwischengrade durchgegangen zu seyn. Die Vertheydiger der dunkeln Ideen können Hrn. Platnern mit gleicher Befugniß wider seine Ideen im Gehirn einwenden, daß sie ohne Erfahrung angenommen seyn, denn noch ist es wohl nie einem Zergliederer geglückt, im Gehirne die mindeste Spuren einer Idee zu entdecken, und eben so gewiß es a priori ist, daß die Ideen in der Seele mit

Ver-

Veränderungen in dem Gehirn verknüpft sind, eben so ausgemacht ist es, daß alle Hypothesen, die in der Absicht erfunden sind, um diese Art der Veränderung im Gehirn zu erklären, auf nichts als auf wahrscheinliche Muthmaßungen sich gründen.

Im §. 377. führt Herr P. einen Beweis, daß die Gedächtnißideen blos im Gehirn liegen. Die Seele allein, sagt er, kann die Gedächtnißideen nicht wieder in sich erregen, wenn sie einmal verschwunden sind, denn könnte sie dieses nach Willkühr, so müßte sie von der Idee, die sie erregen will, schon eine Idee haben, denn Wille setzt eine Vorstellung voraus, folglich müßte sie die nemliche Idee schon haben ehe sie sie noch gehabt hat. Wir erinnern uns diese Schwierigkeit in Homes Grundsätzen der Kritick gelesen zu haben, die dieser scharfsinnige Kriticker dadurch hebt, daß er annimmt, die Reihe von Vorstellungen folgen in unserer Seele auf einander nach dem Gesetze der vergesellschafteten Ideen; und wir dürfen nur dieses auf unsern Gegenstand anwenden, und die Schwierigkeit wird selbst ein starker Beweis für die dunkeln Ideen. Denn sind die Gedächtnißideen in der Seele niemal verschwunden, sondern beständig dunkel in ihr enthalten gewesen, so geschieht bey der Erinnerung nichts, als daß eine dunkele Idee vermittelst einer ihr verwandten deutlich gemacht wird. Wir bemerken auch, daß ohne diese Auflösung von den Ideis sociis, selbst nach Herrn P. Hypothese die Schwierigkeit nicht gehoben wird; denn gesetzt, daß von den Gedächtnißideen blos im Gehirn Spuren vorhanden seyn, so muß doch immer, ein Aktus in der Seele vorgehn, um diese oder jene Gedächtnißimpreßion wieder rege zu machen, wenn sie sich ein Objekt erinnern will, dessen Zeichen sie ist; dieses kann sie aber nicht, ausser sie muß schon vorher eine Vorstellung von der Impreß-

sion haben, und zwar als Zeichen des zu erinnernden Objekts, denn Wille setzt immer eine Vorstellung voraus, folglich müßte sie die nemliche Idee schon haben, ehe sie sie noch gehabt hat.

Uebrigens stimmen wir mit Herrn P. vollkommen überein, daß die Gedächtnißideen in dem Gehirne gleichfals aufbehalten werden, und können nicht anders als empfehlen die scharfsinnigen Auflösungen, durch welche er die Schwierigkeiten hebt, die dawider gemacht werden können; desgleichen die deutliche Auseinandersetzung der Fälle, in welchen diese Impreßionen von langer oder von kurzer Dauer seyn; nur in Ansehung der Einseitigkeit müssen wir von ihm abweichen, indem es uns unmöglich scheint, daß in der Seele nicht eben sowol Spuren der gehabten Ideen zurück bleiben sollen, als im Gehirn, so wie wir uns überhaupt von den Aussprüchen über keine Erscheinungen im Menschen, diese liegt nur im Körper, jene blos in der Seele, einen Begrif machen können. Herr P. fährt fort, die Erinnerung, die Phantasie, die Vernunft und den Scharfsinn mit seinem ihm eignem systematischen Geist und einer genauen Kenntniß der Seelenkräfte, aus einander zu setzen, aber der uns vorgeschriebene Raum verbietet uns demselben in seinem Gange zu folgen. Indessen wird der Leser unsere bisher gemachte Anmerkungen noch auf manche Stelle anwenden können, als z. E. im §. 501. wo der Wolffische Satz verworfen wird, daß jede Vorstellung in der Seele in einer vorhergehenden gegründet sey, u. s. w. Hier und da hätten wir gewünscht, Herr P. möchte von seiner allzustrengen Genauigkeit etwas nachgelassen haben; Bey Gegenständen, wo die sichere Führerin, die Erfahrung uns so weit aus den Augen läßt, werden wir von der zu großen Lust, alles erklären zu wollen, nicht selten in Versuchung geführt,

zu

zu bloßen Einfällen unsere Zuflucht zu nehmen. Wir rechnen dahin den §. 609., in welchem Hr. P. sagt, „es muß das Gehirn eines subtilen Kopfs zu besondern feinen und richtigen Bewegungen der Lebensgeister eingerichtet seyn,„ es scheint uns offenbar, daß Hr. P. hier von der Gleichheit der Ausdrücke auf die Gleichheit der Beschaffenheit zu schließen, verleitet worden ist, die aber im Grunde nicht nothwendig mit einander verknüpft seyn dürfen. Die Psychologen haben allerdings um die verschiedene Beschaffenheiten der Seelenkräfte zu bezeichnen, sich der Analogie bedienen, und zu Ausdrücken, die in der Körperwelt üblich sind, ihre Zuflucht nehmen müssen, und da war ihnen oft die entfernteste Aehnlichkeit zwischen der Wirkung, welche die Figur eines Körpers auf unsere Empfindung und diejenige, welche die Beschaffenheit eines Gedanken auf uns äussert, Grund genug, um die letzte mit der Benennung des ersten auszudrücken, (so wie in dem gegenwärtigen Falle vielleicht der Umstand zur Benennung Gelegenheit gegeben, daß ein subtiler Gedanke mit äusserster Anstrengung beobachtet werden muß, und bey der mindesten Vernachläßigung sich unserer Bemerkung entzieht, so wie solches bey einem subtilen Gegenstand des Gesichts oder eines andern Sinnes statt findet.) Anders war ihnen kein Mittel übrig, ihre Ideen nur im mindesten verständlich zu machen, allein an und für sich bleiben diese zwey Gegenstände immer heterogen, und ein subtiler Gedanke hat so wenig mit einer subtilen feinen Bewegung gemein, als ein klarer und heller Gedanke mit den Strahlen der Sonne. Das sechste Hauptstück scheint uns eins der vorzüglichsten und brauchbarsten zu seyn: Hr. P. entwirft darinn eine Theorie der Krankheiten, die aus der Anstrengung des Geists entstehn, die eben so scharfsinnig als wahr ist.

Das letzte Hauptstück handelt vom Genie. Der Herr V. bemüht sich, die Beschaffenheit des Körpers anzugeben, die zum Genie erfodert wird. Man kann leicht vermuthen, da dieser Begriff selbst noch so vielen Schwierigkeiten ausgesetzt und dessen Ausdehnung noch so sehr unbestimmt ist, daß alles, was a priori von dem Zustand des Körpers gesagt werden kann, auf bloße Muthmaßungen hinauslaufen muß, und daß häufige Erfahrungen und sorgfältig angestellte Versuche, mehr als alle Theorie, diesen Punkt auseinander zu setzen vermögend seyn; aber freylich häufig und sorgfältig müssen die Erfahrungen seyn, denn, daß Menschen, wie Herr P. sagt, die eine zärtliche Lebensart in Nahrung und Bewegung führen, eine zärtliche und sieche Leibesbeschaffenheit, einen großen gewölbten Kopf, ein Gehirn mit vielen Biegungen, und dünne Säfte besitzen, Genie haben, und die von entgegengesetzter Beschaffenheit, des Genies unfähig seyn, sind etwas flüchtige Beobachtungen, die hie und da von einzelnen Subjekten abstrahirt sind, und die so viele Ausnahmen leiden, daß sie nichtsweniger, als den Name Beobachtungen verdienen. Derjenige, der von allen Menschen einmüthig für das größte Genie erkannt wird, der unsterbliche Neuton, war kein kleines sieches Männchen, sondern soll von sehr starker Leibesconstitution gewesen seyn; die Stoiker, unter denen das Alterthum uns doch die meisten Genies aufbehalten hat, führten eben nicht die weichlichste Lebensart, und waren keine hypochondrischen mit Unverdaulichkeit und Schwindel behafteten Personen; und wenn es die Bescheidenheit erlaubte, wie viele unter uns lebende lange, dicke, runde und rothwangigte Männer könnten wir anführen, deren Geist eine gleiche Stärke mit ihrem Körper besitzt, und auf deren Genie unser Jahrhundert stolz seyn kann!

Herr

Herr P. hat in diesem Theil vorzüglich von den höheren Seelenkräften gehandelt, das wichtigste haben wir noch in dem folgenden zu hoffen, nemlich den Einfluß der Empfindungen und Leidenschaften auf den Zustand des Körpers; wir sehn ihm mit vieler Erwartung entgegen; wie vieles läßt sich nicht über diesen noch ganz unbearbeiteten Gegenstand sagen, und wie viel wird nicht ein Mann, wie Hr. P., darüber sagen können!

Z.

IV.

Ioh. Sal. Semleri Paraphrasis epistolae ad Romanos cum notis, translatione vetusta, et dissertatione de appendice cap. XV. XVI. — Hallae Magdeburgicae, impensis Carol. Hermann. Hemmerde, MDCCLXIX. pl. 20. 8.

Ejusd. Paraphrasis in primam Pauli ad Corinthios epistolam cum notis et latinarum translationum excerptis — ibid. ap. eund. MDCCLXX. 8. 1 Alph. 11 pl.

Ejusd. Paraphrasis evangelii Iohannis cum notis, et Cantabrigiensis Codicis latino — ibid. ap. eundem, MCCLXXI. 8. 1 Alph. 12 pl. — Pars secunda — ib. ap. eundem, MDCCLXXII. 1 Alph. 5 pl.

Was wir mit der Anzeige eines Theils dieser Paraphrasen zu spät kommen, wollen wir durch eine desto genauere Beschreibung derselben wieder einzubringen suchen, um auch diejenigen, die sie noch nicht kennen möchten, aufmerksam

darauf zu machen. Denn es bleibt doch nun ein und allemal gewiß, daß alles, was von einem so eigentlich und nicht blos nach dem Briefceremoniell, hochgelehrten Theologen kömmt, von einem Jeden, nicht ganz Ungelehrten gelesen und geprüft zu werden verdient. Besonders enthalten die Anmerkungen, die in großer Menge unter den Paraphrasen stehen, einen solchen Reichthum von Kriticken über die Lesart, Worterklärungen und dramatischen Urtheilen, daß wir uns auch dabey am längsten verweilen, sie in dieser Ordnung nach einander auszeichnen, einige Proben von der Art, wie der Hr. D. paraphrasirt, geben, und endlich auch von dem Anhange etwas hinzusetzen wollen.

I. Veränderte, oder doch wenigstens der gemeinern vorgezogene Lesarten.

Im Briefe an die Römer. II, 17. εἰ δὲ (si vero) für ἴδε (ecce) III. 22. εἰς παντας τους πιςευοντας mit Auslassung des και επι παντας so, daß dies ehemals eine Randanmerkung gewesen, welches nicht unwahrscheinlich ist, — V, 6. εἰ γαρ für ἔτι γαρ wogegen wir auch nichts haben, nur, daß wir nicht mit dem Hn. D. den versteckten Nachsatz in demselben Verse suchen möchten, als wenn es heissen müßte — Si enim Christus mortuus est pro nobis, cum adhuc essemus alieni a Spiritu: igitur pro impiis mortuus est. — sondern ihn klar im 9. Verse finden, und den 7. und 8. für eine, dem Apostel besonders in diesem Briefe sehr gewöhnliche Parenthese annehmen, — Si enim mortuus est impiis (vix enim quis pro justo moritur &c.) *igitur* multo magis de Dei amore certos nos esse convenit &c. 14. ἐπι τους ἁμαρτήσαντας ohne μὴ, welches erst auf

Ver-

Veranlassung des Pelagianischen Streits in den Text soll seyn eingeschoben worden. 19. ἁμαρτωλοι οἱ πολλοι, das κατεσαθησαν aus dem Text herausgeworfen. VII, 6. αποθανοντες für αποθανοντος oder auch gar nur απο του νομου ohne allen Zusatz eines Zeitworts; 9. ἐζησεν, für ανεζησεν 14. οἰδα μεν für οἰδαμεν weil der Apostel vorher immer in der ersten Person rede, welches man aber eben nicht so genau nehmen sollte, da das οἰδαμεν auch ohngeachtet der in der ersten Person angefangenen Rede dem Apostel in diesem Briefe sehr geläufig ist. Z. E. VIII, 22. 28. verglichen mit 18. v. 18. το δε καλον, ού mit Wegwerfung beyder Zeitwörter κατεργαζεσθαι und εὑρισκω VIII, 1. οὐδεν αρα νυν κατακριμα τοις εν χριστῳ Ιησου mit Weglassung des μη — — πνευμα als einer Glosse; 11. δια το ἐνοικουν — πνευμα IX. 28. λογον γαρ συντ' κ. συν' επι της γης alle übrigen Worte zwischen συντεμνων und ἐπι της γης mit einigen Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenlehrern ausgelassen XI. 6. εἰ δε χαρ. οὐκ ἐτι ἐξ ἐργων ἐπει ἡ χαρ. ουκ ετι γι. χαρις; so, daß hierauf gleich im 7 Verse τί ουν folgt. XII. 12. wird die Lesart τω καιρω vorgezogen, und XIV, 21. die Worte ἡ σκανδαλιζεται ἡ ασθενει als eine verschiedene Randerklärung des vorhergehenden προσκοπτει, verworfen.

Im ersten Brief an die Corinther: I, 15. εἰς το ἐμον ονομα ohne ἐβαπτισα, welches aus dem vorhergehenden Verse leicht könnte ergänzt werden; und daher auch auf verschiedne Weise ist ergänzt worden. II, 1. μυστηριον für μαρτυριον nach einigen Handschriften und Kirchenlehrern vor dem Hieronymus; 4. ἐν πειθοι σοφιας für ἐν πειθοις ανθρωπινης σοφιας λογοις; III, 4. 5. ἐγω Απολλω' τις οὐν ἐστι oder gar, τι οὐν; διακονοι: dies ist nun freylich eine sehr ansehnliche Verkürzung der Rede; der Hr. D. hat aber doch

auch Gründe für sich, und wenigstens ist es dem Recensenten um so wahrscheinlicher, daß οὐχι σαρκικοι ἐστε nicht in den Text gehöre, da sonst die Frage nicht mit τις ουν; sondern, τις γαρ oder δε hätte fortgesetzt werden müssen; 17. ὁ Θεος. οἵτινες ἐστε ὑμεις mit Weglassung des ganzen Zwischensatzes ὁ γαρ ν. τ. θ. α. εστιν, wozu wir doch keinen genugsamen Grund sehen. — IV, 2. statt ὁ δε λοιπον schlechtweg λοιπόν. 5. καιρου κρινεται ohne τι. V, 1. ἐθνεσιν ὥστε ohne ὀνομαζεται 6. δολοι (corrumpit) für ζυμοι 7. πασχα ἡμων ἐτυθη daß also auch ὑπερ ἡμων wegbliebe; VII, 3. την ὀφειλην für την ὀφειλομενην εὐνοιαν; 5. ἱνα σχολαζητε τη προσευχη. κ. π. ε. τ. αυτο ἱνα u. s. w. 7. παντας εἰναι ohne ἀνθρωπους. VIII, 1. οἰδα μεν für οἰδαμεν ganz wie vorher bey Röm. VII. allein auch eben so ohne Noth, wie uns deucht, wenn man von dem gleichfolgenden ὅτι an, bis zu περι της βρωσεος im 4. Verse eine Parenthese annimmt, daß also der Apostel mit dem wiederholten οἰδαμεν die unterbrochene Rede von neuen anfängt. 7. συνηθεια als das seltenere Wort, für συνειδησει 11. αδελφος, δι' ὁν mit Weglassung des ἐπι σῃ γνωσει. IX. 1. ουκ εἰμι ἐλευθερος das vorhergehende οὐκ εἰμι αποστολος ganz, (doch nur vielleicht) weggelassen, weil es in den verschiedenen Handschriften dem ersten, bald vor, bald nach stehet. X, 1. Οὐ θέλω ὑμας ohne Partickel 19. τι οὐν φημι; das übrige, als einen spätern Zusatz aus dem Text herausgeworfen; so auch 23. nur die erste Hälfte, und nur diese ohne μοι — παντα ἐξεστιν — ingleichen 28. ohne die Randanmerkung του γαρ Κυριου — αυτης. XI, 24. ὑπερ ὑμῶν ohne κλώμενον. XII, 11. διαιρουν ἑκάστω ohne ἰδια XIV, 19. πεντε λογους λαλησαι ἱνα και u. s. w. so daß δια του νοος μου eine Randerklärung sey. 26. soll der Apostel abgekürzt nur einige Stücke angeführt und also etwa geschrie-

schrieben haben, ψαλμον εχει, | διδαχην εχει κ. τ. λ. weil die Handschriften theils in der Anzahl, theils in der Ordnung derselben nicht übereinstimmen. 32. πνευμα für πνευματα XV, 2. κατεχετε ohne ει 15. ον ουκ ηγειρεν mit Weglassung des folgenden bis zu Ende des Verses; 17. ετι ohne εςε 31. υμετεραν nicht ημετεραν oder vielleicht noch richtiger keins von beyden; 44. nur die erste Hälfte des Verses bis εςι σωμα und ff. Worte. 47. schlechthin ο δευτερος, εξ ουρανου 51. ist der ganze Satz παντες μεν bis εν ατομῳ eine Randanmerkung und vielleicht auch der ganze 53. 54. Vers bis τοτε in diesen —

In der evangelischen Geschichte Johannis I, 4. εν αυτῳ ζωη κ. η ζωη το φως, das beyderseitige ην ausgelassen: 18. ο μονογενης ohne υιος: 29. βλεπει τον Ιην: das ο Ιωαννης aus dem Text geworfen, eben so 52. αυτῳ nach λεγει. II, 6. κειμεναι zwischen εξ und κατα, 12. και οι αδελφοι αυτου (so, daß es blos heisse κ. η. μη. αυ. κ. οι μαθηται αυ): III, 25. für Ιουδαιων, Ιουδαιου oder gar Ιησου weil beyde Wörter abgekürzt Ιου: geschrieben wurden. 32. μαρτυρει schlechtweg, statt τουτο μαρ: IV, 9. mit Wegwerfung des Schlusses ου γαρ. — Σαμαρειταις nach griechischen und lateinischen Handschriften auch grammatikalischen Regeln, denen gemäß es heissen müßte παρα σαμαρειτων; V, 2. Vielleicht nur εςι δ. εν. τ. Ιερ. κολυμβηθρα 3. der Schluß εκδ. — κινησιν und der ganze 4. Vers eingeschoben; 13. ο δε ουκ und ιαθει, als eine Glosse verworfen, so wie 16, και εζητ. αυ. αποκτειναι (eine ehemalige Randanmerkung aus dem 18. Vers) und 25. τ. Θεου nach του υιου weil andere Handschriften auch του ανθρωπου lesen (nemlich für του Θεου) VI, 11. δεδωκε τοις ανακειμενοις mit Auslassung der Zwischenworte; 64. blos τινες εισιν ohne οι μη πιςευοντες weil einige Codices auch

ὁι πιϛευοντες lesen, und diese Ungleichheit eine Glosse vermuthen läßt. VII, 15. και ἐθαυμα' ohne den Zusatz οἱ Ιουδαιοι und 26. ohne das zweyte ἀληθως. VIII, 1. 11. Wird die Aechtheit dieser ganzen Erzählung mit andern in Zweifel gezogen; und die Gründe davon kurz und gut angeführt und 59. was nach dem Worten ἐκ Ἰου ἱερου folgt, gleichfalls für einen Zusatz gehalten, eben so IX, 27. και ουκ ἠκουσατε. X, 8. προ εμου XI, 9. του Θεου vor ὑιου (wie vorher V, 25.) 41. ὁυ ἠν ὁ τεθνη. κειμενος XII, 1. ὁ τεθνηκως, 3. τους ποδας αὐτου das zweytemal, 35. μεθ' ὑμων ἐϛι XVII, 7. wird die sehr alte Lesart ἐγνωκα für ἐγνωκαν billig verworfen; XVIII, 1. gleichfalls των κεδρων für του κεδρων und v. 13. die von Beza und andern angenommene Einschaltung des 24. Verses nach dem 13. v. 20. ἐν συναγωγη ohne Artickel (in aliis urbibus, in synagoga loci, hic Hierosolymis, in templo) XIX, 41. ἐν ῳ ὀυδεις ohne ὀυδεπω —

Dies sind die Veränderungen, die der Hr. D. im Texte der drey paraphrasirten Bücher für sehr wahrscheinlich hält, ohne doch die Paraphrase selbst darnach einzurichten. Da er hierbey immer auf die kritische schon mehrmals geäusserte Vermuthung bauet, daß in allen den Fällen, in welchen die Handschriften in einem Wort oder Rede, oder Stellung der Worte einander zu sehr widersprechen, eins wie das andere als Randanmerkungen in den Text gekommen sey: so muß man ihn billig hernach beurtheilen, und bey gleicher Voraussetzung, die Veränderungen wenigstens dann gelten lassen, wann auch wirklich in einigen Handschriften die verdächtig gemachte Lesart fehlt. 1 Cor. VII, 18. ist es wohl ein bloßer Druckfehler, wenn für ἐπίσπασθω im Text, περισπασθω in der Anmerkung angeführt wird.

II. Er-

II. Erklärungen.

Wir rechnen hierher zuerst folgende, vom Hrn. D. gebilligte, oder zuerst im Vorschlag gebrachte Abtheilungen der Rede. Röm. II, 14. wird mit Wettstein φυσει zum vorhergehenden τα. μ. νο. εχοντα gezogen, (qui nascendi sorte legem scriptam non habent) und also das Comma erst nach φυσει gesetzt, welches sich wohl hören läßt; IV. 2. wird nur angefragt: ob man nicht auch unterscheiden könnte αλλ' ουκ scil. εχει προς τον θεον, per Deum! wofür nun wohl die wenigsten Stimmen ausfallen möchten; da es nicht der Styl des Apostels und die Rede nach dem gewöhnlichen Interpunktion weit fließender ist. 1 Cor. IV. 8. Χωρις ἡμων ἐβασιλευσατε, Atque hoc *sine nobis!* regnum adiistis? Utinam vero! &c. VII. 16. ει τ. γυν. σωσεις. 17. ει μη ἑκαστω (ceteroquin unicuique.) VIII. 1. περι δε των ειδωλοθυτων' οιδα μεν jam venio ad idolothyta; Non ignoro &c. Ueber das Οιδα μεν für οιδαμεν haben wir schon vorher unsere Gedanken gesagt. Ob nun aber hiermit eine ganz neue Periode anzufangen, oder die gewöhnliche Interpunktion (quod attinet ad idolothyta, scimus.) beyzubehalten sey, mögen andere entscheiden. IX. 17. ει δε ακων οικονομιαν πεπιστευμαι' τις ουν μ. ε. ὁ μισθος; 18. Ινα — si vero invitus quasi — eam provinciam gero, quam fidei meae committi passus sum, quae tandem hic potest esse merces mea? 18. (nempe haec) ut nullas impensas, ab iis postulem &c. Aber auch diese Abtheilung angenommen, macht das ἱνα vom Anfange der Periode neue Schwierigkeiten, und wenn man sie auch durch das eingeschaltete, nempe haec überwinden wollte, so kommt doch am Ende kein rechter Verstand heraus; X. will er lieber den

30.

30. Vers mit den Worten ἵνα τι γαρ im 29. anfangen, und δε nach εἰ mit einigen Handschriften wegwerfen; imgleichen XI, 1. μιμηλαι μου — χριϛου mit andern noch zum vorhergehenden Kapitel ziehen, hingegen XIV, 33. das ὡς ἐν π. τ. ἐκ. τ. αγ. zum folgenden 34. Vers (wie in allen übrigen Gemeinen, sollen auch in eurer die Weiber schweigen.) welches alles wir nicht unbillig finden. Joh. I, 3. 4. wird die Abtheilung ὁ γεγονεν ἐν αυλω, ζωη ην billig verworfen. VIII, 25. nach λαλω ὑμιν ein Fragezeichen gemacht, ego vero jam nunc primum de me exponere necesse habeo? Gegen das Fragezeichen hätten wir nichts, würden aber doch lieber übersetzen; es ist gewiß das erstemal, daß ich zu euch rede? Oder rede ich etwa das erstemal zu euch? X, 15. hält er es für bequemer, die Worte καθως γι - - - τον πατερα ohne alle Unterscheidung mit dem gleichfolgenden και την ψυχην μου — zu verbinden. (patris consilia omnia probo et vel vitam meam impendo) wo es uns aber doch besser dünkt, die Worte als eine Erläuterung des vorhergehenden; ich kenne die Meinen, sie kennen mich, mit Schöttgen und andern für eine Parenthese anzunehmen. Die wichtigste Veränderung in der gewöhnlichen Abtheilung der Rede, haben wir noch zurück behalten. Sie betrift Röm. IX, 5. die Schlußworte, wo der Hr. D. nach σαρκα, die Beschreibung von Christo für geendigt hält, und das übrige ὁ ων επι — αἰωνας, ἀμην als eine Doxologie auf den Vater zieht. Deus, qui est summus, laudetur perpetuo; Amen! Allein wir wollen uns jetzt dabey nicht aufhalten; da wir am Ende Gelegenheit nehmen werden, die dadurch veranlaßte Streitschriften besonders anzuzeigen.

In der Erklärung selbst, legt der Hr. D. gewisse, ihm auch mehr eigne Behauptungen zum Grunde.

Er

Er nimmt an, daß die Briefe der Apostel nicht an die ganze Gemeine, sondern nur an die Vorsteher derselben, (Presbyteros) geschrieben worden, und daher wird in den beyden, hier erklärten Briefen, dies immer zur Paraphrase, oder Erklärung, auch besonders die Benennung der Brüder, dahin gezogen. Z. E. Röm. 1, 7. Omnibus qui Romae degunt, (hujus doctrinae, sive *ministris*, sive fautoribus und dann ist die Anmerkung his praecipue destinata est epistola, licet sollenni nomine *Presbyterorum* nondum uti potuerit, 10. facere non possum, fratres, quin vos exhorter, ut in doctrina ad alios proferenda — consentiatis. 13. nec vos ignorare velim, fratres et adjutores ministerii mei. XIV, 18. Quotusquisque (hac ratione) Christo servit, (suo ministerio Christi regnum proferre studet) wobey die Anmerkung ist, δουλευων τω χρισω ut Paulus se dicit (δουλον) ministrum Iesu Christi; nam hic praecipue res ad doctores redibat u. s. w. So auch Röm. XVI, 17. ff. 1 Cor. I, 5. Vos — ditiores evasistis — in omni facultate — quae *docendo* et *intelligendo* spectatur — in der Anmerkung; Haec et similia ostendunt praecipue Paulum ad Christianorum magistros et doctores respicere; v. 11. Fratres mei, comperi de vobis contentionibus — vos jam dividi (ob varium docendi et aliorum institutorum modum.) — In der Anmerkung *fratres mei*; hoc videtur non obscure describere fratres muneris et officii. 26. exemplum habetis, fratres, vos ipsos, qui ad christianam societatem *propagandam* adsciti estis, (την κλησιν υμων) IV. 6. atque haec quidem fratres, disputavi, ut discatis, (qui similem ibi provinciam, ministrorum Evangelii, suscepistis) IX, 24. vestro in stadio sic cur-

currite, (ministerio suscepto sic date operam) ut, &c. XV, 1. superest, fratres, ut in animum vobis revocem illam doctrinae meae partem, quam et ipsi (ad alios *proferendam*) accepistis — 3. Ego enim — tradideram; worauf es in der Anmerkung heißt: παρεδωκα, verbum doctoris — προς μαθητας, qui et ipsi ei muneri parantur; hi dicuntur παρελαβον, alii υπηκουον 12. — quomodo passi sitis vos, istos quosdam alios *publice* tenere contrarium locum non habere resurrect. die Anmerkung ist: λεγουσι ad doctores pertinet; 58. Hac ratione, fratres dilecti, stabilem — de his quaestionibus sententiam vos habere decet, atque dare operam, ut praestando illo ministerio dominico — vincatis worauf die Anmerkung folgt, εδραιοι: Haec ad ministros doctrinae praecipue pertinent, quibus et convenit το εργον του κυριου atque illud περισσευειν — Huc et ὁ κοπος ἐν κυριῳ — pertinet — —

In der Hauptsache, was diese, und ähnliche Stellen anlangt, ist der Recensent mit dem Hrn. D. völlig einstimmig, daß die Rede an die Lehrer der Kirche gerichtet sey. Aber er zweifelt sehr, ob sich dies auch bey 1 Cor. VII, 1. annehmen lasse, daß die Frage blos gewesen sey, wie er dafür hält; utrum ministro ecclesiae liceat, matrimonio uti? Diese Erklärung ist, so viel wir uns erinnern, ihm ganz eigen: da würde aber doch der Apostel nicht in so gemeinen Ausdrücken gesagt haben: καλον ανθρωπῳ, eher αδελφῳ oder διδασκαλῳ; er hätte noch weniger in der Wiederholung dieses Satzes v. 7. alle Menschen nennen können, und scheint es fast zu gewagt, wenn der Hr. D. auch hier das omnes auf die ministros einschränkt. (mei scilicet ordinis atque loci): auch

auch hätte der Apostel alsdann den ehelosen Stand v. 8. 12. nicht eben so wohl dem weiblichen Geschlechte anrathen können; denn auch hier mit Hrn. D. nur die verstehen zu wollen, die ein öffentliches Amt in der Kirche hatten, (ministerio cuidam destinatas) scheint noch ungewisser zu seyn, und dem gleich vorhergehenden (mei ordinis) zu widersprechen, da die Weiber eben nichts mit dem Lehramt zu thun, und nur geringe, ganz gemeine Verrichtungen zu besorgen hatten. Ueberhaupt aber denken wir doch, daß der Name der Brüder in den apostolischen Briefen eine allgemeine Benennung der Christen gewesen sey, auch die Briefe selbst an die ganze Gemeinde gerichtet worden, welches man bey den, eben so allgemeinen Titulationen in den Ueberschriften κλητοις ἁγιοις u. a. m. nothwendig annehmen muß: Ein jeder bekam nun darinn seine Belehrung, der gemeine Christ, sowol als der Lehrer, und ein jeder wußte also am besten, wo die Anrede Brüder, ihn besonders angieng. Muß doch der Hr. D. selbst gestehen, bey τις ἀδελφος 1 Cor. VII, 12. hoc recte de Christianis cunctis intelligitur, und wenn er gleich meynt, es sey dies seiner Meynung nicht nachtheilig, indem er nur in den Anreden der Apostel, das Brüder auf die Presbyteros einschränkte, so läßt sich doch leicht auch aus Stellen dieser Art das Gegentheil beweisen. Selbst das scheint uns zu gezwungen, wenn in der Anmerkung 1 Cor. XV, 12. die Ursache, warum der Apostel die Lehrer mit den Brüdernamen angeredet, diese seyn soll: quia ministri omnes erant adhuc ex Judaeis quos *fratres* Paulus praecipuo jure nominare poterat; dies ist wohl ganz richtig, aber nicht weniger, daß auch überhaupt die meisten damaligen Christen aus dem Judenthum waren, und die Apostel, wie sie ihre Nationalen Brüder zu nennen gewohnt

wa-

waren, nun diese Benennung ihren Mitchristen gleich andern zueigneten.

Zum Grunde der Erklärung der Johannischen Lebensgeschichte Jesu, wird angenommen und oft in den Anmerkungen (im 1 Theil S. 11. 12. 25. 53. 59. 60. 68. 129. 131. 2 Th. 78. 131. 136. 206. 296. 7.) wiederholt, daß Johannes seine Geschichte früher, als die übrigen Evangelisten alle, geschrieben, und also dieser ihre Nachrichten nicht gesehen; daß er unter allen die Zeitordnung am genauesten beobachtet, seinen Aufsatz für die Christen ausser Palästina verfertiget, und daher viele Begebenheiten oder Umstände derselben, die diesen ohne Nachtheil der Hauptsache unbekant bleiben konnten, übergangen habe; daß er höchst muthmaßlich einer von den Schülern Johannis des Täufers gewesen sey; endlich seine Geschichte mehr πνευματικως und πνευματικοις geschrieben sey, als die 3. andere; und daher in Ansehung des beständigen Werths für die Allgemeinheit der Christen ihnen allen vorzuziehen sey. Das πνευματικωτερον aber, (wofür wir nicht gleich einen unanstößigen deutschen Ausdruck wissen) besteht nach S. 11. darinn, daß Johannes Iesu tantum praecipua narrat, ut confirmet argumentum historicum; eo diligentius autem *doctrinam* Christi exhibet; diversam profecto a Iohannis (baptistae); hanc sciri, et in usum converti longe magis opus erat, ad omnes qui e Judaeis non erant, quam tot historias de rebus a Christo sic gestis, ut Judaei σημεια praecipue volebant, praeconem et scriptorem recensere. An diesem πνευματικω höhern Inhalt soll es nun besonders dem Evangelio Matthäi fehlen; er überhaupt ohne Zeitordnung geschrieben, nicht bey allem so, wie Johannes selbst zugegen gewesen, und also eine Harmonie der Evangelisten

lichen so unmöglich, als unnöthig seyn — S. 74. im 2 Theil. Matthaei narratio est minus accurata tam ratione temporis, quam argumenti, — forte Matthaeus non interfuit ipse his sermonibus Iesu — Non ignoro Harmoniarum artifices multum operae collocare ut omnia componant — si cui placet illa μικρολογία fruatur suo ingenio. Libro Iohannis debemus maximam reverentiam. — Ceteris consilium non fuit, ut idem eodem modo scriberent, quoniam non idem eodem modo sciebant; So weit Hr. S. Wenn es dem alles gehörig durchgedacht und mit Bescheidenheit angewendet wird, so hat wenigstens Recensent nichts dagegen zu sagen. Noch scheint er uns einen merklichen Unterscheid zu machen unter den eigenen Aussprüchen Jesu von seiner Person, und den dahin gehörigen Beschreibungen Johannes des Täufers, wie des Apostels und bey diesen einem jeden noch die Freyheit zu lassen, wie er sich die Sache vorstellen wolle; nur daß er dem Johannes seine Vorstellungsart nicht aufdringe. So wird die Vorrede des Evangelii I, 1-4. von der Gottheit Christi gegen die Socinianer erklärt, (und worüber wir uns gewundert haben, nicht einmal die Frage aufgeworfen, ob sie überhaupt vom Johannes herrühre. 3) Aber beynahe alle übrigen Stellen, die man aus den Reden Johannis des Täufers oder Jesu selbst dahin zu erklären pflegt, werden für Beschreibungen seines Amts angenommen. Z. E. I, 17. 27. πρωτος μου ἠν *meae non sunt primae partes;* illius sunt. Und in der Anmerkung; non ad προυπαρξιν ante Iohannem de qua Baptistae tempore vix puto aliquid in Iudaea proditum fuisse — ἐμπροσθεν μου γεγονεν, longo autoritatis intervallo me post se relinquit; in der Anmerkung, potest sic describere doctoris

auctoritatem — 34. ingleichen. V, 19. quod hic sit ille Dei filius (omnibus hominibus doctoribusque superioribus me etiam) longe praestantior; in der Anmerkung υιος του θεου, *Messias* nec dubitari potest, de synonymia illa — *filius*, (ille Messias, quem Deus suo nomine — agere inter homines jubet etc.) in der Anmerkung, filius i. e. Messias, quem soletis Dei filium nominare. etc. V, 17. 18. Deum rerum suarum auctorem faciebat. VI, 5. qui de *Coelo descendit*, per quem Deus salutem in hominibus operatur. VIII, 14. ποθεν ηλθον a quo missus sum; ποθεν ερχομαι, a Deo me missum esse; in der Anmerkung; res redit ad veram descriptionem provinciae — Messiae 42. XVI, 27. XVII, 8. a *Deo exii*, ego profecto a Deo legatus missus sum ejusque auctoritate ad vos veniebam — *prodiisse me a Deo* (et Messiae provinciam rite gerere) quod a te (tua auctoritate usus) in mundum prodierim. VIII, 38. quae *vidi apud Patrem*; doctrinae argumentum, quod a Patre, quasi didici; in der Anmerkung: ὁ ἑωρακα; hoc pertinet ad auctoritatem doctoris. 56. Vidit diem meum sc. animo, spiritu, spe: 58. *ego sum*; ego credi et sperari solebam. X. 30. *Ego et Pater unum sumus*, unum consilium et propositum sequimur: 38. XIV, 10. 20. *pater in me, ego in Patre*, per me agit, docet, ego ex ejus auctoritate. — Bey dem allen heißt es nun in der Anmerkung zum 14. Vers des 1. Cap. si hunc scriptoris sensum nolunt *dogmatice* verum esse (sociniani) hoc dicant minime vero porro audeant id agere, ut sensus Ioannis videatur ille esse, quem ipsi pro dogmatice vero habent. Ingleichen Anmerkung I, 18. si eis (socinianis) sensus scriptoris non placet; non licet eum interpre-

tando

tando pervertere. Doch wir irren und den Hrn. D. unrecht verstehen; wie wir denn auch das gar nicht verstehen, daß er sich einigemal selbst entgegen erklärt: I. 30. πρωτος μου ἠν, me longe praeſtantior eſt alius enim et divinae naturae particeps; s. vorher I, 17. — VII, 29. *apud eum fui;* extiti cum eo, locum mutavi: XVI, 28. *exii a Patre* ist die Anm. locum quaſi mutavi ut humana in natura iſtas res peragami; s. vorher VIII, 42.

Wir gehen also zu einzelnen Erklärungen über und machen mit denen den Anfang, denen wir beytreten. Röm. II, 16. sind τα κρυπτα των ανθρ. in Ansehung der Juden occulta eorum malitia, bey der sie doch auf ihr Gesetz stolz waren; in Ansehung der Heyden occulta virtus derer, die ohne eine geschriebene Verhaltungsregel nach dem Gewissensgefühl gut handelten; 19. *coeci* die Heyden, die nemlich der stolze Jude als höchst unwissende verachtete. *III*, 6. (und so auch IV, 13. XI, 12.) κοσμος, die Heyden; 23. ἡμαρτον geht wie V, 16. παραπτωματα auf die ganze Lasterhaftigkeit des Menschen, und ist die Eintheilung in Erb- und würkliche Sünde eine unschriftmäßige Subtilität 25. ist παρεσιν allerdings so viel als praeteritio, da man die Sache in Vergessenheit stellt: IV, 11. σφραγιδα τ. δ. τ. πι: ein Merkzeichen, daß seine ganze Gemüthsart gottgefällig sey; 17. τα μη οντα die Heyden, die vorher nicht zur äusserlichen Kirchengemeinschaft waren gelassen worden. V, 12. ἐφ ᾡ muß allerdings wie 2 Cor. V, 4. *ſiquidem* übersetzt werden. VI, 19. ἀνομιαι werden besonders den Juden, die immer viel von ihrem νομῳ redeten, mit einer Anspielung auf diesen Schuld gegeben. VIII, 9. 10. πνευμα θεου, oder χριϛου zeigt beydes die neuen, bessern, der Lehre Christi ähnlichen Gesinnungen an. 19. Sind κτισις die Heyden: 28. 30. ist von dem Ruf der Heyden zum Christenthum zu verstehen. XII,

3. λεγω *praecipio*. 6. προφητειαν κατα τ. αναλ. τ. πις: interpretatio futurorum et V. T. secundumm censuram cognitionis: 12. ist das öffentliche Gebet gemeint; 20. unter feurigen Kohlen die Strafe Gottes zu verstehen XIV, 20. unter ἐργόν του θεου die Ausbreitung des Evangelii; XV, 7. wird von Christo gesagt, πρόσελα. ἡμας indem er Juden und Heyden miteinander zu einer kirchlichen Gemeinschaft vereinigen wollen. XVI, 25. ist μυςηριον eine zwar ehemals unbekannte, aber doch nachher bekannt gemachte Lehre. — 1 Cor. I, 5. 13. 24. imgleichen IV, 10. 17. und öfter ist Christus so viel, als die christliche Lehre. I, 10. (vergl. mit V, 4. VI, 12.) δια. ονο. Ιη. Χρ. ea auctoritate Christi; 15. εις το ἐμον ὀνομα ad colligendum coetum pro me (in meum emolumentum) 17. *crux* Christi, doctrina de Christo pro peccatis mortuo. 21. σωσαι in statum meliorem mentis transferre II, 13. sind λογοι, argumenta ratiocinia und συγκρινειν πνευματικοις πνευματικα, explicare peritioribus subliniora, (vielleicht auch schlechtweg, doctrinam christianam) III, 10. Χαρις (wie I, 4.) das Apostelamt, 13. πυρ, pericula, adversitates 22. κοσμος die Juden; 23. *Christus Dei* sc. minister: *Vos Christi*, sc. discipuli IV. 6. μετεσχη: εις ἐμ. tecto nomine adversariorum in me dixi; ὑπ. ὁ γεγρ. plus quam scripsi v. 1. 2. V, 1. wird angenommen, daß der Vater noch gelebt und sich von seinem Weibe getrennt habe; 5. die Excommunikation verstanden. 9. Von einer verlohren gegangenen kleinen Epistel 20. (imgleichen VII, 23. VIII, 11.) redemti estis, erklärt, durch liberati estis ab ignorantia, superstitione, peccandi consuetudine; VII, 26. αναγκη magna Iudaicarum rerum per Romanos inversio. X, 25. ist συνειδησις das Gewissen eines andern. X, 2. εις τ. Μ. εβαπτισ. Mosi,

Mosi, ejusque obsequio obligati erant, nam baptismus Pauli temporibus obligationis vinculum. XI, 2. *traditiones* h. e. praecepta de ritibus et consuetudine ecclesiastica; 25. *novum foedus*, novus religionis ordo. 27. *Indigne*, indecenter: XIII, 3. den Leib brennen lassen, sich den größten Gefahren im Dienst der Kirche aussetzen; 8. 9. 10. ist von den Zeiten der ausgebreitetern Erkenntniß der Religion zu verstehen. XIV, 38. ζηλουτε was euch anlangt, μη κωλυετε was die andern anlangt, die die Sprachen vorziehen — Joh. I, 7. πιςευειν ist durchaus so viel, als obsequi doctrinae, servare eam. II, 4. *quid mihi tecum*, reprehensio subirantis; III, 3. regeneratio, mentis mutatio επιςροφη, μετανοια, 13. ascendere in coelum, homines meliora ipsis ignota docere. 14. 15. eine Vergleichung für die damaligen Zuhörer aus dem Judenthume V, 1. ἑορτη nicht das Osterfest, vielleicht aber auch eben so wenig das Pfingstfest. 39. ἐρευνατε, ihr suchet, indicative; ζωη αιωνιος die ganze durch den Meßias auszubreitende Glückseligkeit, nur nicht nach jüdischer Denkungsart; sondern nach der eigenen Erklärung Jesu (XVII, 3.) VI, 51. ζων vitam animi adferens. VII, 15. γραμματα nosse, (nach einer jüdischen Redensart.) Die Schriften des A. T. gelehrt auslegen können; 20. δαιμονιον εχεις, so viel, insanis IX, 39. κριμα Aufhebung des Judenthums. X, 3. ὁ θυρωρος muß in der Anwendung nicht zu genau genommen werden. 35. *Ad quos sermo Dei factus*, legati Dei; ἡγιασε, destinavit ad munus Messiae. XIII, 39. καινη ἐντολη der letzte Wille (nur würden wir nicht weiter die Idee des unerwarteten mit zur Erklärung des καινη ziehen; wenn es einmal so viel, als εσχατη seyn soll.) XIV, 13. *in nomine meo*, muneris vestri causa, tanquam ministri

nistri mei. 16. 26. *παρακλητος*, monitor, adjutor (so auch XIV, 26. XVI, 7.) *spiritus s.* (vergl. XVI, 13.) perfectior et clarior doctrina Christi (*λογος μου*, v. 23.) XV, 3-5. *in me* — *sine me* gehet auf die gemeinschaftliche Lehre und die gleichförmige Art ihrer Verkündigung und Ausbreitung 7. ist das Amtsgebet zu verstehen. 26. *εκπορευεται* die Sendung XVII, 2. *εξουσια πασης σαρκος*, provincia Messiae oecumenica ad gestas ut ad Iudaeos pertinens. 5. *ειχον* kann nicht ohne den größten Zwang von einer bloßen Bestimmung erklärt werden; II, 25. Pater *αγιε* summe, *δικαιε* benignissime: XX, 22. 23. wird von der apostolischen Vollmacht erklärt, das Lehramt zu verwalten.

Hier sind nun auch Erklärungen, denen wir entweder nicht beytreten können oder doch wenig Beyfall versprechen. Röm. I, 11. *Χαρισμα πνευματικον*, ordinatio ad publicum ministerium, collatio auctoritatis docendi; 17. *εκ πιστεως εις πιστιν* die ehemals geglaubt haben, und künftig glauben werden; 19. *το γνωστον τ. θ.* das so leicht erkennbare in Gott (aber wie *χρηστον του θεου* II, 4. so viel ist, als *η χρηστοτης τ. θ.* so auch dünkt uns, *το γνωστον τ. θ.* so viel als *γνωσις* — II, 12. ff. imgleichen III, 20.) *νομος*, das ganze A. T. (aber Paulus unterscheidet ausdrücklich im 14. Kap. *τους προφητας* davon: Es läßt sich auch nicht erweisen, daß nach jüdischem Sprachgebrauch Gesetz diese Bedeutung gehabt.) V, 6. *κατα καιρον*, wie die, vom Tode Christi, bis hierher verflossene Zeit beweißt. 20. *παρεισηλθεν* clanculum et quasi viribus diffusa suis supervenit (es wird also das *παρα* in der Zusammensetzung gegen den gemeinern griechischen Sprachgebrauch bedeutend gemacht. VIII, 2. *νομος αμαρτιας*, lex Mosaica (womit überdies die Erklärung desselben Ausdrucks vom dominio pec-

cati

cati nicht zu stimmen scheint VII, 23. 25.) 6. ἀσθενειαι imperitia, infirma multorum Christianismum proferendi studia (warum nicht lieber calamitates illorum scoporum?) 38. ὀυτε ἀγγελοι — nach jüdischer Vorstellung, von den verschiedenen Ordnungen der Engel: IX, 4. δοξα nicht die Schechinah, sondern die ausserordentliche Würde des jüdischen Volks überhaupt, nach der gleich folgenden genauern Beschreibung (wir denken nur, daß dann δοξα auch der ὑιοθεσιας hätte vorgesetzt werden müssen, die auch mit zur äusserlichen Würde gehörte u. s. w. 15 - 19. die eigene paulinische Vorstellung, nicht ein neuer Einwurf eines Gegners. — 1 Cor. I, 2. ἡγιασμενοι ἐν χριςῷ Ιησου qui per Iesum Christum ad meliorem *mentis* statum se traduci passi sunt, womit aber die Anmerkung nicht ganz übereinstimmt, (die zur äusserlichen christlichen Kirchengemeinschaft gehören, würden wir übersetzen.) 5. γνωσις peritia interpretandi scripturas Vet. Test. IV, 4. ουκ ἐν τουτῳ δεδικ. non *aliorum* iniquiora judicia effugere possum. 17. τας ὁδους μ. ἐν. χρ. consuetudinem, leges, instituta, quibus omnes Christianos uti volo, in rebus civilibus. (Das ist wohl zu eingeschränkt.) V, 8. ἑορταζω. festos hos dies paschatos sic transigemus (ist aber vermöge der ganzen allegorischen Vorstellung wohl eigentlich schlechtweg so viel als vivere. VII, 1. ἀδικοι improbi Christiani ἁγιοι probi Christiani so, daß hier nicht heydnische Obrigkeiten, sondern nichtswürdige Menschen unter den Christen zu verstehen wären, die ein anderer in seinem Streithandel zu Schiedsrichtern gewählt: doch werden dieselben ἀδικοι ausdrücklich ἀπιςοι genannt, v. 6. und es ist unerweislich, daß ἀδικοι schlechtweg, unwürdige, ἁγιοι schlechtweg, rechtschaffene Christen bedeuten sollte. Wir sehen auch gar keine Schwierig-

keit, anzunehmen, der Apostel habe es tadeln wollen, wenn die Christen einander über alle Kleinigkeiten (ἐλαχιστα) sogleich bey der weltlichen, und noch dazu unchristlichen Obrigkeit verklagten. VIII, 11. ἀπολειται, in gentilismum recidet: IX, 2. ἀλλοι vielleicht Petri studiosiores, (warum nicht auch des Apollo? nach I, 12.) X, 24. μηδεις — ζητειτω nemo *solum* sua curet, wie gewöhnlich durch Einschaltung des solum; allein es ist unnöthig, wie es uns scheint, weil hier blos von der Gefälligkeitsliebe die Rede ist; da man in gleichgültigen Dingen andern gern zu Willen ist; da kann es uneingeschränkt heissen: nicht das Seine suchen u. s. w. XI, 10. ἐξουσία, velamentum und das übrige nach jüdischen Einbildungen, daß die bösen Engel ihre Augen an schönen Weibern weideten. 28. δοκιμαζειν ἑαυτον zugleich seine körperlichen Umstände prüfen, ob man bey dem gemeinschaftlichen Mahl, ohne viel zu essen, werde aushalten können. XII, 1. πνευματικων sc. ανθρωπων richtiger sollten wir meynen, χαρισματων (wie XIV, 1. 12. selbst der Hr. D. ergänzt.) Es werden nun (und dies ist auch immer unser Gedanke gewesen.) keine sogenannte übernatürliche Kräfte und Fertigkeiten verstanden, sondern durch Fleiß und Uebung erlernte; nur in der Erklärung des ganzen Verzeichnisses derselben sind wir etwas verschiedener Meynung; können uns aber dabey nicht aufhalten: XII, 31. καθ' ὑπερβολην nicht mit ὁδον, sondern δεικνυμι verbunden *accuratissime* demonstrabo (das wäre wohl eher ἀκριβως) XIII, 7. πιστευει omnia efficere se posse *credit*. — Joh. I, 19. wird ἐρχομενον ε. τ. κ. zum entferntern φως gezogen. 14. ἐσκηνωσεν soll keine Beziehung auf die Schechinah haben; so wenig, als δοξα, weil Johannes gewiß nicht die Absicht gehabt, dergleichen jüdische Geschichte zu empfehlen. Aber da-

damit würde er sie unsers Erachtens nicht empfehlen, sondern nur darauf anspielen, und sagen, daß Jesus an Gottes statt unter den Menschen gewohnet; und eben dadurch jene sinnliche Wohnung Gottes aufgehoben; er eigentlich die Herrlichkeit Gottes vorgestellt: Anderswo, (V, 37.) sagt der Hr. D. selbst: respici ad illam Judaeorum opinionem de auctoritate Mosis — 16. πληρωμα, expisissima doctrina: Warum nicht nach v. 14. (πληρης χαριτος και αληθειας) das vollkommenste Wohlwollen? III, 12. επιγεια, die auf Erden zu bewirkende Verbesserung der Menschen, επουρανια das Meßianische Amt Jesu; seine Gottheit und göttliche Sendung. 25. καθαρισμος die Taufe Johannis und Christi, daß die Frage gewesen sey, welcher von beyden der Vorzug gebühre: Wir wollten das Wort lieber von der strengern Lebensart der Schüler Johannis verstehen. (Matth. 9, 14.) V, 20. (imgleichen X, 25. 32. 37. XIV, 11. 12. εργα überhaupt negotia, studia, consilia; denn die Schrift unterscheide beständig, die εργα von den σημειοις (miraculis) (wenn nur nicht der Ausspruch XV, 24. entgegen stünde, den zwar der Hr. D. auch von den rebus gestis allgemein genommen versteht, aber, wie uns dünkt, zu geschwächt für die Kraft und Würde der ganzen Beschreibung.) 25. mortui die Heyden und sonach ihre Lebendigmachung, ihre moralische Verbesserung. XII, 16. 23. οτε εδοξασθη cum eum rectius cognovissent. — ινα δοξασθη, ut (per patrem) luculentius manifestetur; 31. (XIV. 30. XVI. 11.) Der Fürst der Welt, der Teufel, nach jüdischen Begriffen. 45. XIV, 7. 9. wer mich siehet, wer mich recht kennet und liebet. XIII, 18. (XVII, 12. XIX, 24. eine Anwendung auf einen ähnlichen Fall. (aber könnte man dann nicht XVIII, 9. 32. entgegensetzen?) XIV, 1. πιστευετε bey-

demal imperative, eine Ermunterung zum Vertrauen auf Gott, daß er die Sache Jesu ausführen werde, und zu der gewissen Ueberzeugung, daß er selbst der Meßias sey. 20. ἐκει. ἡμερα, unbestimmt, die Zeit der Mittheilung des H. Geistes an die Apostel. (Das wäre doch also eine bestimmte Zeit; der Hr. D. müßte denn überhaupt die allmählige Zunahme der Erleuchtung der Apostel verstanden haben, welches wohl auch so seyn wird.) 23. wir werden zu ihm kommen, ich und ihr werden zum Vater kommen, und bey diesem mit einander bleiben. (so der Hr. D. auf Andeutung eines ungenannten Gelehrten, ohne alle Vorgänger; wir denken, die Erklärung verdiene geprüft zu werden, und gewinne durch Vergleichung mit den ähnlichen Redensarten — ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten; ihr sollt seyn, wo ich bin.) major est Pater me; tanquam Messia, quem misit. XV, 10. bleibet in meiner Liebe; macht, daß ich euch beständig lieben kann. (weil es nemlich τῃ ἐμῃ und nicht ἐμου heißt.) XVI, 13. ὁδηγησει *sensim* instituet und soll das docebit der Vulgata aus dem abgekürzten docet, und dieses aus ducet entstanden seyn, (dergleichen unmännliche Erklärung hätten wir von einem solchen Schriftausleger nicht vermuthet; besonders da es kurz vorher dafür διδαξει παντα schlechthin heißt) ἐρχομενα ἀναγ. er wird den Ausgang, den mein Geschäfte nehmen soll, immer deutlicher zu erkennen geben; und daher soll auch v. 14. ἐκ του ἐμου auf den Inhalt dieses Unterrichts gehen; er wird von meiner Person, den Absichten meiner Sendung euch unterrichten. — (Uns scheinen τα ἐμα die bisher von Jesu selbst vorgetragenen Lehren zu seyn, die immer der Grund blieben, auf welchen die Apostel fortbaueten.) XVII, 15. ἐκ του πονηρου soll auf den Teufel gehen, (wenn es nur hieße: ἀπο τ. π. und so würde ja Jesus

die

die jüdische Idee in einem sehr ernsthaften Tone gebilliget haben!) XVIII, 10. 11. wird nur von einer leichten Verwundrung des Ohrs verstanden, und die Erzählung beym Lucas von der sogleich geschehenen Heilung, imgleichen des Matthäus von den Legionen Engeln für einen spätern Zusatz gehalten. 15. ἄλλοι Johannes 31. wir dürfen niemand tödten, nemlich wegen des Festtages, welches sonst auf erhaltene Erlaubniß des römischen Statthalters wäre erlaubt gewesen: So der Hr. D. Aber einmal hatte Pilatus noch nicht zur Hinrichtung, sondern nur zur Urtheilssprechung, als in einer geringen Sache (richtet ihn —) die Erlaubniß gegeben; und dann, wie könnte es so unbedingt heissen, wir dürfen niemand tödten, da Worte genung zu der gedachten Einschränkung in der Sprache waren? XIX, 11. ἄνωθεν der hohe Rath der Juden (welches uns weder der Sprachgebrauch noch die Sache zuzulassen scheint. Der Kaiser hatte den Pilatus zum Statthalter verordnet, und nicht die Juden, ob sie gleich Jesum ihm übergeben hatten, wie gleich folgt, welches aber doch gar nicht einerley ist; so könnte man eher den römischen Kaiser verstehen. Uns dünket das natürlichste zu seyn, die Worte so zu verstehen, „du hättest keine Gewalt über mich, wenn „dich nicht eine höhere Fürsehung so hoch in der Welt „gesetzt hätte, daß du itzt mein Urtheil zu sprechen „hast.„ XX, 19. wird angenommen, daß die Thüre sich plötzlich eröfnet hätte (es möchte nur der 30. Vers entgegen seyn, wo dies mit unter die σημεῖα gerechnet wird.) XXI, 9. scheint dem Hrn. D. auch ganz natürlich zugegangen zu seyn. 18. will er das ἐκτ. τ. χεῖρας nicht von einer Vorhersagung der eigentlichen, sondern nur überhaupt gewaltsamen Todesart gelten lassen, und giebt, überhaupt durch die wiederholte Bemerkung, daß einige dieses ganze Kapitel für einen

Nach-

Nachtrag der ephesinischen Kirchenvorsteher gehalten, zu verstehen, daß er selbst dieser Meynung nicht ungünstig sey.

III. Paraphrasen. Diese, als Umschreibungen des Schriftstellers betrachtet, ziehen wir die Paraphrase der Johannischen Geschichte, den beyden übrigen vor, und würden der vom Briefe an die Römer unter allen dreyen den untersten Platz anweisen. Durchaus fehlt oft die Paraphrase, oder sie stimmt nicht nicht mit der Erklärung die der Hr. D. unter den Text giebt, überein; oder es wird mit der Verbindung der Gedanken zu willkührlich verfahren; und besonders in dem Briefe an die Römer, vieles in einer überdem etwas schwerfälligen Schreibart, eingeschoben, was wohl an sich sehr richtig ist, aber doch gewiß nicht durch den ausgedruckten Hauptgedanken von dem Apostel nebenher zu denken veranlaßt worden. — So wird Röm. I, 16. II, 9. beydemal das πρωτον und III, 2. das ganze πολυ, κ. π. τροπον in der Paraphrase ganz übergangen, ohne einige Erläuterung darüber in der Anmerkung zu geben. VIII, 14. Der Anfang der Periode auch nur übersetzt: quoti enim quique spiritu Dei duci se patiantur, so wie gleich nachher spiritus nostro spiritui *perhibet testimonium* dies Zeugniß geben in der Paraphrase unerklärt bleibt, v. 26. es wieder schlechtweg heißt, sed ipse spiritus nostro — loco, *interpellet suspiriis ineffabilibus:* XI, 25. *hoc mysterium* ohne einem, die Bedeutung dieses Worts an diesem Orte aufzuklärenden Zusatz. 1 Cor. III, 2. fateor, talibus me quasi lac praebuisse, a solidiori cibo vos adhuc abstinuisse (wo doch die Ausdrücke *lac*, *solidior cibus* vornemlich hätten umschrieben werden sollen; IV, 1. *oeconomi mysteriorum* Dei, (ohne zu sagen, was hier unter mysteriis zu verstehen sey) XIV, 2. hominibus —

bus — Deo loquitur, ohne einen Wink zu geben, was das hominibus, Deo, loqui bedeute) Joh. I, 16. ex copiosissimo quasi thesauro mit Auslassung des αὐτου. 33. Spiritum sc. sanctum, suis impertiet, ohne nähere Bestimmung des spiritus sancti. X, 14. Nec enim ignoro meas oves, nec illae me ignorant, XII, 17. Hosanna, beydes ohne alle umschreibende Erklärung. So stimmen einige Paraphrasen und Erklärungen nicht mit einander; wie es uns wenigstens vorkommt. Z. E. Röm. III, 25. luculentum documentum et symbolum expiationis hominum; im Text ἱλαςηϱιον, und dies wäre gut; aber nun heißt es in der Anmerkung, es sey so viel, als ἱλαςιν, welches also kein bloßes symbolum, documentum, wäre: 1 Cor. XV, 21. quemadmodum per hominem (istum primum ejusque peccatum) moriendi necessitas ad homines omnes pertingit, sic et per hominem — resurgendi — eadem facultas praestetur: Gleichwol heißt es in der Note, daß διὰ in beyden Sätzen den Ersten, mit dem das Sterben, wie die Auferstehung den Anfang genommen, bedeute; Joh. XVII, 4. atque sic *defunctus sum* illa provincia quam mihi administrandam dederas; und doch wird in der Anmerkung gesagt, der Tod Jesu habe auch noch zu dem zu vollendendem Werke gehöret. Noch öfter scheint die Verbindung der Gedanken nicht recht getroffen zu seyn. Als Röm. I, 7. *Omnibus igitur*, qui Romae degunt, — gratiam vobis — precor, da doch ohne Zweifel die Worte: allen, die zu Rom sind von dem: Paulus, ein Apostel Jesu Christi im 1 Verse abhangen, also mit allem was vorhergeht zur Aufschrift des Briefes, nach unserer Art zu schreiben, gehören; und dann, abgesetzt, der Anfangswunsch folgen sollte. — Gnade sey mit euch. II, 6. Deus *autem* certo hanc judi-

cii

cii sequetur regulam, für: Deus *enim* etc. 7. Cum igitur in duas quasi partes homines secedant bene aut male agentes, — iis *continget* — Als wenn eine neue Periode angienge, ungeachtet das τοις μεν offenbar von dem vorhergehenden ἀποδωσει regiert wird. *Deus* enim — *tribuet* — his quidem etc. VIII, 3. *Hoc* enim per legem praestari non poterat — *eam rem* Deus feliciter ipse procuravit, fehlt der Zusammenhang ganz. IX, 10. 11. Non solum autem hoc uno exemplo id discimus — sed etiam ex isto alio colligimus — Rebecca — foetum geminum in utero habuit; cum nondum nati essent — Rebeccae legimus hoc praedictum etc. für non solum vero hoc dictum legimus, sed etiam Rebeccae gemellos in utero habenti nunciatum: Der Apostel fällt aus der Construktion und setzt die Rede fort, als wenn er angefangen hätte αλλα κ. τη Ρεβ. ἐξ ἑνος κοιτην ἐχουσῃ. 1 Cor. I, 2. Universae ecclesiae — eos, scil. alloquor, qui etc. 3 Ego inquam vobis apprecor; für universae ecclesiae, *omnibus* qui &c. bestimme ich nemlich diesen Brief, so, daß v. 1. 2. die Aufschrift, oder Ueberschrift enthält und im 3. Vers der Brief selbst mit dem Wunsch anfängt: Gratiam vobis apprecor &c. Hin und wieder, besonders in vielen den Stellen des Briefes an die Corinther, in welchen der Apostel nach dem freyen Ton in Briefen, von einer Sache auf die andere eben nicht damit verwandte übergeht, wäre überhaupt noch die Frage, ob der Paraphrast nöthig habe, auf eine genauere Verbindung der Sätze bedacht zu seyn, und also von der Seite folgende Paraphrasen ihre Richtigkeit haben möchten. V, 1. Neque deest severitati ad vos justus locus publica fama sic ferente. X, 1. Hic jam mihi videor satis commodum locum hunc

nactus

nactus esse, ut variam morum pravitatem — quorundam ex vobis correctum eam — — Redite igitur fratres — Wir zweifeln, wie gesagt, ob in diesem Briefe, der so ganz verschiedene Materien enthält, ein so ausstudierter Zusammenhang zu suchen sey. Manche Einschaltungen scheinen uns auch nicht durch den Context veranlaßt zu werden. Z. E. Röm. 1, 16. Me certe hujus tam ingenuae — doctrinae — non puduerit praeconem. (quemadmodum contra ea illiberalium vaticiniorum et minus frugiferorum decretorum auctores jure suo pudeat ibi in tam illustri loco et publica luce versari) und hierauf folgt der neue Einschiebsel. (Quia vero mihi nondum contingit Romam adire atque doctrinam hanc meam vobis exponere in hac epistola operam dabo, ut &c.) VII, 19. 20. contra vero fit, ut id *semper* peragam, quod minime probo. Quodsi vero id tamen *semper* perago, welches *semper* doch beydemal nicht im Texte stehet, und auch der Wahrheit entgegen seyn würde. Joh. XVIII, 5. Adstabat autem impudens ille Iudas cum illis — Dies impudens kann nun wohl jeder Leser für sich hinzudenken, aber schwerlich der Paraphrast dem Geschichtschreiber mit Anstand sagen lassen, wo er selbst so ohne alle Beleidigung vielleicht recht geflissentlich hat schreiben wollen. Doch es giebt mehr schätzbare Seiten dieser Paraphrase: Wir wollen also von einer jeden noch einige Auszüge machen:

Röm. II, 25. Nam quod ad id attinet, quod praeter istam legem etiam circumcisionem studiosius jactare audent Judaei, fateor, istam cerimoniam utilitate sua ad te non carere, si legis ingenuam vim cetera vitae tuae ratio expresserit, atque hac ratione gentibus impiis meliorem te praebeas. Si vero legis argumentum negligas, eique

eique contraria sit publica et privata tua vita, nihil omnino (quod ad religionem attinet, et ad Dei judicium) a gentibus istis non circumcisis atque a lege alienis jam differs, etsi puero tibi olim, ista exilis caerimonia, corpori particulam praeputium abstulerit. 26. Immo vero (omnium aequiorum ego arbitrorum sententiam rogo) quid hic statuendum est? Fingamus, homines e gentibus non circumcisos legis ipsum caput et argumentum summum (quod pertinet ad mentis emendationem) omni studio praestare ex animo velle! nonne fatendum nobis est, hos homines, Deo, animi atque mentis judici, non minus placere, quam si nascendi sorte etiam Judaei atque circumcisi ipsi essent? VIII. 18. Ut enim jam partem etiam istam attingam, quae videtur opponi mihi posse (varias calamitates et mihi Paulo et Christianis aliis quasi longa serie imminere) re omni diligenter expensa, tamen non possum non statuere, tam exiguas esse istas calamitates, et tam parui temporis, ut comparari nullo modo possint ad istam gloriam, quae (mutato sensim rerum isto statu, nobis magis magisque ita continget, ut dubitari de honorifica christianae rei causa non possit 19. Namque hanc tam faustam rerum conversionem qua nova Dei familia (quae antea non cognoscebatur) per totum terrarum orbem e gentibus collecta, manifestabitur (licet Judaei hoc invideant cetero humano generi) universa illa ceterorum gentium multitudo avide exspectat. 20. Nam vanitati gentes ceterae, fateor, adhuc subjectae sunt (serviunt idolis et falsa religione ducuntur) non quod ipsae omnino ultro talia studia maxime ament atque elegerint; sed propter eam, qui

eos

eos talibus dominis, talibus imperatoribus, adhuc subjecit; sub spe tamen illa (patiuntur istam servitutem) fore tandem, ut et ipsae hae gentes liberentur ab ista servitute, quam inutilem atque improbam esse perspexerunt atque vindicentur potius in istam libertatem et gloriam, ut publice se gerere liceat filios Dei. 22. Nam hoc quidem certo scimus, quod gentium cetera omnis multitudo suspiret quasi, et multo dolore ingemiscat ad hoc usque tempus (ex desiderio melioris status qui locum nondum habet) 23. Sed non solum illi, imo vero nos etiam ipsi, qui novi aevi istius quasi primitias sensu et usu laeto prae aliis jam accepimus, taciti ingemiscimus ut ista contingat adoptio (gentium) exspectantes simul liberationem corporis nostri (e continua ista calamitate) IX. 3. Optarim enim (si fieri possit) pro fratribus meis, qui sunt cognati mei, ratione communis ex parentibus originis, ipse devoveri, atque solus (ne tam multi id fatum experiantur.) Christi beneficio ecclesiaeque jure carere sicut Moses olim pro populo suo se devovere audebat.) Atque id quidem facile mihi credetis; sunt enim illi *Israelis* posteri; eos olim Deus filiorum honore (prae cunctis gentibus) dignatus fuit; eorum olim eximium honorem, gloriamque multam fuisse, non ignoro huic populo foederis tabulae traditae fuerunt; exstitit inter eos magnifica legislatio et publicae religionis multae cerimoniae; ipsorum majoribus Deus multa promisit, et praestitit etiam; illorum sunt etiam illi celeberrimi patres et patriarchae (quos solent plus justo jactare ad alios et iis tantum non ipsi confidere, zu welcher Einschaltung wir aber doch gar keine Veranlassung im

Texte uns ausdenken können, und sie eher für streitend mit der ganzen Einräumung dieses Vorzugs halten) ex his Israëlitis ipse etiam Christus ille, *quod attinet ad nascendi originem* (το κατα σαρκα) (haec profecto tanta sunt, hoc ipse fateor et scio, tam praecipua hujus populi decora) ut jure et merito Deus, qui est super omnes (qui gentium variam conditionem solus libere definire potest) per secula quae sequentur omnia semper et posthac (a nobis, ut jam facere solemus,) celebrandus sit. Amen. 1. Cor. II, 1. Hunc igitur ordinem et ego secutus sum, si vos non pigeat, fratres, redire in ejus temporis memoriam, quo primum ad vos accessi; ego sane eloquentiae et eruditionis laudem mihi non quaerebam, cum ad vos ea mente venissem, ut inter vos manifestarem, Dei jussu, Christi veram illam doctrinam. 2. Mihi potius statutum fuit, eo tempore, quo apud vos versandum esset, abstinere ab aliarum rerum adjumentis, quibus mihi auctoritatem conciliare poteram; itaque non exposui de aliis rebus, quas alii solent praecipue sibi desumere, sed tantum Iesum Christum vobis descripsi et quidem, quid egerit, et quam ob rem cruci fuerit affixus etc. VII, 14. Hujus consilii hanc explico rationem, talis maritus, nondum licet christianus per suam conjugem (cujus societatem ipse porro expetit a benevolentia in nos et sanctiori usu matrimonii minus abest, et) multum differt ab istis aliis maritis (qui sunt omnino nostris institutis infensi). Atque similiter illa conjux, non ipsa Christiana, per christianum maritum ad animi emendationem aliquam se adduci patietur. Sicut et liberi vestri (ante christianismum a vobis suscepti) polluti

omnino

omnino, atque a noſtra ſocietate alieni fuerant, nunc vero (per vos illorum parentes) ad noſtram ſocietatem et ipſi aptiores facti ſunt (et multum differunt a liberis ethnicorum) XI, 3. 4. 5. Jam ne porro ignoretis praeceptionum quarundam, quae ad mores nobis convenientes pertinent rationem: hanc habete. Maſculi inter nos (miniſtros) ideo abſtinent ab operto capite, quia omnes hujus ordinis viri pro capite et domino habent Chriſtum, curaque (qui praeſens obtutibus noſtris non eſt) ad alios Chriſtianos ſuo in loco referunt, inter homines autem dominum non habent. Sexui vero muliebri, caput praeeſt, qui et praeſens eſt maritus. Chriſti vero (cujus utrique ſumus tam viri quam mulieres) caput et dominus Deus eſt. (qui hominem maſculum mulieri praefecit, hanc Dei inſtitutionem nec Chriſtus mutavit) Itaque, ſi precibus aut carminibus ſacris publice praecandis vir aliquis ex noſtro ordine operam daturus, capite operto id faciat (homines alios, qui convenerunt, quaſi veritus) dedecore afficeret caput ſuum (quaſi Chriſtus Dei illum et naturae ordinem non violare docuerit.) Omnis contra mulier, ſi non operto capite precibus aut carminibus ſacris proferendis (in ſocietate publica) dedita ſit, caput illa ſuum, ignominia afficit ipſa; nec enim differt ab illa, quae capillis tonſis muliebrem perſonam honeſtam mutavit in turpem. Ioh. III, 5. 6. 7. 8. Reſpondit ei Ieſus: iterum confirmo tibi: (etſi vos non ſitis, e gentibus, quas impuras dicitis) niſi quis et Judaiſmum iſtum abjiciat, atque ſimili modo generari ſe velit, ut vos iſtos e gentibus regenerari debere ſtatuiſtis (aqua illis infuſa) non

vero ex aqua tantum, fed) ex aqua (quia opus eft, novae focietati fymbolica et cerimonia) et fpiritu, feu longe perfectiori modo quam ifti profelytae veftri: minime poteft particeps effe regni Dei (quia regnum Dei non eft ejus generis, ac fabulis veftris folet informari). Nam quicunque ex hominibus naturae illo ordine generati funt, (licet a fanctis et patriarchis adeo, ut vos Judaei, genus derivent) homines funt ac manent, nec aliquid fic acceperunt, quod moralem aliquam perfectiorem iis inferat: Quicunque vero ex fpiritu, feu longe perfectiori modo generati funt, fpiritus illam indolem perfectiorem habent. (licet non fint e Judaeorum fanguine) Hi vero Dei funt filii et regni Dei participes. Ne igitur mireris, quod tibi etiam dixi, opus omnino effe, ut et vos Judaei, novo ordine nafcamini et divinam indolem admittatis. Ventus e. c. hac noctis hora, flat hac illa in regione terrae, fonum etiam ejus auditu percipis; fed ignoras unde oriatur, et quo tandem quafi termino finiatur. Similiter res habet, de qua jam tecum loquor: Fruftra quaeres originem uniuscujusque, qui perfectiorem nafcendi modum expertus eft, in hac terra (non tantum in Palaeftina ex Judaeis nafcuntur cives Dei, Deus ipfe per fuum fpiritum hominum mentes fic emendat) X, 7. 8. 9. Itaque porro Iefus fermonem continuavit et dixit clarius: Hoc vobis maxime confirmo: ego qui longe liberaliori provinciae hujus, quam tam multi fibi fumferunt formula utor, veram illam viam praeco, qua pergendum eft illis, qui fuae faluti fatis profpectum velint: Quotquot igitur alio confilio atque omine eam provinciam arripuerunt (po-

pu-

pulum docendi) furum et latronum, quos antea designavi, instar habuerunt; sed nec obsecuti sunt illis homines, quia tam parum probabiles fuerunt doctores. Ego vero sum illud ostium et salutis certus auctor; si quis hoc meo beneficio utatur, salutem certo consequetur et ovium instar. — Sine periculo et damno felicitatis suae continua adjumenta habebit. XII, 38. Ut scilicet una alia jam ratione ista sententia, quam suo jam tempore dixit in similes homines Iesaias propheta, in hos etiam auditores maxime cadat: Domine, quis fidem habet eis, quae a nobis audit etc. XVI, 26. Illo igitur tempore discetis alia, quibus vobis opus est ad meam provinciam rite adjuvandam atque a Deo laeti et hilares petetis. Itaque nec opus est, ut vobis jam pollicear, rogaturum me (rogabo autem) patrem, ut vobis omnia impertiat quibus opus fuerit vobis —

IV. Dogmatische Urtheile.

Dergleichen sind nun in Menge in den Anmerkungen zerstreut; oft bloße Winke, oder kurze Andeutungen, aber doch jene für den aufmerksamen Leser verständlich und diese für den denkenden zureichend genug. Dahin rechnen wir beym Briefe an die Römer S. 42. von der Methode die Juden zu bekehren. — Hanc disputandi rationem, quae *κοινως ἐννοιας* utitur imitari et nos adversus Judaeorum levitatem oportet, quos frustra *ecclesiasticis* statim *dogmatibus* plerique aggredi solent — S. 185. von den wahren Christen. — Omnes Christianos, qui ipsa vita sua doctrinam evangelii exprimere student, sive dicuntur *Pontificii*, sive *Reformati*, sive *Mennonitae*, sive *Sociniani*, communi

muni Christianorum societate contineri statuendum est — beym Brief an die Corinther S. 18, 222, von der Eingebung der Schrift. — Non sic Apostoli θεοπνευστοι fuerunt praediti, ut omnem humanitatem exuerent, atque nihil eis memoria excidere aut eos latere potuisset. — S. 166. Von der Kindertaufe — infantes inde a Christianae societatis initiis *non fuerunt* baptizati — baptismus ad infantes extenditur *ex vero jure ecclesiastico* non ex prima caerimoniae sacrae institutione — S. 171. von der Beschneidung. —. Paulus circumcisionem non inter ἐντολας του θεου refert. — Hae tantum illae — sunt, quae sua natura sunt καθολικαι — S. 196. 197. von der Teufels Lehre; οὐδεν εἰδωλον dicit Paulus — scriptores ecclesiastici multi solent *contrarium* dicere — diabolum solere inesse et operari per idola nec hodie desunt — nos tenebimus Pauli auctoritatem, viderint autem, utrum operae pretium faciant, — qui *puriorem de Diabolo doctrinam*, quasi partem salubris doctrinae vindicant. S. 221. Wider die Handwerksprediger — ἐκ τε ευαγγελιε ζην. — sententia, quae facile corrumpitur, si qui id faciunt consilium princeps et praecipuum, ut habeant, unde vivant, cum sit ordine posterius — S. 228. 229. Von der rühmlichen Indifferentisterey, sich nicht an menschliche Formuln und Meynungen in Religionssachen binden zu lassen. — Ego Pauli indifferentismum sequor, qui parva facit omnia illa, quae posteriorum ingenia excogitarunt, ut liceat καιτεκυξιευειν — Ανομοι hic sunt iidem — qui ab aliis negantur esse ὀρθοδοξοι, nam ille νομος publicae doctrinae non est — a Deo — Vom Abendmahl Jesu S. 253. 289. Patet Pauli clarissima sententia, qui hoc sacro poculo

culo utuntur, profitentur ad alios se esse religione Christianos: antiquiores scriptores — id nobis de sacra coena produnt esse professionem repetitam christianae religionis, ut fuit pascha — cogitandum nobis est magnum illud et insigne beneficium Christi, quod mentis nostrae emendationem et felicitatem nostram perennem complectitur.. — Beym Evangelio Johannis 1 Th. S. 166. von der Erlösung Christi. — Qui consuetudinem peccandi per Christi doctrinam tolli atque sic homines liberari per Christum putant, nullo beneficio Christi et Dei destituuntur — S. 14. Vom Glauben — πιστευειν est, doctrinam aliquam admittere, praeferre pristinis aliis sententiis, vitaeque omni illa alia ratione eam explere 2 Th. S. 15. f. von den Anführungen tes A. T. — me non pudet aut poenitet, sic statuere de omni allegatione e V. T. ut illae tantum respiciant Judaeos ejus temporis atque indolis, sed ne hodiernos quidem, tantum abest, ut nos aliosque non Judaeos praecipue adjuvent in cognitione augenda et corrigenda — S. 123. von den fundamentellen Lehren des Christenthums — quaecunque decreta absunt longius a perfectione animi, illa non pertinent ad fundamenta religionis: Fundamentales articulos multos designarunt multi Theologi sed illi non pertinent ad fundamentum illud, cui innititur hominis christiani perfectio, sed ad fundamentum *externarum societatum religiosarum.* Wie gesagt, dergleichen Urtheile sind so häufig mit eingestreut, daß man sich mit leichter Mühe daraus begreiflich machen kann, was der Hr. D. zum gemeinsamen Christenthum und nach des Recensenten Einsichten, von Rechts wegen rechnet.

V. Anhänge.

Jeder Paraphrase ist die lateinische Uebersetzung beygefügt, und zwar beym Briefe an die Römer, die ältere vor der Vulgata aus dem Codice Sargernanensi und Claromontano; beym Briefe an die Corinther aus dem letztern, und beym Evangelio Johannis aus dem Codice Cantabrigiensi mit Ergänzung des in diesem fehlenden Anfangs bis II, 16. aus dem Veronensi: Dabey werden in Anmerkungen unter dem Text die Varianten aus den lateinschen Schriftstellern Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Hieronymus, Augustin u. a. m. nebst den Abweichungen des Codicis Vercellensis, Brixiani, Corbeiensis beym Blanchini, was die Uebersetzung des Johannis anlangt, fleißige gesammlet, welches alles aber keinen Auszug verstattet.

In einem zweyten Anhange zur Paraphrase des Briefes an die Römer, theilt der Hr. D. aus einer ehemals verfertigten akademischen Streitschrift seine Vermuthungen über das XV. und XVI. Capitel dieses Briefes, hin und wieder verändert oder abgekürzt mit. Zuerst ist er mit andern der Meinung, daß beyde Capitel eine doppelte Nachschrift gewesen, dergleichen, obgleich kürzere auch bey andern Paulinschen Briefen sich fänden. Er beruft sich deswegen theils auf eine Nachricht beym Origenes, daß Marcion beyde Capitel verworfen habe, und die Wahrnehmung, daß in den meisten Handschriften der Schluß des XVI, 25 - 27. am Ende des XIV. Cap. steht; theils auf den Inhalt, der mit dem Briefe selbst nichts gemein hat. Dann hält er dafür, daß die zweyte Nachschrift im XVI. Cap. überhaupt gar nicht für die römische Gemeine bestimmt gewesen; der Apostel sie dem Briefträger mitgegeben habe, um auf der Rückreise

durch

durch Corinth und andere Gemeinen in Griechenland, Macedonien, die darinn genannten Lehrer und Aufseher in seinem und seiner Freunde Namen zu grüssen, diese also sich nicht zu Rom aufgehalten hätten, in der Folge aber man das Capitel dem Briefe an die Römer, als für Glieder der dasigen Gemeine bestimmt, angehangen, um auch dadurch den Vorzügen dieser für andern Gemeinen ein neues Gewicht zu geben. Beyde Vermuthungen sind sehr wahrscheinlich, und würden wir bey der ersten zu dem, aus dem Inhalt hergenommenen Grunde noch den hinzusetzen, daß sich auch so leichter begreifen lasse, warum der Apostel jedesmal am Ende XV, 33. XVI, 24. einen besondern Abschiedsgruß beygefügt, oder umgekehrt, wenn beyde Capitel noch zum Briefe selbst gehört hätten, die Häufung dieser Abschiedsformeln etwas ungewöhnliches seyn würde.

Wir haben nun schon beyläufig erinnert, daß über des Hn. D. Erklärung von Röm. 9, 5. großer Streit entstanden ist. Wir wollen also zum Schluß dieser Anzeige auch noch davon, und den dadurch veranlaßten vornehmsten Wechselschriften Nachricht geben. Den Anfang dazu machte der nunmehr verstorbene Herr D. Köcher in Jena, in einem Weyhnachts-Programm am Ende des Jahres 69 von 1½ Bogen, in welchem er die gemeine Erklärung gegen Herrn Semler mit ausdrücklicher Nennung seines Namens und Anführung seiner Gründe, doch mit aller Bescheidenheit, verfochte. Dies Programm wurde bald darauf in den Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen mit vielen unfreundlichen Anfällen auf Hn. Semler angezeigt; dieser antwortete denn auf die Köchersche Schrift selbst in einem lateinischen, auch des Hauptinhalts wegen schätzbaren Traktat, unter dem Titel:

Joh. Sal. Semleri ad clarissimum *Joannem Jacobum Griesbachium*, Philosophiae Magistrum Oxonii jam versantem de emendandis graecis V. T. interpretibus cum appendice ad programma Jenense. — Halae, impensis Joh. Christo. Hendel, MDCCLXX. 8.

von Seite 63 bis zu Ende, mit gleich großer Mäßigung; desto heftiger aber kurz nachher im Jan. 70. auf die Jenaische Recension in einer Schrift, unter dem Titel:

D. Johann Salamon Semlers Antwort, auf eines Ungenannten beleidigende Recension in den Jenaischen gelehrten Zeitungen von dem, wider ihn gerichteten Jenaischen letzten Weyhnachtsprogramma. Nebst einigen neuen Erläuterungen über Röm. 9, 5. Halle, bey Hendel, 8.

Von dieser letzten folgte bald darauf im 14. St. der Jenaischen Zeitungen des gedachten Jahrs, eine gemäßigtere Anzeige, als die erste von der Köcherischen Schrift, in welcher aber doch Hrn. Semler der Vorwurf des Socinianismus, von neuem gemacht wurde, ohne sich auf seine Antwort einzulassen. Dagegen ließ dieser sogleich eine Beschwerde über eine so kurze und unzureichende Abfertigung in die Hällische gelehrte Zeitung einrücken, und auch Herr Köcher antwortete Hn. S. selbst wieder in einem Pfingstprogramm vom Jahr 70. Immittelst hatte man schon auf einigen andern Universitäten die Köchersche Parthey ergriffen, und unter andern Herr D. Clemm in Tübingen in

Dis-

Dissertatione theologica, qua nexus verborum Rom. 9, 5. exponitur et vindicatur.

Sie ist auch in einem ganz anständigen Ton geschrieben, und der Titel zeigt schon, aus welchen Gründen die Semlersche Erklärung bestritten wird. Nun trat aber auch ganz unerwartet Herr D. Danov in Jena mit gütlichen Vorschlägen hervor, und das in einer eignen Zuschrift an Hn. Semler unter dem Titel:

Schreiben an den Herrn D. Semler in Halle, desselben neuere Streitigkeiten betreffend. Jena, bey Felix Fickelscheerer, 1770. 3 Bogen in 8.

Die Vorschläge liefen darauf hinaus, daß, da Hr. S. doch einmal durch viele abgekürzte oder unbestimmte Vorstellungen großen Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit erregt habe, es wohl für ihn das zuträglichste seyn würde, wenn er sich rein heraus über die, mit der Gottheit des Vaters gleich ewige, wesentliche, allerhöchste Gottheit Christi erklärte, in einer eigenen Schrift die Lehre von der Dreyeinigkeit, nach allen dogmatisch-polemischen, negativen und positiven Bestimmungen, abhandelte und eben so die Lehre von der übernatürlichen Gnade. Hierauf folgte denn

D. Joh. Sal. Semlers ꝛc. Abhandlung über die rechtmäßige Freyheit der akademischen theologischen Lehrart in bescheidener Antwort auf des Hrn. Prof. Danovs Sendschreiben, auch Beantwortung einiger Schriften über Röm. 9, 5. Halle, im Magdeburgischen, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1771. 8. 18½ Bogen.

Sehr

Sehr witzig erklärt sich Hr. Semler darinn S. 132. gegen die Zumuthung, die Lehre von der Dreyeinigkeit nach allen dogmatischen polemischen ꝛc. abzuhandeln. „In der That; Sie rechnen sehr viel zu einem Supplement, und diktiren mir eine Strafe, die größer ist, als die Schuld, die ich soll, oder mag — mir zugezogen haben. — O erschrecken Sie denn nicht selbst, bey einem so liebreichen Herzen, ꝛc. Aber auf die übrigen Fragen wegen der Homousie und was damit verwandt ist, will er sich erklären, und thut es ganz kurz S. 127-31. ob auch für den Hrn. Prof. D. rein genung, heraus, können wir nicht sagen. —

Die letzte, in dieser Streitfrage zwar ohne alle Nennung des Semlerschen Namens herausgekommene aber doch auf einen ziemlich harten Ton gestimmte Schrift, führt den Titel:

D. *Io. Hermanni Benner* Prof. theol. prim. &c. *) suffragium pro gloria Christi Rom. 9, 5. Gissae, apud Io. Philipp. Krieger, MDCCLXXI. 8. 19 pl.

So viel von der Geschichte des Streits. Nun müssen wir doch noch etwas von den Waffen, und dem Glück, mit welchem derselbe geführt worden, melden: wobey wir uns doch hüten wollen, unsern Lesern nichts von dem Eckel empfinden zu lassen, der für einen Recensenten solcher Schriften fast unvermeidlich ist. Beyde Theile sind darinn einig, daß ὁ ὢν für ὃς ἐστιν stehen, und also an sich, auf das vorhergehende Subjekt Christus gezogen werden könne. Nur aus andern Gründen verneint Hr. Semler die Richtigkeit dieser Verbindung in die-

*) Diese Schrift ist zwar schon in der allg. d. B. XVII. B. I. St. S. 118. angezeigt, es wird aber um des Zusammenhanges wegen hier derselben nochmals erwähnt.

dieser Stelle, und will also nicht, — *Christus* — *qui est summus* Deus perpetuo laudandus, übersetzen, sondern Christus. — Is, qui est Deus summus, est, oder sit laudandus in perpetuum, mit Auslassung des ος, oder ἐϛι vor εὐλογητος und das Ganze, als eine, an den Vater gerichtete Doxologie. Denn, es sey durchaus dem Paulinischen und Schriftgebrauche überhaupt entgegen, Christum τον ἐπι παντων θεον, oder auch nur τον εὐλογητον so schlechtweg zu nennen; er selbst sage, der Vater ist größer denn ich, und dies μειζων sey mit dem ἐπι παντων gleichgeltend; Paulus behaupte, (1 Cor. 3, 23.) Christus sey Gottes, welches wieder eben darauf hinauslaufe, und wie der Vater ὁ Ευλογητος genannt werde, so Christus ὁ Υιος του Ευλογητου; hätte also Paulus das alles auf Christum gezogen wissen wollen, so hätte er bey einer, ihm so ungewöhnlichen Beschreibung eine deutlichere Verbindungsformel brauchen, und etwa sagen müssen, ὃς και αὐτος ἐϛιν, oder ἐϛι δε αὐτος. Da verwirft nun der Gegentheil die Folge, daß, wenn Paulus den Sohn sonst nicht so nennt, er ihn auch hier nicht so habe nennen wollen; läugnet, daß die angeführten Stellen gleichgültig wären mit der Redart ἐπι παντων θεος, indem da nur von dem Verhältniß des Vaters gegen den Sohn, in Ansehung des Erlösungsgeschäfts, die Rede sey; schließt: (so Hr. Köcher) wenn Christus der Sohn του Ευλογητου sey, so sey er auch ὁ Ευλογητος selbst, vergleicht, wie Hr. Damm Tit. II, 13. wo ὁ μεγας θεος von Christo gebraucht, so viel sey, als hier ὁ ἐπι παντων, verlangt Beweis; (und dies besonders Hr. D. Benner, daß der Apostel deutlicher hätte sagen müssen ὃς και αὐτος ἐϛι) und dringt endlich den Hn. Semler, nach Bengeln und Baumgarten, damit, daß Paulus in Doxologien εὐλογητος allezeit zu Anfang der Periode setze, wie 2 Cor. I, 3. Eph. I, 3. Nun konnte Hrn. Semler das gleich vorherge-

hen-

hende το κατα σαρκα, ist so [illegible] es für eine Beschreibung der menschlichen Natur Christi genommen wird, entgegen stehen. Er behauptet also, dafür müßte und könnte es nicht genommen werden; es liesse sich allenfalls so etwas denken, wenn πνευμα (wie Röm. 1, 4. oder 1 Tim. 3, 16.) entgegen gesetzt würde; es gehe auch überhaupt (wohin er sich aber erst in der Folge des Streits gegen die Herren Köcher und Stemmer S. 203. f. 235, 248. ff. erklärt hat) nicht allein auf Christum, sondern auf alle vorher beschriebene Vorzüge der Israeliten, daß der Sinn sey, το ταυτα, das alles nur nach den geringen äusserlichen Unterscheidungen; und ganz so gebrauche der Apostel Paulus diese Umschreibung (κατα σαρκα) 2 Cor. V, 16. Die Gegner antworten hierauf, wenn gleich nicht πνευμα dem σαρξ hier, wie anderswo entgegen gesetzt werde, so liege doch der Sinn desselben in dem ganzen Zusatz ὁ ων — αιωνας; 2 Cor. V, 16 werde doch dem Fleisch auch in Gedanken die höhere geheiligte Natur der Christen entgegen gesetzt, (nach der Meynung des Hrn. Köchers) oder (nach Hr. Stemmern) es lasse sich der Beysatz, nach dem Fleisch, auf Erste, die menschliche Natur, nicht einschränken, weil ohne dem von Menschen die Rede sey; in dem ἐξ ὧν vor ὁ χριστος τ. κ. σ. werde durch das ἐξ, das Entstehen der menschlichen Natur eben so angezeigt, wie Röm. I, 3. Gal. IV, 4. (so Hr. Stemmer und eben dem selbe [illegible] kein Beweis der guten Sache des Hn. Semlers [illegible] το κ. σ. auf alle vorhergehende jüdische Vorzüge in einer ganz veränderten Bedeutung ziehe, da er in der Paraphrase selbst, und im Anfange des Streits es bey der gewöhnlichen Verbindung mit Christus gelassen; το für ταυτο gesetzt, sey unerweislich griechisch; wenns auch wäre, müßte es doch heissen, ταυτα τα παντα, und wenn nach diesem Bew[illegible]

[illegible] bin[illegible]

bindung der Apostel das alles als geringe Aeusserlichkeiten, die nur für συγγενεῖς gehörten, vorstellte, was nun die Doxologie solle. — Dafür sey der allerhöchste Gott auf immer gelobet! Die Reihe kommt an den Context: die ganze Absicht des Apostels und seiner vorhergehenden Bezeugungen, scheinen Hn. S. es nothwendig zu machen, die streitige Periode so abzutheilen, und für eine Doxologie zu halten, er wolle nemlich die Juden seiner aufrichtigen Zuneigung versichern (v. 1.) da würde er also von neuen sehr bey ihnen angestossen haben, wenn er Christum den höchsten Gott hätte nennen wollen, auch würde er sich damit widersprochen haben, indem er dann nicht hätte wünschen können, von Christo verbannet zu seyn, wenn er ihn doch gleich nachher summum Deum genannt hätte, unter dessen Gebiete man nemlich allenthalben sey und bleibe. Aber, antworten die Gegner, was sind das vor Schlüsse! Wie folgt das letzte? Er konnte ja wohl in einem gewissen Verhältniß seinen christlichen Vorzügen entsagen, ohne deswegen Christo, als Gott über alles nicht weiter angehören zu wollen; und überhaupt ist zwischen jener Entsagung, und diesem Schluß der ganzen Beschreibung kein so genauer Zusammenhang: Wäre das erste schliessend, so hätte er Christum, der den Juden überhaupt verhaßt war, gar nicht nennen müssen; (welches nebst dem folgenden besonders Hr. Bonnet dagegen erinnert) es stimmt vielmehr die eidliche Anrufung Christi v. 1. mit dieser Beschreibung, daß er der höchste Gott sey v. 5. genau überein; es ist endlich gegen die Natur des Affects (ein von Hrn. Clemm auch gebrauchter Grund) in summo luctu, Gott auf eine so feyerliche Art zu loben. — — —

Der ist also der Streit geführet worden. Das Signal dazu gab der sel. Köcher mit dem Sendschrei-

ben;

den, Namens der Jenaischen Universität an alle hohe Universitäten u. s. w. des Inhalts, daß die neue Erklärung ganz socinianisch sey: dies veranlaßte denn eine Nebenstreitigkeit, über den Ursprung und das Alter dieser Erklärung. Hr. Semler behauptet, die seinige sey die altchristliche, die Gegenparthey will die ihrige dafür erkannt wissen, und räumt allenfalls dem Hrn. S. (vorzüglich Hr. Danov) ein, daß die seinige, die Erasmische könnte genannt werden. Hr. Semler ruft die griechischen Väter der ersten Jahrhunderte zu Hülfe, die die Sache besser hätten verstehen müssen, und durch das griechische ὁ ὢν nicht so leicht hätten verführt werden können, die Periode auf Christum zu ziehen, als die lateinschen durch das *qui est*; die Christum nie τὸν ἐπὶ π. θ. genannt; die ausdrücklich, wie Origenes, behauptet, nur gemeine Leute hielten Christum dafür; die daher vor dem Athanasius auch diese apostolische Reihe von Worten nie auf Christum gedeutet hätten, den Irenäus selbst nicht ausgenommen, der zwar v. 4. 5. anführe, aber nur das, welcher ist Christus nach dem Fleisch gegen die Gnostiker zum Beweis brauche, daß Jesus auch Christus sey. Diesen suchen nun noch die Gegner auf ihre Seite zu ziehen, und meynen die Art, wie ihn Hr. S. diese Stelle brauchen lasse, sey erzwungen; stellen für sich aus dem 4ten und folgenden Jahrhunderten als klare Zeugen den Athanasius, Epiphanius, Chrysostomus, Theodoret, Cyrill (diesen besonders Hr. Benner) und aus der lateinschen Kirche den Tertullian, Cyprian, Novatian, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, welche alle aber Hr. S. als theils spätere, theils einander auf guten Glauben nachsprechende, theils ungelehrte Zeugen verwirft. — — —

Was ist nun im Ganzen ausgemacht worden? Wer hat gesiegt, oder sollte gesiegt haben, wenn ere-

geti-

getische Wahrheit und Stärke die Sache allein ausmachten? Wir denken, Hr. D. Semler sey selbst Schuld daran, daß die Gegenparthey nicht ganz zum weichen gebracht worden. Er hat die ganz sichere Wahrnehmung für sich, daß der Vater durchaus in dem N. T. als der höchste Gott vorgestellet wird, entweder mit den Worten ὁ ἐπι παντων θεος oder nach den gleichgeltenden Versicherungen, daß er, der Gott, das Haupt Christi Eph. I, 17. 1 Cor. XI, 3. XV, 27. sey, größer als Christus, u. d. gl. wie wir uns denn auch gewundert haben, daß er die beyden ersten Stellen und Eph. 4, 5. wo der Vater auch ausdrücklich ὁ ἐπι παντων genannt wird, gar nicht gebraucht hat: Er hat also Recht auf diesen durchaus herrschenden Sprachgebrauch des N. T. zu dringen, und sich an das vorgeworfene ὁ μεγας θεος nicht zu kehren, weil, wie er richtig bemerkt, das folgende ἡμων dazu gehört, und nun unser großer Gott, und der allerhöchste Gott noch ganz zweyerley ist, so, wie es auch die ersten christlichen Lehrer einsahen, wenn sie den Vater Deum *summum* Christum, aber Deum *nostrum* nannten. Daß auch dieses der älteste Sprachgebrauch der christlichen Lehrer, und der gelehrtesten unter ihnen gewesen, ist ausgemacht, und es ist gewiß der elendeste Einwurf, dagegen zu sagen „sie haben sich nicht allezeit behutsam genug ausgedrückt„, nemlich, Gelehrte, die sehr vorsichtig beyde Ausdrücke an gehörigen Ort anbringen! Man denke doch! Laßt uns lieber gar sagen, Jesus habe sich vor der Nicenischen Kirchenversammlung nicht behutsam genug ausgedrückt, wenn er so oft in gleichgeltenden Versicherungen gesagt: der Vater sey größer, als er, der allein wahre Gott, Er, der Gesandte desselben u. s. w. Weiter: Herr Semler behauptet mit eben so viel Recht, der Vater allein werde ὁ Ευλογητος in casu recto genannt, Jesus

 nur

nur υιος του Ευλογητου und überhaupt werde die ganze Formel ευλογητος εις τους αιωνας nur von dem Vater gebraucht Röm. I, 27. 2 Cor. XI, 31. Dagegen mit dem sel. Köcher zu sagen. „War er der Sohn des „Allerhöchsten, so war er auch der Allerhöchste selbst,„ und so den gewöhnlichen dogmatischen Begriff von der Sohnschaft Jesu, über dessen Richtigkeit eben noch die Frage ist, als ganz unstreitig voraussetzen, ist, quoniam de mortuis non nisi bene; auch nur einem mortuo zu verzeihen. Noch weiter ists für ihn, daß der Apostel nach τ. κ. σαρκα nicht fortfährt ὁς ἐϛιν oder ὁς και ἐϛιν, und daß diese deutlichere Verbindungsart nöthig gewesen seyn würde, um auch den damaligen Lesern es ungezweifelt zu machen, daß er Christum meine, da sie sonst gewohnt waren, nur den Vater von ihm τον ε. π. θ. ευλογητον εις τ. αι. genennt zu hören, und nur gleich im Anfange des Briefes das von ihm gehört hatten. Es hat uns daher auch befremdet, daß der Hr. D. nicht häufigern und stärkern Gebrauch von dieser Anmerkung gemacht hat. Wir würden durch Exempel gezeigt haben, daß Paulus weit öfter in Sätzen, wo er von einem vorhergehenden Subjekt etwas behauptet, mit ὁς ἐϛιν die Verbindung mache, wie I, 25. IV, 16. XVI, 5. Col. I, 7. 15. 17. II, 10. 1 Tim. IV, 10. und wo er noch etwas höheres von demselben bejahen will, mit ὁς και ἐϛιν Röm. VIII, 34. dies wäre also auch die, vom Hrn. Benner verlangte Stelle, daß der Apostel so würde gesagt haben. — Allein von da an giebt Hr. Semler seinen Gegnern das Schwerdt gegen sich selbst, in die Hand. Er will beweisen, daß der Apostel nach der vorhergehenden Entsagung seiner christlichen oder apostolischen Vorzüge ihn unmöglich den höchsten Gott hätte nennen können? Warum nun nicht, ist schwerlich einzusehen, und je begreiflicher er es in der Folge

hat

hat machen wollen, desto dunkler ist es uns wenigstens geworden. Wir wissen, wo der Knoten steckt. Geradezu müßte es heissen: „Paulus hätte unmöglich Christo können entsagen wollen, wenn er ihn für den höchsten Gott erhalten, und also auch in dem streitigen Satz dafür hätte ausgeben wollen: Das wäre, dünkt uns, Zusammenhang. Das will aber der Hr. D. nicht sagen; oder kann es nicht sagen; und daher die immer verwickeltere Verstellung des Contexts. Wer also in diesem Streite glücklicher fortkommen wollte, der müßte erst beweisen, daß nach grammatischen Regeln der Satz als eine Doxologie vom Vater verstanden werden könne; dann, daß Christus nach allen andern Andeutungen oder klaren Aussprüchen der Schrift nicht ὁ ἐπι παντων θεος sey (nicht blos, daß er nie anderswo so genannt werde. — Dann bleibt Hr. S. nicht auf einer Rede, was die Erklärung des το κατα σαρκα anlangt. Erst sollte es allein, als eine Einschränkung zum Subjekt, Christus gehören, in der Folge zur Bestimmung aller übrigen vorher genannten Vorzüge; erst sollte es heissen quoad nascendi originem, nachher haec omnia quoad externam tenuitatem: dadurch hat nun Hr. S. wirklich mehr verlohren, als gewonnen. Denn, zu geschweigen, daß es in diesem Fall ταυτα τα παντα allerdings heissen müßte; so sind auch die Dinge, die der Apostel vorher anführt, gar nicht mit der Beschneidung in Vergleichung zu setzen: Jenes waren wirkliche Vorzüge, die der Apostel gewiß nicht verachten wollte, aber ganz anders war es mit dieser: Und hätte er sie gleich dieser mit dem geringschätzigen Ausdruck κατα σαρκα belegen wollen, wie könnte er nun mit einer so feyerlichen Erhebung Gottes schliessen? Aber was war auch das nöthig? Warum könnte man nicht überhaupt die ganze Menschheit Jesu Christi darun-

ter verstehen, so, daß der Apostel habe sagen wollen, aus welchen auch Jesus Christus nach seiner Menschheit hergekommen sey, und doch das übrige für eine Doxologie nehmen.

Nun wünschten wir nur, daß doch wenigstens durch diese Streitigkeit zweyerley ausgemacht seyn möchte: Einmal, daß man, wenn eine herrschende Erklärung einer Schriftstelle in Zweifel gezogen wird, nicht sagen müsse, „es sey schon überzeugend darge„than worden, daß sie die einzige wahre sey.„ So redete man nemlich im Anfang dieser Streitigkeit, wogegen sich Herr Semler in der Antwort auf die Recension S. 7. ff. mit Recht beschwert, und verlangt, es sollte genauer heissen: so und so viele haben sich bemüht überzeugend darzuthun, und geglaubt, daß es geschehen sey: das wünschten wir also, daß Gelehrte, die Zuschauer gewesen sind, es billig und recht möchten gefunden haben, sich gegen den Gegner in Verfechtung exegetischer Wahrheit so auszudrücken — und dann, nicht gleich in der ersten Hitze zu fragen: was ist socinianisch, arrianisch, arminianisch, oder lutherisch, rechtgläubig? sondern, was ist Wahrheit? und wo ist sie? Deswegen wollen wir es auch nur noch kurzhin als etwas merkwürdiges anzeigen, nicht durch eine falsche Wendung rügen, daß Socin dem Hn. Doctor Clemm und Benner und ihren Vorgängern den stärksten exegetischen Beweis gegen die Meynung des Hn. D. Semlers geliefert, nemlich den, daß ευλογητος in Doxologien vorgesetzt werde.

V.

V.

Leben des Herrn Nicolaus Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, beschrieben von August Gottlieb Spangenberg. I. II. III. Theil, zu finden in den Brüder-Gemeinen. 8.

Eine genaue Nachricht von den Lebensumständen eines so ausserordentlichen Mannes, als der verstorbene Graf von Zinzendorf, kann nicht anders als sehr unterhaltend seyn. Es ist allemal angenehme und unterrichtende Beschäftigung, eine Gesellschaft, zumal eine solche, die sich durch Religionsempfindungen verbinden, bis auf ihren ersten Ursprung zu verfolgen. Der Betrachtungen, die sich dabey einem forschenden Geiste aufdringen, sind so viel, daß ihm nichts als die Wahl schwer fällt. Nur ist es nicht allezeit möglich, eine solche Stiftung durch alle Fußstapfen zu verfolgen; denn der Anfang und Wachsthum der mehresten ist zu weit von uns entfernt, und die historischen Nachrichten geben uns nur entweder ein zweifelhaftes Licht darüber, oder lassen uns wohl gar in völliger Dunkelheit. Das trift eben deswegen so häufig zu, weil gerade die Zeiten der Barbarey, also die Zeiten, worinn man selten richtig beobachtet, und noch seltner richtig aufzeichnet, zugleich an neuentstehenden Religionssekten die häufigsten sind, und weil, wenn die herrschende Kirche eine Parthey unterdrückt, sie auch die Schriften derselben mit zu vertilgen, ihre Geschichte aber zu verstellen pflegt. Aber nun eine Gesellschaft, die mit ihrer ganzen innern Polizey noch vor unsern Augen fortdauert, deren Anfang uns so nahe ist, deren erster Stifter den beobachtenden Geiste eini-

einiger scharfsichtiger Richter nicht entgehen können, und deren ganze Lebensgeschichte in dem Gedächtnisse so vieler Augenzeugen aufbehalten ist, eine solche Gesellschaft kann uns ohne Zweifel zu nützlichen Betrachtungen reichlichern Stoff geben.

Und diesen Stoff findet man in der angezeigten Schrift, deren Lesung uns ungemeines Vergnügen verursacht hat. Ein jeder, der uns dieses Vergnügen nachempfinden will, muß sich indeß in den Geist unsers Geschichtschreibers zu versetzen wissen, der nach seiner Aussage selbst ein Mitglied der Herrnhutischen Brudergemeine ist, und folglich durchgehends ihre Sprache redet. Man denke sich das süsse ersterbende Lallen eines Menschen, der in Ohnmacht sinket, und sich eben in den letzten verworrenen Bewußtseyn befindet, worinn ihn tausend unaussprechlich liebliche Bilder umflattern, so ist die Sprache, worinn diese Lebensbeschreibung verfaßt ist, mit andern eben so wohltönenden heiligen Schällen aus des Grafen Schriften und Reden durchwebt. Indeß müssen wir bekennen, daß uns dieser Vortrag gerade bey diesem Buche nicht anstößig gewesen ist. Er schien uns etwas charakteristisches zu enthalten, und die Stellen von des Grafen vertrautesten Reden halfen uns nur auf die Spur, diesem guten Manne bis mitten in die Seele zu sehen.

Es ist eine ganz natürliche Frage, die einem jeden über dem Graf Zinzendorf einfallen muß: Wie konnte er sich so viel Anhänger verschaffen, war es bloß Enthusiasmus oder Eigennutz was ihn antrieb, sich an die Spitze einer Parthey zu stellen; wie sollen wir seine ganze Unternehmung beurtheilen? Wir glauben, daß sich diese Fragen bloß aus gegenwärtiger Lebensbeschreibung ziemlich genugthuend beantworten lassen. Sie reicht zwar nur bis auf das Jahr 1732., allein dieser Zeitraum ist schon hinreichend uns von dem Uebrigen ur-

urtheilen zu lassen. Wir wollen sie suchen in einen solchen pragmatischen Auszug zu bringen, der einen grossen Theil des Räzels auflösen soll, und wir denken dabey mit aller der Unpartheylichkeit zu Werke zu gehen, daß die uneingenommenen Freunde des Grafen uns nicht ganz ihren Beyfall versagen sollen.

Der Graf Nikolaus Ludewig von Zinzendorf wurde 1700. zu Dresden gebohren. Seine Geburt fällt also gerade in den Zeitraum, worinn die pietistischen Streitigkeiten in ihrer größten Hitze waren; ein Umstand, den man nicht übersehen darf, wenn man von der ganzen Geistesbildung des Grafen richtig urtheilen will. Die Pietisten fingen schon an, selbst in Sachsen beträchtliches Land zu gewinnen. Der D. Spener, einer ihrer ehrwürdigsten Beschützer, war ein so vertrauter Freund des Zinzendorfischen Hauses, welches eines der größesten in Dreßden seyn mußte, da der Vater des Grafen erster Conferenz-Minister war, daß er bey der Taufe desselben mit den Churfürstinnen von Sachsen und von der Pfalz zugleich einen Taufzeugen abgab. Ueberhaupt fingen die Wittenbergischen Theologen um diese Zeit bereits an, bey dem untheologischen Theile alle Achtung zu verlieren. Ihre Heftigkeit, ihre Ketzermacherey, ihre unfruchtbare scholastischen Wortstreite machte sie dem gemeinen Christen gar bald gleichgültig. Die Welt war dieses elenden unchristlichen theologischen Wörterkrieges müde, und alle Herzen öffneten sich den warmen Empfehlungen eines thätigen Christenthums, womit sich die Pietisten hervorthaten, mit Vergnügen. Die Anführer dieser Parthey waren Männer von glänzenden Gaben, von einnehmender Beredtsamkeit, duldsam, sanftmüthig, herablassend, nachgebend. Sie verbanden mit der äussersten Demuth und Einfalt in ihrem Betragen die brennendsten Eifer nicht bloß für alle Arten geist-

licher Uebungen, sondern auch für alle gemeinnützigen Unternehmungen. Diese giengen ihnen auch größtentheils glücklich von statten; denn sie wußten die Bewegung der Gemüther zu ihrem Vortheil gar geschickt zu gebrauchen, und die feste Vereinigung, wozu sie ein gemeinsamer Anstoß forttrieb, setzte sie in den Stand, solche große Dinge auszuführen, die noch bis jetzt die rühmlichen Denkmale eines nunmehr erkalteten frommen Eifers sind. Das alles, und noch mehr als das, der Zustand der Unterdrückung und des Leidens, ihre Gelassenheit und Verleugnung in denselben, nahm alle Herzen für die Parthey der Pietisten ein.

Die großen Männer, die an ihrer Spitze standen, Thomasius, Spener, wegen ihrer nützlichen Gelehrsamkeit, A. H. Franke, wegen seiner Salbung und Thätigkeit, mußten ihnen auch bey Erleuchteten Achtung verschaffen. Daher breitete sich der Geist der geistlichen Uebungen in allen Familien aus. Es gab unter allen Ständen von dem Fürsten bis auf den Bauer, unter den Soldaten wie unter den Bürgern der Erweckten eine beträchtliche Menge. Man muß den Hallischen Theologen allerdings als kein kleines Verdienst anrechnen, daß sie sich zuerst als einen Damm entgegensetzten, woran sich die Wogen der wilden Orthodoxie der Wittenbergischen Schule brachen. Man muß aber auch gestehen, daß es dieses größtentheils alles ist, was man ihnen zu danken hat. Das Herzenschristenthum, das sie an die Stelle des scholastischen Christenthums aufbrachten, war aus lauter Andachtsgefühlen, und mystischen Uebungen zusammengesetzt, die immer noch von der Religion des erleuchteten Christen sehr verschieden sind. Indeß verschaften sie sich auch damit und zwar vorzüglich bey den kleinern Höfen Deutschlandes, sonderlich (aber unter dem weiblichen Theile derselben) Eingang. Die-

sen

sen bleibt gemeiniglich an den kleinen Höfen so viel Zeit übrig, die an größeren Höfen auf Feste, Intriguen, Geschäfte und Repräsentation verbracht wird, daß sie jedes Mittel der Langenweile zu entgehen mit Vergnügen ergreifen. Ein solches Mittel brachten dann die lieben Männer den verwittweten Fürstinnen und ihren Fräulein, indem sie kamen und ihnen ein Wort der Erweckung nach dem andern ans Herz legten. Nun vergiengen ganze Tage unter den gesegneten Uebungen des Betens, Singens, Ermahnens u. s. w. Man theilte sich seine geistlichen Erfahrungen mit, wie man hier eine Regung gefühlt, dort unter einer Anfechtung gekämpfet, und über das alles wurden dann viele und lange gesalbte Sprüche gewechselt, daß dabey die Zeit unvermerkt vorbey strich. Wir brauchen das mangelhafte dieser Uebungen nicht weitläuftig zu zeigen. Man schränkte sich darinn nur auf einen Theil des Christenthums ein, dabey beschäftigte man sich blos mit Gefühlen, und diese Gefühle lenkte man auf den kleinsten Gegenstand. Die Religion wurde ein Werk der Einbildungskraft, und ihre Uebungen ein kindisches Spiel. Anstatt sich die Gottheit in ihrer großen Beziehung auf den Menschen zu denken, weidete man sich an einer tändelhaften Schäferliebe des Heylandes, mit dem man einen mystischen Roman spielte, sich mit ihm in der Sprache der Asträa unterredete und ihm bald verliebte, bald schmollende Grimassen machte. Die Geschichte berechtigt uns zu glauben, daß bey diesen Religionsempfindungen das Bild eines sehr wirklichen Geliebten, dem Bilde des Heylandes, weit näher zu liegen pflegt, als der Namen des Abelards dem Namen Gottes in dem Herzen der Heloise je mag gelegen haben.

In dieser heiligen Lust, und unter diesen andächtigen Mummereyen fieng der Graf Zinzendorf an zu

athmen. Er brachte seine Kindheit bis ins zehnte Jahr in Hennersdorf bey seiner mütterlichen Großmutter zu. Dieses Hennersdorf war ein Ort, den nach den eignen häufigen Versicherungen des Grafen der Herr sich recht zum Segen gesetzt hatte. Wie weit daselbst das heilige Possenspiel getrieben wurde, und wie weit es der Graf schon als ein Kind darinn brachte, das mag man aus folgenden Proben ermessen, die wir dem Leser in H. Spangenbergs eigenen Worten vorlegen wollen. „Ich will noch etwas, sagt er S. 30. von „seinem kindlich-herzlichen Umgange mit Jesu Christo, „dem Freunde der Kinder hier anführen. Zuweilen „wenn er Papier, Tinte und Feder zur Hand hatte, „schrieb er ihm, dem lieben Heiland, geschwind „ein Briefchen, sagte ihm darinn sein Herz und „warf es zum Fenster hinaus, in der Hofnung, er „werde es wohl finden.„ Es ist augenscheinlich, daß die Erziehung, welche er unter dem Einflusse der weiblichen Frömmigkeit genossen, seine Religionsempfindungen bey Zeiten so klein und tändelhaft gemacht hatten. Nur die fromme weibliche Seele einer schwachen Großmutter konnte einen Wohlgefallen daran finden, ihren Enkel schon in seinem sechsten Jahre Betstunden halten zu sehen. In dieser Beschäftigung traf ihn einst ein Detaschement schwedischer Soldaten, die nach Hennersdorf gekommen waren, um Contribution einzutreiben. „Sie giengen gerade ins Schloß, „ja gar bis in den Saal, wo unser Graf von sechs „Jahren eben seine ihm gewöhnliche Betstunde hielt. „Der Anblick dieses Kindes und die Freymüthigkeit, „mit welcher dieser kleine, aber sehr beliebte Predi„ger redete, gieng diesen Leuten so durchs Herz, daß „sie fast vergaßen, warum sie gekommen waren.„ (S. 33.) Es war nicht genug, daß er seine faselichen Schwärmereyen Menschen vorsagte: „er redete und

„hör-

„hörte so gern von dem lieben Heilande, daß, wenn „er allein, oder auch sich selbst gelassen war, ers wohl „gar den Stühlen, die er sich in seinem Spiele zu„sammentrug, erzehlete.„ (S. 32.) Dabey setzten sich die rohesten Begriffe von den christlichen Religionshandlungen tief in seiner Seele fest. „Wenn er in „die Kirche kam, und aus den Umständen schließen „konnte, daß man die heilige Communion halten „würde; so giengen seine Gedanken ganz darauf. „Einem jeden, den er nun zu Gottes Tische hatte na„hen sehen, konnte er nachgehends nicht anders, als „sehr ehrerbietig begegnen, weil die Worte eines „bekannten, schönen Abendmahlsliedes: der den „Himmel kann verwalten, will izt Herberg bey „dir halten, ihm so zu Herzen giengen, daß er wahr„haftig glaubte, es habe sich durch den Genuß des „Leibes und Blutes Jesu, eines solchen Menschen „Gebeine mit Gott vereinigt.„ (S. 31. 32.)

So zubereitet wurde er im zehnten Jahre seines Alters auf das Pädagogium nach Halle geschickt. Man kann sich leicht vorstellen, daß er hier gleichsam als an der Quelle Gelegenheit gnug fand, sich mit den eiteln Religionsbegriffen zu nähren, die bereits den ganzen Grund seiner Seele eingenommen hatten. Allein ausserdem hörte und sah er noch tausenderley Sachen, die in ihm die Bildung eines künftigen irrenden Ritters vollendeten. Dahin gehören „die täglichen Ge„legenheiten in des Hrn. Professor Frankens Hause „erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Christi „zu hören, Zeugen aus allerley Ländern zu sprechen, „Mißionairs kennen zu lernen, Verjagte und Gefan„gene zu sehen, ingleichen die damals im vollen Flor „stehenden Anstalten, des seligen Mannes eigene Mun„terkeit in des Herrn Werke, nebst verschiedentlich „wahrgenommenen schweren Prüfungen. Diese, setzt

er

„er selbst hinzu, haben den Eifer mächtig in mir ge-
„stärkt, auch einen Grund gelegt zu einiger Kund-
„schaft in die Vortheile und Hindernisse des wahren
„Wesens.„ (S. 42.) Seine romanhafte Ideen wur-
den auch durch die zahlreiche Gesellschaft von feurigen
jungen Leuten, deren Einbildungskraft auf gleichen
Ton mit der seinigen gestimmt waren, unterhalten.
Mit diesen fieng er an in genaue Verbindung zur Be-
förderung des Reiches Gottes zu treten, um nicht al-
lein sogenannte Collegia pietatis zu halten, deren
er bey seinem Abschiede dem Prof. Franken eine Liste
von nicht weniger als sieben übergab; sondern er er-
richtete auch mit ihnen besondere Orden, wobey sie
gemeinschaftlich gewisse Ordensregeln festsetzten, zu de-
nen sie sich „mit gutem Bedachte und nach genugsa-
„mer Ueberlegung mit Hand und Mund vor dem
„Herrn verbanden.„ (S. 45.) Insonderheit machte
er bereits im Jahr 1715. mit seinem nachmaligen be-
ständigen Busenfreunde „einen Bund zur Bekehrung
„der Heiden und zwar nur solcher, an die sich sonst
„niemand machen würde.„ (S. 50.)

Seine Schwärmerey war endlich zu dem Grade gestiegen, daß sie anfieng, den vernünftigern Theil seiner Verwandten aufmerksam und besorgt zu machen. Sein Oheim und Vormund glaubte ihn nicht besser davon zu heilen, als wenn er ihn mitten unter die Feinde des Pietismus nach Wittenberg schickte. Allein wenn es auch damit nicht bereits zu spät gewesen wäre, so mußte doch Wittenberg gerade der unbequemste Ort zu seiner Genesung seyn. Man hätte sie allenfalls noch hoffen können, wenn man seinen Geist mit ganz fremden Beschäftigungen, die ihn zugleich zur Richtigkeit im Urtheilen gewöhnt, mit den mathematischen und philosophischen Wissenschaften unterhalten, und ihn aus dem Kraise der Theologie ganz herausgezogen hätte.

hätte. Statt dessen kam er in Wittenberg nur auf einen neuen Kampfplatz, wobey aber die Art des Kampfes und die Kämpfer einerley blieben. Ja was noch mehr war, er fand hier seine Freunde geschmähet, er konnte den Ruhm, sie zu vertreten, erwerben, und das mit der Gefahr ein Märtyrer der guten Sache zu werden. Zu dieser letzten Ehre gelangte er nun zwar nicht; denn mit einem studirenden Grafen pflegen es die Hrn. Professoren so genau nicht zu nehmen; allein statt dessen wurde ihm die fast eben so große Ehre, sich zum Vermittler zwischen beyden Partheyen auserlesen zu sehen. Erstaunt über die Herablassung, womit die Wittenbergischen Gottesgelehrten seine Anfälle aufnahmen, schrieb er nach Halle, daß diese Männer nicht ganz so böse wären, als man in Halle zu glauben schiene, und als er es sich selbst eingebildet; daß er eine Aussöhnung mit ihnen als etwas sehr mögliches ansähe, und daß er glaubte ein Werkzeug seyn zu können, um dieselben zu Stande zu bringen. Sie kam nicht zu Stande, und wenn es auch geschehen wäre: so würde der Graf nichts dabey gethan haben. Denn er erhielt ausdrücklichen Befehl, von seinen Verwandten sich nicht damit zu befassen. Sie fiengen an, einzusehen, daß ihn sein Aufenthalt in Wittenberg wider ihr Vermuthen von seiner Schwärmerey nur schlecht entzaubert hatte. Um an diesen unheiligen Orte gleich von Anfang sein Licht recht helle leuchten zu lassen, trieb er seine geistlichen Uebungen zu einem weit höhern Grad von Strenge, als er bisher gethan. Er betete ganze Nächte, beschäftigte sich vorzüglich mit der Theologie, und zwar studirte er sie blos im Gebet, mischte sich in die Streitigkeiten über die Mitteldinge, worüber er zu der Parthey der Strengern trat, und hatte Anfechtungen, die ihm ganz daniederschlugen. Gleich, bey seinem ersten Schritte auf der Universität kündigte er die Rolle an, die er spielen

woll-

wollte. Es scheint nemlich eine Kleinigkeit, es zeigt aber, wie viel Entschlossenheit ihm schon damals seine Schwärmerey gab, daß er bey der gewöhnlichen Immatrikulierung durchaus den Studenteneid nicht ablegen, sondern sich nur zu der Formel: Ego non juro, sed promitto &c. verstehen wollte. Und diese Person eines enthusiastischen Sonderlings verleugnete er bey keiner Gelegenheit, wo er Aufsehen zu machen gedachte. Man kann denken, mit welchem gelehrten und geistlichen Pompe das Reformationsfest in Wittenberg 1717. begangen wurde. Alles war in der Bewegung der Freude, des Rühmens und des Jauchzens. Nur ein einziger junger Mensch von siebzehn Jahren schloß sich ein, und betrauerte und zwar nicht ohne Grund an diesem Tage mit Fasten und Weinen vor den Augen der Handhaber der lutherischen Rechtgläubigkeit, an der Quelle dieser Rechtgläubigkeit, und an dem Feste ihrer Entstehung, den Verfall der Kirche, wovon sie das Kleinod war.

Von diesem Reformationsgeiste konnte man wohl nichts geringeres erwarten, als was hernach wirklich erfolgte, nemlich, daß er sich an die Spitze einer Parthey setzen werde. Es kam blos darauf an, daß sich gewisse Umstände so neben einander stellten, und ihm den ersten Stoff zu derselben anboten. Die Anlagen diesen Stoff zu nutzen und zu bearbeiten, waren schon gnugsam in ihm vorhanden. Die erste Veranlassung an die Sammlung einer besondern Religionsgemeine zu denken, gaben ihm wohl ohne Zweifel die nach der Lausitz herüberwandernden Böhmischen Brüder. (S. 222.) Indeß war diese doch Anfangs so wenig zahlreich, daß sich kein sonderlicher Haufen jemals aus ihnen erwarten ließ, wofern man nicht Mittel finden konnte, ihnen auch andere beyzugesellen. Mit welchem glücklichen Erfolge dieses geschehen, zu welcher

Größe die Gemeine des Grafen angewachsen, wie weit sie sich ausgebreitet, das alles sind Sachen, die zu Tage liegen. Wie konnte ein Mann, wie der Graf Zinzendorf, auf eine so ausserordentliche Unternehmung verfallen, und durch welche Mittel hat er sie ausgeführt? Wie wenig Anschein hatte es, daß sich ein Mann von seinem Stande unter das gemeine Volk mischen, sich ihnen gleich stellen, und aus ihrem geistlichen Umgange sich ein Geschäft machen werde; daß er alle die großen Erwartungen zu einem glänzenden Leben, wozu ihn seine Geburt berechtigten, mit den Rücken ansehen, und in heiligen Versammlungen unter Bußübungen vergessen werde. Das muß freylich Seelen vom gewöhnlichen Schlage, die keinen Ehrgeiz, als den gewöhnlichen von Titeln, Ordensbändern und Ehrenstellen, und keinen Weg dazu als den gebahnten kennen, ein unauflösliches Räzel seyn. Allein für einen Mann, wie der Graf Z., gab es einen höhern Flug des Ehrgeizes, dessen, über die Gemüther zu gebieten, die Seelen zu überwältigen, und seine Herrschaft auf nichts als auf seine innere Ueberlegenheit zu bauen. Wenn dieses Gebäude der menschlichen Ruhmbegierde bey weiten in der Ausführung das schwerste ist, so gewährt die Vollendung desselben für einen Geist, der die Sinne dazu hat, die meiste Befriedigung. Zum Glück für das menschliche Geschlecht, findet sich der ganze Zusammenfluß der Umstände, die dazu nothwendig sind, selten, und wenn einer oder der andere an der ganzen Summe abgehet, so sind die übrigen vergebens da. Die Hauptaufgabe ist, sich die Einbildungskraft der Menschen dienstbar zu machen; und dieses geschieht am besten durch die Schwärmerey, die wie bekannt, nach dem Ausspruche eines grossen Dichters, wie der Schnuppen ansteckt. Das ist allezeit eine gute Handhabe, wobey der große Haufen

und

und auch der vornehmere Theil desselben, so lange ihn noch nicht die Philosophie erleuchtet, oder die Verfeinerung erkältet hat, kann angefaßt werden. An den gemeinen Mann kann man sich indeß immer an sichersten wenden; er bleibt immer für den Schwärmer ein geschickter Stoff, weil weder die Philosophie noch die Verfeinerung bis zu ihm herabkömmt. Der Aufwand von Talenten, der hiezu nöthig ist, sich ungebildeter Gemüther zu bemächtigen, ist noch dazu ungemein gering. Schon mit einem bloßen ekstatischen Blicke, mit einer begeisterten Mine, mit einer andächtigen Stellung fesselt sie der sonst ungeschickteste Redner. Das ist der einzige Grund, woraus man sich eine nicht seltene Erscheinung erklären kann, welche gemacht hat, daß man unberedte Redner des Volks Heiligenbilder genannt, wovon die ungestaltesten die meisten Wunder thun, und daß Swift im Scherz das Volk mit dem Mahomet verglichen, der auf einem Esel zum Himmel reiten wollte. Dieses alles nun besaß der Graf im allerhöchsten Grade und noch weit mehr. Er war ein schöner Mann; das ist bekannt, und wenn es das nicht wäre, so sagt es uns Herr Sp. ausdrücklich. (S. 62.) „Seine Handelweise hatte etwas vor„zügliches, seine Person etwas ansehnliches, und das „machte daß jedermann auf ihn attendirte.„ Die Gabe in einem Flusse fortzureden, besaß er im höchsten Grade, und dabey hatte er einen so populären und scheinbar leichten Vortrag, daß jedermann ihn mußte zu verstehen glauben. Im Grunde war seine ganze Wohlredenheit nichts als ein ewiger Wechsel von stets wiederkommenden gesalbten Worten, die verständlich schienen, weil sie einem jeden schon häufig vor den Ohren herumgeschallt. Wer kennt aber die Macht dieser Sprache nicht, wer weis nicht, daß sie bey den meisten geistlichen Rednern gemeiniglich vier fünftheile

ih-

ihrer Beredsamkeit ausmacht. Diese nun öffentlich mit Feyerlichkeit, und im besondern Umgange mit Vertraulichkeit, und was in der Sprache der Kinder Gottes Herzlichkeit genennt wird, einem jeden angedrungen, was mußte das nicht für Wunder thun? Dem Graf konnte das nicht viel Mühe kosten, da er von seiner ersten Kindheit an, sich, in dieser Gefühlsprache geläufig zu reden, geübt hatte. Es würde unglaublich seyn, zu welchem Grade er oftmals die Albernheit seines Geschwätzes getrieben, wenn es nicht jedermann in seinen Schriften vor Augen läge. Indeß wußte er auch an gewissen Orten sich eines gesetzteren Vortrages zu befleißigen; und alsdann kann man sich nicht enthalten, den Geist und das Leben zu bewundern, das durch und durch darinn herrscht; zumal wenn man bedenkt, daß zu der nämlichen Zeit auf den Kanzeln von Deutschland noch lauter Barbarey war. Was würde man von einem Prediger sagen, der noch jetzt seine Predigt folgendergestalt anfienge: „Die Lehre Jesu Christi wird gemeiniglich für „etwas so verhaßtes angesehen, daß man einen phan„tastischen Menschen mit einem wahren Christen in „der Idee leicht verwechselt. Fromm werden, den„ket man, gehöret zu den traurigen und halbverzwei„felten Entschliessungen dererjenigen, die sich in ihren „Hausumständen übel befinden, die Welt durch den „Tod verlassen, oder ausser Stand gesetzt sind, etwas „Rechtes in derselben vorzustellen. Der Herr Jesus „will uns einen andern Begriff von seiner Lehre ma„chen. Selig sind, nach seinem Ausspruche, die sich „in diesem oder jenem Zustande befinden, und damit „ladet er das Volk, so nicht weit davon stund, zu sei„ner Herzensreligion ein, wie man etwan die Leute „durch gute Beschreibungen, neue Colonien zu be„wohnen, einzuladen pflegt; nur daß wir uns von der

 „Ein-

„Einladung Christi mehr Wahrheit zu versprechen „haben. Ein Mensch, der sich bekehrt, geht in der „That aus seinem Elende in eine vortrefliche Lage, „und befindet sich so wohl, daß ich noch keinen gesehen, „der die Probe gemacht, und von dem Lande ein übel „Geschrey zurück gebracht hätte. 4 Mos. 13, 33. 34.„ Welche Leichtigkeit, welcher Fluß der Worte, welche Anmuth der Bilder, und der ganze Ton, wie zuversichtlich, wie treuherzig. Wir erinnern uns, das letztere Bild in einem unserer größten geistlichen Redner gefunden zu haben, und wir wollten, daß unsern Lesern die Stelle beyfallen möchte, um eine Vergleichung anstellen zu können. Das schrieb aber der Graf im Jahr 1725. und man erinnere sich an den damaligen Zustand der deutschen Kanzelberedsamkeit. Doch muß man auch sagen, daß er diese Rede auf besondere Veranlassung vor einer fürstlichen Person hielt, und wir würden Mühe haben, in den Auszügen aus des sel. Ordin. Reden über die 4 Evang. aus deren I. Th. S. 156. 157. die angeführte Stelle genommen ist, mehrere dergleichen anzuführen. Denn überhaupt ist die Popularität seines Vortrages gar nicht in den Sachen, und ihrem Maaße zu der gemeinen Fassung, sondern in einer steten Unterhaltung mit dem dunkelsten Gefühl und der ungezüchtigsten Einbildungskraft, in den Worten des gewöhnlichen Lebens, und mit allen den Nachläßigkeiten des Ausdrucks und der Wendung, deren man sich sonst in öffentlichen Reden geflissentlich enthält, weil sie einem eklern Geschmacke nicht edel genug scheinen. Dahin gehören die Wörter aus fremden, sonderlich der französischen Sprache, die der Zuhörer gewiß nicht verstehet, die er aber zu verstehen glaubet, weil sie in aller Munde sind, und alle Augenblicke um seine Ohren schwirren. Mit diesen Hülfsmitteln machte sich der Graf an das Werk, sich eine

Ge-

Gemeine zu sammlen. Er fühlte in und um sich der Umstände zu viel, die es begünstigen würden, als daß er sich von einigen zu erwartenden Schwierigkeiten hätte sollen abschrecken lassen. Ausserdem hatte er alle Festigkeit der Seele, die der Enthusiasmus, so lange er währt, mitzutheilen pflegt, und dabey alle Geschmeidigkeit, die so unentbehrlich ist, wenn man viele Köpfe, zumal durch die Schwärmerey leiten will, die uns der Enthusias selbst niemals giebt, die aber der Graf von seiner frühen Thätigkeit in der Welt erhalten hatte. Da er sich schon in seiner Jugend mit Unterhandlungen und Vermittlungen abgegeben, einen weitläuftigen Umgang mit Menschen aus verschiedenen Sekten und Religionspartheyen gepflogen, mit allen Ständen vom Fürsten bis zum Tagelöhner, vom Cardinal bis zum Mönche in Vertraulichkeit gelebt; so kannte er, und zwar nicht blos theoretisch, die ganze Karte des menschlichen Herzens, wußte wie einem jeden beyzukommen sey, und wie er sich, so bald er dieses sonst so unbekannte Land nur mit einem Fuße betreten, durch alle Mäander desselben durchfinden solle. Schon in seinem sechzehnten Jahre, war er, wie wir bereits gesehen, mit der Vermittelung der Pietisten und Orthodoxen beschäftigt. Im neunzehnten stand er bey seinem Aufenthalte in Paris mit dem Cardinal von Noailles, nicht etwan in Bekanntschaft, sondern in der genausten Vertraulichkeit. Er war der Vertraute der berühmtesten Constitutionairs sowol, als der protestirenden Bischöfe, er stand in genauer Verbindung mit dem P. de Tour und d'Albizzi, nahm öffentlich Parthey in einer so kitzlichen Sache, als die damalige Zwistigkeit der französischen Geistlichkeit war, und warf sich bey dem Kardinal zu einem dreisten Rathgeber auf. Man erstaunt, mit welcher Freymüthigkeit er demselben seine ganze Freundschaft aufsagte — ein junger Mensch von neunzehn Jahren, einem Kar-

dinal der römischen Kirche, dem Haupte der französischen Geistlichkeit! — und wie dieser Kardinal, dieser Primat von Gallien alle Mühe anwendet, den Jüngling unter seinen Freunden zu erhalten. Sein Ruhm, den er sich in Paris, in der Stadt, wie am Hofe, erworben, war ausserordentlich. Alle Herzoginnen wollten den ausserordentlichen jungen Deutschen sehen, der nicht in Oper und Komödie gieng, und, wie man sagte, die ganze Bibel auswendig wußte. Die guten Damen wußten eigentlich gar nicht, wie sie in Ansehung der Religion daran waren. Die ausgelassenste Liederlichkeit hatte sich, wie es zu geschehen pflegt, dichte neben den inbrünstigsten Religionseifer gelagert. Der Jansenismus und die Mystick machten eins ums andere die Gemüther ängstlich und muthvoll, traurig und Wonnetrunken; beyde wurden von den Jesuiten verfolgt, und alle von dem Hofe des Regenten und seines Ministers in ihren Orgien chausonirt. St. Cyr und Versailles, Rom und St. Cloud, alles dieses war eins wider das andere, und keiner konnte aus allem Nutzen ziehen, als unser Graf, indem er mit einer Parthey den Ruhm der Frömmigkeit und von der andern die Ehre der Verfolgung genoß. Durch solche frühzeitige Uebungen hatte er nun die große Kunst alle Arten von Menschen zu behandeln, vollkommen gelernt, und wie glücklich er sie angewandt, das hat der Erfolg gezeigt.

Indem er mitten in der protestantischen Kirche eine neue Gesellschaft aussondern wolte: so mußte er die Nothwendigkeit dieser Aussonderung durch einige Veränderungen in dem Lehrbegriffe und der Kirchenzucht zu rechtfertigen suchen, und diese Veränderungen mußte er den Gliedern der Gemeine annehmlich machen. Im Grunde macht dieses gerade die geringste Schwierigkeit. Der gemeine Christ hat von der Theorie der Religion so allgemeine, schwankende Begriffe,

griffe, der Zusammenhang derselben ist so lose, der Lücken darinn so viel, daß man ihm durch eine jede Ausfüllung derselben unvermerkt ein neues Religionssystem unterschieben kann. Der Graf gab ihm diese Neuheit; indem er das gemeine christliche Gnadensystem mit allen Ausschweifungen seiner Gefühlsmethode ausdehnte. Er fand dazu schon allen Stoff in seiner eigenen Einbildungskraft, und bey andern durfte er nur auf den Grund fortbauen, der bereits durch die Hallischen Erbauungsmethoden war gelegt worden. Diese Methoden, die sich ohnedem schon zu sehr mit einem dunkeln Gefühle abgaben, brachte er der Sinnlichkeit noch näher. Und dazu waren die Heylandsandachten recht geradezu berechnet. Warum würde sich der menschliche Geist nicht lieber mit dem reinen großen Gedanken des vollkommensten Geistes beschäftigen, und sich durch den Abglanz aller seiner gütevollen Herrlichkeit zu einer erhabneren Liebe erwärmen, warum alles auf die körperlichen Lieblichkeiten des Heylandes zurückbringen, wenn dieses nicht das Mittel wäre, das Blut bis zu verliebten Berauschungen zu erhitzen, die für denjenigen, der sich darinn versetzen kann, ohne Zweifel viel anmuthiges haben müssen, und die man freylich, so bald man einmal seine Frömmigkeit nach dem Grade der Wärme seiner Gefühle mißt, nicht hoch genug treiben kann. Diese Betrachtung führt uns gerade auf den mißlichsten Theil der Herrnhutischen Theologie, nemlich auf ihr Ehegeheimniß, und die Geheimnisse des so berüchtigten blauen Kabinets, wovon so vieles auf beyden Seiten ist geredet und geschrieben worden. Wir glauben gern, daß dasjenige, was der Brüdergemeine darüber von ihren Feinden ist vorgeworfen worden, weder allgemein sey, noch zu allen Zeiten statt gefunden habe; zumal da es von den Rechtschaffensten unter derselben beständig geleugnet wird.

Wir können uns auch nicht überreden, daß eine Religionslehre bey so vielen guten Gemüthern lange könne Glück machen, deren Kirchenzucht geradezu darauf führt, einen Genuß zu fesseln, der nur die Gesetze des ihm entsprechenden Triebes erkennt, und wobey selbst die Sanction der Religion die ihn begleitenden Empfindungen nicht lange gefangen halten kann. Man mag die Einbildungskraft durch die Schwärmerey noch so gut gefaßt haben, so kann ihr Zauber, der gegen alle Vernunftschlüsse aushielt, doch leicht bloß durch die Beleidigung einer einzigen moralischen Empfindung, sonderlich der Schamhaftigkeit, zerstöret, und das benebelte Gemüth auf einmal wieder nüchtern werden. So gern wir alles das anerkennen: so aufrichtig müssen wir doch auch gestehen, daß die Vermuthungen, die man aus dem ganzen System der Gefühlsübungen, welche sehr leicht in etwas fleischliches ausarten können, deren Abzweckung also, zur Verhütung unvermeidlicher Unordnungen, unter einer besondern Aufsicht stehen mußte, nebst denen, die man aus den Erbauungsschriften, und sonderlich aus den geistlichen Liedern der Gemeine darüber schöpfen muß, sehr stark sind. Wir müßten uns sehr betrügen, wenn es ein bloßer Zufall seyn sollte, der gewisse Bilder, die der Einbildungskraft zu einer körperlichen Belustigung und zur Erweckung sehr natürlicher Triebe fast nichts hinzuzusetzen, übrig lassen, in diese Schriften gebracht hat. So gut dient das Spiel des Ohngefährs nur selten unsern Absichten. Damit sey es indeß, wie es wolle, so erhellet doch aus des Hn. Spangenbergs eigener Erzählung, S. 672. daß der Graf schon frühzeitig ein wenig zu sehr in die kleinsten Umstände des ehelichen Umganges einzudringen anfieng, als daß man nicht bemerken solte, er habe die geistlichen Entzückungen durch körperliche Entzückungen verstärken,

und

und den Brand der beschaulichen Andacht durch ziemlich grobe Materialien unterhalten wollen.

Mit diesen Glaubensgeheimnissen stand nun die Kirchenzucht in der genausten Verbindung. Diese Kirchenzucht ist das vorzüglichste Unterscheidende der Brüdergemeine. Durch sie wurden sie eine abgesonderte Gesellschaft, durch sie wurden sie in den Stand gesetzt, in den entferntesten Weltgegenden sich auszubreiten, und doch diese so weit zerstreueten Glieder zu Einem Körper zu verbinden. Sie ist es auch, was die Brüdergemeine am meisten von den ehemaligen pietistischen Verbindungen unterscheidet, und des Graf Zinzendorfs Unternehmungen einen weit größern Umfang giebt, als den Hallischen. Ein Werk zu Stande bringen, wie das Hallische Waysenhaus, das konnte die äusserste Gränze von allen Wünschen eines dunkeln kleinen Pfarrers seyn; ein Mann aber, wie der Graf, mußte sich in allen vier Welttheilen Unterthanen, und in seinem Vaterlande sich nützliche Unterthanen wünschen; und das konnte er nicht anders, als durch Aussonderung einer Gemeine, vermittelst besonderer halb geistlicher, halb politischer Gesetze, bewirken. Und eben deswegen mochte diese Zucht auch noch so strenge seyn: so glauben wir doch ihr einen großen Antheil an der Ausbreitung der Brüdergemeine zuschreiben zu dürfen. Der größte Theil der Menschen ist so willig, sich in alle Arten von gesellschaftlichen Verbindungen einzulassen, daß er sich alles, was diese Verbindungen unterhalten kann, gern gefallen läßt. Wenn die Staatsverfassungen keine andere mehr begünstigen oder verstatten, so schränkt er sich auf die religiosen, oder auf solche ein, die nur unter dem Schutze des Geheimnisses bestehen können. Schon diese natürliche Neigung, gestärkt durch die dunkle Ahnung oder die gewisse Aussicht in mancherley Vortheile, und sollten sie auch nur

das Gefühl einer größern Kraft, die uns durch den Zusammenhang mit einer Gesellschaft zuwächst, bestehen, schon eine solche Neigung kann uns dazu antreiben, uns alle noch so strenge Einrichtungen dieser Gesellschaft gefallen lassen. Ausserdem aber sind der Bande, wodurch sie zusammengeknüpft wird, von dem verschlagensten Eigennutz der Regierenden, bis auf die wärmste Einfalt der Regierten nach der Verschiedenheit der Gemüther, unendlich verschieden. Der Graf wußte das alles zu der sogenannten Ausbreitung des Reiches Christi sehr geschickt zu gebrauchen. Um eine recht große Menge Seelen zu fassen, breitete er sein Netz über alle Arten von Christlichen Religionspartheyen aus. Er erklärte sich nicht allein über die Verschiedenheiten der beyden protestantischen Kirchen niemals auf eine entscheidende Art, er vernachläßigt auch nicht nur selbst die römische Kirche nicht; sondern nahm ausser den Schwenkfeldern auch verschiedene von den Wetterauischen Inspirirten auf. Die Schwierigkeit war bey diesen Getümmel von mißtönenden Köpfen Einigkeit zu erhalten, und einen gemeinschaftlichen Ton für alle zu finden; insonderheit die Ausbrüche des ungebändigten Geistes der Inspirirten, die ihrer Natur nach keine Regeln kennen, in den Schranken zu halten. Er fand sich dabey Anfangs in einiger Verlegenheit; denn hier ist es nicht gnug, eine Inspiration der andern entgegen zu setzen; — indeß zog er sich immer ziemlich gut aus der Sache. S. 631. Das beste war, daß, so wie seine Gemeine wuchs, er ihrem Eifer durch neue und immer schwärmerischere Uebungen, Beschäftigung verschafte. Er führte S. 440. das Stundengebet ein, wovon Herr Sp. zuförderst folgende merkwürdige Nachricht giebt: „Diese und andere „Umstände waren die Gelegenheit zu dem sogenann„ten Stunden- oder stündlichen Gebet, welches unter

„der

„der Bedienung unseres Grafen zu Stande kam. Es
„verbanden sich Anfangs vier und zwanzig, und her-
„nach noch mehr Brüder und Schwestern, von einer
„Mitternacht bis zur andern im unaufhörlichem
„Gebet zu verharren: welches aber nicht gemein-
„schaftlich, sondern von einem jeden in seiner Einsam-
„keit geschahe. Ihre Anzahl mehrete sich bald bis
„auf sieben und siebzig; ohne die erweckten Kinder,
„welche auch etwas dergleichen unter sich anstellten.
„Ein jedes dieser Stundenbeter hatte eine der vier und
„zwanzig Stunden der Nacht und des Tages, wie sie
„sich für seine Umstände schickte, zum Gebet vor Gott,
„zum kindlichen Umgange mit ihm, und zur Fürbitte
„für die gesamte Kirche Jesu, für die Gemeine, und
„in der folgenden Zeit für alle Brüdergemeinen und
„derselben Chöre, für einzelne Seelen, für die Pilger
„und Boten des Herrn, für das Land, darinn man
„wohnet, für die Obrigkeit und Lehrer, für die gesamte
„Christenheit und für das ganze menschliche Geschlecht;
„so daß, vermittelst dieser Einrichtung, Tag und
„Nacht kein Schweigen vor dem Herrn seyn durf-
„te, nach Jes. 62, 6. 7.„ Hiemit muß man die eben
so besondere Nachricht von dem Gedenkbüchlein für
die Stundenbeter (S. 555.) verbinden, um sich von
den Einsichten des Grafen über das Gebet einen Be-
griff zu machen. Ausserdem unterhielt er ein gewis-
ses Andachtspiel mit den geistlichen Loosungen und
mit dem Füßewaschen, welcher letztern Ceremonie er
eine geistliche Kraft beylegt, die uns billig befremden
muß. „Die Fußwäsche, sagte er, ist eine wirkliche
„Entsündigung, da eine gewisse Erkenntniß der
„Schwärze, und wie man sich in dem und jenem
„Stücke versündigt hat, vorhergegangen ist.„ (S.
549.) Er nennt es, so wie die Absolution in der
Beichte und die Ordination zum Predigtamte eine
sakramentliche Handlung. (S. 550.)

Die Aufmerksamkeit der Gemeine wurde noch durch andere Umstände in Athem gehalten, deren Erzählung uns zugleich mit ihrem Geist der Schwärmerey noch näher bekannt machen wird. Denn wir sind überzeugt, daß man mit kalter Ueberlegung bey nur ganz mäßigen Einsichten nicht den Einfall haben könne, mit den unmündigen Kindern, „die noch auf den Armen ge„tragen wurden, eine sonntägliche Versammlung an„zustellen; damit sie sich gewöhnen sollten, bey dem „Gesang und Gebet aufzumerken, und damit ihnen „der Name unsers Herrn Jesu Christi, der über sie „genennt wurde, zum Segen werden möchte.„ (S. 668.) „Nach Tische, erzählt der Graf selbst, „gieng ich ein wenig in die Stille, und dann kamen „die kleinen Kinder auf den Armen, welchen ich die „Lieder: — Gelobet seyst du Jesu Christ rc. — In „Dulci Jubilo — Kommt und laßt uns Christum „ehren — unter einer lieblichen Musick vorsang.„ (S. 669.) Was aber diesen Geist der Schwärmerey ausser allen Zweifel setzt, ist, daß man anfieng, Beyspiele von besonderer Erhörung des Gebets zu bemerken. Einer solchen Erhörung des Gebets schrieb man die Genesung des Martin Dobers zu. „Es „war offenbar, daß Gott dieses Gebet (des Grafen) „erhört hatte: denn als man nun dachte, daß alle „Hülfe aus sey, so besserte es sich mit Martin Dober „auf einmal, wider die Natur der Krankheit, wo„mit er behaftet war.„ (S. 608.) Es geschahen endlich Wunder, und zwar solche, die den Wundern der Apostel nichts sollen nachgegeben haben. Dergleichen war das, was einer Heuchlerin begegnete, die sich der Gemeine aufgedrungen hatte. „Als nun der „Graf in der Gemeinsammlung von der Heucheley „und derselben Abscheulichkeit in den Augen Gottes „redete, und das Beyspiel des Ananias und der Sap-

„phira

„phira (Ap. Gesch. 5.) anführte: fiel diese Person „im Saale zu Boden und man mußte sie heraustra„gen.„ (S. 610.) Die Aeusserungen von der Wunderkraft des Gebets würden endlich etwas ganz gemeines. „Um diese Zeit (1731.) kamen in der Gemeine „zu Herrnhut verschiedene Gaben und Geisteskräfte „zum Vorschein, und sonderlich geschahen manche „Wundercuren. Die Brüder und Schwestern „glaubten den Worten des Heilandes, die er von der „Erhörung des Gebets gesagt, in kindlicher Einfalt; „und wenn ihnen eine Sache besonders anlag, so re„deten sie darüber mit ihm, und trauten ihm alles „Gute zu; und ihnen geschahe nach ihrem Glauben.„ (S. 665.) Es ist schon genug zu beklagen, daß die ungebildeten Gemüther der gemeinen Christen von diesen schwärmerischen Einbildungen nicht ganz können frey gemacht werden; aber was würde der protestantischen Kirche bevorstehen, wenn auch ihre Lehrer davon sollten angesteckt werden?

Aus den bisherigen Betrachtungen wird es sich schon entscheiden lassen, ob man die Ausbreitung der Herrnhutischen Gemeinen unter uns begünstigen soll? Der publicistische Theil dieser Frage ist, so viel Deutschland angehet, schon genug durchgefochten worden, und wir können ihn hier nicht berühren. Es gab eine Zeit, worinn die Untersuchung des Herrnhutischen Lehrbegrifs zur Modepolemick gehörte, und worinn eine jede Messe eine grosse Menge Streitschriften und theologische Bedenken darüber ans Licht brachte. Alle die vielen Schriften des Hederich, Selneccer, Carpzov, in Ansehung der Böhmischen Brüder, und des Baumgarten, Fresenius rc. in Ansehung der Herrnhutischen Gemeine, haben indeß nichts helfen können, wenn die Landesobrigkeiten, es ihren Absichten gemäß gefunden haben, sich mit der blossen Erklärung der Gemeine

für

für die Augsb. Conf. zu begnügen Die Wahrheit ist, daß sie keinen festgesetzten Lehrbegriff haben, und daß sie sich auch wohl hüten werden, dergleichen anzunehmen. Sie haben bald als Augsburgische Confeßions-verwandte, bald als Böhmische Brüder Aufnahme gesucht. Was die erste Eigenschaft betrift, so ist das bekannte Gothaische Dekret darüber noch immer schädlicher als alle theologischen Bedenken; in Ansehung der andern aber ist unter ihnen selbst der Widerspruch so groß, daß man nicht einmal nöthig hat, ihnen mit dem Hällbauer und andern die Nachfolge und Uebereinstimmung mit denselben streitig zu machen. Wenn die ehemaligen Unterdrückungen der lateinischen Kirche, solche Absonderungen entschuldigen konnten: so fällt doch ihre Nothwendigkeit anjetzt weg, da sie selbst wider den öffentlichen Lehrbegriff der herrschenden Kirche nach ihrem eigenen Bekenntniß nichts einzuwenden haben. In Ländern, wo die Landesobrigkeit nicht gewohnt ist, die Duldung auf die Reichsreligionen einzuschränken, würde die zu sehr ins besondere gehende Beherrschung der Gewissen in dem Innern der Brüdergemeine, die sich auch wohl bis auf die Person und die Güter ihrer Glieder ausdehnen könnte, eine grössere Schwierigkeit machen. Die Obrigkeit könnte nemlich urtheilen, daß, wenn die Heylandskasse auch noch so selige Werke an den Seelen der Heiden ausführte, oder in andern Ländern die nützlichsten Einrichtungen machte, es doch immer dem Staate nicht zu verdenken sey, im ersten Falle einigermaßen an der guten Anwendung des sauern Schweißes seiner Bürger zu zweifeln, und daher so wie im andern die Wohlthätigkeit derselben auf seinen eignen Vortheil zu lenken, überhaupt aber zu glauben, daß, je enger und fester der Bürger durch fremde und von der bürgerlichen Verfassung unabhängige Bande mit andern und

zwar

zwar Auswärtigen zusammenhängt, je mehr sein Gewissen unter einer fremden anerkannten Macht stehet, desto weniger könne sie sich der Abhängigkeit dieses Bürgers von ihr selbst versichert halten. Indem wir diesen Bedenklichkeiten beypflichten: so nehmen wir nicht die geringste Rücksicht auf die übeln Gerüchte, worunter die Heylandskasse von je her gestanden hat: wir bestreiten auch die Vortreflichkeit der Einrichtungen nicht, die durch sie haben können bewerkstelligt werden. Nur können wir uns von der Güte der Bekehrungsart der Brüdergemeine noch immer nicht überzeugen. Wir kennen dieselbe aus den wenigen Nachrichten, die wir von der Mißion von St. Thomas haben, und aus des H. David Crantz Grönländischen Mißionsgeschichte, die wir auch in unserer Bibliothek angezeigt haben, und der Recensent glaubt, daß er der wahren Hochachtung, die er vor diesen würdigen Mann hegt und bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen bezeugt, unbeschadet, sie mangelhaft nennen könne. Insonderheit haben wir uns bey der Erwägung einiger Umstände, die durch H. Cranzens sehr kurze Erzählung von der Mißion auf St. Thomas und St. Croix durchscheinen, sehr niederschlagender, und melancholischer Betrachtungen nicht erwehren können. Man erinnere sich, daß diese Mißion den heidnischen Negersklaven zugedacht war, diesen unsern armen unterdrückten Brüdern, in deren Person christliche Tyrannen seit so langer Zeit die menschliche Natur mit Füssen zu treten fortfahren. Die Verzweiflung hatte diesen nach dem eigenen Ausdrucke des Grafen (Büd. Samml. II, 197.) ängstlichen und furchtsamen Kreaturen kurz nach der Ankunft der Brüder auf St. Thomas, den Muth gegeben, daß sie, nach dem Ausdrucke des H. Cranz, in der bald anzuzeigenden Brüderhist. S. 238. auf der benach-

bar-

barten Insel St. Jan rebellirten. Der Gouverneur von Martinique hatte eine große Anzahl Malatten gegen sie geschickt, und die Vertheidiger der Rechte der Menschheit wurden von der überlegnen Macht eingeschlossen. Was mußten sie von ihren christlichen Herrn für eine Begegnung erwarten, da sie sich aus Mitleid einer dem andern, und der letzte, der tapferste, sich selbst, lieber den Tod gaben, ehe sie in die Hände dieser Herrn fallen wollten. Indem wir solche Frevler an der menschlichen Natur in dem Schooße der christlichen Kirche haben, getrauen wir uns den frugalen Römern, die sich ihre Knechte zu ihrer Arbeit in gleichen Theilen zugesellten, und den menschlichen Athenienseren, die sie zu ihrer Vertraulichkeit erhoben, ihre Sklaverey vorzuwerfen!

In solchen Umständen kamen die Mißionarien zu den Negern. Wenn auch sonst die Religion, die sie ihnen predigten, nach ihrer Fassung gewesen wäre: so mußten sie doch tausend Hindernisse in ihrem Bekehrungsgeschäfte finden. Was sollten die Unterdrückten mit der Religion ihrer Unterdrücker, dieser Beleidiger der Menschheit und ihrer ersten Rechte. Auch unterlag die Colonie von St. Croix unter allen Schwierigkeiten gar bald, und die von St. Thomas kam zu dem so gerühmten Segen nicht anders, als durch tausenderley Nachgeben, wodurch man die eigennützigen Besorgnisse der Plantageninnhaber beruhigt hatte. Man schaudert, daß man es von Menschen zu Menschen erzählen soll; aber es ist gut, daß es alle Welt wisse: die Herren fürchten, daß sie in ihren Sklaven, in deren Person sie ungescheut an dem Menschen frevelten, den Christen würden schonen müssen. So sagt Cranz am angef. Orte S. 310. „Man kann „leicht denken, was die wahre Ursach war. (nemlich „von der Verfolgung der Mißionarien auf St. Tho-

„mas.) Die Neger, welche sich bekehrten, verlang„ten zwar deswegen keine leibliche Freyheit von ih„rer Arbeit, wollten aber die Freyheit, dazu sie „Christus berufen, behaupten, und sich nicht mehr „zur Sünde mißbrauchen lassen. Indessen setzten „sie (die Neger) ihre Erbauung unter sich fort, ohn„geachtet sie geschlagen, gepeitscht — wurden.„ Wir wiederholen es: Es bleibt ausgemacht, daß die Bekehrungsmethode der Brüder überhaupt voller Mängel ist. Indessen müssen wir auch das gestehen, daß der Mißionarius erst noch soll gebohren werden, der seinem großen Weltbürgeramte unter einem wilden Volke ein völliges Genüge leiste; und wir zweifeln beynahe, ob er je wird gebohren werden. Denn wie sollte sich so viel Erleuchtung und so viel Enthusiasmus in einer Seele zusammen finden, als zu diesem Werke gehört?

Wenn inzwischen die angeführten Bedenklichkeiten können aus dem Wege geräumt werden: so sehen wir nicht, was nun der Duldung der Brüdergemeine in einem protestantischen Lande sollte im Wege stehen; da die Landesobrigkeit einem jeden die Erlaubniß zu seiner unschädlichen Religionsübung schuldig ist. Sollte es mit dem Fortgange der Zeit möglich seyn, einer solchen Gesellschaft eine erleuchtetere Religionserkenntniß zu geben, ohne daß ihre Innbrunst und die Innigkeit ihrer Gemeinschaft darunter litte, so würde man wohl gar das schwer zu erwartende Meisterstück der menschlichen Glückseligkeit und Gemeinnützigkeit in einer weisen, mäßigen, einfältigen Gesellschaft mitten unter der Ueppigkeit und den Thorheiten einer verfeinerten und verdorbnen Welt erleben; wofern nicht das ganze menschliche Geschlecht endlich einmal selbst diese glückliche und ehrwürdige Gesellschaft seyn wird. Unsere Lebensjahre werden diese selige

Zeit

Zeit nicht erreichen; wir können uns aber nicht enthalten, uns derselben zu der Vorsehung zu versehen, und dieser vergnügenden Erwartung zu erfreuen.

Wir zeigen bey dieser Gelegenheit noch zwey andere Schriften an, welche die Brüdergemeine betreffen. Die erste ist:

Alte und neue Brüderhistorie, oder kurzgefaßte Geschichte der evangelischen Brüder-Unität in den ältern Zeiten und insonderheit in dem gegenwärtigen Jahrhundert, von David Cranz. Ich denke der alten Zeit und der vorigen Jahre. Psalm 77, 6. Barby, 1771. 8. 2½ Alph.

Die andere ist:

Wahrhafte Abbildung der Herrnhuter, oder Nachricht von der allgemeinen Denkungsart der evangelischen Brüdergemeine. Leipzig, 8. 1 Bogen.

H. Cranzens Brüderhistorie ist ohne Zweifel das Beste und Vollständigste, was wir von der Geschichte der Brüdergemeine haben. Er ist an verschiedenen Stellen unpartheyisch, und sein Vortrag ist ordentlich, klar, ungeschmückt, und von der mystischen Weitschweifigkeit unendlich weiter entfernt als Spangenberg. Wir möchten diesen Vorzug gern daraus herleiten, daß Hr. Cranz ein Mann ist, der sich mit verschiedenen Theilen der Wissenschaften recht gut bekannt gemacht hat. Indeß ist seine Geschichte doch nicht ganz von dem so bekannten Herrnhutischen Euphemismus frey. Die Seelen gehen heim, sie werden abgerufen, u. s. w. Seine Unpartheylichkeit wär-

würde uns noch mehr einleuchten, wenn er 1. auf gewisse Vorwürfe, die man den Brüdern gemacht, hätte Rücksicht nehmen, und sich z. B. bey der Geschichte des bekannten Stralsundischen Kaufmanns Richter, nicht mit einer ganz allgemeinen Erzählung übel zusammenhangender Umstände begnügen wollen, 2. bey wichtigen Vorfällen, die Namen aller handelnden Personen nennen, durch deren Verschweigung sowol der Vollständigkeit als der Genauigkeit der Geschichte nicht wenig abgehet; (Wo soll man sich erkundigen, wenn man nicht weis, wer der gewisse Minister, der gewisse Prediger u. s. w. ist, dessen Name mich auf die Spur der Wahrheit bringen könnte? Es kann dem Hrn. Cranz doch nicht unbekannt seyn, wie viel wichtige Punkte, (die er in seiner Brüderhistorie erzählt, nicht allein problematisch sind, sondern auch wirklich öffentlichen Widerspruch erfahren haben.) 3. Aber gewisse Umstände, die den Brüdergemeinen nicht vortheilhaft sind, mit gänzlichen Stillschweigen hätte übergehen wollen. Hiernächst hätten wir von einem Manne, wie Hr. Cranz, der sich augenscheinlich so weit über seine Brüder durch gute Kenntnisse und Nüchternheit erhebet, nicht erwartet, daß er solche Wendungen, bey Gelegenheit der Feinde der Brüdergemeine gebrauchen würde, die man nur dem Einfältigsten verzeihen kann, nemlich ihren Tod einem göttlichen Strafgerichte zuzuschreiben, oder sie als die gottlosesten Menschen vorzustellen; wie z. E. beym Rockyczana, Hederich und andern. Uebrigens führt er die Geschichte der Brüder vom Jahr 860. bis 1769. als in welchem Jahre ihr letzter Synodus gehalten wurde, in zehn Abschnitten aus.

Der Verfasser der Abbildung ist auch einer der guten Schriftsteller der Brüdergemeine. Er stellet das, was diese Gemeine mit den protestantischen Kir-

chen gemein hat, zusammen, und frägt seine Leser was sie dagegen einzuwenden haben? Diese Verthey digungsart scheint uns aber sehr unvollständig; denn das, was den Brüdergemeinen am häufigsten zur Last gelegt worden, wird entweder geradehin geläugnet oder mit Stillschweigen übergangen. Nach dieser Methode glauben wir die Religion Mahomets mit der christlichen übereinstimmig machen zu können. Un geachtet wir also die Vorstellung des Verf. von den Brüdern für mangelhaft halten: so glauben wir doch daß es gar wohl möglich sey, daß er aufrichtig zu Werke gehe. Denn es ist augenscheinlich, daß es wie in allen geheimen Gesellschaften, verschiedene Grad in der Brüdergemeinschaft gebe, und dieses hoffen wir bey nächster Gelegenheit, die sich dazu schicken wird mit mehrererm in unserer Bibliothek ins Licht zu setzen.

VI.

Ausführliche Geschichte der Hessen von ihren ersten Ursprunge an, bis auf gegenwärtige Zeiten; von G. F. Teuthorn. Erster Band, 1770. 848 Seiten. Zweyter Band, 1771 988 Seiten. Dritter Band, 1772. 71[illegible] Seiten 8. Berleburg, gedruckt bey Ikler.

Wäre dieser Schriftsteller in einer glücklichern Lage, hätte er einen Vorrath archivalischer Urkunden, einen hinlänglichen Bücherschatz zu seinem Gebrauche, und dabey einen kritischen Freund gehabt, der hier und da die Auswüchse der Denk- und Schreibart weggeschnitten, und die Flecken abgewischt hätte: so würde er bey seinem grossen Fleiße und sei nem

nem unermüdeten Eifer im Untersuchen uns eine sehr gute Heßische Geschichte haben liefern können. Nun aber hat er freylich nur eine gute geliefert, die indessen in vielem Betracht besser als die bisherigen ist, und allen Freunden dieser Specialhistorie willkommen seyn wird.

Der erste Band enthält die Begebenheiten des Cattischen Volkes von seinem Ursprung an, bis zur Trennung der Nation, und zwar im ersten Abschnitt eine Beschreibung von dem Ursprung der Catten, Ableitung ihres Namens, Gränzen und Beschaffenheit ihres Landes, Religion, Sitten und Gewohnheiten, Regierungsverfassung, Gesetzen, Wissenschaften und Kriegsmacht, nebst einer kurzen Geschichte der besondern Zweige dieser Nation; im zweyten Abschnitt, Begebenheiten der Catten, da sie ein freyes und abgesondertes Volk waren, bis auf ihre Verbindung mit den Alemannen, oder ihre Geschichte von dem 111ten Jahre vor Christi Geburt, bis zu dem 189ten unsrer Zeitrechnung; im dritten Abschnitt, Begebenheiten der Catten unter den Alemannen, oder Geschichte vom Jahr 189. bis 256.

Der zweyte Band begreift die Begebenheiten der Catten und Hessen von völliger Gründung der fränkischen Monarchie, bis auf den Tod Ludwigs II., oder vom Jahr 511. bis 1124. ebenfalls in drey Abschnitten, deren erster die Schicksale der Catten bis zu ihrem Uebergang zum Christenthum; zweyter bis zur Ankunft Ludwig des Bärtigen in Thüringen, und dritter die Geschichte des Volks unter den Grafen von Thüringen in sich schließt.

Im dritten Bande ist die Historie Hessens vom Jahr 1124. bis zum Jahr 1247. erzählt.

Will der V. einige Winke von uns annehmen: so wird man die künftige Theile seines Werkes noch

lieber lesen, als diese drey erste. Er hüte sich, dies wäre unser Rath, vor gewissen Lieblings-Ausdrücken und Redefiguren, die bis zum Ueberdrusse des Lesers oft vorkommen. Dahin gehört vorzüglich die Phrase: den Faden der Geschichte wieder zur Hand nehmen, die er unzähligemal braucht, und die Anapher, z. E. „nichts ist zweifelhafter, nichts ungewisser, als ihre „Abstammung, als die Provinzen rc.„ gar zu stark, gar zu undurchdringlich rc. so rühmlich, so vortheilhaft; eine so starke, eine so große rc. rc. Er hüte sich ferner vor Digreßionen und Reflexionen, die in den ersten Bänden nicht nur häufig und zu weitschweifig sind, sondern auch öfters wirklich triviale Gedanken enthalten. Man lese z. B. S. 59. 70. 89. 113. 119. 135. 139. rc. rc. des ersten Bandes, und erzähle überhaupt simpler, und weniger deklamatorisch. Unter der Hand seinen Vorrath von Subsidien zu vermehren, wird er ohne unsern Rath thun, wo und so oft er Gelegenheit dazu hat.

Sr.

VII.

Vertheydigung der Offenbarung Johannis gegen den berühmten Hallischen Gottesgelehrten, Hrn. D. Semler, von D. J. F. Reuß, Canzlern in Tübingen. Frankfurt und Leipzig, bey Berger, 1772. 488 Seiten, und Vorrede 22 Seiten in 8.

Aus wahrer Hochachtung für die übrigen Verdienste der, auf dem Titel genannten Gelehrten überschlage ich alles polemische dieses Buches und wünsche dicke Nacht der Vergessenheit über

die-

diese ganze Scene. Meinen Lesern kömmt es auf die Hauptfrage an: Sah würklich Johannes, Verfasser des Evangeliums und der Briefe, die Gesichter der Apokalypse? oder glaubte ein anderer sie zu sehen? oder sind sie ein Gedicht? die Frage von der Gemeinnützigkeit dieses seltsamen Buches, ist von der Bejahung der ersten ganz unabhängig. Johannes konnte in kürzere oder entferntere Zeiten hinaus, die Schicksale der Kirche sehen, und sein Gesichte kann, wie der Augenschein und Erfahrung so vieler Zeiten beweiset, dem gemeinen Christen, dessen Auge keine ausserordentliche Gabe der Weissagung schärft, unverständlich und unbeschadet seiner Wahrheit, unnütz seyn. Ob das Buch, wenn Johannes es geschrieben, göttlich sey? Ehe sich dieses beantworten läßt, muß man über dem Begriffe der Eingebung übereinkommen. Ob es nicht rathsamer wäre, ein Buch, welches gegen die Absicht seines vermuthlichen Verfassers schon manchen, selbst gelehrten Geistlichen, den Kopf verrückt hat, ungelesen zu lassen — ob die Väter einiger Kirchenversammlungen so unrecht geschlossen haben: das Buch mag göttlich seyn, aber mit unsern Christen lesen wir es nicht — — — diese und andere Fragen gehen mich nicht an, der ich mit Hrn. C. Reuß, und Hrn. D. Semler nicht die Göttlichkeit, nicht die Brauchbarkeit, sondern seinen Ursprung, seine Ansprüche auf solches Alterthum und solchen ehrwürdigen Vater untersuchen soll.

1. „Der Verf. nennt sich Johannes, Knecht „und Zeugen Jesu Christi, zur Zeit auf Pathmos, „Umstände, welche nach den Alten, nach Irenäus, „Clemens von Alexandrien, Epiphanius (300 Jahre „später) u. a. auf den Apostel zutreffen,„ welcher Grund, abgesondert von den übrigen, mir so lange unstatthaft deucht, als dies alles, auch der Schwärmer

oder Betrüger, welcher dies Buch unter des Apostels Marke geschrieben haben kann, nachsprechen konnte. Solte er seiner Erdichtung nicht allen möglichen Schein haben geben wollen?

2. „Der Verf. versichert göttliche Eingebung, „und der ist ein Fluch, der dieses Buch ändert, Cap „22, 18. ff.„ Aber auch dieser Beweis kan den Zweifler nicht überzeugen. Einen Augenblick seine Sprache zu reden: Wie viele Fanaticker haben sich mit göttlicher Sendung gebrüstet? Ich frage nicht, was sagt der Verf.? Ich frage nur, was ist an der Sache? Wer ist er? Beyspiele ähnlicher Anathemen finden sich beym Irenäus und in verschiedenen Schriften und Buchdruckernachrichten des XV. Jahrhunderts. Welcher Verfasser wird Verstümmelung oder Zusätze seines Buches wünschen? Unsere Stelle kann Wunsch nicht Ankündigung seyn. Gesezt, es soll Weissagung seyn, und der Inhalt des Ganzen widerspricht der Denkungsart des Apostels, der Menschenliebe, der Würde Gottes und dem Zwecke des N. T. so wird der Leser eher über die Frechheit des Verfassers erstaunen als zur Ueberzeugung betäubt werden. (Der Leser bedenke bey diesem und andern Einwürfen, daß die Wahrheit keine Prüfung fürchtet, und der Recensent nur die Sprache der Zweifler für wenige Augenblick redet.)

3. „Nur ein ganz gottloser Mensch hätte beym Leben Johannis und der Schüler der Apostel — — die ganze Kirche auf eine solche Weise betrügen können„ welches der Recensent von Herzen zugiebt, den Fall vorbehalten, wenn ein gutmeynender Fanatiker nach dem Geiste derselben Zeit eine eben solche Apokalypse zur Erbauung und Tröstung der christlichen Kirche geschrieben hätte, dergleichen unter den apokryphischen Büchern des N. T. sich mehrere finden

wen

wenn ein ehrlicher Geisterseher sich in die Person Johannes, eben so wie der Verf. des Buches der Weisheit in die Person Salomons oder Virgilius von Thapsus und a. in die Person Athanasius, Sigonius einst in den Cicero, hineingedichtet hätte, welches eben so möglich wäre.

4) „Johannis ächte Schüler und die Vorsteher der Gemeinden hätten sich nicht betrügen lassen. Sie müßten um Gottes und Christi Ehre ganz unbekümmert gewesen seyn und ihre Sorgfalt und Kritick ist ja bekannt.„ Es war also nicht möglich, daß bey der Apokalypse das gleiche, wie bey so vielen andern alten und neuen apokryphischen Büchern, sich zutragen konnte. Sonderliche Beweise der Kritick der ältesten Prediger habe ich noch nicht entdeckt. Sie hätten wohl vieles thun sollen, wir aber fragen, was haben sie gethan, und ist das Ansehen solcher Männer — — doch hievon bey den Zeugnissen. Gab es aber auch im Anfange des andern Jahrhundertes ein Register göttlicher Bücher, dergleichen S. 294. gedacht wird?

5) Zeugnisse der Alten, welche, wenn wir ihre Schriften ganz lesen könnten, wenn nicht aus dem Schiffbruche nur wenige Trümmer gerettet worden wären, wenn diese Alten unpartheyisch und nicht zum Theil eifrige Chiliasten, wenn die Stimme allgemein, wenn die Kritick besser, und weit unbegreiflichere Irrthümer nicht am Tage wären, allerdings entscheiden würden.

Viele redliche Denker, den ehrwürdigen Machtsprüchen symbolischer Schriften und theologischer Facultäten zu wenig folgsam, halten die Apokalypse, ohne auf ihren Verfasser zu sehen, nicht würdig, unmittelbar vom Allerweisesten, der im N. T. nicht mehr im dunkeln Worte redet, dem menschlichen Geschlechte, welches nichts davon versteht, geoffenbaret zu werden.

 Sie

Sie glauben Vorstellungen im Ganzen und in Theilen zu finden, welche mit dem nachgebenden, menschenfreundlichen Geiste der christlichen Religion sehr unangenehm kontrastiren. In ihren Augen thun die Seelen der Blutzeugen unter dem Altar c. 6. v. 10. was kein rechtschaffener Weltbürger auf Erden thun würde. Nothwendig, meynen sie, ist das Buch nicht, seine Lehre und seine schönen Stellen scheinen aus den Propheten gestoppelt, das übrige sind jüdische Träume, dergleichen in eigentlich jüdischen Büchern manche stehen. *) Sie berufen sich auf die Erfahrung der frommen Betrügereyen der ersten Christen, auf den Widerspruch vieler einsichtsvollen Forscher, und glauben Gottes, Christi, Johannis und der christlichen Kirche Ehre, nebst der Zufriedenheit mancher durch dies Buch verwirrten Menschen gegen dieses Buch intereßirt. — Meines Erachtens sind diese und andere Zweifel eher einer sorgfältigen Beantwortung, als orthodoxen Zornes würdig. Einem nachdenkenden Menschen zu beweisen, ein dem ganzen menschenliebenden Geiste Christi, der ganzen Denkungsart des edeln Johannes, so sehr widersprechendes Buch, ohne Beyspiel im N. T., ohne Nutzen im Leben, unverständlich denen, zu deren Unterricht es soll gegeben worden seyn, voll Rache, voll Menschenhaß, Intoleranz und gewöhnlichen jüdischen Spitzfindigkeiten, ein Buch von dieser Beschaffenheit, dessen Ursprung überdem in den ältesten Zeiten zweydeutig war; zu beweisen, dies Buch sey Gottes Werk, sey

*) Eine Anmerkung, die allen Auslegern der Apokalypse entgangen zu seyn scheinet, ist folgende: daß die Juden glauben, die Apokalypse sey das Werk eines Juden, der die Absicht gehabt habe, dadurch in verdeckten Bildern, die christliche Religion zu widerlegen. Es ist hieraus zu sehen, wie leicht der menschliche Verstand mit dunkeln Bildern spielen könne, und wie sehr alle Auslegungen denselben, auf vorhergefaßten Meynungen beruhen

sey des menschenfreundlichen Johannes Gesichte, sey zum allgemeinen Unterrichte aller Zeiten und Christen ihm, allgemeinen Vater der Menschen, geoffenbaret worden — das zu beweisen, braucht es mehr als ein zweydeutiges Zeugniß eines Papias, welcher die Apokalypse vielleicht selbst unter die Schriften zählte, welchen er weniger als einer mündlichen Ueberlieferung traute, (Niemand sagt, er habe seinen Traum der 1000 Jahre aus diesem Buche bewiesen, welches doch sein wichtigstes Zeugniß gewesen seyn müßte,) welcher dem Zeugniß des Irenäus, als wär er Johannes Schüler gewesen, durch sein Stillschweigen in fünf Büchern von den Reden Christi, (welche Eusebius so gut als Irenäus gelesen hat) selbst widerspricht, und erst vierhundert Jahre später von einem kappadocischen Bischoffe, als (vielleicht mittelbarer durch seine Lehren) Zeuge für die Apokalypse angeführt wird. — Dazu braucht es mehr als einen leichtgläubigen Justin, der die Authentie eines bestrittenen Buches so wenig als das Wunder mit der Uebersetzung der LXX. oder Simon des Zauberers Ehrensäule entscheiden kann — Es braucht mehr als einen Irenäus, der für den Chiliasmus partheyisch mit beyden Händen ein Buch als Johannis Arbeit annahm, welches er von Polycarpen, seinem Lehrer, Johannis Schüler, so wenig als die apokryphische Nachricht vom Alter Christi und die noch sehr ungewisse Epoche dieses Buchs empfangen haben mochte; welcher überdem noch andere Bücher göttlich ehrte, welche die Kirche verwirft. Vielleicht wird dieser gewissenhafte Denker auch vom sardischen Melito nicht überzeugt, der, man weis nicht ob für oder wider? dieses Buch geschrieben. Vielleicht gilt bey ihm Tertullian, offenbar ein fanatischer Kopf, Tertullian zu dessen Zeiten man in Palästina das himmlische Jerusalem vierzig Tage lang vom Him-

mel herunter hängen sah, dieses Mannes Enthusia
mus für die Apok. gilt bey ihm wohl eben so weni
als der Eifer jedes andern Schwärmers für die Träun
Böhmens, Paracelsen und des Abts Paris, welch
so gut als Tertullian sich auf die Zeugnisse der G
meinden, ja sogar auf Gerichtsakten berufen kan
Auch der, ganz apokalyptische Hippolytus, sein kl
ger Nachahmer Origenes (freylich noch der wichtigst
diese und mehrere vom Hrn. Canzler Reuß, von Hr
Michaelis u. a. angeführte Zeugnisse dürften zum B
weise eines so unerwarteten, unerhörten Faktun
schwerlich hinreichen.

Man kann Andreas, des Cappadociers, Zeugni
vom Papias, die Nachricht des Chiliasten Irenäu
Tertullians Berufung auf die Gemeinden und de
Beyfall des antichiliastischen Origines nicht ganz ve
werfen. Doch läßt sich auf die sieben Gemeinden
stolz nicht thun, wir wissen von ihrem Beyfalle so w
nig als von ihrer Verwerfung, wir wissen gar nich
ob das Buch an sie gekommen ist, und es ist do
wirklich sonderbar, daß eine ganze Kirchenparthe
die Alogen, so dreuste leugnen durften, daß in Thy
tira jemals eine Gemeinde gewesen. Michaelis Ve
muthung angenommen, so hätte eine Kirche von
kurzer Dauer (er meynt zwischen der Apok., und de
Alogen wäre sie vergangen) nicht sehr für und wid
das Buch zeugen können. Manche Legenden der Ki
chenväter, von Orthodoxen selbst erkannte Legend
sind mir an so alten, den Begebenheiten so nah
Schriftstellern fast unbegreiflich. Begreiflicher w
den sie mir, wenn ich mir unter diesen Bischöfen nic
französische oder deutsche des 18ten Jahrhundert
sondern ehrliche Prediger, nicht der Stadt Alexa
drien oder Lion, sondern wenig zahlreicher, unaufg
klärter Gemeinden dieser Städte denke, welche un

ei

einander keine sehr genaue Verbindung unterhielten, und einfältig in jedem Verstande, fromm, aber eben keine Kritiker waren.

Marcions Anhänger, einige gnostische Sekten und diese Alogen verdienen mit ihrem, auch unglücklichen Untersuchungsgeiste schlechterdings keine Verachtung, dann kein irrender Forscher der Wahrheit verdient sie. Der Widerspruch des Cajus und des bescheidenen, weisen Dionysius von Alexandrien, Schülers Origenis ist bekannt und wichtig. Gregorius von Nazianz und die laodicenischen Väter i. J. 364. halten das Buch für göttlich, in der Kirche nur soll man es nicht lesen. Divinus und θεοπνευςος bedeuten bey den Alten ganz andere Begriffe, als ihre Leser im 16. 17. und 18 Jahrhunderte damit verbinden; besondere Vorzüglichkeit, nicht Ursprung aus dem Munde Gottes. Hr. Canzler Reuß gesteht selber, das Buch wäre höchstens seit dem 8 Jahrhunderte allgemein angenommen worden, und redet gleichwol S. 118. von einer allgemeinen Uebereinstimmung der alten Kirche.

Ueberhaupt bringt diese Vertheydigung nur die in der lateinischen, hier übersetzten und vertheydigten Abhandlung befindlichen Gründe zum Vorscheine. Sollten viele sich nicht überzeugt fühlen, sollten die Zweifel nach wie vor bleiben, sollte jemand den Apostel Johannes zu ehren glauben, indem er ihm die apokalyptischen Träume abspricht — so liegt die Schuld weder an des Hrn. Canzlers Gelehrsamkeit noch an seinem Widerlegungsernste, sondern an der Sache selbst und ihrer Beschaffenheit.

Ich habe meinen Lesern die Zweifel, welche manchem bey diesen Gründen beyfallen können, redlich vorgelegt. An dem Schlusse, welchen ich aus dieser und anderweitigen Betrachtungen über die Apokalypse

zie-

stehe, kann ihnen wenig liegen. Die Sache ist Tage, jeder urtheile nach seiner Ueberzeugung. Buch mag manchen schön dünken, ich verstehe nicht.

Iz.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Communionbuch, enthaltend I. eine kurze Anweisu zum würdigen, oder rechten und nützlichen G brauch des H. Abendmahls. II. Betrachtung und Gebete für Communikanten, vor, bey u nach der Haltung des H. Abendmahls. III. E nige Lieder für Communikanten, verfasset von F Herm. Lüdke, Pred. bey der Nicol. und Klost kirche in Berlin. Berlin, bey Friedrich Nicol 1770. 200 S. und VIII S. Vorrede in 8.

Die meiste der bisher gewöhnlichen Communionbücher ten in Absicht auf die Materie und Form vieles zu v missen, dar. Spiele einer ausschweifenden Phantasie, u andre Vorstellungen, so wenig mit Vernunft und Schrift e stimmend, als von der Erfahrung bestätigt, und dem Ch sten brauchbar, dabey, wenn schon richtig und erheblich, d nicht einleuchtend und rührend genug vorgetragen, noch a ziehend und edel genug eingekleidet, — was erblickt man a dres darinn, denn solches? — Dergleichen Flecken ver stalten gegenwärtiges Communionbuch nicht. Es enthält gegen geläuterte Begriffe, und dem Christen interessante, a der verschiedenen sittlichen Beschaffenheit derselben angepa Betrachtungen in einem ungekünstelten, würdigen, auch gr tentheils gemeinfaßlichen und empfindungsvollen Vortr Als ein überaus geschicktes Hülfsmittel, eine vernünftige A

da

recht bey dem Genuß des H. Nachtmahls zu befördern ꝛc. verdient es deswegen, vor andern ähnlichen, in den Händen des Layen zu seyn. Auch können insonderheit einige Abschnitte von manchen Predigern zum Muster genommen werden, um ihre Beicht- und Nachtmals-Reden darnach zu formen.

Eben dieselbe Richtigkeit der Gedanken, und Bekanntschaft mit den, unter so vielen Christen herrschenden Vorurtheilen, eben denselben Trieb für die Ausbreitung des ächten Christenthums, eben dasselbe Gefühl der Rechtschaffenheit, und eben das simple und faßliche des Vortrags, finden wir in eben dieses Werk.

Nöthigen Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Misbrauch des H. Abendmahls. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 110 Seiten.

Zuerst verbreitet er sich über die wenige Achtung, oder vielmehr Verachtung, die manche Christen gegen diese weise und wohlthätige Stiftung des Urhebers ihrer Religion bezeigen, und den daher entsprießenden Nichtgebrauch derselben, und widerlegt deren Einwendungen. Hierauf werden die scheinbare Gründe mancher andrer Christen, die sie wegen ihrer Absonderung vom H. Nachtmahl vorwenden, z. B. der Separatisten, u. a. bestritten; hierbey auch verschiedne Fragen beantwortet, z. B. wenn und wie oft man zum H. Abendmahl gehen müsse? ob man zu warten habe, bis man einen besonders starken innerlichen Trieb dazu bey sich empfinde? Zuletzt bestraft der Verf. noch den Mißbrauch, welche viele sogenannte Christen von dieser ehrwürdigen letzten Veranstaltung unsers Herrn, gegen den Willen desselben, so wie gegen ihr eignes wahres Beste, in ihrem Leben überhaupt, und auf dem Kranken- und Sterbebette insbesondre, noch immer machen, — und dies auf eine gründliche, deutliche und eindringende Weise. Wir empfehlen vorzüglich den III. und IV. Abschnitt manchen Predigern, zum Gebrauch auf der Kanzel. Solche religiose Irrthümer, solche unter unsern Brüdern im Schwang gehende Mißbräuche auf dieser Stätte bekämpfen, heißt gewiß dem wahren Zweck dieses Amtes gemäßer handeln, als sie darauf mit nichts, denn roher Dogmatick, oder kalter, stroherner Exegetick, immer zu unterhalten. Hätte man dieses minder gethan, und dagegen sich eher und angelegentlicher mit jenem beschäftiget, die sittliche Krankheiten der Christen

würden, wenn gleich nicht völlig ausgerottet, doch merkli
vermindert worden seyn.

N.

Johann Melchior Götzens, Past. zu S. Cath. i
Hamburg fortgesetzte nothwendige Erinnerungen z
des Hn. D. Büschings allgemeinen Anmerkunge
über die symbolischen Bücher der evangel. luthe
Kirche rc. Hamburg, bey J. J. C. Bode, 177
22 Bogen in 8.

Wer des Verf. Art zu schreiben kennt, der wird keine r
hige und überlegte Abwägung der Gründe, die er w
derlegen will, von ihm erwarten. Mit dem besten Wille
den wir hatten, auch bey ihm über eine wichtige Frage, welc
jetzt unter den Protestanten aller Gegenden rege wird, B
lehrung zu suchen, haben wir sie doch aus dem seltsamen G
webe, darinn er sich wickelt, nicht herausfinden können. A
lenthalben erblickt er grundstürzende Irthümer und Gefa
für die evangelische Kirche nicht allein, sondern auch für d
Christenthum; bey jeder noch so gesetzten Prüfung der sy
bolischen Bücher macht er sein gewöhnliches Geschrey von b
sen Absichten wider die Kirche, von Einführung eines neu
Heydenthums, von Unterdrückung der Lutheraner; wobey
nie unterläßt, entweder an diesem sein Müthlein zu kühl
der seinen Eifer gereitzt hat, und jenen anzustechen, der il
Einhalt gethan hat, oder es dem gemeinen und undenkent
Christen vorzuspiegeln, daß ihm die theure Lehre Jesu b
könne entrissen, und er selbst durch Irrgläubige und Ke
von Hauß und Hof verdränget werden.

Es verdrießt ihn, daß H. Büsching ihm nicht antwort
noch antworten will; ob er gleich an einigen Orten wie
darüber triumphirt, daß er ihm nicht antworten könne.
B. thut wohl daran, daß er sich mit ihm nicht einläßt; u
er hätte wohl daran gethan, sich gleich Anfangs nicht mit il
einzulassen. Wie kann man mit einem Manne disputiren,
sich solche Kunstgriffe erlaubt, oder, wo es anders möglich
sich wirklich verwöhnt hat, immer in einem Kreise von Tr
schlüssen, gefährlichen Consequenzen, feyerlichen Formeln u
schreckenden Deklamationen umher zu taumeln? Der Geg
muß ja die Ansteckung befürchten, und ist er ein vernünft
Mann, so will er dem geistlichen Stande durch eine sol

verrufene Disputierkunst nicht Schande machen. Die Wahrheit kann auch nicht dabey gewinnen; denn es kömmt nun nicht mehr auf das Gewicht der Gründe, sondern auf die gröseste Geschicklichkeit an, den Gegner und seinen Vortrag zum Gegenstande des Abscheues zu machen.

Wir wollen das nur an einem Exempel klar machen. H. B. sagt in seiner Schrift: Grundsätze, welche in der Natur Gottes und der Dinge gegründet sind, sind eben so wichtig, als es ausdrückliche Stellen der Schrift sind. Was hat H. Göze zu thun? Er siehet in diesem simpeln Satze, den jeder vernünftige zugeben wird, offenbar die Absicht, die ausdrücklichen Aussprüche der heil. Schrift zu entkräften, und ihrer Unfehlbarkeit einen tödlichen Stoß beyzubringen S. 9. Ja das nicht allein: sondern er hat auch die Dreustigkeit zu behaupten, H. B. habe die Absicht mit diesen Worten zu behaupten; meine Grundsätze, die ich habe, die ich mir mache, sind wichtiger als die Aussprüche der Schrift, und wenn diese das Gegentheil behauptet, so ist es Irthum und Lügen. Nach dieser glücklichen Erfindung geht es nun, wie man leicht denken kann, an ein Zetergeschrey über Aufruhr und Empörung gegen Gottes Wort, über grundstürzende Irthümer, über Einführung eines neuen Heydenthums, über den Götzendienst, der nun dem Jupiter, Cupido u. s. w. bald wieder geleistet werden würde, und was der Mann sonst noch zu sagen gewohnt ist. Auf dieser dreusten Verdrehung der Worte eben so wichtig in noch wichtiger, und auf der Andichtung einer verborgenen Absicht, welche H. Büsching gegen die heil. Schrift im Sinne haben soll, läuft diese ganze weitläuftige Schrift im Zirkel herum. In weltlichen Gerichten würde man ein solches Verfahren nicht dulden; ist es denn etwa zur Beförderung der Ehre Gottes erlaubt und gültig? Was hat denn H. Büsching anders gesagt, als was alle Theologen sagen und sagen müssen? Was in der Schrift stehet, das muß den Grundsätzen der Vernunft nicht entgegen seyn: und was denselben entgegen steht, das ist kein Irthum der Schrift, sondern ein Irthum des Auslegers, der sie falsch erklärt hat.

Nun noch ein Wort über die streitige Materie selbst. Der Christ hat das Recht und ist auch verpflichtet, selbst in der Schrift zu forschen, und sein Glaube muß auf seiner eigenen Einsicht in die Lehren der Schrift beruhen: sonst glaubt er in der That gar nicht. Er kann also auf keine Weise gebunden werden, die Lehren der Schrift eben so zu verstehen, als

sie

sie andere vor ihm verstanden haben; sie mögen nun Lut
oder Kalvin oder Leo heissen. Er soll selbst prüfen, und
was er dann wichtiges bey ihnen findet, mit Dank annehm
und behalten. Er kann sie auch nicht mit eben den Best
mungen denken, als sie sich andere denken; denn er stellt
die Begriffe, welche in den Ausdrücken der Schrift lieg
immer nur nach seiner eigenen Fassung vor. Kein Christ i
kein Lutheraner denkt so wie der andere, und kann eben
denken: wie kann man einen so augenscheinlichen Erfahrun
satz verkennen? Es ist also auch keine Gleichförmigkeit m
lich, und es bedarf auch keiner in der Vorstellungsart der L
ren der Schrift: die Hauptideen, welche die Ausdrücke
Schrift bey allen auf ähnliche Art veranlassen, bleiben imm
dieselben; in den Bestimmungen aber weichen sie alle v
einander ab. Und diese Verschiedenheit macht keine Zerr
tung weder bürgerlich noch kirchlich; wenn nicht äusserli
Veranlassungen hinzukommen, und man nicht die Ueberz
gung durch andere Mittel erzwingen will, als durch ruh
Ueberlegung der gegenseitigen Gründe.

Hz.

D. Carl Friedr. Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. B. 4. Sammlung. Erfurt, in der Grießbacschen Buchhandlung, 1771. 5½ Bogen in 8.

Im 44. Br. ist ein sehr weitläuftiger Beweis, daß G
wohl ewige Strafen drohen, und seiner Wahrhaftigk
unbeschadet, seine Drohung doch nicht erfüllen könne. D
Verf. hat auch das sogar zum Beweise zu Hülfe genomm
daß Gott in der Schrift durch sinnliche und figürliche Ausdrü
mit den Menschen rede, ob er gleich vorausgesehen, daß
viel irrige Begriffe damit verbinden würden. Das paßt a
hier nicht her: denn sollte er mit den Menschen in ih
Sprache reden, so war das unvermeidlich. Uns dünkt, G
sey an seine Drohungen nicht gebunden, sondern ihre Er
lung hänge von dem Verhalten der Menschen ab: er dro
weil für die gemeine Fassung der Menschen Drohungen
thig sind; erreichen sie ihren Zweck, so bedarf es ihrer Er
lung nicht. Gott hat auch die Juden oft bedrohet, und
angedräute nach veränderten Umständen nicht eintreffen las
Der 45. Brief soll die Schwäche des Beweises für die

fa

blichkeit der Seele in Mendelsohns Phädon widerlegen, und zeigen, daß man nur durch die Schrift davon gewiß werden könne. Wie gewöhnlich, fällt der Verf. aber aus Liebe zum Widerspruch in das andere Extremum. Alle philosophische Gründe sind ihm schwach und unzulänglich; und nur das ist gut und bewährt, was uns die Schrift, ja sogar das System, darüber lehrt. Sollte man nicht jede Bemühung der Vernunft mit Dank annehmen? und ist der gleich stolz auf seine Vernunft wider die Schrift, der es nicht siehet und merkt, daß ihm das Licht ausgebildeter Christen vorgeleuchtet habe? So muß man den nicht behandeln, der das Licht des Christenthums nützet, ohne es zu wissen. Das homiletische Declamiren war hier auch nicht an seiner Stelle. Im 46. Br. wird ohngefehr eben das gegen den 44. erinnert, was wir zuvor in Absicht der figürlichen Ausdrücke der Bibel gesagt haben. Der kurze Entwurf, das wesentliche der Religion zum Unterricht der gemeinen Christen in einen kurzen und faßlichen Zusammenhang zu bringen im 47. Briefe, zeuget von den guten Absichten und von der Ueberlegung des Verf.; er scheint uns aber doch noch zu viel nach dem System, und zu wenig nach der Natur des gemeinen Menschenverstandes geformt zu seyn.

R.

Beurtheilung der Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum. Nebst beygefügter Beurtheilung derselben. Bützow und Wismar, in der Berger und Boednerischen Buchhandlung, 1771. 8. 72 Seiten.

Fernere Beurtheilung der Gedanken rc. nebst beygefügter Beantwortung derselben. Bützow, 1772. 8. 87 Seiten.

Wenn Hr. Schleef, dem auch der schmeichelhafteste Freund die Gabe gut zu schreiben und gründlich zu disputiren kaum beylegen wird, die Einwürfe gegen seine Gedanken vom Werth der Gefühle in dem Christenthum, welche ihm jemand schriftlich zugesendet, auch dem nur schriftlich beantwortet, übrigens aber aus den öffentlichen Urtheilen, die darüber gefället worden, den gegründeten Tadel zu seinem Vortheil genutzt, und, was ihm etwa unbillig darinn geschienen,

sie andere vor ihm verstanden haben; sie mögen nun Luther oder Kalvin oder Leo heissen. Er soll selbst prüfen, und das was er dann wichtiges bey ihnen findet, mit Dank annehmen und behalten. Er kann sie auch nicht mit eben den Bestimmungen denken, als sie sich andere denken; denn er stellt sich die Begriffe, welche in den Ausdrücken der Schrift liegen, immer nur nach seiner eigenen Fassung vor. Kein Christ und kein Lutheraner denkt so wie der andere, und kann eben so denken: wie kann man einen so augenscheinlichen Erfahrungssatz verkennen? Es ist also auch keine Gleichförmigkeit möglich, und es bedarf auch keiner in der Vorstellungsart der Lehren der Schrift: die Hauptideen, welche die Ausdrücke der Schrift bey allen auf ähnliche Art veranlassen, bleiben immer dieselben; in den Bestimmungen aber weichen sie alle von einander ab. Und diese Verschiedenheit macht keine Zerrüttung weder bürgerlich noch kirchlich; wenn nicht äusserliche Veranlassungen hinzukommen, und man nicht die Ueberzeugung durch andere Mittel erzwingen will, als durch ruhige Ueberlegung der gegenseitigen Gründe.

Hz.

D. Carl Friedr. Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. 2. B. 4. Sammlung. Erfurt, in der Grießbachischen Buchhandlung, 1771. 5½ Bogen in 8.

Im 44. Br. ist ein sehr weitläuftiger Beweis, daß Gott wohl ewige Strafen drohen, und seiner Wahrhaftigkeit unbeschadet, seine Drohung doch nicht erfüllen könne. Der Verf. hat auch das sogar zum Beweise zu Hülfe genommen, daß Gott in der Schrift durch sinnliche und figürliche Ausdrücke mit den Menschen rede, ob er gleich vorausgesehen, daß sie viel irrige Begriffe damit verbinden würden. Das paßt aber hier nicht her: denn sollte er mit den Menschen in ihrer Sprache reden, so war das unvermeidlich. Uns dünkt, Gott sey an seine Drohungen nicht gebunden, sondern ihre Erfüllung hänge von dem Verhalten der Menschen ab: er drohet, weil für die gemeine Fassung der Menschen Drohungen nöthig sind; erreichen sie ihren Zweck, so bedarf es ihrer Erfüllung nicht. Gott hat auch die Juden oft bedrohet, und das angedräute nach veränderten Umständen nicht eintreffen lassen. Der 45. Brief soll die Schwäche des Beweises für die Unsterbl-

[illegible] der Seele in Mendelsohns Phädon widerlegen, und zeigen, daß man nur durch die Schrift davon gewiß werden könne. Wie gewöhnlich, fällt der Verf. aber aus Liebe zum Widerspruch in das andere Extremum. Alle philosophische Gründe sind ihm schwach und unzulänglich; und nur das ist gut und bewährt, was uns die Schrift, ja sogar das System, darüber lehrt. Sollte man nicht jede Bemühung der Vernunft mit Dank annehmen? und ist der gleich stolz auf seine Vernunft wider die Schrift, der es nicht siehet und merkt, daß ihm das Licht ausgebildeter Christen vorgeleuchtet habe? So muß man den nicht behandeln, der das Licht des Christenthums nützet, ohne es zu wissen. Das homiletische Deklamiren war hier auch nicht an seiner Stelle. Im 46. Br. wird ohngefehr eben das gegen den 44. erinnert, was wir zuvor in Absicht der figürlichen Ausdrücke der Bibel gesagt haben. Der kurze Entwurf, das wesentliche der Religion zum Unterricht der gemeinen Christen in einen kurzen und faßlichen Zusammenhang zu bringen im 47. Briefe, zeuget von den guten Absichten und von der Ueberlegung des Verf.; er scheint uns aber doch noch zu viel nach dem System, und zu wenig nach der Natur des gemeinen Menschenverstandes geformt zu seyn.

R.

Beurtheilung der Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum. Nebst beygefügter Beurtheilung derselben. Bützow und Wismar, in der Berger und Boednerischen Buchhandlung, 1771. 8. 72 Seiten.

Fernere Beurtheilung der Gedanken rc. nebst beygefügter Beantwortung derselben. Bützow, 1772. 8. 87 Seiten.

Wenn Hr. Schleef, dem auch der schmeichelhafteste Freund die Gabe gut zu schreiben und gründlich zu disputiren kaum beylegen wird, die Einwürfe gegen seine Gedanken vom Werth der Gefühle in dem Christenthum, welche ihm jemand schriftlich zugesendet, auch dem nur schriftlich beantwortet, übrigens aber aus den öffentlichen Urtheilen, die darüber gefället worden, den gegründeten Tadel zu seinem Vortheil genutzt, und, was ihm etwa unbillig darinn geschienen,

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätt
sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir
dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. N
mehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwi
über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswa
schen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, we
gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern A
klärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten w
das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gl
einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlame wegen Abschaffung der Glaubensunterschrift Nebst den Reden, die in dem Parlament über di Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht d Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welc zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß ge ben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 177 8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen
von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen ü
diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engela
wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand ko
men dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beyna
jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen
stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften
39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior G
aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unv
letzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt?
mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von
Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und kir
liche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann dari
was geändert werden? Wenn auch die Religion und das G
wissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderung
den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut da
Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das eng
sche Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden,
Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten,
der die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie,
Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was
will.

T.

Vo

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben möc
argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesu
um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Bes
nisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl
der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich
unter die Füsse treten würden; und dann, was die Hau
sache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsstä
sche Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen,
welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr
die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — wo
so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bürg
steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden fr
lich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachrich
noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklä
wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und d
reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe e
spinnen und schon länger als ein halbes Sekulum fortdaue
können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhand
wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre U
sache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen Um
ständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschw
gen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedruc
stehet.

Nach der Klageschrift, in welcher nicht alte, läng
abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werde
zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allerle
Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er sic
in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günstig
bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausfüh
lichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, da
die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in de
Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der refo
mirte Prediger, Hr. Rödiger, hier eben nicht in der vorthei
haftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herrsc
süchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an de
neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch d
Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 177
veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die hie
gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn. R
allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §. 3
und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformirte
Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistrat
keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft sic

di

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Axt zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. N. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. N. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. N. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. N. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rottmeister oder ein an-

stehe, kann ihnen wenig liegen. Die Sache ist
Tage, jeder urtheile nach seiner Ueberzeugung. D
Buch mag manchen schön dünken, ich verstehe
nicht.

Iz.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Communionbuch, enthaltend I. eine kurze Anweisun zum würdigen, oder rechten und nützlichen Ge brauch des H. Abendmahls. II. Betrachtunge und Gebete für Communikanten, vor, bey un nach der Haltung des H. Abendmahls. III. Ei nige Lieder für Communikanten; verfasset von Fr Herm. Lüdke, Pred. bey der Nicol. und Kloster kirche in Berlin. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1770. 200 S. und VIII S. Vorrede in 8.

Die meiste der bisher gewöhnlichen Communionbücher bie ten in Absicht auf die Materie und Form vieles zu ver missen, dar. Spiele einer ausschweifenden Phantasie, und andre Vorstellungen, so wenig mit Vernunft und Schrift ein stimmend, als von der Erfahrung bestätigt, und dem Chri sten brauchbar, dabey, wenn schon richtig und erheblich, doch nicht einleuchtend und rührend genug vorgetragen, noch an ziehend und edel genug eingekleidet, — was erblickt man an dres darinn, denn solches? — Dergleichen Flecken verun stalten gegenwärtiges Communionbuch nicht. Es enthält da gegen geläuterte Begriffe, und dem Christen interessante, auch der verschiedenen sittlichen Beschaffenheit derselben angepaßte Betrachtungen in einem ungekünstelten, würdigen, auch größ tentheils gemeinfaßlichen und empfindungsvollen Vortrag. Als ein überaus geschicktes Hülfsmittel, eine vernünftige An

dacht

nicht bey dem Genuß des H. Nachtmahls zu befördern rc. verdient es deswegen, vor andern ähnlichen, in den Händen des Layen zu seyn. Auch können insonderheit einige Abschnitte von manchen Predigern zum Muster genommen werden, um ihre Beicht- und Nachtmals-Reden darnach zu formen.

Eben dieselbe Richtigkeit der Gedanken, und Bekanntschaft mit den, unter so vielen Christen herrschenden Vorurtheilen, eben denselben Trieb für die Ausbreitung des ächten Christenthums, eben dasselbe Gefühl der Rechtschaffenheit, und eben das simple und faßliche des Vortrags, finden wir in eben dieses Verf.

Nöthigen Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Misbrauch des H. Abendmahls. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1772. 8. 110 Seiten.

Zuerst verbreitet er sich über die wenige Achtung, oder vielmehr Verachtung, die manche Christen gegen diese weise und wohlthätige Stiftung des Urhebers ihrer Religion bezeigen, und den daher entsprießenden Nichtgebrauch derselben, und widerlegt deren Einwendungen. Hierauf werden die scheinbare Gründe mancher andrer Christen, die sie wegen ihrer Absonderung vom H. Nachtmahl vorwenden, z. B. der Separatisten, u. a. bestritten; hierbey auch verschiedne Fragen beantwortet, z. B. wenn und wie oft man zum H. Abendmahl gehen müsse? ob man zu warten habe, bis man einen besonders starken innerlichen Trieb dazu bey sich empfinde? Zuletzt bestraft der Verf. noch den Mißbrauch, welche viele sogenannte Christen von dieser ehrwürdigen letzten Veranstaltung unsers Herrn, gegen den Willen desselben, so wie gegen ihr eignes wahres Beste, in ihrem Leben überhaupt, und auf dem Kranken- und Sterbebette insbesondre, noch immer machen, — und dies auf eine gründliche, deutliche und eindringende Weise. Wir empfehlen vorzüglich den III. und IV. Abschnitt manchen Predigern, zum Gebrauch auf der Kanzel. Solche religiose Irrthümer, solche unter unsern Brüdern im Schwang gehende Mißbräuche auf dieser Stätte bekämpfen, heißt gewiß dem wahren Zweck dieses Amtes gemäßer handeln, als sie darauf mit nichts, denn roher Dogmatick, oder kalter, stroherner Exegetick, immer zu unterhalten. Hätte man dieses minder gethan, und dagegen sich eher und angelegentlicher mit jenem beschäftiget, die sittliche Krankheiten der Christen

würden, wenn gleich nicht völlig ausgerottet, doch merklich vermindert worden seyn.

N.

Johann Melchior Götzens, Past. zu S. Cath. in Hamburg fortgesetzte nothwendige Erinnerungen zu des Hn. D. Büschings allgemeinen Anmerkungen über die symbolischen Bücher der evangel. luther. Kirche rc. Hamburg, bey J. J. C. Bode, 1771. 22 Bogen in 8.

Wer des Verf. Art zu schreiben kennt, der wird keine ruhige und überlegte Abwägung der Gründe, die er widerlegen will, von ihm erwarten. Mit dem besten Willen, den wir hatten, auch bey ihm über eine wichtige Frage, welche jetzt unter den Protestanten aller Gegenden rege wird, Belehrung zu suchen, haben wir sie doch aus dem seltsamen Gewebe, darinn er sich wickelt, nicht herausfinden können. Allenthalben erblickt er grundstürzende Irthümer und Gefahr für die evangelische Kirche nicht allein, sondern auch für das Christenthum; bey jeder noch so gesetzten Prüfung der symbolischen Bücher macht er sein gewöhnliches Geschrey von bösen Absichten wider die Kirche, von Einführung eines neuen Heydenthums, von Unterdrückung der Lutheraner; wobey er nie unterläßt, entweder an diesem sein Müthlein zu kühlen, der seinen Eifer gereizt hat, und jenen anzustechen, der ihm Einhalt gethan hat, oder es dem gemeinen und undenkenden Christen vorzuspiegeln, daß ihm die theure Lehre Jesu bald könne entrissen, und er selbst durch Irrgläubige und Ketzer von Hauß und Hof verdränget werden.

Es verdrießt ihn, daß H. Büsching ihm nicht antwortet, noch antworten will; ob er gleich an einigen Orten wieder darüber triumphirt, daß er ihm nicht antworten könne. H. B. thut wohl daran, daß er sich mit ihm nicht einläßt; und er hätte wohl daran gethan, sich gleich Anfangs nicht mit ihm einzulassen. Wie kann man mit einem Manne disputiren, der sich solche Kunstgriffe erlaubt, oder, wo es anders möglich ist, sich wirklich verwöhnt hat, immer in einem Kreise von Trugschlüssen, gefährlichen Consequenzen, feyerlichen Formeln und schreckenden Deklamationen umher zu taumeln? Der Gegner muß ja die Ansteckung befürchten, und ist er ein vernünftiger Mann, so will er dem geistlichen Stande durch eine solche

ver-

verrufene Disputierkunst nicht Schande machen. Die Wahrheit kann auch nicht dabey gewinnen; denn es kömmt nun nicht mehr auf das Gewicht der Gründe, sondern auf die grösseste Geschicklichkeit an, den Gegner und seinen Vortrag zum Gegenstande des Abscheues zu machen.

Wir wollen das nur an einem Exempel klar machen. H. B. sagt in seiner Schrift: Grundsätze, welche in der Natur Gottes und der Dinge gegründet sind, sind eben so wichtig, als es ausdrückliche Stellen der Schrift sind. Was hat H. Göze zu thun? Er siehet in diesem simpeln Satze, den jeder vernünftige zugeben wird, offenbar die Absicht, die ausdrücklichen Aussprüche der heil. Schrift zu entkräften, und ihrer Unfehlbarkeit einen tödlichen Stoß beyzubringen S. 9. Ja das nicht allein: sondern er hat auch die Dreustigkeit zu behaupten, H. B. habe die Absicht mit diesen Worten zu behaupten; meine Grundsätze, die ich habe, die ich mir mache, sind wichtiger als die Aussprüche der Schrift, und wenn diese das Gegentheil behauptet, so ist es Irthum und Lügen. Nach dieser glücklichen Erfindung geht es nun, wie man leicht denken kann, an ein Zetergeschrey über Aufruhr und Empörung gegen Gottes Wort, über grundstürzende Irthümer, über Einführung eines neuen Heydenthums, über den Götzendienst, der nun dem Jupiter, Cupido u. s. w. bald wieder geleistet werden würde, und was der Mann sonst noch zu sagen gewohnt ist. Auf dieser dreusten Verdrehung der Worte eben so wichtig in noch wichtiger, und auf der Andichtung einer verborgenen Absicht, welche H. Büsching gegen die heil. Schrift im Sinne haben soll, läuft diese ganze weitläuftige Schrift im Zirkel herum. In weltlichen Gerichten würde man ein solches Verfahren nicht dulden; ist es denn etwa zur Beförderung der Ehre Gottes erlaubt und gültig? Was hat denn H. Büsching anders gesagt, als was alle Theologen sagen und sagen müssen? Was in der Schrift stehet, das muß den Grundsätzen der Vernunft nicht entgegen seyn: und was denselben entgegen steht, das ist kein Irthum der Schrift, sondern ein Irthum des Auslegers, der sie falsch erklärt hat.

Nun noch ein Wort über die streitige Materie selbst. Der Christ hat das Recht und ist auch verpflichtet, selbst in der Schrift zu forschen, und sein Glaube muß auf seiner eigenen Einsicht in die Lehren der Schrift beruhen: sonst glaubt er in der That gar nicht. Er kann also auf keine Weise gebunden werden, die Lehren der Schrift eben so zu verstehen, als

sie andere vor ihm verstanden haben; sie mögen nun Luther oder Kalvin oder Leo heissen. Er soll selbst prüfen, und das was er dann wichtiges bey ihnen findet, mit Dank annehmen und behalten. Er kann sie auch nicht mit eben den Bestimmungen denken, als sie sich andere denken; denn er stellt sich die Begriffe, welche in den Ausdrücken der Schrift liegen immer nur nach seiner eigenen Fassung vor. Kein Christ und kein Lutheraner denkt so wie der andere, und kann eben so denken: wie kann man einen so augenscheinlichen Erfahrungssatz verkennen? Es ist also auch keine Gleichförmigkeit möglich, und es bedarf auch keiner in der Vorstellungsart der Lehren der Schrift: die Hauptideen, welche die Ausdrücke der Schrift bey allen auf ähnliche Art veranlassen, bleiben immer dieselben; in den Bestimmungen aber weichen sie alle von einander ab. Und diese Verschiedenheit macht keine Zerrüttung weder bürgerlich noch kirchlich; wenn nicht äusserliche Veranlassungen hinzukommen, und man nicht die Ueberzeugung durch andere Mittel erzwingen will, als durch ruhige Ueberlegung der gegenseitigen Gründe.

Hz.

D. Carl Friedr. Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. 2. B. 4. Sammlung. Erfurt, in der Grießbachischen Buchhandlung, 1771. 5½ Bogen in 8.

Im 44. Br. ist ein sehr weitläuftiger Beweis, daß Gott wohl ewige Strafen drohen, und seiner Wahrhaftigkeit unbeschadet, seine Drohung doch nicht erfüllen könne. Der Verf. hat auch das sogar zum Beweise zu Hülfe genommen, daß Gott in der Schrift durch sinnliche und figürliche Ausdrücke mit den Menschen rede, ob er gleich vorausgesehen, daß sie viel irrige Begriffe damit verbinden würden. Das paßt aber hier nicht her: denn sollte er mit den Menschen in ihrer Sprache reden, so war das unvermeidlich. Uns dünkt, Gott sey an seine Drohungen nicht gebunden, sondern ihre Erfüllung hänge von dem Verhalten der Menschen ab: er drohet, weil für die gemeine Fassung der Menschen Drohungen nöthig sind; erreichen sie ihren Zweck, so bedarf es ihrer Erfüllung nicht. Gott hat auch die Juden oft bedrohet, und das angedräute nach veränderten Umständen nicht eintreffen lassen. Der 45. Brief soll die Schwäche des Beweises für die Un-

sterb

[Sterb]lichkeit der Seele in Mendelsohns Phädon widerlegen, und zeigen, daß man nur durch die Schrift davon gewiß werden könne. Wie gewöhnlich, fällt der Verf. aber aus Liebe zum Widerspruch in das andere Extremum. Alle philosophische Gründe sind ihm schwach und unzulänglich; und nur das ist gut und bewährt, was uns die Schrift, ja sogar das System, darüber lehrt. Sollte man nicht jede Bemühung der Vernunft mit Dank annehmen? und ist der gleich stolz auf seine Vernunft wider die Schrift, der es nicht siehet und merkt, daß ihm das Licht ausgebildeter Christen vorgeleuchtet habe? So muß man den nicht behandeln, der das Licht des Christenthums nützet, ohne es zu wissen. Das homiletische Deklamiren war hier auch nicht an seiner Stelle. Im 46. Br. wird ohngefehr eben das gegen den 44. erinnert, was wir zuvor in Absicht der figürlichen Ausdrücke der Bibel gesagt haben. Der kurze Entwurf, das wesentliche der Religion zum Unterricht der gemeinen Christen in einen kurzen und faßlichen Zusammenhang zu bringen im 47. Briefe, zeuget von den guten Absichten und von der Ueberlegung des Verf.; er scheint uns aber doch noch zu viel nach dem System, und zu wenig nach der Natur des gemeinen Menschenverstandes geformt zu seyn.

R.

Beurtheilung der Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum. Nebst beygefügter Beurtheilung derselben. Bützow und Wismar, in der Berger und Boednerischen Buchhandlung, 1771. 8. 72 Seiten.

Fernere Beurtheilung der Gedanken rc. nebst beygefügter Beantwortung derselben. Bützow, 1772. 8. 87 Seiten.

Wenn Hr. Schleef, dem auch der schmeichelhafteste Freund die Gabe gut zu schreiben und gründlich zu disputiren kaum beylegen wird, die Einwürfe gegen seine Gedanken vom Werth der Gefühle in dem Christenthum, welche ihm jemand schriftlich zugesendet, auch dem nur schriftlich beantwortet, übrigens aber aus den öffentlichen Urtheilen, die darüber gefället worden, den gegründeten Tadel zu seinem Vortheil genutzt, und, was ihm etwa unbillig darinn geschienen,

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätte
sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir i
dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. N
mehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwil
über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswal
schen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, we
gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern A
klärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten wi
das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gl
einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlame
wegen Abschaffung der Glaubensunterschrift
Nebst den Reden, die in dem Parlament über di
Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht d
Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welc
zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß ge
ben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 17
8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen u
von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen ü
diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engel
wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand k
men dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beyn
jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen
stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften
39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior G
aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unv
letzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt? S
mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von
Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und ki
liche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann dar
was geändert werden? Wenn auch die Religion und das G
wissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderung
den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut d
Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das eng
sche Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden,
Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten, u
der die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie,
Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was
will.

T.

Be

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben mö
argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesi
um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Be
nisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl
der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich
unter die Füsse treten würden; und dann, was die Ha
sache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsst
sche Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen,
welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr
die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — we
so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bür
steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden
lich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachric
noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklä
wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und
reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe
spinnen und schon länger als ein halbes Sekulum fortdau
können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhan
wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre
sache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen U
ständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschi
gen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedr
stehet.

Nach der Klageschrift, in welcher nicht alte, län
abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werd
zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allei
Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er s
in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günsti
bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausfü
lichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, d
die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in d
Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der ref
mirte Prediger, Hr. Rödiger, hier eben nicht in der vorth
haftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herr
süchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an d
neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch
Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 17
veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die h
gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn.
allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §.
und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformir
Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistr
keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Axt zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. N. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. N. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. N. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. N. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rottmeister oder ein an-

anderer Lastträger der freyen Reichsstadt zu seyn. — Hochweise Magistrat indessen beruft sich auf seine Reichs tischen Verfassungen und sagt: Wenn wir euch Reform ein Ehrenamt geben, so müßt ihr es als eine Gnade ans denn es hängt lediglich von uns ab. Ein jus perfecte q situm habt ihr ja nicht darauf, und wenn wir den luther Bürgern den Vorzug zugestehen, so müßt ihr euch das g len lassen, dürft euch aber nicht über Unrecht beschweren, wir dulden euch als gemeine Bürger, aber wir sind nicht dig, euch auf einen Ehrenposten zu stellen. „Es bleibt „mal dabey, schärft man ihnen ein, was Tacitus L. VI. „nalium Cap. 8. von solchen vorzüglichen Beförderungen „wohl schreibet: Non est nostrum aestimare, quam f „caeteros, et quibus de caussis extollas. Tibi summ „rerum judicium Dii dedere: *Nobis obsequii gloria* „*ta est.*„ Was läßt sich gegen eine so gelehrte Antwort ter einwenden? Die guten Reformirten sind damit fr nicht gebessert, aber doch kräftig zur Ruhe und zur G verwiesen. Laßt sie fühlen, daß sie immer nicht freye ger, sondern nur geduldete Sklaven in der Reichsstadt W sind. Wer kann ihnen helfen? — So lange die alten setze und Grundverfassungen gewisser Städte und Länd ihrem Ansehn bestehen; so lange Vernunft, Menschli und christliche Liebe sich unter die mächtige Gewalt der J prudenz schmiegen muß und große und kleine Regenten auf ihr, nicht eben in den erleuchtetesten Zeiten festges und manchmal übel genug zusammenhängendes Jus in e siasticis et politicis halten; so lange steht ihnen in der auf keine Weise zu helfen. Sollte es einmal so weit kom daß man in der Christenheit nicht mehr nach Namen und theyen fragte; daß der menschenfreundlichen, weisen un leranten Fürsten, dergleichen Deutschland schon längst i Churfürsten von Brandenburg gehabt hat, und itzt in ei großen Prinzen besitzt, mehr würden, welche harte G mildern, bey politischen Verfassungen die Religion aus Spiele lassen und bey ihren christlichen Unterthanen nic gen: bist du lutherisch, oder reformirt, oder katholisch, dern bist du ein guter, treuer, fleißiger und friedlieb Bürger des Staats? und daß die Obrigkeit in den R städten den gekrönten Häuptern unsers Vaterlandes hi nachahmte — alsdenn möchte es um die deutsche Gewi freyheit allgemein besser stehen, und das Reichsgericht mehr mit Religionsklagen behelliget werden. Bis dahi

gen sich alle Partheyen, welche irgendwo durch alte Gesetze und Verträge auf eine kränkende Weise eingeschränkt sind, gelassen in ihr Schicksal finden, sich hüten, daß ihr guter Name nicht mit Grunde wegen getriebenen Unfugs verlästert werde und für ihre Nachkommen die Hofnung hegen, daß die vielleicht, wenn sich ihre Erlösung einmal nahen sollte, ihr Haupt würden freudiger empor heben können.

B.

Predigten über die lebendige Erkenntniß in der Religion, von Johann Ad. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, bey Crusius, 1771. 190 S. in 8.

Der Verf. hat nicht nur die Nothwendigkeit der lebendigen Erkenntniß in der Religion dargethan, und ihre eigentliche Beschaffenheit gezeigt, sondern sich auch über die verschiedne Hülfsmittel, sie bey sich möglich zu machen, die wirkliche Hervorbringung derselben zu erleichtern, und die Erkenntniß in sich lebendig zu erhalten, verbreitet; er hat, das gesagte auf allerley Weise zu erhellen, und brauchbar zu machen, sich beflissen, dabey ein vom Werth der Religion durchdrungenes Herz, und vielen Eifer für die Beförderung einer ununterbrochenen Anwendung der erkannten Wahrheit in den Situationen und Geschäften des menschlichen Lebens bewiesen. Dieses loben wir, und wir denken, mehrere mit uns. Daß er aber, bey jeder Gelegenheit, so gar in den Gebeten, (die uns überhaupt nicht recht gefallen haben) die Unterwürfigkeit seiner Vernunft unter den Gehorsam des Glaubenssystems seiner Kirche zu Tage gelegt, daß er Sätze und Bestimmungen desselben allzuhäufig unter die eigentliche Lehren der Bibel gemischt; daß er bey den Weisen unter den Heiden, die Vermischung der Wahrheit mit Irrthümern in der Lehre von Gott, auf Rechnung „einer natürlichen Unfähigkeit der verderbten „menschlichen Natur zu geistlichen Dingen„ gesetzt, (da dieses doch einem ganz andern Grund zuzuschreiben); daß er bey dem Unendlichen, Allgenugsamen, Allgütigen Wesen von ernstem Zorn, Fluch, strenger Rache ꝛc. geredet; daß er, seine Behauptungen zu unterstützen, verschiedne Aussprüche der H. Schrift, gegen den Sinn der Verfasser, sehr zur Unzeit zu Hülfe genommen, und in Anführung mancher solchen, bald von Luther's Uebersetzung abgegangen, ohne eine glücklichere an ihren Platz zu stellen, bald sie da beybehalten, wo sie doch mit

einer richtigern und deutlichern zu verwechseln gewesen wäre; daß er die der Bibel eigenthümliche, den damaligen Zirkel von Lesern, dem sie zunächst bestimmt war, verständliche, jezt aber dem größten Theil der Christen nur halb oder gar nicht, faßliche Sprache so häufig geredet; daß er an einigen Orten ins Poetische, Schwülstige, Modische, verfallen, und an andern sich Philosophischer und dogmatischer Kunstwörter bedient, die zwar in Lehrbüchern zweckmäßig seyn mögen, aber, unerklärt, es nicht in Predigten sind; — dieses können wir nicht umhin, als Flecken, die den übrigen Werth gegenwärtiger Predigten verdunkeln, und theils den Eingang der Wahrheit hindern, theils den Eindruck derselben schwächen, — zu tadeln.

N.

Der Proselyt, oder wohlverdiente Abfertigung einiger Predigten des Hrn. P. Merz, Dompredigers zu Augsburg, die er wider das Antipapistische Journal herausgegeben hat, verfasset von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Dritten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1771.

• • • ausführliche Widerlegung der Merzischen Streitreden, nebst einem dazu gehörigen Briefe an den Merzischen Correspondenten in Hamburg. Dritten Bandes zweytes Stück. 1771.

• • • fortgesetzte Widerlegung der Merzischen Streitreden. Dritten Bandes drittes Stück 1771. zusammen 540 Seiten in 8.

Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner, als das Supplement und der Anhang zum Proselyten, herausgegeben von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Des ersten Jahrganges erster Theil. Zweyte Auflage. Hamburg und Leipzig, zu finden bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770. 407 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1770. 392 Seiten. Dritter Theil, 1771. 416 Seiten. Vierter Theil, 1772. 416 Seiten. Fünfter Theil, 1772. 480 Seiten. Sechster Theil, 1773. 390 Seiten.

Der nunmehrige ordentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf der Universität zu Bützow, und Herzogl. Mecklenburgische Consistorialrath zu Rostock, Herr Fidler, ist noch immerfort ein so rüstiger polemischer Schriftsteller, als man ihn nur wünschen kann, und dabey weis er sich seine Schreiberey ganz bequem und vortheilhaft zu machen. Das erste Stück des 3ten Bandes des Proselyten, hat auch seinen Fingern nicht einmal Mühe gemacht. Drey Predigten des P. Merz, des V. Recension und Widerlegung derselben in dreyen Briefen an einen Herrn Pastor H., welche schon im ersten Theil des Antipap. Journals stehen, durften nur noch einmal abgedrukt werden, so war das ganze Stück fertig. Wer weis, ob die eilf Briefe an den Hn. P. Merz im 2ten und 3ten St. des Proselyten nicht etwa nach einiger Zeit aus diesem wieder in das Journal kommen. Wozu mögen wohl die Liebhaber der Fidlerschen Schriften einerley zweymal kauffen müssen? Der V. rühmt sich, daß sie deren in allen Gegenden von Deutschland fänden. Wir gehören nicht dazu, haben also auch keine doppelte Kosten darauf zu wenden. Die beyden ersten Theile des Proselyten sind von uns im Anhang zu den zwölf ersten Bänden der Bibl. S. 481. angezeigt. Wir tadelten schon damals des Hrn. Fiedlers heftige und bisweilen ungeschliffene Schreibart, und beurtheilten übrigens seine Sachen, die auch zum Theil ganz gut waren, mit Nachsicht und Schonung. Itzt mißfällt uns Herr F. äusserst, weil er von aller feinen Denk- und Schreibart sich mit dem Hn. P. Merz gleich weit entfernt. Der müßte nichts bessers zu lesen haben, der sich an den plumpen Controversen dieser beyden Männer erbauen könnte.

Das Antipapistische Journal, worinn er allen Katholicken den Krieg angekündiget und ihrer viele schon derbe zusammengetrieben hat, ist, wie er es selbst nennt, ein Mischmasch von Briefen und Recensionen. Die Briefe von Katholicken und Protestanten, welche an ihn einlauffen, und oft bloß seine persönliche Umstände betreffen, läßt er mit seinen Antworten darinn abdrucken. Wozu und für wen? Wahre Gelehrte bekümmern sich sicherlich um das Gefechte nicht, auf welches er sich mit seinen Widersachern unter den Katholicken nach der Reihe in diesem Journal einläßt. Es kann nicht die geringste Neigung für sie haben, Hrn. F. gegen seine Gegner, oder seine Gegner gegen ihn heftig anrennen und eine Lanze mit einander brechen zu sehen. Und die Lobsprüche seiner Freunde, die er mit gleichen Lobsprüchen erwiedert, können

eben so wenig ihre Aufmerksamkeit verdienen. — In den Recensionen werden mehrentheils katholische theol. Schriften angezeigt. Der V. läßt sich dergleichen Recens. von auswärtigen Correspondenten in kathol. Ländern einsenden und sie dann abdrucken. Sie sind von ganz geringem Gehalt. Es werden aber auch protestantische Schriften, besonders guter Freunde ihre, als des Hrn. D. Crusius, aus dem lateinischen übersetzte Programmen, darinn beurtheilt. Wann der V. die Absicht hätte, unter den Katholicken, wo sein Journal viel gelesen werden soll, Nutzen damit zu stiften, so dächten wir, er müßte viel kaltblütiger, in einem viel gesitteterem Ton über Religionssachen mit ihnen sprechen, als er thut, und nicht, wie er in Gewohnheit hat, mit Schimpfwörtern von satanischen Absichten, von heillosen Kunstgriffen der Katholicken u. dgl. um sich werfen. Die Grobheit seiner Gegner kann ihn nicht entschuldigen. Er solte sich ihnen darinn nicht gleich stellen, und warum giebt er sich mit einem jeden ab? Witz ist des V. Sache gar nicht, das haben wir schon ehedem erinnert. Und er will doch oft witzig schreiben, es kommt aber so fade und abgeschmackt heraus. Auch in der Theologie hätte der Verf. noch viel zu lernen. Aber es scheinet, als wenn er itzt auf D. Luthers Worte so gut geschworen hätte, als ehedem auf die päbstlichen Bullen.

Daß Hr. F. sich gar nicht als ein feiner und überlegender Schriftsteller zu nehmen wisse, davon hat uns die Recens. der Predigten des Hrn. Hofpr. Friederichs in dem sechsten Bande S. 57. überzeugt, in welche eine für die Meklenburgische Geistlichkeit nicht vortheilhafte und sehr beleidigende Claßification derselben eingerückt ist. Es fiel uns gar sehr auf, daß ein Mann, den Meklenburg als einen Fremdling aufgenommen, der in diesem Lande Brod und Ehrenämter gefunden, die Unbescheidenheit haben konnte, die dortigen Gelehrten und besonders den größten Theil seiner Amtsbrüder öffentlich in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Wissenschaft, theologischen Erkenntniß und Lehrart im predigen von einer sehr verächtlichen Seite zu charakterisiren. Es gehört in der That viel Unverschämtheit dazu, einen ganzen Stand, wenige Subjekte ausgenommen, vor dem ganzen Publikum so herabzuwürdigen, als Hr. F. es mit den Meklenburgischen Geistlichen gemacht hat. Und wenn das ein Mann in den individuellen Umständen des V. thut, so ist es vollends unverzeihlich. Fand Hr. F. viele Prediger im Lande nicht sehr aufgeklärt und so ganz ausnehmend ist er selbst doch auch nicht, fand er an ihrer Art

zu predigen große Mängel, die wohl freylich da seyn mögen, so konnte er zu ihrer Belehrung beyläufig in obengenannter Recension mit Klugheit und Bedacht ein Wort zu seiner Zeit darüber reden. Er konnte im allgemeinen über die Ungeschicklichkeit und die unerbaulichen Vorträge vieler Prediger, deren es im Brandenburgischen, Sächsischen, Hannöverschen so gut als im Meklenburgischen giebt, sich auslassen. Das traf denn allenthalben, wen es traf, aber er mußte nicht die Geistlichkeit eines Landes nennen, dem er so viel zu verdanken hatte. Dieses konnte seinem Verstande und Herzen nie Ehre bringen, und es mußte nothwendig die billige Empfindlichkeit des öffentlich angegriffenen und beleidigten Theils rege machen, wie wir aus folgender Schrift ersehen:

Freundschaftliche Belehrung des nunmehrigen Herzogl. Meklenburg. Hrn. C. R. ꝛc. M. F. A. Fidlers, welcher in dem IVten Stück des VIten Theils seines sogenannten Antipap. Journals die ganze jetzige Meklenburgische Geistlichkeit eingetheilet und beurtheilet, in einem Schreiben an denselben von M. Johann Christian Keßlern, Herzogl. Meklenburg. Cons. Rath. ꝛc. Hamburg und Leipzig, bey Buchenröder und Ritter, 1773. 8. 57 Seiten.

Sie ist wirklich freundschaftlich und mit der größten Mäßigung abgefaßt. Der V. stellt Hrn. F. mit vieler Sanftmuth vor, daß er Unrecht gethan habe, ein so beleidigendes Urtheil von dem größten Theil der Meklenburgischen Gelehrten und Prediger öffentlich zu fällen, zumal da er noch zu neu im Lande wäre, als daß er von der Geschicklichkeit, der Lehrart und Gesinnung der mehresten unter ihnen hinlänglich unterrichtet seyn könnte, wozu die Zeit von einem halben Jahre wohl nicht hinreichen möchte. Das übrige sind wehmüthige Seufzer und Klagen des Hrn. K. „über die einreissen wollende und leider, „zur gerechten Strafe der schnöden Verachtung des wahren, „reinen, lautern, süßen, Saft- Kraft- und Lebensvollen Evan„gelii schon weit eingerissene neue Methode, das Evangelium „zu predigen.„ Er meynet damit die falsche Beredsamkeit, welche einige neuere seichte Köpfe in gezierte Rhetorick, hochtrabende Worte und schwülstige Redarten setzen, welches die Leute schön predigen nennen. Wir geben dem V. Recht, wenn er diese unerträgliche und ganz unnütze Art zu predigen ver-

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätte er sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir ihm dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. Nunmehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwillen über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswaldischen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, welche gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern Aufklärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten wird, das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gleich einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlament, wegen Abschaffung der Glaubensunterschriften. Nebst den Reden, die in dem Parlament über diese Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht das Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welches zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß gegeben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1772. 8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen und von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen über diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engeland wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand kommen dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beynahe jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen die stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften der 39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior Götz aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unverletzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt? Die mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von der Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und kirchliche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann darinn was geändert werden? Wenn auch die Religion und das Gewissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderungen den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut das? Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das englische Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden, die Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten, wieder die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie, die Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was er will.

T.

Voll-

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben möchte; argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesuchen um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Besorgnisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl gar der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich gar unter die Füsse treten würden; und dann, was die Hauptsache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsstädtische Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen, für welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr als die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — wo es so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bürgern steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden freylich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachrichten noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklären wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und der reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe entspinnen und schon länger als ein halbes Sekulum fortdauern können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhandelt wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre Ursache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen Umständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschwiegen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedruckt stehet.

Nach der Klageschrift, in welcher nicht alte, längst abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werden, zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allerley Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er sich in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günstiger bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausführlichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, daß die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in dem Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der reformirte Prediger, Hr. Rödiger, hier eben nicht in der vortheilhaftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herrschsüchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an den neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch die Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 177[illegible] veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die hier gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn. R[illegible] allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §. [illegible] und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformirten Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistrats keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft s[illegible]

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Art zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. R. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. R. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. R. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. R. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rotmeister oder ein an-

anderer Lastträger der freyen Reichsstadt zu seyn. — Der Hochweise Magistrat indessen beruft sich auf seine Reichsstädtischen Verfassungen und sagt: Wenn wir euch Reformirten ein Ehrenamt geben, so müßt ihr es als eine Gnade ansehen, denn es hängt lediglich von uns ab. Ein jus perfecte quaesitum habt ihr ja nicht darauf, und wenn wir den lutherischen Bürgern den Vorzug zugestehen, so müßt ihr euch das gefallen lassen, dürft euch aber nicht über Unrecht beschweren, denn wir dulden euch als gemeine Bürger, aber wir sind nicht schuldig, euch auf einen Ehrenposten zu stellen. „Es bleibt allemal dabey, schärft man ihnen ein, was Tacitus L. VI. Annalium Cap. 8. von solchen vorzüglichen Beförderungen sehr „wohl schreibet: Non est nostrum aestimare, quam supra „caeteros, et quibus de caussis extollas. Tibi summum „rerum judicium Dii dedere: *Nobis obsequii gloria relicta est.*„ Was läßt sich gegen eine so gelehrte Antwort weiter einwenden? Die guten Reformirten sind damit freylich nicht gebessert, aber doch kräftig zur Ruhe und zur Geduld verwiesen. Laßt sie fühlen, daß sie immer nicht freye Bürger, sondern nur geduldete Sklaven in der Reichsstadt Worms sind. Wer kann ihnen helfen? — So lange die alten Gesetze und Grundverfassungen gewisser Städte und Länder in ihrem Ansehn bestehen; so lange Vernunft, Menschlichkeit und christliche Liebe sich unter die mächtige Gewalt der Jurisprudenz schmiegen muß und große und kleine Regenten steif auf ihr, nicht eben in den erleuchtetesten Zeiten festgesetztes und manchmal übel genug zusammenhängendes Jus in ecclesiasticis et politicis halten; so lange steht ihnen in der That auf keine Weise zu helfen. Sollte es einmal so weit kommen, daß man in der Christenheit nicht mehr nach Namen und Partheyen fragte; daß der menschenfreundlichen, weisen und toleranten Fürsten, dergleichen Deutschland schon längst in den Churfürsten von Brandenburg gehabt hat, und itzt in einigen großen Prinzen besitzt, mehr würden, welche harte Gesetze mildern, bey politischen Verfassungen die Religion aus dem Spiele lassen und bey ihren christlichen Unterthanen nicht fragen: bist du lutherisch, oder reformirt, oder katholisch, sondern bist du ein guter, treuer, fleißiger und friedliebender Bürger des Staats? und daß die Obrigkeit in den Reichsstädten den gekrönten Häuptern unsers Vaterlandes hierinn nachahmte — alsdenn möchte es um die deutsche Gewissensfreyheit allgemein besser stehen, und das Reichsgericht nicht mehr mit Religionsklagen behelliget werden. Bis dahin mögen

gen sich alle Partheyen, welche irgendwo durch alte Gesetze und Verträge auf eine kränkende Weise eingeschränkt sind, gelassen in ihr Schicksal finden, sich hüten, daß ihr guter Name nicht mit Grunde wegen getriebenen Unfugs verlästert werde und für ihre Nachkommen die Hofnung hegen, daß die vielleicht, wenn sich ihre Erlösung einmal nahen sollte, ihr Haupt würden freudiger empor heben können.

B.

Predigten über die lebendige Erkenntniß in der Religion, von Johann Ad. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, bey Crusius, 1771. 190 S. in 8.

Der Verf. hat nicht nur die Nothwendigkeit der lebendigen Erkenntniß in der Religion dargethan, und ihre eigentliche Beschaffenheit gezeigt, sondern sich auch über die verschiedne Hülfsmittel, sie bey sich möglich zu machen, die wirkliche Hervorbringung derselben zu erleichtern, und die Erkenntniß in sich lebendig zu erhalten, verbreitet; er hat, das gesagte auf allerley Weise zu erhellen, und brauchbar zu machen, sich beflissen, dabey ein vom Werth der Religion durchdrungenes Herz, und vielen Eifer für die Beförderung einer ununterbrochenen Anwendung der erkannten Wahrheit in den Situationen und Geschäften des menschlichen Lebens bewiesen. Dieses loben wir, und wir denken, mehrere mit uns. Daß er aber, bey jeder Gelegenheit, so gar in den Gebeten, (die uns überhaupt nicht recht gefallen haben) die Unterwürfigkeit seiner Vernunft unter den Gehorsam des Glaubenssystems seiner Kirche zu Tage gelegt, daß er Sätze und Bestimmungen derselben allzuhäufig unter die eigentliche Lehren der Bibel gemischt; daß er bey den Weisen unter den Heiden, die Vermischung der Wahrheit mit Irrthümern in der Lehre von Gott, auf Rechnung „einer natürlichen Unfähigkeit der verderbten „menschlichen Natur zu geistlichen Dingen„ gesetzt, (da dieses doch einem ganz andern Grund zuzuschreiben); daß er bey dem Unendlichen, Allgenugsamen, Allgütigen Wesen von ernsten Zorn, Fluch, strenger Rache ꝛc. geredet; daß er, seine Behauptungen zu unterstützen, verschiedne Aussprüche der H. Schrift, gegen den Sinn der Verfasser, sehr zur Unzeit zu Hülfe genommen, und in Anführung mancher solchen, bald von Luther's Uebersetzung abgegangen, ohne eine glücklichere an ihren Platz zu stellen, bald sie da beybehalten, wo sie doch mit

einer richtigern und deutlichern zu verwechseln gewesen wäre; daß er die der Bibel eigenthümliche, den damaligen Zirkel von Lesern, dein sie zunächst bestimmt war, verständliche, jezt aber dem größten Theil der Christen nur halb oder gar nicht, faßliche Sprache so häufig geredet; daß er an einigen Orten ins Poetische, Schwülstige, Modische, verfallen, und an andern sich Philosophischer und dogmatischer Kunstwörter bedient, die zwar in Lehrbüchern zweckmäßig seyn mögen, aber, unerklärt, es nicht in Predigten sind; — dieses können wir nicht umhin, als Flecken, die den übrigen Werth gegenwärtiger Predigten verdunkeln, und theils den Eingang der Wahrheit hindern, theils den Eindruck derselben schwächen, — zu tadeln.

N.

Der Proselyt, oder wohlverdiente Abfertigung einiger Predigten des Hrn. P. Merz, Dompredigers zu Augsburg, die er wider das Antipapistische Journal herausgegeben hat, verfasset von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Dritten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1771.

\- - - ausführliche Widerlegung der Merzischen Streitreden, nebst einem dazu gehörigen Briefe an den Merzischen Correspondenten in Hamburg. Dritten Bandes zweytes Stück. 1771.

\- - - fortgesetzte Widerlegung der Merzischen Streitreden. Dritten Bandes drittes Stück 1771. zusammen 540 Seiten in 8.

Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner, als das Supplement und der Anhang zum Proselyten, herausgegeben von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Des ersten Jahrganges erster Theil. Zweyte Auflage. Hamburg und Leipzig, zu finden bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770. 407 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1770. 392 Seiten. Dritter Theil, 1771. 416 Seiten. Vierter Theil, 1772. 416 Seiten. Fünfter Theil, 1772. 480 Seiten. Sechster Theil, 1773. 390 Seiten.

Der

Der nunmehrige ordentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf der Universität zu Bützow, und Herzogl. Mecklenburgische Consistorialrath zu Rostock, Herr Fidler, ist noch immerfort ein so rüstiger polemischer Schriftsteller, als man ihn nur wünschen kann, und dabey weis er sich seine Schreiberey ganz bequem und vortheilhaft zu machen. Das erste Stück des 3ten Bandes des Proselyten, hat auch seinen Fingern nicht einmal Mühe gemacht. Drey Predigten des P. Merz, des V. Recension und Widerlegung derselben in dreyen Briefen an einen Herrn Pastor H., welche schon im ersten Theil des Antipap. Journals stehen, durften nur noch einmal abgedrukt werden, so war das ganze Stück fertig. Wer weis, ob die eilf Briefe an den Hn. P. Merz im 2ten und 3ten St. des Proselyten nicht etwa nach einiger Zeit aus diesem wieder in das Journal kommen. Wozu mögen wohl die Liebhaber der Fidlerschen Schriften einerley zweymal kauffen müssen? Der V. rühmt sich, daß sie deren in allen Gegenden von Deutschland fänden. Wir gehören nicht dazu, haben also auch keine doppelte Kosten darauf zu wenden. Die beyden ersten Theile des Proselyten sind von uns im Anhang zu den zwölf ersten Bänden der Bibl. S. 481. angezeigt. Wir tadelten schon damals des Hrn. Fiedlers heftige und bisweilen ungeschliffene Schreibart, und beurtheilten übrigens seine Sachen, die auch zum Theil ganz gut waren, mit Nachsicht und Schonung. Itzt mißfällt uns Herr F. äusserst, weil er von aller feinen Denk- und Schreibart sich mit dem Hn. P. Merz gleich weit entfernt. Der müßte nichts bessers zu lesen haben, der sich an den plumpen Controversen dieser beyden Männer erbauen könnte.

Das Antipapistische Journal, worinn er allen Katholicken den Krieg angekündiget und ihrer viele schon derbe zusammengetrieben hat, ist, wie er es selbst nennt, ein Mischmasch von Briefen und Recensionen. Die Briefe von Katholicken und Protestanten, welche an ihn einlauffen, und oft bloß seine persönliche Umstände betreffen, läßt er mit seinen Antworten darinn abdrucken. Wozu und für wen? Wahre Gelehrte bekümmern sich sicherlich um das Gefechte nicht, auf welches er sich mit seinen Widersachern unter den Katholicken nach der Reihe in diesem Journal einläßt. Es kann nicht die geringste Neigung für sie haben, Hrn. F. gegen seine Gegner, oder seine Gegner gegen ihn heftig anrennen und eine Lanze mit einander brechen zu sehen. Und die Lobsprüche seiner Freunde, die er mit gleichen Lobsprüchen erwiedert, können

eben so wenig ihre Aufmerksamkeit verdienen. — In den Recensionen werden mehrentheils katholische theol. Schriften angezeigt. Der V. läßt sich dergleichen Recens. von auswärtigen Correspondenten in kathol. Ländern einsenden und sie dann abdrucken. Sie sind von ganz geringem Gehalt. Es werden aber auch protestantische Schriften, besonders guter Freunde ihre, als des Hrn. D. Crusius, aus dem lateinischen übersetzte Programmen, darinn beurtheilt. Wann der V. die Absicht hätte, unter den Katholicken, wo sein Journal viel gelesen werden soll, Nutzen damit zu stiften, so dächten wir, er müßte viel kaltblütiger, in einem viel gesitteterem Ton über Religionssachen mit ihnen sprechen, als er thut, und nicht, wie er in Gewohnheit hat, mit Schimpfwörtern von satanischen Absichten, von heillosen Kunstgriffen der Katholicken u. dgl. um sich werfen. Die Grobheit seiner Gegner kann ihn nicht entschuldigen. Er solte sich ihnen darinn nicht gleich stellen, und warum giebt er sich mit einem jeden ab? Witz ist des V. Sache gar nicht, das haben wir schon ehedem erinnert. Und er will doch oft witzig schreiben, es kommt aber so fade und abgeschmackt heraus. Auch in der Theologie hätte der Verf. noch viel zu lernen. Aber es scheinet, als wenn er itzt auf D. Luthers Worte so gut geschworen hätte, als ehedem auf die päbstlichen Bullen.

Daß Hr. F. sich gar nicht als ein feiner und überlegender Schriftsteller zu nehmen wisse, davon hat uns die Recens. der Predigten des Hrn. Hofpr. Friederichs in dem sechsten Bande S. 57. überzeugt, in welche eine für die Meklenburgische Geistlichkeit nicht vortheilhafte und sehr beleidigende Classification derselben eingerückt ist. Es fiel uns gar sehr auf, daß ein Mann, den Meklenburg als einen Fremdling aufgenommen, der in diesem Lande Brod und Ehrenämter gefunden, die Unbescheidenheit haben konnte, die dortigen Gelehrten und besonders den größten Theil seiner Amtsbrüder öffentlich in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Wissenschaft, theologischen Erkenntniß und Lehrart im predigen von einer sehr verächtlichen Seite zu charakterisiren. Es gehört in der That viel Unverschämtheit dazu, einen ganzen Stand, wenige Subjekte ausgenommen, vor dem ganzen Publikum so herabzuwürdigen, als Hr. F. es mit den Meklenburgischen Geistlichen gemacht hat. Und wenn das ein Mann in den individuellen Umständen des V. thut, so ist es vollends unverzeihlich. Fand Hr. F. viele Prediger im Lande nicht sehr aufgeklärt und so ganz ausnehmend ist er selbst doch auch nicht, fand er an ihrer Art

zu

zu predigen grosse Mängel, die wohl freylich da seyn mögen, so konnte er zu ihrer Belehrung beyläufig in obengenannter Recension mit Klugheit und Bedacht ein Wort zu seiner Zeit darüber reden. Er konnte im allgemeinen über die Ungeschicklichkeit und die unerbaulichen Vorträge vieler Prediger, deren es im Brandenburgischen, Sächsischen, Hannöverschen so gut als im Meklenburgischen giebt, sich auslassen. Das traf denn allenthalben, wen es traf, aber er mußte nicht die Geistlichkeit eines Landes nennen, dem er so viel zu verdanken hatte. Dieses konnte seinem Verstande und Herzen nie Ehre bringen, und es mußte nothwendig die billige Empfindlichkeit des öffentlich angegriffenen und beleidigten Theils rege machen, wie wir aus folgender Schrift ersehen;

Freundschaftliche Belehrung des nunmehrigen Herzogl. Meklenburg. Hrn. C. R. ꝛc. M. F. A. Fidlers, welcher in dem IVten Stück des VIten Theils seines sogenannten Antipap. Journals die ganze jetzige Meklenburgische Geistlichkeit eingetheilet und beurtheilet, in einem Schreiben an denselben von M. Johann Christian Keßlern, Herzogl. Meklenburg. Cons. Rath. ꝛc. Hamburg und Leipzig, bey Buchenröder und Ritter, 1773. 8. 57 Seiten.

Sie ist wirklich freundschaftlich und mit der größten Mäßigung abgefaßt. Der V. stellt Hrn. F. mit vieler Sanftmuth vor, daß er Unrecht gethan habe, ein so beleidigendes Urtheil von dem größten Theil der Meklenburgischen Gelehrten und Prediger öffentlich zu fällen, zumal da er noch zu neu im Lande wäre, als daß er von der Geschicklichkeit, der Lehrart und Gesinnung der mehresten unter ihnen hinlänglich unterrichtet seyn könnte, wozu die Zeit von einem halben Jahre wohl nicht hinreichen möchte. Das übrige sind wehmüthige Seufzer und Klagen des Hrn. K. „über die einreissen wollende und leider, „zur gerechten Strafe der schnöden Verachtung des wahren, „reinen, lautern, süßen, Saft- Kraft- und Lebensvollen Evan„gelii schon weit eingerissene neue Methode, das Evangelium „zu predigen.„ Er meynet damit die falsche Beredsamkeit, welche einige neuere seichte Köpfe in gezierte Rhetorick, hochtrabende Worte und schwülstige Redarten setzen, welches die Leute schön predigen nennen. Wir geben dem V. Recht, wenn er diese unerträgliche und ganz unnütze Art zu predigen

ver-

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätte er sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir ihm dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. Nunmehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwillen über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswaldischen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, welche gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern Aufklärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten wird, das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gleich einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlament, wegen Abschaffung der Glaubensunterschriften. Nebst den Reden, die in dem Parlament über diese Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht das Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welches zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß gegeben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1772. 8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen und von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen über diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engeland wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand kommen dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beynahe jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen die stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften der 39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior Götz aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unverletzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt? Die mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von der Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und kirchliche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann darinn was geändert werden? Wenn auch die Religion und das Gewissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderungen den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut das? Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das englische Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden, die Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten, wieder die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie, die Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was er will. T.

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben möchte; argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesuchen um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Besorgnisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl gar der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich gar unter die Füsse treten würden; und dann, was die Hauptsache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsstädtische Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen, für welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr als die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — wo es so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bürgern steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden freylich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachrichten noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklären wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und der reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe entspinnen und schon länger als ein halbes Sekulum fortdauern können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhandelt wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre Ursache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen Umständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschwiegen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedruckt stehet.

Nach der Klageschrift, in welcher nicht alte, längst abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werden, zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allerley Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er sich, in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günstiger bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausführlichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, daß die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in dem Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der reformirte Prediger, Hr. Röbiger, hier eben nicht in der vortheilhaftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herrschsüchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an den neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch die Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 1770. veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die hier gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn. R. allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §. 3. und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformirten Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistrats keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft sich der

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Axt zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. N. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. N. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. N. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. N. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rottmeister oder ein an-

anderer Lastträger der freyen Reichsstadt zu seyn. — Der Hochweise Magistrat indessen beruft sich auf seine Reichsstädtischen Verfassungen und sagt: Wenn wir euch Reformirten ein Ehrenamt geben, so müßt ihr es als eine Gnade ansehen, denn es hängt lediglich von uns ab. Ein jus perfecte quaesitum habt ihr ja nicht darauf, und wenn wir den lutherischen Bürgern den Vorzug zugestehen, so müßt ihr euch das gefallen lassen, dürft euch aber nicht über Unrecht beschweren, denn wir dulden euch als gemeine Bürger, aber wir sind nicht schuldig, euch auf einen Ehrenposten zu stellen. „Es bleibt allemal dabey, schärft man ihnen ein, was Tacitus L. VI. Annalium Cap. 8. von solchen vorzüglichen Beförderungen sehr „wohl schreibet: Non est nostrum aestimare, quam supra „caeteros, et quibus de caussis extollas. Tibi summum „rerum judicium Dii dedere: *Nobis obsequii gloria relicta est.*„ Was läßt sich gegen eine so gelehrte Antwort weiter einwenden? Die guten Reformirten sind damit freylich nicht gebessert, aber doch kräftig zur Ruhe und zur Geduld verwiesen. Laßt sie fühlen, daß sie immer nicht freye Bürger, sondern nur geduldete Sklaven in der Reichsstadt Worms sind. Wer kann ihnen helfen? — So lange die alten Gesetze und Grundverfassungen gewisser Städte und Länder in ihrem Ansehn bestehen; so lange Vernunft, Menschlichkeit und christliche Liebe sich unter die mächtige Gewalt der Jurisprudenz schmiegen muß und große und kleine Regenten steif auf ihr, nicht eben in den erleuchtetesten Zeiten festgesetztes und manchmal übel genug zusammenhängendes Jus in ecclesiasticis et politicis halten; so lange steht ihnen in der That auf keine Weise zu helfen. Sollte es einmal so weit kommen, daß man in der Christenheit nicht mehr nach Namen und Partheyen fragte; daß der menschenfreundlichen, weisen und toleranten Fürsten, dergleichen Deutschland schon längst in den Churfürsten von Brandenburg gehabt hat, und itzt in einigen großen Prinzen besitzt, mehr würden, welche harte Gesetze mildern, bey politischen Verfassungen die Religion aus dem Spiele lassen und bey ihren christlichen Unterthanen nicht fragen: bist du lutherisch, oder reformirt, oder katholisch, sondern bist du ein guter, treuer, fleißiger und friedliebender Bürger des Staats? und daß die Obrigkeit in den Reichsstädten den gekrönten Häuptern unsers Vaterlandes hierinn nachahmte — alsdenn möchte es um die deutsche Gewissensfreyheit allgemein besser stehen, und das Reichsgericht nicht mehr mit Religionsklagen behelliget werden. Bis dahin mögen

gen sich alle Partheyen, welche irgendwo durch alte Gesetze und Verträge auf eine kränkende Weise eingeschränkt sind, gelassen in ihr Schicksal finden, sich hüten, daß ihr guter Name nicht mit Grunde wegen getriebenen Unfugs verlästert werde und für ihre Nachkommen die Hofnung hegen, daß die vielleicht, wenn sich ihre Erlösung einmal nahen sollte, ihr Haupt würden freudiger empor heben können.

B.

Predigten über die lebendige Erkenntniß in der Religion, von Johann Ad. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, bey Crusius, 1771. 190 S. in 8.

Der Verf. hat nicht nur die Nothwendigkeit der lebendigen Erkenntniß in der Religion dargethan, und ihre eigentliche Beschaffenheit gezeigt, sondern sich auch über die verschiedne Hülfsmittel, sie bey sich möglich zu machen, die wirkliche Hervorbringung derselben zu erleichtern, und die Erkenntniß in sich lebendig zu erhalten, verbreitet; er hat, das gesagte auf allerley Weise zu erhellen, und brauchbar zu machen, sich beflissen, dabey ein vom Werth der Religion durchdrungenes Herz, und vielen Eifer für die Beförderung einer ununterbrochenen Anwendung der erkannten Wahrheit in den Situationen und Geschäften des menschlichen Lebens bewiesen. Dieses loben wir, und wir denken, mehrere mit uns. Daß er aber, bey jeder Gelegenheit, so gar in den Gebeten, (die uns überhaupt nicht recht gefallen haben) die Unterwürfigkeit seiner Vernunft unter den Gehorsam des Glaubenssystems seiner Kirche zu Tage gelegt, daß er Sätze und Bestimmungen derselben allzuhäufig unter die eigentliche Lehren der Bibel gemischt; daß er bey den Weisen unter den Heiden, die Vermischung der Wahrheit mit Irrthümern in der Lehre von Gott, auf Rechnung „einer natürlichen Unfähigkeit der verderbten „menschlichen Natur zu geistlichen Dingen„ gesetzt, (da dieses doch einem ganz andern Grund zuzuschreiben); daß er bey dem Unendlichen, Allgenugsamen, Allgütigen Wesen von ernstem Zorn, Fluch, strenger Rache ꝛc. geredet; daß er, seine Behauptungen zu unterstützen, verschiedne Aussprüche der H. Schrift, gegen den Sinn der Verfasser, sehr zur Unzeit zu Hülfe genommen, und in Anführung mancher solchen, bald von Luther's Uebersetzung abgegangen, ohne eine glücklichere an ihren Platz zu stellen, bald sie da beybehalten, wo sie doch mit

einer richtigern und deutlichern zu verwechseln gewesen wäre; daß er die der Bibel eigenthümliche, den damaligen Zirkel von Lesern, dem sie zunächst bestimmt war, verständliche, jezt aber dem grössten Theil der Christen nur halb oder gar nicht, faßliche Sprache so häufig geredet; daß er an einigen Orten ins Poetische, Schwülstige, Modische, verfallen, und an andern sich Philosophischer und dogmatischer Kunstwörter bedient, die zwar in Lehrbüchern zweckmäßig seyn mögen, aber, unerklärt, es nicht in Predigten sind; — dieses können wir nicht umhin, als Flecken, die den übrigen Werth gegenwärtiger Predigten verdunkeln, und theils den Eingang der Wahrheit hindern, theils den Eindruck derselben schwächen, — zu tadeln.

N.

Der Proselyt, oder wohlverdiente Abfertigung einiger Predigten des Hrn. P. Merz, Dompredigers zu Augsburg, die er wider das Antipapistische Journal herausgegeben hat, verfasset von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Dritten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1771.

• • • ausführliche Widerlegung der Merzischen Streitreden, nebst einem dazu gehörigen Briefe an den Merzischen Correspondenten in Hamburg. Dritten Bandes zweytes Stück. 1771.

• • • fortgesetzte Widerlegung der Merzischen Streitreden. Dritten Bandes drittes Stück 1771. zusammen 540 Seiten in 8.

Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner, als das Supplement und der Anhang zum Proselyten, herausgegeben von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Des ersten Jahrganges erster Theil. Zweyte Auflage. Hamburg und Leipzig, zu finden bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770. 407 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1770. 392 Seiten. Dritter Theil, 1771. 416 Seiten. Vierter Theil, 1772. 416 Seiten. Fünfter Theil, 1772. 480 Seiten. Sechster Theil, 1773. 390 Seiten.

Der

Der nunmehrige ordentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf der Universität zu Bützow, und Herzogl. Mecklenburgische Consistorialrath zu Rostock, Herr Fidler, ist noch immerfort ein so rüstiger polemischer Schriftsteller, als man ihn nur wünschen kann, und dabey weis er sich seine Schreiberey ganz bequem und vortheilhaft zu machen. Das erste Stück des 3ten Bandes des Proselyten, hat auch seinen Fingern nicht einmal Mühe gemacht. Drey Predigten des P. Merz, des V. Recension und Widerlegung derselben in dreyen Briefen an einen Herrn Pastor Z., welche schon im ersten Theil des Antipap. Journals stehen, durften nur noch einmal abgedrukt werden, so war das ganze Stück fertig. Wer weis, ob die eilf Briefe an den Hn. P. Merz im 2ten und 3ten St. des Proselyten nicht etwa nach einiger Zeit aus diesem wieder in das Journal kommen. Wozu mögen wohl die Liebhaber der Fidlerschen Schriften einerley zweymal kauffen müssen? Der V. rühmt sich, daß sie deren in allen Gegenden von Deutschland fänden. Wir gehören nicht dazu, haben also auch keine doppelte Kosten darauf zu wenden. Die beyden ersten Theile des Proselyten sind von uns im Anhang zu den zwölf ersten Bänden der Bibl. S. 481. angezeigt. Wir tadelten schon damals des Hrn. Fiedlers heftige und bisweilen ungeschliffene Schreibart, und beurtheilten übrigens seine Sachen, die auch zum Theil ganz gut waren, mit Nachsicht und Schonung. Izt misfällt uns Herr F. äusserst, weil er von aller feinen Denk- und Schreibart sich mit dem Hn. P. Merz gleich weit entfernt. Der müßte nichts bessers zu lesen haben, der sich an den plumpen Controversen dieser beyden Männer erbauen könnte.

Das Antipapistische Journal, worinn er allen Katholicken den Krieg angekündiget und ihrer viele schon derbe zusammengetrieben hat, ist, wie er es selbst nennt, ein Mischmasch von Briefen und Recensionen. Die Briefe von Katholicken und Protestanten, welche an ihn einlauffen, und oft bloß seine persönliche Umstände betreffen, läßt er mit seinen Antworten darinn abdrucken. Wozu und für wen? Wahre Gelehrte bekümmern sich sicherlich um das Gefechte nicht, auf welches er sich mit seinen Widersachern unter den Katholicken nach der Reihe in diesem Journal einläßt. Es kann nicht die geringste Neigung für sie haben, Hrn. F. gegen seine Gegner, oder seine Gegner gegen ihn heftig anrennen und eine Lanze mit einander brechen zu sehen. Und die Lobsprüche seiner Freunde, die er mit gleichen Lobsprüchen erwiedert, können

eben so wenig ihre Aufmerksamkeit verdienen. — In den Recensionen werden mehrentheils katholische theol. Schriften angezeigt. Der V. läßt sich dergleichen Recens. von auswärtigen Correspondenten in kathol. Ländern einsenden und sie dann abdrucken. Sie sind von ganz geringem Gehalt. Es werden aber auch protestantische Schriften, besonders guter Freunde ihre, als des Hrn. D. Crusius, aus dem lateinischen übersetzte Programmen, darinn beurtheilt. Wann der V. die Absicht hätte, unter den Katholicken, wo sein Journal viel gelesen werden soll, Nutzen damit zu stiften, so dächten wir, er müßte viel kaltblütiger, in einem viel gesitteterem Ton über Religionssachen mit ihnen sprechen, als er thut, und nicht, wie er in Gewohnheit hat, mit Schimpfwörtern von satanischen Absichten, von heillosen Kunstgriffen der Katholicken u. dgl. um sich werfen. Die Grobheit seiner Gegner kann ihn nicht entschuldigen. Er solte sich ihnen darinn nicht gleich stellen, und warum giebt er sich mit einem jeden ab? Witz ist des V. Sache gar nicht, das haben wir schon ehedem erinnert. Und er will doch oft witzig schreiben, es kommt aber so fade und abgeschmackt heraus. Auch in der Theologie hätte der Verf. noch viel zu lernen. Aber es scheinet, als wenn er itzt auf D. Luthers Worte so gut geschworen hätte, als ehedem auf die päbstlichen Bullen.

Daß Hr. F. sich gar nicht als ein feiner und überlegender Schriftsteller zu nehmen wisse, davon hat uns die Recens. der Predigten des Hrn. Hofpr. Friederichs in dem sechsten Bande S. 57. überzeugt, in welche eine für die Meklenburgische Geistlichkeit nicht vortheilhafte und sehr beleidigende Classification derselben eingerückt ist. Es fiel uns gar sehr auf, daß ein Mann, den Meklenburg als einen Fremdling aufgenommen, der in diesem Lande Brod und Ehrenämter gefunden, die Unbescheidenheit haben konnte, die dortigen Gelehrten und besonders den größten Theil seiner Amtsbrüder öffentlich in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Wissenschaft, theologischen Erkenntniß und Lehrart im predigen von einer sehr verächtlichen Seite zu charakterisiren. Es gehört in der That viel Unverschämtheit dazu, einen ganzen Stand, wenige Subjekte ausgenommen, vor dem ganzen Publikum so herabzuwürdigen, als Hr. F. es mit den Meklenburgischen Geistlichen gemacht hat. Und wenn das ein Mann in den individuellen Umständen des V. thut, so ist es vollends unverzeihlich. Fand Hr. F. viele Prediger im Lande nicht sehr aufgeklärt und so ganz ausnehmend ist er selbst doch auch nicht, fand er an ihrer Art

zu

zu predigen grosse Mängel, die wohl freylich da seyn mögen, so konnte er zu ihrer Belehrung beyläufig in obengenannter Recension mit Klugheit und Bedacht ein Wort zu seiner Zeit darüber reden. Er konnte im allgemeinen über die Ungeschicklichkeit und die unerbaulichen Vorträge vieler Prediger, deren es im Brandenburgischen, Sächsischen, Hannöverschen so gut als im Meklenburgischen giebt, sich auslassen. Das traf denn allenthalben, wen es traf, aber er mußte nicht die Geistlichkeit eines Landes nennen, dem er so viel zu verdanken hatte. Dieses konnte seinem Verstande und Herzen nie Ehre bringen, und es mußte nothwendig die billige Empfindlichkeit des öffentlich angegriffenen und beleidigten Theils rege machen, wie wir aus folgender Schrift ersehen;

Freundschaftliche Belehrung des nunmehrigen Herzogl. Meklenburg. Hrn. C. R. ꝛc. M. F. A. Fidlers, welcher in dem IVten Stück des VIten Theils seines sogenannten Antipap. Journals die ganze jetzige Meklenburgische Geistlichkeit eingetheilet und beurtheilet, in einem Schreiben an denselben von M. Johann Christian Keßlern, Herzogl. Meklenburg. Cons. Rath. ꝛc. Hamburg und Leipzig, bey Buchenröder und Ritter, 1773. 8. 57 Seiten.

Sie ist wirklich freundschaftlich und mit der größten Mäßigung abgefaßt. Der V. stellt Hrn. F. mit vieler Sanftmuth vor, daß er Unrecht gethan habe, ein so beleidigendes Urtheil von dem größten Theil der Meklenburgischen Gelehrten und Prediger öffentlich zu fällen, zumal da er noch zu neu im Lande wäre, als daß er von der Geschicklichkeit, der Lehrart und Gesinnung der mehresten unter ihnen hinlänglich unterrichtet seyn könnte, wozu die Zeit von einem halben Jahre wohl nicht hinreichen möchte. Das übrige sind wehmüthige Seufzer und Klagen des Hrn. K. „über die einreissen wollende und leider, „zur gerechten Strafe der schnöden Verachtung des wahren, „reinen, lautern, süßen, Saft- Kraft- und Lebensvollen Evan„gelii schon weit eingerissene neue Methode, das Evangelium „zu predigen.„ Er meynet damit die falsche Beredsamkeit, welche einige neuere seichte Köpfe in gezierte Rhetorick, hochtrabende Worte und schwülstige Redarten setzen, welches die Leute schön predigen nennen. Wir geben dem V. Recht, wenn er diese unerträgliche und ganz unnütze Art zu predigen ver-

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätte er sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir ihm dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. Nunmehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwillen über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswaldischen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, welche gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern Aufklärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten wird, das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gleich einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlament, wegen Abschaffung der Glaubensunterschriften. Nebst den Reden, die in dem Parlament über diese Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht das Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welches zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß gegeben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1772. 8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen und von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen über diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engeland wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand kommen dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beynahe jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen die stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften der 39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior Götz aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unverletzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt? Die mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von der Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und kirchliche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann darinn was geändert werden? Wenn auch die Religion und das Gewissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderungen den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut das? Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das englische Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden, die Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten, wieder die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie, die Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was er will.

T.

Voll-

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

 gern

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben möchte? argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesuchen um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Besorgnisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl gar der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich gar unter die Füsse treten würden; und dann, was die Hauptsache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsstädtische Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen, für welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr als die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — wo es so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bürgern steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden freylich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachrichten noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklären wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und der reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe entspinnen und schon länger als ein halbes Sekulum fortdauern können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhandelt wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre Ursache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen Umständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschwiegen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedruckt stehet.

Nach der Klagschrift, in welcher nicht alte, längst abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werden, zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allerley Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er sich, in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günstiger bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausführlichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, daß die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in dem Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der reformirte Prediger, Hr. Rödiger, hier eben nicht in der vortheilhaftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herrschsüchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an den neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch die Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 1770. veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die hier gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn. R. allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §. 3. und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformirten Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistrats keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft sich der

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Axt zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. N. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. N. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. N. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. N. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rottmeister oder ein an-

anderer Lastträger der freyen Reichsstadt zu seyn. — Der Hochweise Magistrat indessen beruft sich auf seine Reichsstädtischen Verfassungen und sagt: Wenn wir euch Reformirten ein Ehrenamt geben, so müßt ihr es als eine Gnade ansehen, denn es hängt lediglich von uns ab. Ein jus perfecte quaesitum habt ihr ja nicht darauf, und wenn wir den lutherischen Bürgern den Vorzug zugestehen, so müßt ihr euch das gefallen lassen, dürft euch aber nicht über Unrecht beschweren, denn wir dulden euch als gemeine Bürger, aber wir sind nicht schuldig, euch auf einen Ehrenposten zu stellen. „Es bleibt alle„mal dabey, schärft man ihnen ein, was Tacitus L. VI. An„nalium Cap. 8. von solchen vorzüglichen Beförderungen sehr „wohl schreibet: Non est nostrum aestimare, quam supra „caeteros, et quibus de caussis extollas. Tibi summum „rerum judicium Dii dedere: *Nobis obsequii gloria reli„cta est.*„ Was läßt sich gegen eine so gelehrte Antwort weiter einwenden? Die guten Reformirten sind damit freylich nicht gebessert, aber doch kräftig zur Ruhe und zur Geduld verwiesen. Laßt sie fühlen, daß sie immer nicht freye Bürger, sondern nur geduldete Sklaven in der Reichsstadt Worms sind. Wer kann ihnen helfen? — So lange die alten Gesetze und Grundverfassungen gewisser Städte und Länder in ihrem Ansehn bestehen; so lange Vernunft, Menschlichkeit und christliche Liebe sich unter die mächtige Gewalt der Jurisprudenz schmiegen muß und große und kleine Regenten steif auf ihr, nicht eben in den erleuchtetesten Zeiten festgesetztes und manchmal übel genug zusammenhängendes Jus in ecclesiasticis et politicis halten; so lange steht ihnen in der That auf keine Weise zu helfen. Sollte es einmal so weit kommen, daß man in der Christenheit nicht mehr nach Namen und Partheyen fragte; daß der menschenfreundlichen, weisen und toleranten Fürsten, dergleichen Deutschland schon längst in den Churfürsten von Brandenburg gehabt hat, und itzt in einigen großen Prinzen besitzt, mehr würden, welche harte Gesetze mildern, bey politischen Verfassungen die Religion aus dem Spiele lassen und bey ihren christlichen Unterthanen nicht fragen: bist du lutherisch, oder reformirt, oder katholisch, sondern bist du ein guter, treuer, fleißiger und friedliebender Bürger des Staats? und daß die Obrigkeit in den Reichsstädten den gekrönten Häuptern unsers Vaterlandes hierinn nachahmte — alsdenn möchte es um die deutsche Gewissensfreyheit allgemein besser stehen, und das Reichsgericht nicht mehr mit Religionsklagen behelliget werden. Bis dahin mö-

gen

gen sich alle Partheyen, welche irgendwo durch alte Gesetze und Verträge auf eine kränkende Weise eingeschränkt sind, gelassen in ihr Schicksal finden, sich hüten, daß ihr guter Name nicht mit Grunde wegen getriebenen Unfugs verlästert werde und für ihre Nachkommen die Hofnung hegen, daß die vielleicht, wenn sich ihre Erlösung einmal nahen sollte, ihr Haupt würden freudiger empor heben können.

B.

Predigten über die lebendige Erkenntniß in der Religion, von Johann Ad. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, bey Crusius, 1771. 190 S. in 8.

Der Verf. hat nicht nur die Nothwendigkeit der lebendigen Erkenntniß in der Religion dargethan, und ihre eigentliche Beschaffenheit gezeigt, sondern sich auch über die verschiedne Hülfsmittel, sie bey sich möglich zu machen, die wirkliche Hervorbringung derselben zu erleichtern, und die Erkenntniß in sich lebendig zu erhalten, verbreitet; er hat, das gesagte auf allerley Weise zu erhellen, und brauchbar zu machen, sich beflissen, dabey ein vom Werth der Religion durchdrungenes Herz, und vielen Eifer für die Beförderung einer ununterbrochenen Anwendung der erkannten Wahrheit in den Situationen und Geschäften des menschlichen Lebens bewiesen. Dieses loben wir, und wir denken, mehrere mit uns. Daß er aber, bey jeder Gelegenheit, so gar in den Gebeten, (die uns überhaupt nicht recht gefallen haben) die Unterwürfigkeit seiner Vernunft unter den Gehorsam des Glaubenssystems seiner Kirche zu Tage gelegt, daß er Sätze und Bestimmungen desselben allzuhäufig unter die eigentliche Lehren der Bibel gemischt; daß er bey den Weisen unter den Heiden, die Vermischung der Wahrheit mit Irrthümern in der Lehre von Gott, auf Rechnung „einer natürlichen Unfähigkeit der verderbten „menschlichen Natur zu geistlichen Dingen„ gesetzt, (da dieses doch einem ganz andern Grund zuzuschreiben); daß er bey dem Unendlichen, Allgenugsamen, Allgütigen Wesen von ernsten Zorn, Fluch, strenger Rache ꝛc. geredet; daß er, seine Behauptungen zu unterstützen, verschiedne Aussprüche der H. Schrift, gegen den Sinn der Verfasser, sehr zur Unzeit zu Hülfe genommen, und in Anführung mancher solchen, bald von Luther's Uebersetzung abgegangen, ohne eine glücklichere an ihren Platz zu stellen, bald sie da beybehalten, wo sie doch mit ei-

einer richtigern und deutlichern zu verwechseln gewesen wäre; daß er die der Bibel eigenthümliche, den damaligen Zirkel von Lesern, dem sie zunächst bestimmt war, verständliche, jezt aber dem größten Theil der Christen nur halb oder gar nicht, faßliche Sprache so häufig geredet; daß er an einigen Orten ins Poetische, Schwülstige, Modische, verfallen, und an andern sich Philosophischer und dogmatischer Kunstwörter bedient, die zwar in Lehrbüchern zweckmäßig seyn mögen, aber, unerklärt, es nicht in Predigten sind; — dieses können wir nicht umhin, als Flecken, die den übrigen Werth gegenwärtiger Predigten verdunkeln, und theils den Eingang der Wahrheit hindern, theils den Eindruck derselben schwächen, — zu tadeln.

N.

Der Proselyt, oder wohlverdiente Abfertigung einiger Predigten des Hrn. P. Merz, Dompredigers zu Augsburg, die er wider das Antipapistische Journal herausgegeben hat, verfasset von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Dritten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1771.

• • • ausführliche Widerlegung der Merzischen Streitreden, nebst einem dazu gehörigen Briefe an den Merzischen Correspondenten in Hamburg. Dritten Bandes zweytes Stück. 1771.

• • • fortgesetzte Widerlegung der Merzischen Streitreden. Dritten Bandes drittes Stück 1771. zusammen 540 Seiten in 8.

Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner, als das Supplement und der Anhang zum Proselyten, herausgegeben von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Des ersten Jahrganges erster Theil. Zweyte Auflage. Hamburg und Leipzig, zu finden bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770. 407 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1770. 392 Seiten. Dritter Theil, 1771. 416 Seiten. Vierter Theil, 1772. 416 Seiten. Fünfter Theil, 1772. 480 Seiten. Sechster Theil, 1773. 390 Seiten.

Der

Der nunmehrige ordentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf der Universität zu Bützow, und Herzogl. Mecklenburgische Consistorialrath zu Rostock, Herr Fidler, ist noch immerfort ein so rüstiger polemischer Schriftsteller, als man ihn nur wünschen kann, und dabey weis er sich seine Schreiberey ganz bequem und vortheilhaft zu machen. Das erste Stück des 3ten Bandes des Proselyten, hat auch seinen Fingern nicht einmal Mühe gemacht. Drey Predigten des P. Merz, des V. Recension und Widerlegung derselben in dreyen Briefen an einen Herrn Pastor Z., welche schon im ersten Theil des Antipap. Journals stehen, durften nur noch einmal abgedrukt werden, so war das ganze Stück fertig. Wer weis, ob die eilf Briefe an den Hn. P. Merz im 2ten und 3ten St. des Proselyten nicht etwa nach einiger Zeit aus diesem wieder in das Journal kommen. Wozu mögen wohl die Liebhaber der Fidlerschen Schriften einerley zweymal kauffen müssen? Der V. rühmt sich, daß sie deren in allen Gegenden von Deutschland fänden. Wir gehören nicht dazu, haben also auch keine doppelte Kosten darauf zu wenden. Die beyden ersten Theile des Proselyten sind von uns im Anhang zu den zwölf ersten Bänden der Bibl. S. 481. angezeigt. Wir tadelten schon damals des Hrn. Fiedlers heftige und bisweilen ungeschliffene Schreibart, und beurtheilten übrigens seine Sachen, die auch zum Theil ganz gut waren, mit Nachsicht und Schonung. Itzt misfällt uns Herr F. äusserst, weil er von aller feinen Denk- und Schreibart sich mit dem Hn. P. Merz gleich weit entfernt. Der müßte nichts bessers zu lesen haben, der sich an den plumpen Controversen dieser beyden Männer erbauen könnte.

Das Antipapistische Journal, worinn er allen Katholicken den Krieg angekündiget und ihrer viele schon derbe zusammengetrieben hat, ist, wie er es selbst nennt, ein Mischmasch von Briefen und Recensionen. Die Briefe von Katholicken und Protestanten, welche an ihn einlauffen, und oft bloß seine persönliche Umstände betreffen, läßt er mit seinen Antworten darinn abdrucken. Wozu und für wen? Wahre Gelehrte bekümmern sich sicherlich um das Gefechte nicht, auf welches er sich mit seinen Widersachern unter den Katholicken nach der Reihe in diesem Journal einläßt. Es kann nicht die geringste Neigung für sie haben, Hrn. F. gegen seine Gegner, oder seine Gegner gegen ihn heftig anrennen und eine Lanze mit einander brechen zu sehen. Und die Lobsprüche seiner Freunde, die er mit gleichen Lobsprüchen erwiedert, können

eben so wenig ihre Aufmerksamkeit verdienen. — In den Recensionen werden mehrentheils katholische theol. Schriften angezeigt. Der V. läßt sich dergleichen Recens. von auswärtigen Correspondenten in kathol. Ländern einsenden und sie dann abdrucken. Sie sind von ganz geringem Gehalt. Es werden aber auch protestantische Schriften, besonders guter Freunde ihre, als des Hrn. D. Crusius, aus dem lateinischen übersetzte Programmen, darinn beurtheilt. Wann der V. die Absicht hätte, unter den Katholicken, wo sein Journal viel gelesen werden soll, Nutzen damit zu stiften, so dächten wir, er müßte viel kaltblütiger, in einem viel gesitteterem Ton über Religionssachen mit ihnen sprechen, als er thut, und nicht, wie er in Gewohnheit hat, mit Schimpfwörtern von satanischen Absichten, von heillosen Kunstgriffen der Katholicken u. dgl. um sich werfen. Die Grobheit seiner Gegner kann ihn nicht entschuldigen. Er solte sich ihnen darinn nicht gleich stellen, und warum giebt er sich mit einem jeden ab? Witz ist des V. Sache gar nicht, das haben wir schon ehedem erinnert. Und er will doch oft witzig schreiben, es kommt aber so fade und abgeschmackt heraus. Auch in der Theologie hätte der Verf. noch viel zu lernen. Aber es scheinet, als wenn er itzt auf D. Luthers Worte so gut geschworen hätte, als ehedem auf die päbstlichen Bullen.

Daß Hr. F. sich gar nicht als ein feiner und überlegender Schriftsteller zu nehmen wisse, davon hat uns die Recens. der Predigten des Hrn. Hofpr. Friederichs in dem sechsten Bande S. 57. überzeugt, in welche eine für die Meklenburgische Geistlichkeit nicht vortheilhafte und sehr beleidigende Classification derselben eingerückt ist. Es fiel uns gar sehr auf, daß ein Mann, den Meklenburg als einen Fremdling aufgenommen, der in diesem Lande Brod und Ehrenämter gefunden, die Unbescheidenheit haben konnte, die dortigen Gelehrten und besonders den größten Theil seiner Amtsbrüder öffentlich in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Wissenschaft, theologischen Erkenntniß und Lehrart im predigen von einer sehr verächtlichen Seite zu charakterisiren. Es gehört in der That viel Unverschämtheit dazu, einen ganzen Stand, wenige Subjekte ausgenommen, vor dem ganzen Publikum so herabzuwürdigen, als Hr. F. es mit den Meklenburgischen Geistlichen gemacht hat. Und wenn das ein Mann in den individuellen Umständen des V. thut, so ist es vollends unverzeihlich. Fand Hr. F. viele Prediger im Lande nicht sehr aufgeklärt und so ganz ausnehmend ist er selbst doch auch nicht, fand er an ihrer Art

zu

zu predigen große Mängel, die wohl freylich da seyn mögen, so konnte er zu ihrer Belehrung beyläufig in obengenannter Recension mit Klugheit und Bedacht ein Wort zu seiner Zeit darüber reden. Er konnte im allgemeinen über die Ungeschicklichkeit und die unerbaulichen Vorträge vieler Prediger, deren es im Brandenburgischen, Sächsischen, Hannöverschen so gut als im Meklenburgischen giebt, sich auslassen. Das traf denn allenthalben, wen es traf, aber er mußte nicht die Geistlichkeit eines Landes nennen, dem er so viel zu verdanken hatte. Dieses konnte seinem Verstande und Herzen nie Ehre bringen, und es mußte nothwendig die billige Empfindlichkeit des öffentlich angegriffenen und beleidigten Theils rege machen, wie wir aus folgender Schrift ersehen;

Freundschaftliche Belehrung des nunmehrigen Herzogl. Meklenburg. Hrn. C. R. ꝛc. M. F. A. Fidlers, welcher in dem IVten Stück des VIten Theils seines sogenannten Antipap. Journals die ganze jetzige Meklenburgische Geistlichkeit eingetheilet und beurtheilet, in einem Schreiben an denselben von M. Johann Christian Keßlern, Herzogl. Meklenburg. Cons. Rath. ꝛc. Hamburg und Leipzig, bey Buchenröder und Ritter, 1773. 8. 57 Seiten.

Sie ist wirklich freundschaftlich und mit der größten Mäßigung abgefaßt. Der V. stellt Hrn. F. mit vieler Sanftmuth vor, daß er Unrecht gethan habe, ein so beleidigendes Urtheil von dem größten Theil der Meklenburgischen Gelehrten und Prediger öffentlich zu fällen, zumal da er noch zu neu im Lande wäre, als daß er von der Geschicklichkeit, der Lehrart und Gesinnung der mehresten unter ihnen hinlänglich unterrichtet seyn könnte, wozu die Zeit von einem halben Jahre wohl nicht hinreichen möchte. Das übrige sind wehmüthige Seufzer und Klagen des Hrn. K. „über die einreissen wollende und leider, „zur gerechten Strafe der schnöden Verachtung des wahren, „reinen, lautern, süßen, Saft- Kraft- und Lebensvollen Evan„gelii schon weit eingerissene neue Methode, das Evangelium „zu predigen.„ Er meynet damit die falsche Beredsamkeit, welche einige neuere seichte Köpfe in gezierte Rhetorick, hochtrabende Worte und schwülstige Redarten setzen, welches die Leute schön predigen nennen. Wir geben dem V. Recht, wenn er diese unerträgliche und ganz unnütze Art zu predigen

ganz ruhig mit Stillschweigen übergangen hätte: so hätte er sich wie ein weiser Mann betragen; wenigstens hätten wir ihm dies immer als die beste Parthey anrathen wollen. Nunmehr läßt es, als ob er blos aus Rechthaberey und Unwillen über einige seiner Recensenten, besonders die Greifswaldischen Nachrichten, diese Bogen hätte drucken lassen, welche gar nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie zur größern Aufklärung und Berichtigung der Sache, worüber gestritten wird, das allergeringste beytragen könnten, ob sichs der V. gleich einbildet.

Die Bittschrift an das Grosbrittannische Parlament, wegen Abschaffung der Glaubensunterschriften. Nebst den Reden, die in dem Parlament über diese Bittschrift gehalten worden. Vorauf geht das Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, welches zu dieser Bittschrift und deren Erfolg Anlaß gegeben. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1772. 8. 71 Seiten.

Alles aus den englischen Magazinen zusammengetragen und von dem Uebersetzer mit sehr wahren Reflexionen über diesen Vorgang begleitet. Man sieht, es geht in Engeland wie in Deutschland. Wahrheit und gesunder Verstand kommen dort so wenig überall durch, als hier. Ist nicht beynahe jedes Wort, was so ein Sir Thomas Newdigate gegen die stärksten Gründe der Supplikanten, für die Unterschriften der 39 Artickel zu sagen hat, als ob es unserm Sir Melchior Götz aus dem Maul aufgefangen wäre, wenn dieser für die unverletzliche Heiligkeit der formula committendi deklamirt? Die mit einem so theurem Eide beschworne Formel! die von der Obrigkeit und Priesterschaft beschworne bürgerliche und kirchliche Verfassung! — Um Gottes willen! wie kann darinn was geändert werden? Wenn auch die Religion und das Gewissen selbst, wegen veränderter Zeiten solche Veränderungen den Regenten zur heiligsten Pflicht machten — was thut das? Politik geht noch über Religion und Gewissen. Das englische Parlament muß es sogar nicht einmal lächerlich finden, die Unterschrift der 39 Artickel als gesetzmäßig beyzubehalten, wieder die doch ein jeder Bischof, Pfarrer und auch Laie, die Freyheit hat, öffentlich zu reden und zu schreiben, was er will.

T.

Voll-

Vollständige Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagwerks. In welcher Absicht die Klagschrift gedachter Reformirten Wormsischen Gemeinde samt Anlagen sowol, als der darauf an kaiserliche Majestät von Seiten des Reichs-Stadt Wormsischen Magistrats abgestattete allerunterthänigste Bericht, samt denen zur Bestärkung und Erläuterung dienenden Urkunden, dem unpartheyischem Publiko in Abdruck vorgelegt werden. Frankfurt am Mayn, zu finden in der Fleischerischen Buchhandlung, 1772. in Fol. zusammen 89 Bogen.

Wir können nicht sagen, daß wir durch diese bekannt gemachten Akten, so viel wir davon gelesen haben, (denn neun und achtzig Bogen im Kanzeleystyl geschrieben, ganz durchzulesen, ist wohl keinem Menschen zuzumuthen) sehr erbauet wären. Nachrichten von Zwistigkeiten und gegenseitigen Beschwerden zwischen einer reformirten Gemeine und ihrer lutherischen Obrigkeit, in solchen Zeiten, wo man glauben sollte, daß Unverträglichkeit und Sektengeist die Gemüther weniger als sonst beherrschten und aus den Kirchen, wie von den Rathhäusern, nach gerade verbannt seyn müßten, geben einem dritten unpartheyischen und friedliebenden Leser keine sehr angenehme Unterhaltung. Der Eindruck ist vielmehr höchst widrig, der dadurch bey ihm entstehet. Was soll man zu dergleichen Vorgängen, als hier dem Publikum mit Urkunden belegt, gemeldet werden, sagen? An einer Seite allerley Zudringlichkeit; Unmuth über gewisse bürgerliche und kirchliche Einschränkungen, deren Lästigkeit man fühlt, die aber doch Gesetze für sich haben; unbedachtsame, zum Theil rechtswidrige Versuche, ihrer los zu werden, und sich mehr Freyheiten, als man sonst gehabt und versprochen bekommen hat, zu verschaffen; Heftigkeit und Hitze, wo man vermuthlich mit Sanftmuth und bescheidenen Vorstellungen weit mehr würde ausgerichtet haben, als mit Klagen und proceßiren vor Kaiser und Reich — und an der andern Seite wieder scheele Blicke auf die, die man nicht für Glaubensbrüder hält, und so un-

gern um sich sieht, daß man sie lieber gar nicht haben möchte; argwöhnisches Mißtrauen bey ihren unschuldigsten Gesuchen um ganz kleine unerhebliche Freyheiten; schreckliche Besorgnisse, daß, wenn ihnen solche verstattet würden, sie wohl gar der herrschenden Parthey zu Kopfe wachsen und sie endlich gar unter die Füsse treten würden; und dann, was die Hauptsache ist, ein unbiegsames, steifes Festhalten an Reichsstädtische Gesetze, Verträge, Gerechtsame und Observanzen, für welche das Alterthum oder ein Reichsfriedensschluß mehr als die Vernunft und die christliche Billigkeit spricht — wo es so zwischen lutherischen Rathsherren und reformirten Bürgern steht, da wird es an Beschwerden und Gegenbeschwerden freylich nicht fehlen. Vielleicht müßte man zu diesen Nachrichten noch allerley geheime Anekdoten wissen, wenn man erklären wollte, wie sich zwischen dem Hochedlen Magistrat und der reformirten Gemeine zu Worms ein solcher Zwist habe entspinnen und schon länger als ein halbes Seculum fortdauern können; denn was in öffentlichen Akten darüber verhandelt wird, pflegt bey solchen Dingen selten die einzige wahre Ursache der Begebenheiten zu seyn. Oft liegt sie in solchen Umständen, die niemand erfährt und von beyden Theilen verschwiegen werden. Aber wir wollen bey dem bleiben, was gedruckt stehet.

Nach der Klageschrift, in welcher nicht alte, längst abgethane Sachen hätten sollen wieder aufgerührt werden, zu urtheilen, scheinen die Reformirten gelegentlich allerley Kränkungen von dem Magistrat erlitten zu haben, weil er sich, in gleichen Fällen, der lutherischen Bürgerschaft viel günstiger bezeiget, als der reformirten. Lieset man aber den ausführlichen Bericht des Magistrats dagegen, so sieht man, daß die Sachen etwas anders zusammenhängen, als sie in dem Klaglibell vorgestellet werden. Besonders erscheint der reformirte Prediger, Hr. Rödiger, hier eben nicht in der vortheilhaftesten Gestalt. Man stellt ihn als einen unruhigen, herrschsüchtigen und heftigen Mann vor, der im Grunde an den neuern Mishelligkeiten lediglich schuld sey, und auch die Verklagung des Magistrats von der Gemeine im Jahr 1770. veranlaßt habe. Es sind glaubwürdige Thatsachen, die hier gedruckt stehen, und dies vorausgesetzt, muß dem Hrn. R. allerdings vieles zur Last fallen. Wenn z. B., nach §. 3. und 4. des Berichts, den Gesetzen gemäß in der reformirten Gemeine ohne Vorwissen und Bewilligung des Magistrats keine Collektensammlung geschehen darf, warum unterwirft sich

der

der Hr. Pfarrer dieser Ordnung nicht, sondern veranstaltet sie, ohne solches vorher der Obrigkeit anzuzeigen? — Oder wenn ein fremder reformirter Fuhrknecht bey seiner Dienstfrau krank wird und stirbt, wie können Pfarrer und Vorsteher der Gemeine sich einfallen lassen, ohne vorherige obrigkeitliche Erlaubniß und gewöhnliche Inventur, dessen nachgelassene Effekten durch den Glöckner de facto der Frau des Hauses abzufordern? Gesetzt, daß diesem Menschen auch nicht ausdrücklich wäre befohlen worden, im Fall man sie nicht wollte freywillig verabfolgen lassen, den Kasten, worinn die Sachen befindlich, wie er that, mit der Axt zu eröfnen: so hat er doch nach dem Protocoll ausgesagt, er habe von Hrn. N. Erlaubniß und Befehl bekommen, allenfalls Gewalt zu brauchen, er, Hr. N. wollte alles auf sich nehmen. Dies sind ja offenbare unanständige und strafbare Eingriffe in bekannte obrigkeitliche Rechte (denn Hr. N. hat sich mit der Unwissenheit entschuldigen wollen) die am wenigsten einem Geistlichen geziemen — Oder ist es eine so große Sache, wenn einmal eine lutherische Leichenfrau auf Verlangen des lutherischen Wittwers Hrn. N. den Tod seiner verstorbenen reformirten Ehegattin ansagt, daß der Hr. Pastor sich berechtiget glaubt, dem Weibe ein so unfreundliches schnödes Compliment zu machen, als §. 5. des Berichts angezeiget wird? — Wir urtheilen von den Sachen unpartheyisch, nach dem, wie sie hier den Augen des Publikums vorgelegt sind; bezeugen aber auch zugleich mit Mitleiden unsre Verwunderung über die harten, unangenehmen Einschränkungen, unter welchen die Reformirten noch immer in Worms und andern Reichsstädten leben müssen. Man setze sich in ihre Stelle und sage, ob es ihnen nicht äusserst empfindlich fallen müsse, wenn sie noch immer nach väterlicher abergläubischer Verfassung für untüchtig gehalten werden, bey lutherischen Taufen Gevatter zu stehen; wenn aus allerley vorgewandten Rechtsgründen bald diesem bald jenem reformirten Confeßionsverwandten das Bürger- und Beysaßenrecht verweigert wird; wenn man sie, da sie auf obrigkeitliche und Magistratswürden in der Wormsischen Republick, vermöge der Constitutionen keinen Anspruch jemals machen können, auch von bürgerlichen Officierchargen, ja sogar von dem Ehrenämtgen eines Mehlwiegers und Weinstichers ausschließt, welches ein ehrliebender zunftmäßiger reformirter Bürger doch auch wohl so gut als ein lutherischer zu bekleiden wünscht, da er sich ja, wenn die Reihe an ihn kommt, gefallen lassen muß, Thorschließer, Rottmeister oder ein an-

anderer Lastträger der freyen Reichsstadt zu seyn. — Der Hochweise Magistrat indessen beruft sich auf seine Reichsstädtischen Verfassungen und sagt: Wenn wir euch Reformirten ein Ehrenamt geben, so müßt ihr es als eine Gnade ansehen, denn es hängt lediglich von uns ab. Ein jus perfecte quaesitum habt ihr ja nicht darauf, und wenn wir den lutherischen Bürgern den Vorzug zugestehen, so müßt ihr euch das gefallen lassen, dürft euch aber nicht über Unrecht beschweren, denn wir dulden euch als gemeine Bürger, aber wir sind nicht schuldig, euch auf einen Ehrenposten zu stellen. „Es bleibt alles„mal dabey, schärft man ihnen ein, was Tacitus L. VI. An„nalium Cap. 8. von solchen vorzüglichen Beförderungen sehr „wohl schreibet: Non est nostrum aestimare, quam supra „caeteros, et quibus de caussis extollas. Tibi summum „rerum judicium Dii dedere: *Nobis obsequii gloria reli„cta est.*„ Was läßt sich gegen eine so gelehrte Antwort weiter einwenden? Die guten Reformirten sind damit freylich nicht gebessert, aber doch kräftig zur Ruhe und zur Geduld verwiesen. Laßt sie fühlen, daß sie immer nicht freye Bürger, sondern nur geduldete Sklaven in der Reichsstadt Worms sind. Wer kann ihnen helfen? — So lange die alten Gesetze und Grundverfassungen gewisser Städte und Länder in ihrem Ansehn bestehen; so lange Vernunft, Menschlichkeit und christliche Liebe sich unter die mächtige Gewalt der Jurisprudenz schmiegen muß und große und kleine Regenten steif auf ihr, nicht eben in den erleuchtetesten Zeiten festgesetztes und manchmal übel genug zusammenhängendes Jus in ecclesiasticis et politicis halten; so lange steht ihnen in der That auf keine Weise zu helfen. Sollte es einmal so weit kommen, daß man in der Christenheit nicht mehr nach Namen und Partheyen fragte; daß der menschenfreundlichen, weisen und toleranten Fürsten, dergleichen Deutschland schon längst in den Churfürsten von Brandenburg gehabt hat, und itzt in einigen großen Prinzen besitzt, mehr würden, welche harte Gesetze mildern, bey politischen Verfassungen die Religion aus dem Spiele lassen und bey ihren christlichen Unterthanen nicht fragen: bist du lutherisch, oder reformirt, oder katholisch, sondern bist du ein guter, treuer, fleißiger und friedliebender Bürger des Staats? und daß die Obrigkeit in den Reichsstädten den gekrönten Häuptern unsers Vaterlandes hierinn nachahmte — alsdenn möchte es um die deutsche Gewissensfreyheit allgemein besser stehen, und das Reichsgericht nicht mehr mit Religionsklagen behelliget werden. Bis dahin mögen

gen sich alle Partheyen, welche irgendwo durch alte Gesetze und Verträge auf eine kränkende Weise eingeschränkt sind, gelassen in ihr Schicksal finden, sich hüten, daß ihr guter Name nicht mit Grunde wegen getriebenen Unfugs verlästert werde und für ihre Nachkommen die Hofnung hegen, daß die vielleicht, wenn sich ihre Erlösung einmal nahen sollte, ihr Haupt würden freudiger empor heben können.

B.

Predigten über die lebendige Erkenntniß in der Religion, von Johann Ad. Schlegeln, Pastor zu Hannover. Leipzig, bey Crusius, 1771. 190 S. in 8.

Der Verf. hat nicht nur die Nothwendigkeit der lebendigen Erkenntniß in der Religion dargethan, und ihre eigentliche Beschaffenheit gezeigt, sondern sich auch über die verschiedne Hülfsmittel, sie bey sich möglich zu machen, die wirkliche Hervorbringung derselben zu erleichtern, und die Erkenntniß in sich lebendig zu erhalten, verbreitet; er hat, das gesagte auf allerley Weise zu erhellen, und brauchbar zu machen, sich beflissen, dabey ein vom Werth der Religion durchdrungenes Herz, und vielen Eifer für die Beförderung einer ununterbrochenen Anwendung der erkannten Wahrheit in den Situationen und Geschäften des menschlichen Lebens bewiesen. Dieses loben wir, und wir denken, mehrere mit uns. Daß er aber, bey jeder Gelegenheit, so gar in den Gebeten, (die uns überhaupt nicht recht gefallen haben) die Unterwürfigkeit seiner Vernunft unter den Gehorsam des Glaubensystems seiner Kirche zu Tage gelegt, daß er Sätze und Bestimmungen desselben allzuhäufig unter die eigentliche Lehren der Bibel gemischt; daß er bey den Weisen unter den Heiden, die Vermischung der Wahrheit mit Irrthümern in der Lehre von Gott, auf Rechnung „einer natürlichen Unfähigkeit der verderbten „menschlichen Natur zu geistlichen Dingen„ gesetzt, (da dieses doch einem ganz andern Grund zuzuschreiben); daß er bey dem Unendlichen, Allgenugsamen, Allgütigen Wesen von ernsten Zorn, Fluch, strenger Rache ꝛc. geredet; daß er, seine Behauptungen zu unterstützen, verschiedne Aussprüche der H. Schrift, gegen den Sinn der Verfasser, sehr zur Unzeit zu Hülfe genommen, und in Anführung mancher solchen, bald von Luther's Uebersetzung abgegangen, ohne eine glücklichere an ihren Platz zu stellen, bald sie da beybehalten, wo sie doch mit ei-

einer richtigern und deutlichern zu verwechseln gewesen wäre; daß er die der Bibel eigenthümliche, den damaligen Zirkel von Lesern, dem sie zunächst bestimmt war, verständliche, jezt aber dem größten Theil der Christen nur halb oder gar nicht, faßliche Sprache so häufig geredet; daß er an einigen Orten ins Poetische, Schwülstige, Modische, verfallen, und an andern sich Philosophischer und dogmatischer Kunstwörter bedient, die zwar in Lehrbüchern zweckmäßig seyn mögen, aber, unerklärt, es nicht in Predigten sind; — dieses können wir nicht umhin, als Flecken, die den übrigen Werth gegenwärtiger Predigten verdunkeln, und theils den Eingang der Wahrheit hindern, theils den Eindruck derselben schwächen, — zu tadeln.

N.

Der Proselyt, oder wohlverdiente Abfertigung einiger Predigten des Hrn. P. Merz, Dompredigers zu Augsburg, die er wider das Antipapistische Journal herausgegeben hat, verfasset von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Dritten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1771.

• • • ausführliche Widerlegung der Merzischen Streitreden, nebst einem dazu gehörigen Briefe an den Merzischen Correspondenten in Hamburg. Dritten Bandes zweytes Stück. 1771.

• • • fortgesetzte Widerlegung der Merzischen Streitreden. Dritten Bandes drittes Stück 1771. zusammen 540 Seiten in 8.

Antipapistisches Journal, oder der unpartheyische Lutheraner, als das Supplement und der Anhang zum Proselyten, herausgegeben von M. Ferdinand Ambrosius Fidler. Des ersten Jahrganges erster Theil. Zweyte Auflage. Hamburg und Leipzig, zu finden bey Wilhelm Gottlob Sommer. 1770. 407 Seiten in 8. Zweyter Theil. 1770. 392 Seiten. Dritter Theil, 1771. 416 Seiten. Vierter Theil, 1772. 416 Seiten. Fünfter Theil, 1772. 480 Seiten. Sechster Theil, 1773. 390 Seiten.

Der

Der nunmehrige ordentliche Lehrer der Gottesgelahrheit auf der Universität zu Bützow, und Herzogl. Mecklenburgische Consistorialrath zu Rostock, Herr Fidler, ist noch immer fort ein so rüstiger polemischer Schriftsteller, als man ihn nur wünschen kann, und dabey weis er sich seine Schreiberey ganz bequem und vortheilhaft zu machen. Das erste Stück des 3ten Bandes des Proselyten, hat auch seinen Fingern nicht einmal Mühe gemacht. Drey Predigten des P. Merz, des B. Recension und Widerlegung derselben in dreyen Briefen an einen Herrn Pastor Z., welche schon im ersten Theil des Antipap. Journals stehen, durften nur noch einmal abgedrukt werden, so war das ganze Stück fertig. Wer weis, ob die eilf Briefe an den Hn. P. Merz im 2ten und 3ten St. des Proselyten nicht etwa nach einiger Zeit aus diesem wieder in das Journal kommen. Wozu mögen wohl die Liebhaber der Fidlerschen Schriften einerley zweymal kauffen müssen? Der V. rühmt sich, daß sie deren in allen Gegenden von Deutschland fänden. Wir gehören nicht dazu, haben also auch keine doppelte Kosten darauf zu wenden. Die beyden ersten Theile des Proselyten sind von uns im Anhang zu den zwölf ersten Bänden der Bibl. S. 481. angezeigt. Wir tadelten schon damals des Hrn. Fiedlers heftige und bisweilen ungeschliffene Schreibart, und beurtheilten übrigens seine Sachen, die auch zum Theil ganz gut waren, mit Nachsicht und Schonung. Itzt mißfällt uns Herr F. äusserst, weil er von aller feinern Denk- und Schreibart sich mit dem Hn. P. Merz gleich weit entfernt. Der müßte nichts bessers zu lesen haben, der sich an den plumpen Controversen dieser beyden Männer erbauen könnte.

Das Antipapistische Journal, worinn er allen Katholicken den Krieg angekündiget und ihrer viele schon derbe zusammengetrieben hat, ist, wie er es selbst nennt, ein Mischmasch von Briefen und Recensionen. Die Briefe von Katholicken und Protestanten, welche an ihn einlauffen, und oft bloß seine persönliche Umstände betreffen, läßt er mit seinen Antworten darinn abdrucken. Wozu und für wen? Wahre Gelehrte bekümmern sich sicherlich um das Gefechte nicht, auf welches er sich mit seinen Widersachern unter den Katholicken nach der Reihe in diesem Journal einläßt. Es kann nicht die geringste Neigung für sie haben, Hrn. F. gegen seine Gegner, oder seine Gegner gegen ihn heftig anrennen und eine Lanze mit einander brechen zu sehen. Und die Lobsprüche seiner Freunde, die er mit gleichen Lobsprüchen erwiedert, können

eben so wenig ihre Aufmerksamkeit verdienen. — In den Recensionen werden mehrentheils katholische theol. Schriften angezeigt. Der V. läßt sich dergleichen Recens. von auswärtigen Correspondenten in kathol. Ländern einsenden und sie dann abdrucken. Sie sind von ganz geringem Gehalt. Es werden aber auch protestantische Schriften, besonders guter Freunde ihre, als des Hrn. D. Crusius, aus dem lateinischen übersetzte Programmen, darinn beurtheilt. Wann der V. die Absicht hätte, unter den Katholicken, wo sein Journal viel gelesen werden soll, Nutzen damit zu stiften, so dächten wir, er müßte viel kaltblütiger, in einem viel gesitteterem Ton über Religionssachen mit ihnen sprechen, als er thut, und nicht, wie er in Gewohnheit hat, mit Schimpfwörtern von satanischen Absichten, von heillosen Kunstgriffen der Katholicken u. dgl. um sich werfen. Die Grobheit seiner Gegner kann ihn nicht entschuldigen. Er solte sich ihnen darinn nicht gleich stellen, und warum giebt er sich mit einem jeden ab? Witz ist des V. Sache gar nicht, das haben wir schon ehedem erinnert. Und er will doch oft witzig schreiben, es kommt aber so fade und abgeschmackt heraus. Auch in der Theologie hätte der Verf. noch viel zu lernen. Aber es scheinet, als wenn er itzt auf D. Luthers Worte so gut geschworen hätte, als ehedem auf die päbstlichen Bullen.

Daß Hr. F. sich gar nicht als ein feiner und überlegender Schriftsteller zu nehmen wisse, davon hat uns die Recens. der Predigten des Hrn. Hofpr. Friederichs in dem sechsten Bande S. 57. überzeugt, in welche eine für die Meklenburgische Geistlichkeit nicht vortheilhafte und sehr beleidigende Classification derselben eingerückt ist. Es fiel uns gar sehr auf, daß ein Mann, den Meklenburg als einen Fremdling aufgenommen, der in diesem Lande Brod und Ehrenämter gefunden, die Unbescheidenheit haben konnte, die dortigen Gelehrten und besonders den größten Theil seiner Amtsbrüder öffentlich in Ansehung ihres Verstandes, ihrer Wissenschaft, theologischen Erkenntniß und Lehrart im predigen von einer sehr verächtlichen Seite zu charakterisiren. Es gehört in der That viel Unverschämtheit dazu, einen ganzen Stand, wenige Subjekte ausgenommen, vor dem ganzen Publikum so herabzuwürdigen, als Hr. F. es mit den Meklenburgischen Geistlichen gemacht hat. Und wenn das ein Mann in den individuellen Umständen des V. thut, so ist es vollends unverzeihlich. Fand Hr. F. viele Prediger im Lande nicht sehr aufgeklärt und so ganz ausnehmend ist er selbst doch auch nicht, fand er an ihrer Art

zu

zu predigen große Mängel, die wohl freylich da seyn mögen, so konnte er zu ihrer Belehrung beyläufig in obengenannter Recension mit Klugheit und Bedacht ein Wort zu seiner Zeit darüber reden. Er konnte im allgemeinen über die Ungeschicklichkeit und die unerbaulichen Vorträge vieler Prediger, deren es im Brandenburgischen, Sächsischen, Hannöverschen so gut als im Meklenburgischen giebt, sich auslassen. Das traf denn allenthalben, wen es traf, aber er mußte nicht die Geistlichkeit eines Landes nennen, dem er so viel zu verdanken hatte. Dieses konnte seinem Verstande und Herzen nie Ehre bringen, und es mußte nothwendig die billige Empfindlichkeit des öffentlich angegriffenen und beleidigten Theils rege machen, wie wir aus folgender Schrift ersehen:

Freundschaftliche Belehrung des nunmehrigen Herzogl. Meklenburg. Hrn. C. R. ꝛc. M. F. A. Fidlers, welcher in dem IVten Stück des VIten Theils seines sogenannten Antipap. Journals die ganze jetzige Meklenburgische Geistlichkeit eingetheilet und beurtheilet, in einem Schreiben an denselben von M. Johann Christian Keßlern, Herzogl. Meklenburg. Cons. Rath. ꝛc. Hamburg und Leipzig, bey Buchenröder und Ritter, 1773. 8. 57 Seiten.

Sie ist wirklich freundschaftlich und mit der größten Mäßigung abgefaßt. Der V. stellt Hrn. F. mit vieler Sanftmuth vor, daß er Unrecht gethan habe, ein so beleidigendes Urtheil von dem größten Theil der Meklenburgischen Gelehrten und Prediger öffentlich zu fällen, zumal da er noch zu neu im Lande wäre, als daß er von der Geschicklichkeit, der Lehrart und Gesinnung der mehresten unter ihnen hinlänglich unterrichtet seyn könnte, wozu die Zeit von einem halben Jahre wohl nicht hinreichen möchte. Das übrige sind wehmüthige Seufzer und Klagen des Hrn. K. „über die einreissen wollende und leider, „zur gerechten Strafe der schnöden Verachtung des wahren, „reinen, lautern, süßen, Saft- Kraft- und Lebensvollen Evan„gelii schon weit eingerissene neue Methode, das Evangelium „zu predigen.„ Er meynet damit die falsche Beredsamkeit, welche einige neuere seichte Köpfe in gezierte Rhetorick, hochtrabende Worte und schwülstige Redarten setzen, welches die Leute schön predigen nennen. Wir geben dem V. Recht, wenn er diese unerträgliche und ganz unnütze Art zu predigen ver-

verwirft. Wir sind auch keine Liebhaber davon. Aber das, was Er evangelisch predigen heißt, ist es auch nicht. Sollte die Lehre Jesu im Meklenburgischen den Gemeinen in dem Geist und der Sprache der sogenannten neuern Pietisten oder Methodisten vorgetragen werden, wie es uns durch die Fidlersche Recens. und Keßlersche Antwort glaublich wird, so würde die Landesart zu predigen allerdings einer grossen Verbesserung bedürfen. Die gefährliche Vorstellung, welche sich Hr. K. von dem gegenwärtigen Zustande der evangelischen Kirche überhaupt macht, als wenn der Deismus sich immer weiter darinn ausbreite, und die Menschen von dem Glauben an das Evangelium abgeleitet würden, daß er daher mit bitterm Schmerze seufzet: O Deus, in quae nos reservasti tempora! und wieder S. 31. „Ach! welche fürchterliche Folgen! Ach „welch ein Greuel der Verwüstung, der da stehet an heiliger „Stäte!„ diese ist zum Theil eingebildet, zum Theil übertrieben. — Gegen Hrn. K. hat ein ungenannter treuer Freund des Hrn. F. zu dessen Vertheydigung drucken lassen.

Sendschreiben eines Geistlichen aus Ober-Sachsen an einen Geistlichen in Nieder-Sachsen betreffend die zwischen dem Hrn. C. R. und Prof. der Theol. D. Ferd. Ambros. Fidler in Bützow, und dem C. R. und Sup. M. Joh. Christian Keßler zu Güstrow entstandene Streitigkeit, wegen einer von Ersterh im 4. Stück des VI. Theils seines Antipap. Journals gemachten Eintheilung und geäusserten Beurtheilung der Meklenburgischen Geistlichkeit, 1773. 8.

Fünf Bogen unnützen Geschwätzes über diesen Vorfall, von einem rabulistischen Wortklauber und Consequenzenmacher, bey einer müßigen Stunde niedergeschrieben. Die Keßlersche Schrift wird von Anfang bis zu Ende mit Anmerkungen begleitet, welche Fidlers unanständiges Betragen als nicht unanständig rechtfertigen und aus Keßlers Worten Folgerungen ziehen, die selbst der Mecklenburgischen Geistlichkeit, ja sogar den Bürgern und Bauern des Landes nicht rühmlich seyn sollen. Der V. nimmt zwar den Ton eines Fremden an, der dem Streit aus der Ferne unpartheyisch zusähe, aber er scheint uns Hrn. F. sehr nahe, wenigstens ein guter Bekannter und

recht

recht warmer Freund von ihm zu seyn. Die Sprache verräth ihn und er hat es augenscheinlich darauf angelegt, Leute allerley Standes wider Hrn. K. aufzuhetzen und dessen persönlichen Charakter, der ganz aus dem Spiel hätte bleiben müssen, ein wenig anzuschwärzen. Diese niedrige Absicht macht jeden edel denkenden Leser mit dem V. des Sendschreibens unwillig, was er auch hie und da wahres sagen mag. Die Theologie des Herrn K. (und die Fidlersche ist auch noch lange nicht aufs reine gebracht) geht uns hier nichts an. Die Manier, mit welcher er sich in der Belehrung gegen seinen Gegner beträgt, hebt Ihn in unsern Augen weit über diesen hitzigen Athleten, den der Sendschreiber durchaus zu einem großen Mann machen will. — Nur ein Wort bey dieser Gelegenheit zu einer Stelle aus Hrn. K. Schrift. Er sagt einmal beyläufig, daß man im Meklenburgischen vom verketzern nichts wüßte. Das Gegentheil hat aber wohl ganz neuerlich Hr. Präpositus Hermes zu Wahren erfahren müssen. Die Veranlassung dazu geben seine

Wöchentliche Beyträge zur Beförderung der Gottseligkeit. Erster Band, 1771. Zweyter Band, 1772. Bützow und Wismar, in der Berger und Boednerischen Buchhandlung, in 8.

Eine Wochenschrift zur Erbauung christlicher Leser aus allerley Ständen, die gewiß bey vielen bessere Einsichten in die wahren Grundsätze des Christenthums, praktische Religion, und aufgeklärte Andacht wird befördern helfen; so leicht und simpel, so überzeugend für den nachdenkenden Verstand und erwecklich für das Herz ist alles darinn vorgetragen. Wir billigen es sehr, daß der V. auch bisweilen diesen und jenen Einwürfen, welche so häufig gegen einzelne Lehren des Evangeliums gemacht werden, auf eine gute Art zu begegnen und manchen geheimen Zweifel redlicher Gemüther zu heben sucht. So hat uns z. B. das 20ste und 21ste Stück, worinn einige Einwendungen gegen die Leiden Jesu beantwortet werden, ungemein wohlgefallen. Auch die Bemühung des V., kirchliche Lehren von ächter christlicher Lehre abzusondern, verdient Beyfall und Aufmunterung. Eine Probe davon hat er sowol in den eben angeführten, als auch in dem 79. 80. und 81sten St. gegeben. Diese drey letztern ließ der Verleger ohne Vorwissen des V. unter dem Titel:

Hat

Hat Christus auch für die zeitlichen Strafen der Sünde genug gethan? Bützow und Wismar, 1772. 8. 32 Seiten.

auch besonders abdrucken. Die Frage war in einer kleinen zu Berlin gedruckten Schrift gegen Hrn. M. Trinius bejahend beantwortet. Hr. H. wurde ersucht, sie in seine Beyträge einrücken zu lassen. Dies verbat er wegen ihres polemischen Inhalts, setzte aber in den letzgedachten dreyen Stücken seine Gedanken über diese Materie selbst auf. Der V. verneinet die aufgeworfene Frage, wie er sie natürlicher Weise verneinen mußte, die Abhandlung empfiehlt sich durch ihre Wahrheit und Gründlichkeit. Wir haben sie mit Vergnügen gelesen, denn man kann nichts richtigers und den wohl verstandenen Ausdrücken der Bibel gemäßeres von Christi Erlösung sagen, als der V. darinn vorgetragen hat. In Meklenburg aber stieß man sich um so mehr daran, da Hr. H. bereits durch das obengedachte 20. und 21. St. der Beyträge, Unwillen bey andern erregt hatte. Seine Absicht bey diesen war die lobenswürdigste von der Welt, nemlich „denen, die mit Ehrlichkeit zweifeln, ihre Scrupel zu benehmen, und dann auch „andere, welche dergleichen noch nicht empfunden haben, aufs „neue zu stärken, wenn sie sehen, wie fest die Wahrheit stehet.„ So giebt er sie selbst S. 177. an. Die Einwendungen, welche er beantwortet, sind folgende zwo: 1. Daß die Lehre vom Leiden Jesu verworren und unbegreiflich sey. 2. Daß Gott nicht weislich gehandelt und über seinen Sohn etwas verhängt habe, wodurch der sündigen Welt ein sehr geringer Dienst geschehen; und seine Antworten fallen für den, der sich nicht vorgenommen hat, beständig zu zweifeln, so aus, daß sie ihm Genüge thun können. Wir empfehlen sie zum eigenen nachlesen, welches niemanden gereuen wird. Ein Ungenannter ist aber sehr übel damit zufrieden, und hat eine eigene Beurtheilung derselben geschrieben, die er betitelt:

Beantwortung einiger Einwendungen gegen die Lehre vom Leiden Jesu. Bützow und Wismar, in der Berger und Boednerschen Buchhandlung, 1773. 8. 77 Seiten.

worinn er denn zeigen will, wie Hr. Hermes auf jene Einwendungen hätte antworten müssen, wenn er recht hätte antworten wollen. Da dieser von dem Leiden und der Erlösung

Christi

Christi nicht in den herrschenden Begriffen, Formeln und Ausdrücken unserer alten Dogmaticker und Asceten geredet, auch die Stellen der h. S., die davon handeln, vernünftiger als Hollaz und Quenstädt ausgelegt hatte: so wäre es zu verwundern gewesen, wenn ihm nicht jemand bald seine Abweichung von den symbol. Büchern vorgeworfen hätte. Der V. findet solche bey Hrn. H. von Periode zu Periode in dem 20. und 21. St. der Beyträge, und tadelt besonders an ihm, daß er aus der menschlichen Vernunft zu viel mache, als wenn die auch etwas zur Ueberzeugung eines Christen von seinem Glauben beytragen könne. „Ein Christ, meynt er S. 6., unterdrückt jeden in ihm aufsteigenden Scrupel durch göttliche „Gnade, und sucht denselben durch ein inbrünstiges Gebet „um Befestigung des Herzens in der Wahrheit, entgegen zu „kommen.„ Ein fanatisches Principium! das gerade zum blinden Köhlerglauben führt, den das Christenthum nicht verlangt und die göttliche Gnade auch nicht wirken will. Wer Lust hat, des V. Beschwerden über Hrn. H. so wahre und geläuterte Vorstellung von Christi Leiden zu lesen, den bitten wir, es selbst zu thun. Uns muthe er nur nicht zu, ihm weiteren Bericht davon zu erstatten. Wenn es möglich ist, daß der gute Mann noch einmal die bildliche Sprache der H. Schrift nach ihrem wahren Sinn recht verstehen lerne: so wird er alsdenn die Schwäche seiner Gründe ohnfehlbar einsehen und zugeben, daß sein Gegner besser mit der apostolischen Lehre bekannt gewesen, als er. — Indessen scheint es, als ob des Hrn. H. vermeynte gefährliche Irrungen in der Lehre immer mehr Aufsehens in Mecklenburg gemacht hätten und die Beschwerden über ihn, als einen schädlichen Ketzer, immer lauter und allgemeiner geworden wären. Hierinn bestärkt uns seine

Johann August Hermes, Präpositus rc. zu Wahren freymüthige Erklärung gegen diejenigen, welche in seinen Schriften Irrthümer zu finden vermeynen; insbesondere gegen einen neuern Gegner in der Lehre von der Genugthuung Christi. Rostock und Leipzig, in der Koppenschen Buchhandlung, 1773. 8. 80 Seiten.

Sie

Sie ist eines Theils zur Rettung seines guten Namens; andern theils auch in der besondern Absicht von ihm aufgesetzt worden, dem öffentlichen Angrif des vorerwähnten ungenannten Gegners zu begegnen. Der V. zeigt sich darinn als ein gründlicher und rechtschaffener Gottesgelehrter. Er beantwortet die Frage: „Kann ein Lehrer mit gutem Gewissen in einer Erbauungsschrift solche Meynungen vortragen, „die entweder nicht in allen und jeden Punkten mit dem Lehrsystem seiner Kirche übereinstimmen, oder worinn er doch „gewisse herrschende Gewohnheiten, Methoden und Uebungen, die bey den mehresten Lehrern seiner Parthey in Ansehen stehen, angreift, ändert oder verwirft?„ so, daß der, der Gründe gelten läßt, ihm beypflichten muß. Ueber die anständige Freymüthigkeit und das edle Vertrauen auf seine gerechte Sache, welches das Bewußtseyn der Wahrheit und Unschuld jedem ehrlichen Manne giebt, und womit der V. die wider ihn vorgebrachten schlimmen Beschuldigungen von sich ablehnt, haben wir uns gefreuet. Er will sich gerne belehren lassen, wenn man ihm überzeugende Gründe entgegen setzt, erklärt aber, daß er ausserdem kein Wort aus seinen Schriften zurück nehmen werde und lieber das unangenehmste, so ihm begegnen könnte, leiden, als sich gegen seine Ueberzeugung zum Widerruf verstehen wolle — dem V. der Beantwortung sucht Hr. H. auf dem letzten Bogen einige von jenem übel verstandene Schriftstellen, aus welchen er etwas gegen ihn beweisen wollen, aus dem Context zu erklären, und fertigt ihn mit Argumenten, die Gewicht haben, kurz und gut, doch bescheiden ab. Ob nun der wider ihn aufgewachte Verketzerungsgeist, den Hr. Keßler nicht will auf die Mecklenburgischen Theologen kommen lassen, noch weiter rumoren, oder gar Hrn. Hermes thätlich zu schaden suchen werde, das wird die Zeit lehren.

T.

Unpartheyische Beurtheilung der von dem Magistrat der freyen Reichsstadt Worms neulich in Druck gegebenen so betitulten vollständigen Nachricht, von der Beschaffenheit des daselbstigen reformirten Religionswesens und des von solcher Gemeinde bey der Allerhöchsten Kaiserl. Majestät bemüßigt angebrachten Klagewerks. In einem Sendschreiben

an

an den Herrn von **** eröfnet. 1772. 9 Bogen in Folio.

Je mehr man in dieser verhaßten Sache lieset, desto mehr bekommt man Augen in ihren wahren Verlauf, desto schwerer wird es aber auch einem edlen Gemüthe seine innerliche Empfindlichkeit über den intoleranten Geist zurück zu halten, der sogar noch protestantische Christen, deren Religion doch in ihren einfachsten Grundsätzen völlig dieselbe ist, an den mehresten Orten in Deutschland trennet, und gegen einander erbittert. Unter zwanzig Gelehrten hat kaum einer Muße und Geduld genug, alle Vorgänge und gegenseitige Beschwerden zwischen dem Wormser Magistrat und dessen reformirter Bürgerschaft unter einander zu vergleichen, um ein sicheres Resultat daraus zu ziehen. Wem könnte man auch diese Arbeit, wenn sie ihn nicht nahe angeht, zumuthen, da sie in sich höchst unangenehm und eckelhaft ist? Allein der V. dieses Aufsatzes, welcher den regierenden Herren in Worms wohl nicht gefallen möchte, hat sich um eines Freundes willen, doch die saure Mühe damit gegeben. Ausserdem, daß er einige Beschuldigungen, mit welchen der Magistrat in der vollständigen Nachricht, bey deren Anzeige wir uns darüber verwundert haben, die Reformirten und besonders ihren Pfarrer, den Hn. Rediger, belegt hat, von ihnen abzulehnen, und des Magistrats willkührliches, allen Verträgen und theuer erkauften Vorrechten der Reformirten zuwiderlaufendes Verfahren mit ihnen in ein ziemlich helles Licht zu stellen gesucht hat, hat er auch über die Toleranz, über den abscheuwürdigen Sectenhaß der Protestanten und dessen schädliche unmoralische Folgen, über die unwürdige Art Proselyten zu machen, deren man sich in gedachter Reichsstadt manchmal bedient, über die Ehen zwischen Protestanten von beyden Confeßionen, über die von der Obrigkeit unabhängige Religion des Bürgers, u. d. g. verschiedene ganz richtige Anmerkungen eingestreuet. Sehr wahr ist, was er unter andern S. 34. davon sagt, daß die freye Reichsbürgerschaft mehrentheils nur eine Chimäre sey, daß die kleinen Regenten über 400 Bürger diese guten Leute oft weit härter tyrannisiren, als die großen Könige ihre Millionen Unterthanen, und daß die Reformirten in Worms keine beträchtliche Nachkommenschaft alldort hinterlassen werden, wenn der Magistrat ihre Freyheit zu heyrathen, so gewaltig einschränkt, und Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten macht, so oft lutherische Männer oder Frauenzimmer sich mit Reformirten verehelichen wollen. Vermuthlich

lich ist der Briefsteller von dortigen Vorfällen dieser Art in der Nähe viel genauer unterrichtet, als der Rec. oder ein anderer in der Ferne es seyn kann, und vielleicht intereßirt ihn die Sache besonders, weil er sich mit sehr fühlbarer Theilnehmung seines Herzens ziemlich stark darüber ausgedrückt hat. Sind unzählige kleine Umstände, die der Magistrat in jener vollständigen Nachricht den Reformirten öffentlich zur Last gelegt hat, anders, als sie dort dem Publikum vorgespiegelt werden — haben Herr R. und seine Gemeine noch weit mehr zur Vertheydigung ihrer Unschuld für sich, als der mit N. unterzeichnete V. des Sendschreibens zu ihrer Rechtfertigung in der Klagsache, worüber sie sich an den Kaiser zu wenden, gedrungen gesehen, anführt — welcher Unpartheyische solte denn nicht auf seiner Seite seyn. Um ein sicheres Urtheil davon zu fällen, wird man das Ende abwarten müssen.

So oft wir dergleichen Nachrichten, wie diese wieder, lesen, so oft denken wir: Wann werden doch die glücklichen Zeiten kommen, wo man von gegenseitigen Religionsbeschwerden zwischen deutschen Bürgern nichts mehr hört! Werden sie auch jemals kommen? Schande genug ist es für die Protestanten, daß sie noch immer einen verhaßten Religionsunterscheid zwischen ihren Kirchen machen, der sich doch auf nichts wesentliches gründet, und für aufgeklärte Leute auch von keiner großen Erheblichkeit mehr ist. Was sollen die Katholicken dazu denken, wenn sie sehen, daß die verschwisterten Kirchen sich so wenig zusammen vertragen? vielleicht beschämen uns auch diese noch in der Folge (da das Licht der Wahrheit allenthalben anfängt, mehr durchzubrechen, und selbst ein freyerer Untersuchungsgeist in der Religion bey ihnen aufwacht) und werden gegen lutherische und reformirte Confeßionsverwandte eher friedliebend und verträglich gesinnt, als diese, die sich so nahe angehen, unter einander. Der Anfang ist zum Theil schon zu ihrem Ruhm gemacht. Es kommt nur darauf an, daß noch mehr erleuchtete und tolerant gesinnete katholische Fürsten der guten Sache den Stoß geben, damit sie einen schnelleren Fortgang gewinne. Der lutherische Magistrat in Worms wird doch endlich nicht unverträglicher gegen seine reformirte Bürgerschaft denken wollen, als katholische Obrigkeiten gegen ihre protestantische Unterthanen.

B.

Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Land-

geist-

geistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee, 1773. 8. 1 Bogen.

Erste Frage: Was stund auf den Tafeln des Bundes? Antwort: Nicht die sogenannten zehen Gebote, das erste Stück unsers Katechismus. Denn nach Moses eigenem Bericht 2 B. Mos. 20., wo die Gesetzgebung erzählt wird, geschieht der Tafeln nicht Erwähnung, sondern nachdem er zum Volk zurück gekehrt war, K. 24. 4/7. schrieb er alle Worte des Herrn in das Buch des Bundes und las sie dem Volke vor. Denn erst v. 24. spricht der Herr zu Mose: komm herauf auf den Berg, daß ich dir gebe steinerne Tafeln etc. Moses begiebt sich hinauf, und die Einrichtung der Stiftshütte wird ihm vorgelegt, Kap. 25/31. ganz zuletzt aber erst gemeldet: Und da der Herr ausgeredet hatte — gab er ihm die Tafeln. Was darauf gestanden, erfährt niemand. Das Unwesen mit dem Kalbe entsteht und Moses zerschlägt die Tafeln, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können. Kap. 32, 19. — Nach Reinigung des reuigen Volks spricht erst der Herr zum Propheten Kap. 34, 1.: Haue dir zwo steinerne Tafeln wie die ersten waren etc. Moses gehorchend, tritt vor den Herrn — der Herr spricht v. 10.: Siehe ich will einen Bund machen etc. halt, was ich dir heute gebiete! 1. Du sollst keinen andern Gott anbeten etc. (v. 12/17.) 2. Das Fest der ungesäuerten Brodte sollst du halten etc. (v. 18.) 3. Alles, was seine Mutter am ersten bricht, ist mein etc. (v. 19. 20.) 4. Sechs Tage sollst du arbeiten etc. (v. 21.) 5. Das Fest der Wochen sollst du halten etc. (v. 22.) 6. Dreymal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn etc. (v. 23. 24.) 7. Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brodt. (v. 25.) 8. Das Opfer des Osterfestes soll nicht über Nacht bleiben. (v. 25.) 9. Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst du in das Haus des Herrn bringen. (v. 26.) 10. Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn es noch an seiner Mutter Milch ist. (v. 26.) Und dann sprach der Herr zu Mose: schreibe diese Worte etc. Und Moses schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte (v. 27. 28.) — So erfahren wir nun, was auf den ersten Tafeln gestanden. Sie waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem Gott sich Israel ganz besonders verpflichtete; sie enthielten die Gesetze, welche das jüdische Volk von allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wornach sie theils die Epochen ihrer Geschichte feyern, theils

theils die Grundsätze ihrer Verfassung als heilig ehren sollen. Denn Lehre und Geschichte dieses Volks sind von ihrem ersten Keim an ganz particular. Von da an, da der ewige Gärtner das edle Reis Jesum in den wilden unfruchtbaren Stamm des jüdischen Volks einpfropfte, um des Stammes Natur zu veredeln, von da an wendet sich erst die Sache, und Lehre und Geschichte werden universell — Das Proömium der Gesetzgebung, welches wir bisher für die zehen Gebote gehalten, enthält Lehren, die Gott bey seinem Volk als Menschen und Israeliten voraussetzte. Als Menschen, dahin gehören die allgemeinen moralischen; als Israeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathsfeyer.

„Wenn dies aber so evident ist, warum hat die Kirche so „viel Jahrhunderte in der entgegengesetzten Meynung gestan„den?„ Davon ist der V. des fünften B. Mos. die Ursache Kap. 5, 22., welcher zuerst in diesen Irrthum verfallen, welches auch (nach der Meynung unsers V.) leicht möglich gewesen, da es ihm wahrscheinlich dünkt, daß dieses Buch nicht von Moses selbst geschrieben, sondern in der babylonischen Gefangenschaft von einem andern aus Traditionen zusammengestoppelt worden.

Die andere Frage: Was heißt mit Zungen reden? Ap. Gesch. 2. Antwort: vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geistes, des Geistes Geheimnisse verkündigen — der verheissene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit, die göttlichste Empfindung strömt aus der Seel in die Zunge und flammend verkündigen sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache, ἑτεραις γλωσσαις, und das war die Sprache des Geistes. Das war jene, einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unserer Menschheit ist nicht mehr als eine Ahndung davon zu tappen. Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit. Parther, Meder und Elamiter entsetzen sich, jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner versteht — Es waren aber nicht allen die Ohren geöfnet zu hören. Nur fühlbare Seelen nahmen an dieser Glückseligkeit Theil. Schlechte Menschen, kalte Herzen standen dabey und spotteten — Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Aushauchen seiner Fülle, das erste nothwendigste Athmen eines so gewürdigten Herzens. At. 19, 6. Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur, wenn die Wogen ver-

verbraust hatten/ floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom, das προφητευειν, zur Erweckung und Aenderung der Menschen — Aber schon zu Paulus Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht — der Apostel arbeitet dagegen 1 Cor. 14. — Mehr als Pantomime, doch unartikulirt muß die Sprache gewesen seyn. Paulus setzt die zur Empfindung des Geistes bewegte Seele (πνευμα) dem ruhigen Sinn (νους) entgegen, oder neben, vielmehr nacheinander. Ohne νους wäre πνευμα von keinem Nutzen gewesen — „Das Reden mit Zungen, sagt er v. 22., ist nur ein auffal„lendes Aufmerksamkeit erregendes Zeichen für Ungläubige, „keine Unterweisung für sie, keine Unterhaltung in der Ge„sellschaft der Gläubigen.„

Wir haben den V. mit dessen eigenen Worten seine Meynung sagen lassen. Man lese den Bogen ganz. Er ist es immer werth. Man stoße sich nicht an das neue und unerhörte darinn, sondern prüfe es, billige dann den Mann, der uns seine Gründe gesagt hat, oder widerlege sie.

Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen. 1773. 8. 26 Seiten.

Der ungenannte V. hatte einen alten menschenfeindlichen und unverträglichen Amtsbruder zum Nachbar, der ihm nach Art aller Sektirer viel Noth machte. Als der Himmel ihn zu sich nahm, dankte dieser Gott, und weil er dessen Nachfolger, den neuen jungen Pastor als einen friedliebenden Mann, der dabey doch kein schwacher Mann wäre, hatte rühmen hören; so bezeugt er ihm in einem Schreiben seine Freude darüber und schüttet ihm sein Herz über verschiedene Dinge aus, die so in das Capitel der Toleranz, welche von einigen sonderbaren Leuten mit dem Indifferentismus in der Religion für einerley gehalten wird, des Controvertirens über Glaubenssachen mit den Ungläubigen oder andern Kirchenpartheyen, der Glaubensbekenntnisse, des Sektenhasses, der Hierarchie u. d. gl. einschlagen. „Wenn wir recht im Herzen fühlten, schreibt „er unter andern S. 15. 16. was das sey, Religion, und „jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brü„derlicher Liebe unter alle Sekten und Partheyen treten, wie „würde es uns freuen, den göttlichen Saamen auf so vieler„ley Weise, Frucht bringen zu sehen, dann würden wir aus„

„rufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist,
„wo ichs nicht suchte.„ Wie es in Briefen geht, man kommt von einem aufs andere, ohne sich an eine regelmäßige Ordnung der Gedanken zu binden; so auch hier. Der Ton ist treuherzig, wie ein Mann von Jahren zu reden pflegt, und dabey aufgeweckt. Ganz frey und naif sagt er eines und das andere von der Leber weg, was manche nicht wollen, daß man es sagen soll. Sein Herz intereßirt sich durchaus für Jesum, durch den die ewige Liebe Gottes uns habe zur Seligkeit helfen wollen. — Vom Verdienst Christi, von Glauben und Werken, denkt er nach der strengsten Orthodoxie, von der er in andern Punkten abweicht, daher auch diejenigen übel bey ihm angeschrieben stehen, welche, wie er sich ausdrückt, indem sie „eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften „Wandel predigen, das Verdienst Christi schmälern, wo sie „können.„ Aus Irthum giebt er ihnen das letztere schuld, und hält sie für falsche Propheten, die nicht als ehrliche Leute bekennen, was sie sind — Die Liebe Gottes in Christo übrigens selbst zu empfinden und sie andern fühlbar zu machen, dessen Lehre so zu predigen, daß alles zur Beförderung der Liebe und des Friedens diene, dahin soll der Prediger arbeiten und dazu ermuntert er den neuen Pastor. Bey allen Eigenheiten des V., und hat nicht ein jeder die seinigen? müssen wir den wackern Mann loben und diesen Rath billigen. Aus einigen Gedanken, die er blos so hinwirft, scheint es uns, als wenn ihm das beschauliche Christenthum, das Gefühl in der Religion über alles gehe, und an der Aufklärung des Verstandes in Glaubenssachen weniger gelegen wäre, als an der Erweckung des Herzens. Darum kann er auch die Liederverbesserungen nicht leiden. „Das möchte für Leute seyn, schreibt „er, die dem Verstande viel und dem Herzen wenig geben.
„Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine „Seele hebt, und in den Flug kömmt, in dem der Geist des Dich„ters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bey den gedrech„selten Liedern sehr einerley bleiben, die mit aller kritisch rich„tigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühsam polirt worden „sind.„ Daher empfiehlt er das Bibellesen, worauf der neue Pastor bey seiner Gemeine halten soll. Es thäte nichts, wenn die Leute auch nicht alles verstünden. Er hätte sonst auch gesorgt, sie möchten Anstoß an manchen Dingen nehmen, die hie und da darinn vorkämen; „aber er hätte gefunden, daß „der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführte, die „ihnen nichts nutzen dürften.„ Daher sieht er es für eine

Schmä-

Schmälerung der Wirkungen des heiligen Geistes an, wenn man das unverständliche in der Religion unnütz nennt. „Gebt „doch die Zeit an, sagt er, wenn dieser aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und euren schaalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen? Kurz, der Mann, der den Brief schrieb, ist ein gutherziger, liebenswürdiger Schwärmer, oder wie man ihn sonst nennen will.

D. Johann Salomo Semlers ꝛc. ascetische Vorlesungen zur Beförderung einer vernünftigen Anwendung der christlichen Religion, auf der Königl. Preußl. Friedrichsuniversität. Erster Band. Halle, im Magdeburgischen, verlegt von Carl Herrmann Hemmerde, 1772. 8. 374 Seiten.

Universitäten sollten eben sowol eine Schule der Tugend und der guten Sitten, als der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften seyn. Allein die Lebensart der Studierenden zeigt häufig genug, daß sie es nicht sind. Und was das übelste ist, so trägt die schlüpfrige, laxe Moral, die sie aus dem Munde manches frey urtheilen und munter seyn wollenden Lehrers, der sich damit den Beyfall eines größern Haufens zu erwerben gedenkt, sehr viel dazu bey. Schwänke vom Katheder und ein gewisser Ton der Lustigkeit, in welchem der Hr. Professor oft von Religion und Sittlichkeit spricht, gefallen dem flüchtigen Jüngling. Allmählig, wenn er oft dergleichen hört, verliehrt er das Gefühl der ernsten Tugend, und dies darf nur erst geschwächt seyn, so steht das junge Gemüth bald aller Thorheit und Unordnung offen. Auch die sich der Theologie widmen, führen oft auf der Universität ein sehr unmoralisches Leben, zum offenbaren Beweise, wie wenig ihr Herz an dem Studium der Religion, die sie einmal andern lehren wollen, Theil nehme. Desto rühmlicher und nützlicher ist das Institut des Hrn. D. Semlers, daß er seit ein paar Jahren an jedem Sonntage eine Stunde dazu widmet, seinen akademischen Zuhörern die eigene Anwendung und Uebung der christlichen Religion, worüber sie in den wöchentlichen Vorlesungen gelehrten Unterricht von ihm bekommen, wichtig zu machen.

Es hat zwar an dergleichen ascetischen V
sonders in Halle, niemals gefehlt. Wir fin
Semlerischen, das unterscheidende, daß

andere, dahin arbeitet, den Verstand seiner Zuhörer über die Lehren des Evangeliums aufzuklären, ihnen richtige Einsichten und bestimmte Begriffe davon benzubringen, die ganze große Absicht Gottes bey der Sendung Jesu Christi und Bekanntmachung seiner Lehre in ein helleres Licht zu setzen, behülflich zu seyn, daß sie ächtes wahres Christenthum, reine Lehre Jesu von menschlichem Tand und Irthum absondern lernen, den wohlthätigen Einfluß der Religionslehren in die wesentliche Glückseligkeit des Menschen vor Augen zu legen, und so das Herz für ihre praktische Ausübung zu gewinnen, nachdem das Urtheil des Verstandes ihre lautern Grundsätze gebilliget, weil er sie wahr, gut und göttlich gefunden hat. Von dem andächtigem Wortgeschwätze, von den Gedankenleeren paräneuischen Formeln aus der Blut- und Wundentheologie, von den unendlich wiederholten sinnlichen, oft seltsamen Bildern, in welchen die gewöhnlichen Asceten von der Person, dem Leiden und dem Tode des Heilandes zu sprechen pflegen, davon hört man, wie leicht zu erachten steht, in den Semlerschen Vorlesungen nichts. Ihr V. weis besser, worauf es bey den Veranstaltungen Gottes durch Christum ankommt. Er kennt den vernünftigen Geist seines Evangeliums und redet davon in diesem Geist. Er hat aus der h. Schrift gelernt, wozu wir Christum und sein ganzes Geschäft auf der Welt eigentlich brauchen sollen, und führt seine Zuhörer dazu an, daß sie es als die Hauptsache einsehen lernen. Zu dem Ende lehrt er sie die Bibel recht verstehn, legt ihnen diese und jene, so oft gemisdeutete Stelle, nach einer gesunden Hermeneutick aus, räumt allerley schädliche Vorurtheile und Irthümer im Christenthum aus dem Wege, theilt ihnen seine praktischen Erfahrungen in der Religion mit, führt ihnen den unschätzbaren Werth der Gottseligkeit zu Gemüth, und ermahnt sie zum anhaltenden Fleiß in Ausübung jeder christlichen Tugend. Wir versprechen uns von diesen Bemühungen des V. vielen Nutzen.

Die sechs und zwanzig Vorlesungen, aus welchen dieser Band besteht, enthalten Betrachtungen über Ps. I. VIII. XV. XIX. XXIII. XXIV. Gal. IV, 4. 5. Ueber die Unschätzbarkeit des menschlichen Lebens am Neujahrstage 1772. über Ps. XXV. XXVII. 1 Kor. I, 31. Wie wahr, und wie bündig demonstrirt ist alles in diesen Vorlesungen! dachten wir am Schluß einer jeden Betrachtung. Nur Schade, daß das Gemüth der Zuhörer, nachdem ihr Verstand so deutliche Ideen von jeder Sache bekommen, nicht am Ende durch mehr concrete,

crete, eindringende und rührende Vorstellungen, in etwas stärkere Bewegung gebracht wird, welches wir in dergleichen Ermunterungen und Anreden, als etwa Gellert in seine moralischen Vorlesungen einmischte, erwartet hätten. Ueberhaupt mehr Lebhaftigkeit, mehr Leichtigkeit und Popularität im Vortrage, welche wir an dem V. vermissen, so wüsten wir nichts besseres in dieser Art — Aber wir verlangen vielleicht zu viel Vollkommenheit auf einmal. Ein Mann kann nicht immer alles seyn, nicht Professor der Gottesgelahrheit und musterhafter, rührender Prediger zugleich. Hr. S. ist zu sehr an den gelehrten, wissenschaftlichen Ausdruck, an die philosophische Büchersprache gewöhnt, als daß er genau die Art zu reden treffen sollte, wodurch dem deutlich unterrichteten Zuhörer auch zugleich eine gewisse warme Empfindung des Herzens für die erkannte Wahrheit mitgetheilt wird, denn dazu gehört eine Uebung, die der V. nicht haben kann. Da indessen Hr. S. für junge Gelehrte redet, so läßt sich seine Lehrart vielleicht entschuldigen. Nur möchten wir seinen Zuhörern die Erinnerung geben: Ihr Herren, macht euch zur richtigen und praktischen Erkenntniß der christlichen Religion das Licht zu Nutze, das S. darüber in euren Verstand bringt, und wandelt in diesem hellen Lichte, welches euch auf dem Wege der Gottseligkeit und Tugend leuchtet. Lernet von ihm die Freymüthigkeit in Untersuchung der Wahrheit den redlichen Eifer, womit sich sein Herz für wahre Frömmigkeit intereßirt. Aber nehmt euren vortreflichen Lehrer bey dem allen nicht zum Muster des Vortrages, in welchem ihr künftig die Religion dem Volke lehren sollt, mit dem ihr nie in abstrakten philosophischen Lehrton, sondern mehr nach dem Gemeinsinne sprechen müßt. Die Kanzel erfordert schlechterdings einen andern Styl, andere Vorstellungen, Ausdrücke und Wendungen der Rede, als der Katheder. Wenn ihr eure Gedanken so zusammendrängen, in so langen zusammengesetzten Perioden reden, in so wissenschaftlichen Ausdrücken beten wolltet, als dieser gelehrte Mann zum Theil thut: so würdet ihr den Zweck eurer Predigten nur bey sehr wenigen erreichen, und ihr sollet einmal für allerley Zuhörer predigen.

T.

Neueste Religionsgeschichte unter der Aufsicht Hrn. Christian Wilhelm Franz Walchs, der Theol. Dokt. und ersten Prof. zu Göttingen. Erster Theil.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1771. 8. 512 Seiten. Zweyter Theil, 1772. 544 S.

Eine umständliche Anzeige von der Einrichtung dieses Werks würde viel zu spät kommen, da solches bereits allgemein bekannt ist. Man weis auch, wie selbst der Titel anzeigt, daß nicht alle, vielleicht die wenigsten Aufsätze den Hrn. D. Walch zum V. haben, sondern nur unter seiner Aufsicht zusammengedruckt werden. Das schadet auch nicht, wenn Hr. W. nur für interessante, unpartheyisch und gut geschriebene Artickel sorgt. An Vorrath, das Werk fortzusetzen, wird es ihm nicht leicht fehlen, denn es gehen sowol in der protestantischen als katholischen Kirche seit einigen Jahren Veränderungen genug vor, und möchten wohl noch mehrere in der Nähe seyn, davon eine glaubwürdige Nachricht für das künftige Zeitalter in einer Religionsgeschichte aufbewahrt zu werden verdient. Theologische Fakultäten auf ächt orthodoxen Universitäten, einzelne Lehrer, Doktores und Pastores wachen schon darüber und sorgen, daß zeitig in der Kirche Lerm werde, wenn sich hie und da Abweichungen von der Lehre auch nur in der Ferne wittern lassen, und das von Rechtswegen, denn sie sind ja auf den alten, keiner Verbesserung mehr fähigen Lehrbegriff vereidet und müssen Gewissenshalber steif und fest darauf halten — Daß Hr. W. bey der großen Mannichfaltigkeit der in sein neues Werk gehörigen Nachrichten die Auswahl nach eines jeden Sinn treffe, ist nicht möglich und auch nicht nothwendig; wenn nur kein erheblicher Vorgang in der neuesten Kirchengeschichte vergessen wird, der unerhebliche mag immer wegbleiben, und der Herausgeber verspricht, daß jenes nicht geschehen soll. Ob man mit Bekanntmachung desselben eilet, oder sie verzögert, daran liegt nichts. Zu spät kann sie nie, aber wohl zu früh kommen, und Hr. W. thut sehr wohl, wenn er die Erzählung gewisser Händel noch ausgesetzt seyn lässet, bis man mehr sieht, was sie für eine Wendung nehmen. Die Urtheile des Geschichtschreibers darüber werden auch alsdenn reifer. Urtheilen muß er doch, wenn er nicht blos trockner Erzähler seyn will. Hr. W. und seine Gehülfen an diesem Werke wollen es auch. Aber Wahrheit und Unpartheylichkeit soll ihr Urtheil dabey leiten. Wir können nicht anders sagen, als daß sie in Absicht der historischen Wahrheit ihr Wort gehalten haben. Was die theologischen Urtheile betrift, so treten sie ebenfalls allemal dem bey, auf dessen Seite ihrer Meynung nach die Wahrheit ist, welches in

so

so weit, als es aus Ueberzeugung geschieht, auch nicht Partheylichkeit heissen kann; wir denken aber, daß sie auch nicht dawider seyn werden, wenn andere anders urtheilen, welches denn wohl manchmal der Fall seyn möchte — Ob man die Namen der Verfasser eines jeden Aufsatzes weis, oder nicht, das thut gar nichts zur Sache, wenn der Aufsatz nur gut und lesenswerth ist. Sie errathen wollen, und wenn man sie errathen zu haben, glaubt, sie öffentlich bekannt machen, würde Unart seyn, die auch nur eine eine gewisse Zunft neuerer Journalisten eingeführt hat, und Hr. W. mit Recht verbittet.

Wie wir überhaupt die Verdienste des Hrn. Dokt. um die Kirchenhistorie sehr hoch schätzen, so billigen wir auch dieses Werk von seiner rühmlichen Seite, und die Verschiedenheit in der V. und unsern Urtheil über viele Dinge, die man hier zu lesen bekommt, soll uns nicht abhalten, seinen übrigen Werth zu erkennen. Vielleicht hätten einige Begebenheiten und Controversien den Lesern in einem kürzern Abriß können vorgelegt werden. Und da sich ein historisches Buch, neben der Richtigkeit der erzählten Thatsachen, durch eine leichte fliessende Schreibart sehr empfiehlt, so wünschten wir wohl, daß auch auf diese Vollkommenheit künftig bey einem jeden Aufsatz mehr möchte gesehen werden. Einige V. haben sichtbarlich den guten Styl so vernachläßiget, daß es beynahe scheint, als ob er für sie von keiner sonderlichen Bedeutung wäre. Sie schreiben zu kanzleymäßig, lassen Wörter und Sätze aus, die da stehen sollten, und machen die Perioden durch so viel eingeschaltete Zwischensätze so lang und verwickelt, daß die Schreibart dunkel dadurch wird und man manche Stellen zwey, dreymal lesen muß, ehe man sie recht versteht. Wir könnten es mit Proben belegen, wenn es nicht zu viel Raum wegnähme. Um dessen zu schonen, wollen wir ohne weiteres Urtheil über jeden besondern Aufsatz, auch nur blos ihre Ueberschriften hersetzen, und etwa bey einem oder dem andern eine Erinnerung hinzufügen.

Der erste Theil enthält folgende Aufsätze. I. Geschichte der Wahl P. Clemens XIV. II. Geschichte der neuern Streitigkeiten mit dem römischen Hofe in einem systematischen Zusammenhange. Erstes Stück. III. Geschichte des von Justino Febroni herausgegebenen Buchs und der darüber entstandenen Streitigkeiten. IV. Regierungsgeschichte des P. Clemens XIV. Erstes Stück. V. Nachricht von den Religionsbeschwerden des evangelischen Theils im heil. Römischen Reich, und den zu ihrer Abstellung getroffenen

Verfügungen. VI. Nachricht von der neuen evangelisch lutherischen Gemeine zu Smyrna. VII. Nachricht von der Vergleichung der Handschriften der hebräischen Bibel durch D. Kennicott, von Joh. Christoph Friedrich Schulz, Prof. zu Giessen. VIII. Von Veränderung gottesdienstlicher Gebräuche. 1. Von Verminderung der Festtage unter den Protestanten und in der römischen Kirche. 2. Von Veränderung der evangel. und epistol. Lectionen an Sonn- und Festtagen in den Churbraunschweigischen Landen. IX. Nachricht von den neuesten Streitigkeiten über die Sittlichkeit der Schaubühne. X. Von den neuesten öffentlichen Anstalten wider die Verbreitung der Freygeisterey in Frankreich. Die angehängten XVI. Beylagen und Urkunden gehören zu den vier ersten Aufsätzen, und beziehen sich mehrentheils auf die Regierung des itzigen Pabstes. — Der zweyte Theil liefert I. Die neueste Geschichte des Unglaubens unter den Christen. Erstes Stück. II. Geschichte der neuern Streitigkeiten mit dem römischen Hofe in einem systematischen Zusammenhange. Zweytes Stück. III. Neueste Geschichte der protestantischen Gemeine in Venedig. IV. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Buchdruckerey der Congregation *de propaganda fide* zu Rom. V. Von neuern Versuchen, die protestantischen Kirchen in Deutschland mit der bischöflichen in Engeland zu vereinigen, von Haßenkamp, Prof. in Rinteln. VI. Von Verbesserung der römisch-katholischen Schulen im Herzogthum Schlesien und in der Grafschaft Glatz. VII. Von der Streitigkeit über die Religionsübung der Reformirten in Hamburg. Es ist die bekannte Geschichte des durch Schriften und Gegenschriften seit einigen Jahren geführten Streits zwischen den Herren Göze und Rediger. Sie kann ein Denkmal davon seyn, wie sehr die christliche Religionsverfassung noch immer mit der politischen verflochten ist, wie wenig sogar die beyden protestantischen Kirchen noch im 18ten Jahrhundert, das so erleuchtet seyn will, in ganz Deutschland durch den Geist der gegenseitigen aufrichtigen Liebe und Duldung verbunden sind, und die grossen Einschränkungen der Religionsübung für die eine oder die andere Parthey in diesen und jenen grösseren oder kleinen deutschen Staaten, um alter Reichsgesetze willen, noch immer fortwähren müssen, was auch die Gesetze Christi dagegen sagen mögen. Der Verf. erzählt den ganzen Streit, den ein Zeitungsartickel in dem Hamb. Correspondenten veranlaßte, wider den Hr. Göze viel einzuwenden hatte, nach der Wahrheit,

legt

legt den Inhalt der gewechselten Schriften und die Argumente, die ein jeder für sich anführt, dem Leser vor und schließt am Ende, wie gewöhnlich, mit einem Urtheil darüber, welches denn zu Gunsten des Hn. G. und des Hamb. Ministeriums ausfällt; weil er die Sache nicht theologisch oder moralisch, sondern bloß historisch und juristisch beurtheilt. Die Reformirten in Hamburg, heißt es, geniessen zwar Gewissensfreyheit und bürgerliche Toleranz, aber keine öffentliche freye Religionsübung, denn sie dürfen nur Privatgottesdienste halten. Ihre Religionsübung ist eingeschränkt, und diese Einschränkungen sind gesetzmäßig. So lange der Westphälische Friede und die Hamburgischen Stadtgesetze, zwo respectable Wörter! bestehen, müssen sie auch bleiben. Nun hat zwar die Gesetzgebende Macht das Recht durch neue Gesetze dergleichen Einschränkungen aufzuheben, und der eingeschränkten Parthey bleibt es unverwehrt, solches von der Obrigkeit zu verlangen. Aber, welches wohl zu merken ist, S. 296. „auch die „Gesetzgebende Macht hat kein Recht, durch neue Gesetze, deren Beobachtung sie verpflichtet, das wohl hergebrachte Recht „eines dritten zu verletzen. Wenn die öffentliche Religions„übung nur einer Parthey Gesetzmäßig zukommt, oder die „Gesetze ihr ein Recht geben, eine Einschränkung vor andern „zu verlangen, denn ist es eine Beleidigung dieser Parthey, „einer andern Religionsparthey die öffentliche Religionsübung „zu verstatten, oder die Einschränkungen aufzugeben.„ Da haben wirs. Also die gegenseitigen Einschränkungen der Protestanten, wenn sie auch noch so hart und unbillig wären, müssen da, wo eine von beyden Confeßionen die herrschende ist, bis an der Welt Ende hart und unbillig bleiben. Die Jurisprudenz, das Kirchenrecht will es um der alten Gesetze willen so haben, daß grösseres Glück, größere Religionsfreyheit der einen Parthey den wohlhergebrachten Vorrechten der andern aufgeopfert werde. Menschlichkeit und Vernunft haben dabey keine Stimme. Der Obrigkeit selbst sind durch alte Gesetze die Hände gebunden. Wenn sie auch jedem treuen Unterthan das Glück einer ganz freyen öffentlichen Religionsübung, das er sich wünscht, gerne gewähren wollte, so darf sie nicht. Wenn die Moral Jesu Christi selbst sie dazu aufmunterte, so sind die politischen Gesetze dagegen. Wenn sie ihre Einrichtungen auch so träfe, daß die herrschende Religionsparthey nichts an ihrem Glück verlöhre, über keine Beleidigung zu klagen hätte; die Gesetzgebende Macht muß doch davon abstehen, denn schon das soll eine Beleidigung dieser Parthey seyn, wenn sie sehen muß,

daß

daß eine andere eingeschränkt gewesene, neben ihr das Haupt etwas freyer empor hebt. Die protestantische Confeßion, welche die älteste, die privilegirte im Lande ist, übe also auf immer ihre despotische Gewalt und trete die andere ewig auf den Nacken. Die Rechtsgelehrten können es demonstriren, daß es so seyn müsse. VIII. Nachricht von den Bewegungen und Streitigkeiten über symbolische Schriften in Deutschland. — Zu diesem Aufsatz bekennet sich Herr D. Walch in der Vorrede selbst als V. Er hat zwey Abschnitte. Der erste enthält, zur Einleitung in den folgenden, allgemeine Gedanken und Betrachtungen über theologische Streitigkeiten, wegen symbol. Bücher. Was sind symbol. Bücher? Was haben sie für einen Zweck? Wie viel gelten sie? Worauf gründet sich das Recht, die Glieder, und besonders die Lehrer einer Kirchenparthey darauf zu verpflichten? Von wem, und wie darf das geschehen? Wie lange dauert die Verbindlichkeit symbolischer Bücher? Was hat es mit allgemeinen und besondern symbol. Schriften einer Kirchenparthey für Bewandniß? Da zwischen dem Inhalt und der Form symb. Schriften ein Unterschied ist, worauf werden diejenigen, die darüber streiten, Achtung zu geben haben, damit sie nicht eines mit dem andern verwechseln? — Diese Punkte werden von dem V. nach seiner Einsicht, so viel sich im allgemeinen davon sagen läßt, erörtert. Es ist hier der Ort nicht, uns zu erklären, was wir dem Hrn. W. darüber zugeben und nicht zugeben, zumal da unsre Grundsätze, in Ansehung der symb. Bücher, schon zerstreut in unserer Bibl. vor jedermanns Augen liegen. So viel wir auch gegen die Sätze des V. einzuwenden hätten, so enthalten wir uns doch itzo dessen, da wir zum Ende eilen müssen, und merken nur an, daß die Walchschen Betrachtungen eines künftigen Schriftstellers, der etwa in dem rege gewordenen Streit über symb. Bücher auch seine Stimme geben wollte, Erwegung allerdings verdienen, er möchte nun mit dem V. oder wider ihn seyn — Im zweyten Abschnitt folgt denn die Erzählung des Streits über die symb. Bücher, der zufälliger Weise mit der Schrift: Vom falschen Religionseifer seit 1767. wieder angegangen ist. Diese Schrift wird zuerst beurtheilt und was zur Sache gehört, daraus angezeigt. Alsdenn kommt die Reihe an das, was die Herren Schubert, Töllner, Büsching und besonders Hr. Göze (in seiner guten Sache des wahren Religionseifers wider den ungenannten V. der ersten Schrift und in der Beylage dazu wider Hrn. Büsching über die symb. Bücher geschrieben haben. Zuletzt

wird

wird auch der Erörterung des beständigen Werths der sym-
bol. Bücher der evangel. lutherischen Kirche ꝛc. gedacht. Hr.
W. hat die Argumente für und wider die symbol. Bücher aus sämt-
lichen gedachten Schriften ausgezogen und mit eigenen Urthei-
len begleitet. Sie sind gehörigen Orts in der Bibl. auch von
uns recensirt. Daraus erhellet unsere Meynung darüber und
deshalb dürfen wir uns hier mit Erinnerungen wider Hrn.
W. nicht aufhalten. Wie könnte es anders seyn, als daß Hr.
Göze, den die Göttingischen Theologen in ihren mächtigen
Schutz genommen zu haben scheinen, den Preis über seine
Gegner davon trüge. Einige Stellen, wo Herr Götze zu un-
sanft und heftig wider Hn. Büsching geschrieben hat, wünscht
der V. weg, sonst ist er ganz auf seiner Seite. Er sey es
in Gottes Namen, uns liegt nichts daran. Der Verf. des
Tractats: Vom falschen Religionseifer, ist nach Hn. W. Ur-
theil ein guter redlicher Mann. Seine Bedenklichkeiten sind
nicht unerheblich, und er schreibt auch bescheiden. Aber seine
Grundsätze sind unbestimmt. (Wenn uns recht ist, so wolte
er noch nichts gewisses bestimmen, weil er noch zweifelte, seine
Gedanken über symbol. Bücher auch nur zweifelhaft vortrug,
und andern die Sache zur weitern Ueberlegung anheimstellete.)
Es fehlt auch seinem Vortrage an Ordnung und Präcision,
man soll in Gefahr seyn, seine Gedanken zu verkennen, (viel-
leicht, weil er sich einer freyen ungezwungenen Schreibart be-
dient, und seine Gedanken nicht in förmliche Sätze gebracht,
dem Leser nach Nummern zuzählt, welches einige Gelehrten,
wenn ihr Styl gleich kanzeleymäßig, dunkel und weitschweifig
ist, mit Ordnung und Deutlichkeit schreiben heissen. So
viel wir uns erinnern, drückt jener V. seine Gedanken so klar
und deutlich aus, daß man wohl versteht, was er haben will.)
An Hn. Büsching wird dasselbe getadelt. Aber Hr. Götze?
— Wie könnte der anders als Meisterstücke guter Bücher lie-
fern? „Es ist nur Gerechtigkeit, sagt Hr. W. S. 354., die
„man diesem wiederfahren lassen muß, wenn man ihm vor
„seinem Gegner (jenem Ungenannten, der vom falschen Re-
„ligions-Eifer geschrieben,) das Lob der guten Ordnung, ei-
„nes sehr bestimmten Ausdrucks, und dabey sowol ausgebrei-
„tetern, als gründlichern Kenntniß, alles dessen beylegt, was
„eigentlich zu einer vollständigen und scharfsinnigen Untersu-
„chung dieser Materie dienet.„ So muß man loben, wenn
man einen lieben Freund loben will. Gözens unwürdigen
und unedlen Betragens, da er seinen Gegner als einen Feind
des Christenthums, der Grundstürzende Irthümer lehrte und

ärger als Dippel und Edelmann wäre, öffentlich verrufst, wird doch auch mit keiner Sylbe gedacht. Daß Hr. W. in der Sache selbst Hn. G. beytritt, das rechnen wir ihm nicht zur Partheylichkeit an, denn er thut es nach seiner Ueberzeugung. Aber daß er das Buch: Die gute Sache des wahren Relig. Eifers, welches in der That einem zusammengetragenen Mühlhaufen gleicht, aus dem eine hungrige Henne mit vieler Mühe kaum ein oder zwey Weizenkörnchen herausscharrt; ein Buch, welches auf allen Blättern voll verworrenen Geschwätzes, voll leerer, nichts beweisender Deklamationen und sophistischer Wendungen ist, daß Hr. W. das ein mit Ordnung, in einem bestimmten Ausdruck und mit Scharfsinn geschriebenes Buch nennet, das ist wohl ohnfehlbar nur süsse Amtsbrüderliche Schmeicheley. X. Gegenwärtiger Zustand der lutherischen, mennonitischen und arminianischen Religionspartheyen in den vereinigten Niederlanden, von Adam Friedrich Ernst Jacobi, Past. zu Coppenbrügge im Hannöverschen. XI. Streitigkeiten der reformirten Kirche in den vereinigten Niederlanden 1. über die beste Art zu predigen, 2 über die beste Art, Prediger zu berufen, v. ebendemselben. XII. Nachricht von den neuesten Bewegungen in der römischen Kirche in Absicht auf die Priesterehe. — Diese Nachricht ist aus einer Schrift: Della necessità ed utilità del matrimonio de gli ecclesiastici P. I. 1770. genommen, und wenn alle darinn gemeldeten Umstände sich wirklich so verhielten: so wäre sie äusserst merkwürdig. Unter andern wird hier ein Brief mitgetheilt, den man in einer katholischen Stadt an den Pabst hätte drucken lassen, worinn er gebeten wird die Priesterehe zu erlauben, auf welchen aber weiter nichts erfolgt wäre, als daß ein gewisser Abbé an dem Hofe des Großherzogs von Toscana Hr. Jagemann, damaliger Ordensgeistlicher in Florenz, die Erlaubniß erhalten hätte, sein Kloster zu verlassen. Allein Hr. J. weis nichts von einer Bittschrift dieses Inhalts, welche an den Pabst ergangen seyn soll, wie der Rec. der davon durch ihn selbst benachrichtiget ist, versichern kann. Er ist vielmehr der Meynung, eine solche Bittschrift widerspräche so sehr der gegenwärtigen Verfassung der kathol. Kirche, daß derjenige, dem es einfiele, sie in Italien abzufassen, oder nur in Vorschlag zu bringen, den gemeinen Verstand verlohren haben müßte. Die Uebereinstimmung der mächtigsten Fürsten, sagt er, würde kaum hinlänglich seyn, den Pabst zu einem solchen ihm höchst nachtheiligen Schritt zu vermögen. Wenn übrigens in einem französischen Buche, welches ins Italiänische übersetzt seyn

könnte,

könnte, die Nutzbarkeit der Priesterehe wäre dargethan worden, so sey in Italien weiter keine Bewegung, noch weniger seine, des Abts, Befreyung vom Klosterleben daraus entstanden, wie in der Nachricht vorgegeben würde. Er habe dieselbe vielmehr dem aufgeklärten Verstande des heil. Vaters, der besondern Bescheidenheit und Menschenliebe des Hrn. Kardinals Boschi und andern sehr wichtigen Bewegungsgründen zu verdanken. — Zur Berichtigung obiger Nachricht haben wir dieses anzuzeigen für dienlich gefunden — Der Beylagen und Urkunden zum 2ten Theil sind neunzehn.

B.

An die Herren Landpastoren des Wohlauschen Fürstenthums disseits der Oder in Schlesien. Berlin, gedruckt bey Christian Ludwig Kunst, 55 Seiten.

Der Hr. Kriegsrath Fischer hat auf seinem Landgute zu Tschistey, im Fürstenthum Wohlau, in Schlesien, eine Bibliothek aus verschiedenen und mehrentheils den besten deutschen, zur Religion, Moral, Philosophie, Geschichte und Bildung des Geschmacks gehörigen Schriften gesammelt. Da er selbst die Stunden, welche ihm von seinen ländlichen Berufsgeschäften übrig geblieben, mit großem Nutzen zum lesen angewendet hat: so wünschte er, daß noch mehrere, und besonders die würdigen Landgeistlichen der umliegenden Gegend, denen es um Vermehrung ihrer Erkenntniß zu thun ist, ohne allemal die Mittel dazu zu haben, seinen Büchervorrath nutzen möchten. Er liefert ihnen also in diesen Bogen ein vollständiges Verzeichniß desselben und bietet ihnen darinn seine Sammlung, als eine öffentliche Landpredigerbibliothek, zu ihrem freyen Gebrauch an. Er will sie zu dem Ende in Tschistey aufstellen lassen, und mit dem Anfange des Jahrs 1774. können die auf dem Titelblatte benannten Herren, unter gewissen angezeigten Bedingungen, und auf eine bestimmte Zeit, die beliebigen Bücher jeden Tag abholen lassen — Wir freuen uns ungemein über diese Anstalt, womit sich Hr. F. ein wahres Verdienst um die Ausbreitung nützlicher Wissenschaften überhaupt, und besonders um die Religion und deren größere Aufklärung, unter den Landleuten erwirbt. Man muß die Gedanken dieses edel gesinnten Mannes über die Wichtigkeit der Religionserkenntniß, die er als das wissenswürdigste und angelegent-

lichste für den vernünftigen Menschen ansieht, über die Kenntnisse, den Charakter und das Geschäft eines Landpredigers, der sein Amt mit Nutzen führen will, welche er in dem Vorbericht zu dem Bücherverzeichniß kurz entworfen hat, selbst lesen, um in ihm den deutschen Patrioten, der dem verwaiseten Zustande der Gelehrsamkeit zu Hülfe kommen will, den wahren Freund rechtschaffener Prediger, und den aufrichtigen Verehrer der christlichen Religion und Tugend desto höher zu schätzen. Wie glücklich wären die Landgeistlichen, wenn ihrer viele solche Patrone hätten, die so dächten und so den Zweck ihres Amts unterstützen hielfen, als dieser würdige Mann. Wir wünschen, daß seine so rühmlich gemachte Anstalt lange ununterbrochen bestehen und auch in andern Gegenden Deutschlands Nachahmung finden möge.

Ez.

2. Rechtsgelahrheit.

Entwurf einer juristischen Encyclopädie und Methodologie zum Gebrauch akademischer Vorlesungen von D. August Friedrich Schott, der jurist. Alterth. Professor, 2c. Leipzig, bey Heinsius, 1772. 260. S. in gr. 8.

Es hat einen unläugbaren Nutzen, dem Lehrling der Rechtsgelehrsamkeit, eher als er die vielen Specialcharten dieser Wissenschaft durchstudirt, einen juristischen Globus vorzulegen, worauf er den ganzen Umfang der Welt, die er kennen lernen soll; die Lage und den Zusammenhang ihrer Theile übersehen kann. Verbindet man mit diesem sciagraphischen Unterricht hodegetische Regeln, die den Schüler in den Stand setzen, seine Wissenschaft ordentlicher, folglich leichter und gründlicher zu fassen, und Cautelen, die bey Erlernung ihrer sämtlichen Theile zu beobachten sind: so muß ihm eine solche Vorbereitung doppelt vortheilhaft seyn. Zu diesem Endzweck ist die gegenwärtige Schrift entworfen, so gemäß und mit so guter Einsicht entworfen, daß wir ihr einen ausgebreiteten Beyfall nicht nur wünschen, sondern auch zu versprechen getrauen. In dem ersten Haupttheile ist die Encyclopädie, in dem zweyten die Methodologie vorgetragen. Die Encyclopädie han=

handelt zuerst von der Rechtsgelahrtheit überhaupt, ihrem Umfang und dem Zusammenhang ihrer Theile, alsdann von ihren Theilen besonders, sowol dem theoretischen als praktischen, und endlich von deren Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften. Von jedem Theil wird 1) der Begriff festgesetzt, 2) die Gegenstände und der Inhalt erklärt, 3) die Quellen entdeckt, 4) der Nutzen und Gebrauch gezeigt, und 5) ein Verzeichniß der besten Schriftsteller gegeben. In der Methodologie wird zuförderst von der juristischen Methode zu lehren sowol als zu lernen überhaupt, darauf von der Methode bey den einzelnen Theilen, und bey den Hülfs- und Vorbereitungsscienzen insonderheit gehandelt. Ordnung und Zeit der Erlernung; Hülfsmittel; Lehrart und nöthige Cautelen sind bey jedem Theil angegeben. Ein Plan der Lehrstunden auf die ganze akademische Lebenszeit macht den Beschluß.

So richtig und schön die meisten Umrisse der Wissenschaften gezeichnet sind, von denen der Herr V. reden mußte, so finden wir doch hier und da eine Charte, deren Gränzlinien und Eintheilungen uns nicht genau genug angegeben dünken. Man sehe S. 15. und f. z. E. das Capitel vom Naturrecht nach. Das Naturrecht, heißt es, ist entweder das gesellschaftliche, oder aussergesellschaftliche. Das letzte ist entweder das absolute, oder hypothetische. Das erste aber ist entweder das allgemeine oder das besondere. Das besondere bezieht sich entweder auf die häusliche Gesellschaften, oder auf die bürgerliche Staaten. Bey den Staaten betrachtet man entweder die innerliche Verhältnisse, oder die äusserliche. In dem letzten Fall erhält man das Völkerrecht. Nach dieser Analyse wäre das Völkerrecht ein Theil des Gesellschaftsrechtes, und nur die bürgerliche Staaten im Verhältniß gegen einander betrachtet, wären sein Objekt. Beydes aber ist nach unsrer Einsicht gegen die bisher angenommene Begriffe. Jedes Gesellschaftsrecht ist ein hypothetisches Recht, aber das ganze Völkerrecht nicht. Es giebt ein absolutes jus gentium. Auch nicht allein die bürgerliche Staaten, sondern alle große freye Gesellschaften in Beziehung auf einander machen seinen Gegenstand aus. Wir würden also lieber auf folgende Art eintheilen. Im Naturrecht nimmt man entweder auf die Vorstellungsart der menschlichen Natur, oder auf den Gegenstand der natürlichen Gesetze Rücksicht. Im ersten Betracht ist das Naturrecht entweder das absolute oder hypothetische; und dieses entweder gesellschaftlich oder ausser gesellschaftlich. In der letztern Rück-

sicht ist es entweder Völkerrecht oder eigentlich sogenanntes Naturrecht.

S. 248. wird mit Recht behauptet, daß man die Vorlesungen über die juristische Gelehrtengeschichte nicht eher besuchen solle, als man von den Sachen, deren Litterärgeschichte man lernen will, einige Kenntniß habe. Aber hätte auf diese Weise nicht alle Litteratur in dieser Encyclopädie wegbleiben sollen, da sie ein angehender Rechtsgelehrter sich gleich bey dem Anfang seiner Studien erklären lassen muß? Wir geben dieses dem Hn. Verf. selbst zu bedenken.

In dem Plan der Lehrstunden steht auch die Dogmatick. Diese würden wir doch dem Schüler der Jurisprudenz nicht vorschreiben. Eine gründliche und genaue Kenntniß des Kirchenrechts setzt freylich Dogmatick voraus. Aber so viel als man vom geistlichen Recht auf Akademien lernen kann und soll, könnte man, dünkt uns, wohl lernen, ohne eigene Vorlesungen über die dogmatische Theologie zu besuchen. Ueberhaupt scheint uns in diesem Plan der Studierende zu sehr mit Stunden überhäuft. Solte ein Schüler von mittlerer Fähigkeit, und das sind doch die meisten, seine Vorlesungen mit Nutzen hören, wann er fünf ganze Collegia, — das heissen unserm V. solche, die vier oder mehr Stunden wöchentlich gelesen werden, — und dabey drey halbe, oder drey solche hat, denen zwey oder drey Stunden in der Woche gewidmet sind? Wir zweifeln daran.

T.

Jo. Henr. Christiani de *Selchow* D. pot. Magn. Br: Reg. ab aulae consiliis, juris prof. P. O. & adsess. facult. jur. Gott. elementa juris germanici privati hodierni, ex ipsis fontibus deducta. Praemissum specimen bibliothecae juris provincialis et statutarii germanici. Editio quarta, prioribus auctior et emendatior. Hannoverae, sumtibus I. G. Schmidt, 1771. 2 Alph. 9½ Bogen in 8. stark.

Die Güte und Vorzüge dieses schön geschriebenen Handbuchs sind bereits zu allgemein bekannt und entschieden, als daß selbiges bey dieser neuen Auflage einer weitläuftigen Anzeige bedürfte. Diese Ausgabe ist von der dritten Edition die-

dieses Handbuchs nicht sehr unterschieden. Jedoch hat der Herr V. hin und wieder Verbesserungen und Zusätze angebracht, welche sein Werk von neuen empfehlen. Besonders aber ist die demselben vorgesetzte Bibliothek vermehrt, und die in dem Buche selbst hin und wieder vorkommenden unrichtigen Allegata sind berichtigt worden.

Ejusdem electa juris Germanorum publici et privati. Lipsiae, in libraria Weygandiana 1771. mit der Vorrede und dem indice 1 Alph. 16½ Bogen in 8. stark.

Dieses Werk kann in vielem Betracht, bey dem eben angezeigten Handbuche über das deutsche privat Recht des Herrn v. S. mit Nutzen gebraucht, und bey vielen Materien als ein Commentar nachgelesen werden. Der Herr Hfr. v. S. liefert darinn verschiedene von seinen kleinen Abhandlungen und Streitschriften, über einzelne Materien aus dem deutschen Staats- und Privat-Rechte, welche vorhin einzeln herausgekommen, und eben daher nicht immer zu haben sind. Da selbige bereits mit Beyfalle aufgenommen worden sind; so dürfen wir unsern Lesern nur die Abhandlungen selbst kurz anzeigen, um von ihnen ein beyfälliges Urtheil zu erhalten, daß Herr v. S. dem Publiko durch diese Sammlung von Abhandlungen, ein angenehmes Geschenk gemacht habe. Die Abhandlungen sind diese:

1. Des Herrn Hfr. v. S. Inaugural-Dissertation de servitute altius tollendi romana, ejusque ad Germaniam habitu S. 1-118.
2. De juribus ex statu ingenuorum in Germania pendentibus. S. 119-248.
3. De renovatione nobilitatis. S. 249-268.
4. De juribus imperatoris circa concessionem privilegiorum in territoriis statuum imperii. S. 269-286.
5. De reliquiis juris manuarii in jure publico et privato Germanico. S. 287-348.
6. De matrimonio nobilis cum persona vili et turpi, praesertim rustica. S. 349-386.
7. De differentiis praediorum rusticorum et feudalium, praesertim quoad successionem. S. 387-438.
8. Selecta capita doctrinae de infamia. S. 439-478.
9. Von den Quellen des Braunschweig-Lüneburgschen Staats- und Privat-Rechts. S. 479-530.

10. De advocatis et jure magni advocati Cellensis seu Lüneburgici. S. 531-608.

Da diese Abhandlungen und Streitschriften, in welchen man die dem Hrn. V. eigene große Kenntniß der deutschen Rechte durchgehends bemerket, auch hin und wieder verändert und berichtigt sind; so wird ein jeder unpartheyischer Rechtsgelehrter dem Hrn. v. S. für deren neue Ausgabe danken. Ob ihm aber solches auch die Herrn, unter deren Namen einige dieser Abhandlungen vorhin bekannt gemacht sind, und die sich jetzt auf einmal um ihre Autorschaft gebracht sehen, sehr danken werden, sollten wir fast zweifeln.

Hm.

Johann Jacob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, neueste kleine Staatsschriften. Frankfurt und Leipzig, 1772. 20 Bogen in 8.

Eben das Buch, das wir bey seiner ersten Erscheinung im Jahr 1768. bereits (Anhang zum ersten bis zwölften Bande dieser Bibliothek, S. 797. f.) angezeigt haben. Der Abdruck und Seitenzahlen sind völlig die nemliche, und der Verleger hat blos ein neues Titelblatt mit der Jahrzahl 1772. drum geschlagen. Wir sollten nicht glauben, daß man bey Schriften, deren Werth längst entschieden ist, bey Mosers Schriften, solche Kunstgriffe nöthig hätte. Wir müssen es aber doch hier anzeigen, weil man hier und da das Buch für neu gehalten hat. Es ist übrigens sonst bekannt genug, und besonders sind die beyden darinn enthaltenen Abhandlungen, vom päbstlichen Entscheidungsrechte in streitigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, und der Vorschlag zu Verfertigung einer Reichsusualmatrikul, mit zu vieler Begierde gelesen worden, als daß wir nöthig hätten, hier mehr davon zu sagen.

Johann Jacob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, Einleitung in das Marggräflich-Badische Staatsrecht. Frankf. und Leipz. 1772. 426 Seiten in 8.

Wir setzen als bekannt voraus, daß Schriften, welche die Verfassung einzelner deutscher Länder, und das Staatsrecht einzelner Reichsstände betreffen, großen und vielfachen Nutzen haben. Nicht nur der Eingebohrne, der sich von dem

Zu-

Zustande seines Vaterlandes, und von dem, was den Gegenstand seiner künftigen Bestimmung ausmachen soll, unterrichten will, muß solche Anweisungen haben, wenn er nicht im Finstern tappen, und erst auf seiner künftigen Laufbahn mit Schaden klug werden will; auch ein jeder anderer, der sich mit den deutschen Rechten beschäftiget, kann dergleichen Nachrichten nicht entbehren; und so lange der Publicist das, was er von der innern Verfassung der einzelnen Territorien, von den Rechten des Landesherrn und der Unterthanen, von den Verhältnissen eines deutschen Staats gegen das Reich, gegen benachbarte Fürsten, und gegen Auswärtige, zu sagen hat, so lange er das alles nur von wenigen Fällen oder aus unzuverlässigen Nachrichten abstrahiret, so lange werden seine Sätze unhinlänglich, schielend oder unrichtig seyn. Wir übergehen die bekannte Klagen, die schon so oft über die Seltenheit von dergleichen Büchern geführt worden sind, und sind froh, daß wir unsern Lesern wieder einmal eins von der Art anzeigen können.

Der Verf. liefert hier in zwölf Kapiteln Nachrichten von den Badischen persönlichen und Familiensachen, — denn er ist der gewöhnlichen Methode gefolgt, da man das Privatrecht der Fürsten als einen Theil des Staatsrechts ansiehet, — ferner von den Rechten des Hauses in Ansehung des Kaisers, des Reichs, der Reichscollegien, Kreise u. s. w. einzelner benachbarter und anderer Reichsstände, der Reichsritterschaft, auswärtiger Staaten, und der höchsten Reichsgerichte, von den Badischen Landen, ihrer Verfassung im Geistlichen und Weltlichen, und den Badischen Aktiv- und Paßiv-Lehen. Alles meist in kurzen Sätzen, die auf größere Werke oder andere Schriften verweisen, worinn ausführlicher davon gehandelt ist. Doch sind von den neuern Vorfällen und Streitigkeiten meist weitläuftigere Nachrichten und Verzeichnisse der dahin gehörigen Schriften angeführt. In den Materien, welche Erläuterung aus der Geschichte erfordern, fand hier der V. mehr vorgearbeitet, als einer bey vielen andern Ländern finden würde, der sich an eine solche Einleitung machen wollte. Schöpflins vortrefliches Werk, und Sachsens Einleitung in die Badische Geschichte, hat er als Quellen gebraucht.

Wir wollen nur weniges auszeichnen. Im Badischen Hause hat doch niemals ein Prinz, der den geistlichen Stand erwählt hatte, Antheil an der Succeßion gehabt, S. 25. — Von dem, noch nicht ganz bekannten, wichtigen Erbvertrage, den die beyde Badische Häuser im Jahr 1765. mit einander ge-

10. De advocatis et jure magni advocati Cellensis seu Lüneburgici. S. 531-608.

Da diese Abhandlungen und Streitschriften, in welchen man die dem Hrn. V. eigene große Kenntniß der deutschen Rechte durchgehends bemerket, auch hin und wieder verändert und berichtigt sind; so wird ein jeder unpartheyischer Rechtsgelehrter dem Hrn. v. S. für deren neue Ausgabe danken. Ob ihm aber solches auch die Herrn, unter deren Namen einige dieser Abhandlungen vorhin bekannt gemacht sind, und die sich jetzt auf einmal um ihre Autorschaft gebracht sehen, sehr danken werden, sollten wir fast zweifeln.

Hm.

Johann Jacob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, neueste kleine Staatsschriften. Frankfurt und Leipzig, 1772. 20 Bogen in 8.

Eben das Buch, das wir bey seiner ersten Erscheinung im Jahr 1768. bereits (Anhang zum ersten bis zwölften Bande dieser Bibliothek, S. 797. f.) angezeigt haben. Der Abdruck und Seitenzahlen sind völlig die nemliche, und der Verleger hat blos ein neues Titelblatt mit der Jahrzahl 1772. drum geschlagen. Wir sollten nicht glauben, daß man bey Schriften, deren Werth längst entschieden ist, bey Mosers Schriften, solche Kunstgriffe nöthig hätte. Wir müssen es aber doch hier anzeigen, weil man hier und da das Buch für neu gehalten hat. Es ist übrigens sonst bekannt genug, und besonders sind die beyden darinn enthaltenen Abhandlungen, vom päbstlichen Entscheidungsrechte in streitigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, und der Vorschlag zu Verfertigung einer Reichsusualmatrikul, mit zu vieler Begierde gelesen worden, als daß wir nöthig hätten, hier mehr davon zu sagen.

Johann Jacob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, Einleitung in das Marggräflich-Badische Staatsrecht. Frankf. und Leipz. 1772. 426 Seiten in 8.

Wir setzen als bekannt voraus, daß Schriften, welche die Verfassung einzelner deutscher Länder, und das Staatsrecht einzelner Reichsstände betreffen, großen und vielfachen Nutzen haben. Nicht nur der Eingebohrne, der sich von dem

Zustande seines Vaterlandes, und von dem, was den Gegenstand seiner künftigen Bestimmung ausmachen soll, unterrichten will, muß solche Anweisungen haben, wenn er nicht im Finstern tappen, und erst auf seiner künftigen Laufbahn mit Schaden klug werden will; auch ein jeder anderer, der sich mit den deutschen Rechten beschäftiget, kann dergleichen Nachrichten nicht entbehren; und so lange der Publicist das, was er von der innern Verfassung der einzelnen Territorien, von den Rechten des Landesherrn und der Unterthanen, von den Verhältnissen eines deutschen Staats gegen das Reich, gegen benachbarte Fürsten, und gegen Auswärtige, zu sagen hat, so lange er das alles nur von wenigen Fällen oder aus unzuverlässigen Nachrichten abstrahiret, so lange werden seine Sätze unhinlänglich, schielend oder unrichtig seyn. Wir übergehen die bekannte Klagen, die schon so oft über die Seltenheit von dergleichen Büchern geführt worden sind, und sind froh, daß wir unsern Lesern wieder einmal eins von der Art anzeigen können.

Der Verf. liefert hier in zwölf Kapiteln Nachrichten von den Badischen persönlichen und Familiensachen, — denn er ist der gewöhnlichen Methode gefolgt, da man das Privatrecht der Fürsten als einen Theil des Staatsrechts ansiehet, — ferner von den Rechten des Hauses in Ansehung des Kaisers, des Reichs, der Reichscollegien, Kreise u. s. w. einzelner benachbarter und anderer Reichsstände, der Reichsritterschaft, auswärtiger Staaten, und der höchsten Reichsgerichte, von den Badischen Landen, ihrer Verfassung im Geistlichen und Weltlichen, und den Badischen Aktiv- und Paßiv-Lehen. Alles meist in kurzen Sätzen, die auf größere Werke oder andere Schriften verweisen, worinn ausführlicher davon gehandelt ist. Doch sind von den neuern Vorfällen und Streitigkeiten meist weitläuftigere Nachrichten und Verzeichnisse der dahin gehörigen Schriften angeführt. In den Materien, welche Erläuterung aus der Geschichte erfordern, fand hier der V. mehr vorgearbeitet, als einer bey vielen andern Ländern finden würde, der sich an eine solche Einleitung machen wollte. Schöpflins vortrefliches Werk, und Sachsens Einleitung in die Badische Geschichte, hat er als Quellen gebraucht.

Wir wollen nur weniges auszeichnen. Im Badischen Hause hat doch niemals ein Prinz, der den geistlichen Stand erwählt hatte, Antheil an der Succeßion gehabt, S. 25. — Von dem, noch nicht ganz bekannten, wichtigen Erbvertrage, den die beyde Badische Häuser im Jahr 1765. mit einander

geschlossen haben, wird an verschiedenen Orten der Innhalt, aber oft nur gar zu kurz, angeführt, z. B. S. 32. f. 41. 59. 62. 69. 81. 84. 287. 328. 337. 360. 367. — Merkwürdig sind S. 66. die Verordnungen der Marggrafen Jacobs I. und Christophs I. von den Jahren 1453. und 1515., daß alle, auch unverheyrathete, Prinzeßinnen, so bald sie zwölf Jahr alt worden, Verzicht leisten sollten; da sonst dergleichen Verzichte gemeiniglich erst bey der Vermählung geschahen, und nur in den Familienverträgen einiger wenigen Häuser solches auch von unverheyratheten verlangt wird. Man sehe des V. Staatsrecht, Th. 16. S. 30. 40. 56. — Die Verordnung im Erbvertrage von 1380. hat uns sonderbar und anmerkenswerth geschienen, daß nichts vom Lande an die Bischöffe von Straßburg, Speyer, oder Würzburg verpfändet werden solle, weil sonst die Macht dieser Nachbarn vergrössert werden möchte, S. 82. f. — Bey der Anzeige der Badischen Gesetze S. 331. werden beyläufig einige Selchowische Unrichtigkeiten gerüget. — Nach S. 363. sind zwar ehemals Landstände in Aktivität und Landtäge üblich gewesen, seit mehr als 100. Jahren aber weis man nichts mehr davon: auch sind keine Landesverträge noch Reversalien vorhanden, daher haben die Marggrafen von Baden in Regierungssachen mehr Gewalt, als viele andere Reichsstände. — Im Badischen sind sehr wenige Adeliche, und im Baden-Badischen nur zwey Besitzer adelicher Güter, S. 365.

S. 275. wird eines Verträgs gedacht, der am 7. Jun. 1771. zwischen dem nun verstorbenen letzten Marggrafen zu Baden-Baden und dessen Niece, der Prinzeßin Elisabeth, wegen derjenigen Böhmischen Herrschaften errichtet worden ist, welche aus der Sachsen-Lauenburgischen Erbschaft an die Baden-Badische Linie gekommen sind, und die nach dem Codicill der Marggräfin Sibylle Auguste vom Jahr 1733. auf den Herzog Clemens von Bayern würden gefallen seyn, wenn nicht dieser vor dem Abgange des Baden-Badischen Mannsstamms, bereits im Jahr 1770. gestorben wäre. Doch wird nicht gemeldet, was in dem Vertrage wegen der Succeßion in diese Böhmische Herrschaften eigentlich ausgemacht ist. Ueberhaupt scheinet es, daß der V. hie und da mit Fleiß zurückgehalten habe, wie z. B. S. 281. von den Einkünften des Landes: auch haben wir gefunden, daß zuweilen allgemein bekannte Sachen aus andern Schriftstellern besonders bewiesen worden sind, wie z. B. S. 287. aus dem Schöpflin angeführt

führt wird, daß im Badendurlachischen das Jahr 1618. das Normaljahr in Religionssachen sey; und so könnten noch mehr Beyspiele angeführt werden, die vermuthlich Ursache sind, daß andere Recensenten bey dem V. Furchtsamkeit gefunden haben.

S. 168. wo von dem merkwürdigen Reluitionsprocesse zwischen Pfalz, Zweybrücken und Baden wegen Gravenstein die Rede ist, hat der Hr. v. M. zwar die Beschwerungsschrift angeführt, so das Gesammthaus Baden gegen das Verfahren des Cammergerichts im Jahr 1768. bey der Visitation übergeben hat, aber von dem Erfolge ist nichts gemeldet. Wir wollen diesen suppliren. Die Visitation hat am 28 November 1768. die Sache an das Cammergericht, wo ohnedem Baden die Restitution anhängig gemacht hatte, zurückgewiesen, und diesem aufgegeben, die Restitutionssache auf das baldigste zu endigen. Darauf ist auch am 16 März 1769. Baden würklich in integrum restituirt, und die Hauptreluitionssache an die Austrägen verwiesen, und also vom Cammergericht selbst die hauptsächlichste Beschwerde gehoben worden.

Die ältere Händel zwischen den Badischen Häusern und dem Kloster Frauenalb sind S. 293. f. erzählt. Doch ist unrichtig, daß, wie der Hr. von Moser S. 295. anführt, Eberstein, welches nach dem Westph. Frieden wegen Frauenalb in die listam restituendorum gesetzt war, in Ansehung seiner Hälfte würklich restituirt worden sey; denn eben diese nicht erfolgte Restitution ist zum Theil das Objekt der neuen Mandatssache, die von Badischer Seite im Jahr 1772. beym Cammergericht auf die Räumung des Klosters angebracht worden ist. Von dieser neuen Sache, die erst während des Drucks dieses Buchs entstand, sind übrigens in den Zusätzen nur die Badischer Seits erschienene Ausführungen angezeigt. Diesen muß nun die Schrift beygesetzt werden, welche kürzlich von Seiten des Klosters erschienen ist: Unterthänigste exceptiones sub- et obreptionis, in Sachen Badendurlach gegen Frauenalb, praetensi Mandati de restituendo et evacuando monasterium Frauenalb etc. mit Beylagen von lit. A. bis DD.

Am Ende des Buchs hat der V. selbst noch erinnert, daß während Drucks die Baden-Badische Linie im October 1771. ausgestorben sey, er glaubt aber, man könne sich die Veränderungen, welche dadurch verursacht worden, leicht selbst hinzudenken. Das ist freylich größtentheils richtig, doch sind einige Folgen, die jene Begebenheit nach sich gezogen hat, die wir

für sehr wichtig halten, und die uns schon jetzt nach einer neuen Auflage begierig machen. Darunter rechnen wir z. B. den Umstand, daß das vorher katholische Baden-Badische Votum auf dem Reichstage jetzt von dem evangelischen Badendurlachischen Gesandten geführt wird, worüber wir den Hrn. Verf. gerne hören möchten. Ueberhaupt wird diese Begebenheit, da die Baden-Badische Lande an Badendurlach gefallen sind, der erste und einzige Fall seit dem Westphäl. Frieden, da ein ganz katholisches Land einen evangelischen Landesherrn bekommen hat, für unsere Geschichte und Staatsrecht immer überaus merkwürdig bleiben.

Die Nachrichten, die uns der Hr. v. M. geliefert hat, sind im Ganzen genommen vollständig, aber im Einzelnen ist uns das Buch gar oft viel kürzer vorgekommen, als wir gewünscht hätten. Bey dem allen bleiben wir dem Hrn. Verf. für seine Bemühung immer sehr verbunden, und wir könnten vorerst zufrieden seyn, wenn wir von allen Reichsständen und ihrem Staatsrechte solche kurze Einleitungen hätten.

Beyträge zum Braunschweigschen und Hildesheimschen Staats- und Privatrechte, auch Historie dieser Lande. Erster Theil. Hannover, bey Schmidt, 1772. 6 Bogen in 8.

In dieser kleinen Sammlung ist enthalten: 1) Ein Vereinigungsbrief der Hildesheimischen Landstände von 1655., daß sie alle bey den ausgeschriebenen Conventen erscheinen, und nichts von den daselbst vorkommenden Sachen verrathen noch bekannt machen wollten. 2) Eine Nachricht von einem alten Statuto der Stadt Hildesheim von Notarien und Testamenten vom Jahr 1513., so aber nach einem Zeugnisse des Raths von 1752. nicht mehr gültig ist. 3) Witzen-Mühlen-Recht vom Jahr 1570. Den zweyten Theil davon hat bereits Mascov in der notitia juris et judiciorum Brunsvic. Luneburg. bekannt gemacht; der erste Theil aber, dessen Pufendorf in der introd. in process. civil. S. 200. gedenkt, erscheinet hier zuerst. 4) Freyheiten und Gerechtsame der Stadt Dassel. 5) Von der Curmede im Fürstenthum Grubenhagen, mit Aktenstücken. 6) Ein Schreiben König Christian des 4ten von Dännemark an den damaligen Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel von 1620., worinn der König den Herzog für seinen Ministern und Lieblingen warnet, und diese mit ihren Händeln in einer, dem Geschmacke der damaligen

ligen Zeit gemässen, oft drolligten, Schreibart gar arg beschreibt. Nach der fernern Ankündigung ein der Vorrede zu urtheilen, kann Herr Hinüber durch die Fortsetzung dieser Sammlung seinem Vaterlande nützlich werden, zumal wenn er alle Mikrologie sorgfältig entfernt. Man hat auch vom Verfasser ein Staatsrecht des Bißthums Hildesheim zu gewarten.

Nr.

Vollständiges Corpus gravaminum Evangelicorum. Erste Abtheilung. An das Licht gestellet, von Christian Gottfried Oertel, Churfürstl. Sächsischen Comitial-Gesandschafts-Canzelisten. Regensburg, gedruckt mit Neubauerischen Schriften, 1771. Zwote Abtheilung, 1772. zusammen 537 Seiten in Fol.

Man hat, unter dem Titel: Corpus gravaminum Evangelicorum, bereits eine Sammlung der Religionsbeschwerden der Evangelischen im deutschen Reiche gehabt. Sie ist aber nicht nur in der Einrichtung unbequem, da die sogenannte Additamente nicht sogleich bey ihren Hauptnummern, wornach bekanntlich die dahin gehörige Akten abgetheilt sind, befindlich sind, sondern auch unvollständig, weil verschiedene Aktenstücke darinn fehlen. Herr Oertel, der bey seinem Amte die beste Gelegenheit hat, etwas vollständiges hierinn zu liefern, hat in dieser neuen Sammlung jene Fehler zu verbessern gesucht, und von diesem Werke zeigen wir die beyden ersten Abtheilungen an. Eben die Vollständigkeit in allem, was zur Hauptsache gehört, hat ihn veranlaßt, den Titel, so das Werk erst haben sollte: *Compendium* Corp. Gravam. Evangel. abzuändern. Nach der Menge der Nummern zu urtheilen, kann es ziemlich weitläuftig werden, und um desto mehr Dank verdient der Herausgeber, daß er sich zu einer so nützlichen Arbeit entschlossen hat. Das versprochene vollständige Register am Ende des ganzen Buchs ist höchstnöthig. Ueberdem verspricht Hr. O., die neueste Periode noch in besondern Supplementen nachzuholen.

Ra.

---

2. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

Nymphomanie, worinnen von den Ursachen, Anfange und Fortgange dieses gefährlichen Uebels gründlich gehandelt wird. — Aus dem Franz. des Hrn. Bienville übersetzt. Amsterdam, bey Schreuder, 158 Seiten in 8.

Astruc hat zwar über eben diese Materie schon seinem Werke von Krankheiten der Frauenspersonen eine eigne Abhandlung beygefügt, auch sind unzähliche andre, die davon geschrieben haben; allein er hat sich nicht getrauet, dies Uebel so wie die übrigen, in seiner Muttersprache abzuhandeln. Hr. Tissot hat seitdem durch die Ausgabe seines Buches von der Onanie die heutigen Aerzte anders gestimmet, und man glaubt nunmehro, wo wir nicht irren, durchgehends, daß man dergleichen Krankheiten eben sowol in einer lebenden Sprache abhandeln könne, und — müßte als andere, wozu gleichfalls die Sünden der Menschen auf eine oder andre Art Anlaß geben. Ja die Aerzte der vorigen Zeiten haben es zu verantworten, daß sie die elenden nicht belehrt, oder viele von der Begehung einer Unwissenheitssünde abgehalten haben, die ihrem Körper so gefährlich wurde als ihrer Seele. Hat nun der natürliche Mensch selten so viel Philosophie, in dem Genusse eines Vergnügens an die Folgen zu denken, so gehört das nicht in das Fach der Aerzte; aber es gehört in ihr Fach, diejenigen sichtbaren Strafen der Sünde, und die physischen Folgen laut zu nennen, die aus dem Versehen in der Lebensordnung entstehen, — davon manches so oft nahe an das Vergnügen gränzet. Ob aber vielen nicht erst die Idee von einem neu entdeckten Vergnügen durch solche Warnungen beygebracht werde? Freylich, was man nicht kennet, das wünschet man nicht; allein das hier von B. und das von Tissot beschriebene Laster, sind — ein jeder beobachtender Arzt wird es gestehen, leyder ohnehin so allgemein, als irgend ein anders und zuverläßig öfterer die versteckte Ursache vieler chronischen Krankheiten als man glaubt; wer es auch durch solche Abhandlungen kennen lernte, dem würde man mehr gratuliren müssen, weil er zugleich die abschreckende Abscheulichkeit, und die Folgen dabey einsiehet, die ihm immer unbekannt bleiben, wenn er es durch unheiligere und unmedicinische Nachrichten als ein Vergnügen entdecket,

wo-

wovon er nichts zu befürchten hat. — Bienvillens Traktat sollte uns eigentlich nicht sehr intereßiren, da es kein deutsches Werk, sondern nur übersetzt ist, aber die Materie ist doch zu wichtig und zu neu. Die Einleitung, so sehr sie auch gelehrt und anatomisch seyn soll, hätten wir ihm gerne geschenket, da kommen öligte Fibern, woraus die Mutter zusammengefügt seyn soll — am Halse der Mutter sind Saamenbläschen, welche Feuchtigkeiten aus den Testickeln oder dem Eyerstocke an sich ziehen — von den Eyern geht eins nach dem andern vor der Zeit los, und sehen alsdann aus, wie eine unzeitige Frucht, welche von Würmern angefressen wird ꝛc. daß doch die Franzosen so oft gute Gerichte durch die Saucen verderben müssen! das Gemählde der Krankheit selbst ist recht sehr gut gerathen. Wie sie allmählich in eine melancholische Raserey oder wahre Tollheit übergehet S. 19. Was vom Soranus S. 22. gesagt wird bis 24. ist wörtlich aus dem Astruc. Auch das 3te Hauptstück von den Ursachen und den Zufällen S. 30. ganz daher, so gar die schöne Anatomie von Astruc von der Prostata den cowperischen Drüsen ꝛc. von Wort zu Wort abgeschrieben, kurz, das ganze 3te Hauptstück mit der künstlichen Theorie. Je weiter man lieset, desto mehr überzeugt man sich, daß Hr. B. nur eine paraphrasirte Uebersetzung ins Französische von Astrucs lateinischen Tr. gemacht, die Sachen hie und da ein wenig besser eingekleidet, sonst aber der Urschrift in allen Abtheilungen, Unterabtheilungen, und Abschnitten sclavisch gefolget sey. Obgleich das Uebel zuweilen unheilbar ist, so muß man doch eine solche Unglückliche nicht ganz verlassen S. 66. Die Geschichte, die zur Bestätigung dessen dienen soll, daß das Uebel durch einen starken Blutfluß geheilt werden kann, siehet so ziemlich einem Roman ähnlich. Das natürliche Mittel — das nicht officinell ist, auch viele übrige aus der Apotheke, nach Astrucs Anweisung, doch will er in der Selbstbefleckung selbst nicht Aderlassen. Von dieser scheinet der weiße Fluß bey Unverheyratheten dem Recens. eins der gewissesten Zeichen. Eine würklich tollgewordene — Das einzige vielleicht, was der B. eignes hat, wenn man die Menge weitläuftiger Recepte ausnimmt, wurde nicht geschlagen, sondern eingewickelt; eine Methode, die man auch in ähnlichen Fällen bey der Transportirung solcher Unglücklichen gebrauchen könnte. Wir sagen nichts von den Recepten, sie sind im gewöhnlichen französischen Geschmacke, ein Gemisch vielerley zum Theil unwürksamer Kräuter — doch bald hätten wir eins aus sublimirten Quecksilber und Golde vergessen; auch ist der

B.

V. den Bleymitteln sehr günstig. Im Ganzen ist die Absicht des V. gut und lobenswürdig. Die Uebersetzung ist auch gut gerathen.

Sr.

Unterricht gegen die Kinderblattern. Danzig, bey Wedel, 1772. 8. auf 96 Seiten.

Schriften, welche eigentlich für den gemeinen Mann bestimmt sind, und solche, welche von angesehenen Gelehrten kommen, deren Renommee einmal etablirt ist, verdienen immer die schärfste Untersuchung; jene, weil ihr Leser das vorgetragene selten beurtheilen kann, und ihm also nichts ungegründetes gesagt werden darf; diese, weil er von ihren Verfassern, aus gar zu großen Zutrauen, leicht Irthümer für gewisse Wahrheiten annimmt. Dieser Unterricht gehörte unter die erstre Classe, und der V. sagt sehr uneigennützig: „ich „widme diese Blätter dem gemeinen Mann, weil die Impfung „von ihm ursprünglich herstammt, weil sie am glücklichsten „war, da sie von ihm allein ausgeübt wurde, weniger glücklich, da die Aerzte daran künstelten, bis sie die Erfahrung „auf das ursprüngliche zurückgeführet; endlich weil ich glaube, „die Pocken werden aufhören eine Krankheit zu seyn, wenn „die Aeltern ihre Kinder selbst einimpfen werden.„ Eine Meynung die ganz neulich Hr. Wagler in Braunschweig in seiner Uebersetzung von Gatti der Erfahrung gemäß gefunden. Der Verf. hat die Einpfropfung selbst in London gesehen, und und schreibt daher nicht allein aus Patriotismus, da in seiner Gegend die neuen Verbesserungen dieser Kunst gar nicht bekannt sind, sondern auch aus genauer Bekanntschaft mit seiner Materie, aber im historischen und theoretischen finden wir ihn desto schwächer. Die Gelehrten haben freylich durch ihre Schriften wohl nicht so viel zur Aufnahme der Inoculation beygetragen, als die Großen durch ihr Exempel; aber diese, dächten wir, mußten doch durch jene erst belehrt und überzeugt werden. Daß uns die Blattern eine so natürliche Krankheit sind, als das Zähnen S. 11. werden mit uns wenige Leser dem V. glauben — auch nicht, daß an jenen so viel wie hieran sterben. Campher, Fieberrinde, und Schlangenwurzel hätten doch nicht sollen S. 14. mit Schaafskoth, Brandewein rc. in ein Fach gesetzt werden, wodurch die Kranken von den neuern Aerzten gebraten werden. Im Gesichte und auf den Händen,

sagt

sagt der V. 26. ist die Haut kühler, und die Hitze ziehet sich mit den Blattern mehr dahin „dies würde ja eben ein Beweis wider die kühlende Methode seyn, die der V. sonst so herzhaft, und zwar mit so großen Rechte empfiehlt! daß man auf allen inwendigen Theilen Blattern bemerket, S. 18. hätte dem gemeinen Manne auch nicht als so gar ausgemacht erzählt werden sollen. S. 44. versichert der V. daß er von dem Bruder der Jungfer Timoni in Constantinopel selbst erfahren habe, Hr. de Haen habe die Unwahrheit gesagt, wenn er behauptet, sie habe nach den eingepfropften Pocken dieselben nachher noch einmal natürlich bekommen. Die Gattische Art einzuimpfen ist S. 48. eben dieselbe in Constantinopel. Die Citationen des V. sind äusserst unzuverläßig, und er scheinet überhaupt seine Schriftsteller mehr dem Namen nach, als aus Belesenheit zu kennen. Mancher wird sich wundern, wie er zu der Ehre kommt, S. 4. in der Gesellschaft von Dimsdale und Kirkpatrik zu stehen; wer mögen die oft angeführten May und Hoen seyn? etwa Maty und de Haen? Ein Speichelwurm S. 24. ist uns eben so unbekannt. Wenn nach S. 76. von 10 Personen, die an Blattern sterben, gewiß 9 Kinder sind, so kommt das nicht sowol aus der angegebnen Ursache, weil diese Krankheit Kindern gefährlicher ist, als Erwachsenen; sondern weil überhaupt mehr Kinder davon befallen werden, und natürlicher Weise also auch mehr daran sterben müssen; läßt man aber 10 Kinder und 10 Erwachsene zugleich blattern, so wird gewiß, nach aller Aerzte Erfahrung, die Rechnung anders ausfallen. Ob dem wenigen von der beygebrachten Materie etwas von dem guten Erfolge in der neuen Art der Einpfropfung beyzulegen sey? — — Ey nun, so lange wir keine bessre Theorie haben. Für den gemeinen Mann sind auch die S. 68. beschriebenen Vortheile der Einimpfung vorerst hinreichend, dem forschenden Arzte thun sie aber nicht Gnüge. So gar allgemein ungereimt möchten wir es eben S. 89. nicht nennen, der Hitze etwas anders als Kühle entgegen zu setzen, und so sehr dreist mit dem V. behaupten, wenn man heiß sey, daß dann die Natur nach Kühle rufe, die Hitze mag entstanden seyn, woraus sie will; der gemeine Mann wird dergleichen Grundsätze, wenn sie so ohne alle Einschränkung debitiret werden, gar leicht, z. E. wenn er bey schwerer Arbeit heiß geworden, mißbrauchen. Die Vorschriften zum Verhalten bey den eingeäugelten Pocken sind übrigens gut, und gänzlich nach der neuen englischen Methode. Auch gefällt uns des V. Bescheidenheit, da er seine Theorie von Entstehung der

der Pocken durch Gährung nur für eine Vermuthung ausgiebt, die zur Heilung wenig beytragen könne.

Sr.

Anfangsgründe der Vieharzneykunst, oder kurzer Begriff von der Zergliederung des Pferdes. Zum Behuf der Lehrlinge in den königl. Vieharzneyschulen, von Hrn. Bourgelat. Aus dem Franz. übersetzt. Danzig, bey Flörke, 1772. 2 Alph.

Man muß sich durch den Anfang des Titels dieses Buchs nicht verführen lassen, alles das darinn zu suchen, was man eigentlich ihm zufolge wohl erwarten könnte; denn es ist blos eine Anatomie des Pferdes. Aber als solche betrachtet, ist es ein sehr brauchbares Werk, und verdient in den Händen aller derer zu seyn, welche sich mit der Vieharzneykunst beschäftigen; es ist etwa ein Winslow für die Vieharzte. Zuerst über die Anatomie überhaupt, und über die Theile, woraus der thierische Körper gebauet ist, dann folgt von S. 15. die Osteologie; S. 126. die Myologie, und vorgesetzt ist dieser, die Nachricht von den Decken des Körpers; S. 279. die Angiologie; S. 345. die Nevrologie, die etwas kurz ist (doch brauchen die Vieharzte als Vieharzte kaum so viel;) S. 371. die Adenologie; S. 395. die Splanchnologie. Diese letztere ist mit Recht am ausführlichsten behandelt worden, denn sie könnte gewissermaßen der wichtigste und interessanteste Theil der ganzen Anatomie genannt werden. Und billig muß man die feinere Anatomie von der gröbern unterscheiden. Kenntnisse der ersteren von jedem Vieharzte zu fodern, das wäre ohne Zweifel wohl zu viel; und es wäre in der That schon hinlänglich, wenn sie nur in der gröbern hinlänglich unterrichtet wären. Gegenwärtiges Buch aber enthält wirklich schon mehr als eine gröbere Anatomie des Pferdes.

Die Uebersetzung ist nicht ganz schlecht, aber doch bisweilen etwas nachläßig, manchmal sind auch die Kunstwörter ein wenig gezwungen übersetzt, z. E. die Studtenruthe (clitoris,) der Stachelmuscul (spinosus,) das verwunderungsvolle Netz des Willis.

W.

De Polyphago et Lithophago Ilfeldae nuper mortuo ac dissecto commentatio historico medico

dico quam in Academia Georgia Augusta pro summis in medicina honoribus ab inclyto medicorum ordine legitime adipiscendis ad disputandum proponit *Samuel Gottlieb Vogel* Erfordiensis a. d. XXX. M. Dec. A. R. S. MDCCLXXI. Göttingae, ex officina academica, apud F. A. Rosenbusch.

Joseph Kohlnicker, aus Passau gebürtig, kam als ein herumstreichender Bettler den ersten May 1771. nach Ilefeld in das Wirthshaus, und auf Befragen des Wirths und eines Verwalters, sagte er, daß er derjenige wäre, welcher Steine essen könnte, und noch ausserdem einen ausserordentlichen Appetit hätte. Er verschluckte auch in beyder Gegenwart eine ziemliche Anzahl Steine, und fraß ein Stück von einem alten Filzhute; bat sich von dem Verwalter einige Schlückgen Brandwein aus, worauf ihm dieser drey halbe Nössel geben lassen, welche er aus einem Kruge trinken zu dürfen, wünschte, weil ihm ausserdem der Spiritus in den Kopf käme. Eine halbe Stunde nachher legte er sich nebst seiner Frau und noch 6. andern Leuten auf die Streue, und starb in derselbigen Nacht um 2 Uhr am Schlage. Der Körper wurde auf Veranstalten des Beamten, in Beyseyn des D. Denker von Nordhausen, des D. Spangenberg von Walkenried, und des Stollbergischen Hofmedicus Keyselitz, geöfnet, aus deren Berichten, oder Viso reperto, folgendes angemerkt zu werden verdienet. In dem Magen fand sich 1) ein fahlgelbliches fluidum, 2) 19 Stück Kieselsteine, so 9½ Loth am Gewichte hatten, und 3) einige ganze Stücke von rohem Fleische, so unverdauet waren und 5 Loth wogen. Der Magen an und für sich, wog ein Pfund acht Loth, hatte keine Falten, und nachdem derselbe umgewendet und mit Wasser angefüllet worden, so befand sich, daß er fünf Maaß in sich fassen konnte. Die an sich unverdorbene Leber wog fünf Pfund, war einen Schuh breit, acht Zoll lang, und vier Zoll dick, auch befand sich die Gallenblase im natürlichen Zustande. Im intestino colo waren unterwärts 49 Stück Kieselsteine, so drey Viertel Pfund wogen, ein meßingener Knopf, und ein Stück von einer bleyernen Schnalle. In eben diesem Darme oberwärts fand sich ein Knopf von Metall, fünf Stück von einer zinnernen Schuhschnalle, 24 Stück Kieselsteine, so zusammen 11 Loth wogen. Die Excrementa waren nicht natürlich, sondern weißlicht und

 sehr

sehr flüßig. Im Unterleibe war die tunica adiposa einen starken Zoll dicke, und das intestinum colon lag unter dem Magen. Das große Netz (omentum gastro-colicum) das natürlicherweise am Boden des Magens befestiget ist, lag ganz über dem Magen her, und erstreckte sich bis unter das Zwerchfell, es war nach dem Magen zu, zusammengerückelt, da es aber zurück gelegt wurde, reichte es fast bis an die Schaamknochen. Die äussere Haut dieses omenti war glatt, die andere Seite aber, so auf dem Magen lag, und solchen bedeckte, war durchaus flockigt, von Fettflocken eines halben Zolles lang, auch hatte dieses das Ansehen vom innwendigen der flockigten baumwollenen Mützen. Das Zwerchfell war sehr hoch hinauf in die Brust getrieben. Die Lungen waren gesund, und die rechte Herzkammer war gestopft voll von gelieferten Blute, unter welchen aber nichts polypöses war. Die Adern im Gehirne sind stark mit Blute angehäuft befunden, eben so auch der Plexus chorcidalis, der vom Blute ebenfalls sehr angefüllt war, und wie ein kleiner verworrener Strick aussahe, doch war nirgends ein extravasatum zu sehen. Der Landsphysikus der Grafschaft Hohenstein und des Stifts Walkenried, D. Spangenberg, hält in seinem viso reperto dafür; daß, da der Magen bey diesem Vielfraße mit dem großen, dicken, und flockigen Netze überall bedeckt gewesen, so müsse die Wärme des Magens ungleich und weit größer gewesen seyn, daß die ingesta sich über eine halbe oder ganze Stunde darinn nicht aufgehalten haben, zumalen da die rugae und plicae, welche die contenta ventriculi an dem allzuschnellen Ausgange aus demselben hauptsächlich hindern, hier gänzlich fehlten. Aus diesem seye begreiflich, wie es möglich gewesen, daß dieser Mensch binnen wenig Stunden eine so ungeheure Menge Speisen von 16. bis 20 Pfund Fleisch hat zu sich nehmen und verdauen können. Dieser Meynung ist auch der D. Denker in seinem hier mit beygedruckten viso reperto, welchem allem auch der V. dieser Dissertat. S. 53. beygepflichtet.

Nach der gerichtlichen ad protocollum gebrachten Aussage der Wittwe dieses Joseph Kohlnickers, hat sie selbigen vor 8 Jahren zu Warschau, als eine Wittwe, geheyrathet, da er sich im Gefolge des Grafen von Brühl daselbst befunden. Von seiner Gefräßigkeit habe sie nicht eher als nach vollbrachter Heyrath etwas erfahren, und wäre trostlos gewesen, als sie gesehen, daß er nicht zu sättigen wäre. So lange Graf Brühl gelebt, habe ihr Mann täglich 3. bis 4 Pfund Steine nöthig gehabt, hingegen hätte er täglich wohl acht Pfund haben müssen, wenn

sie

sie ihm zu Essen gemacht. Unter diese Speisen und zwar unter das Gemüse, als rohen sauern Kohl, wovon sie ihm eine große Schüssel voll gegeben, hätte er eine Hand voll Salz, drey große Hände voll Steine, und ein Laibel Brod gebrockt, dieses auch in einer halben Stunde verzehrt. — Dieses alles habe ihn bey weiten noch nicht vollkommen gesättiget. Nur allein des Morgens früh hat er acht Maas Wasser nöthig gehabt, und sich nachher nach Biere gesehnet. In Dresden hat er vor sechs Jahren 2 Kälber, davon eines gebraten, und eines gekocht gewesen, in Zeit von 8 Stunden gegessen, Steine dabey verschluckt, und zwölf Maas Wein dazu getrunken. In Braunschweig hat er auf dem Schlosse, da er zuvor fünf Portionen Essen, so er mit Steinen vermengt, bey einem Traiteur zu sich genommen gehabt, dreyzehen Pfund Rinderbraten mit Steinen gegessen, und 12 Maas Wein getrunken; wenn er nun eine solche Mahlzeit gethan; so hätte er längstens anderthalbe Stunde darnach wieder gehungert, und Steine mit Brod und Salze gegessen. Geschmack habe er wenig gehabt, dagegen aber einen desto größern Abscheu vor Stockfisch, Käse und Haaren. Ja, was noch ärger ist, hat er niemalen bey großen Hunger Schweinsfutter verschmähet, wenn es nur warm gewesen. Niemalen hat er Schnupftoback (davon er um Mitternacht 12 Prisen geschnupft, und eine Portion Steine verschlungen) bey einem Krämer gekauft, welcher mit Stockfisch oder Käsen gehandelt. Bey allen Speisen, die er genossen, hätten nothwendig Steine seyn müssen, und habe er sich ganzer 8 Tage lang damit behelfen können, wenn er nichts anders gehabt; jedoch wäre er alsdenn über die Maße hungrig gewesen. In der Kirche, und wenn er gebeichtet hätte, habe er sich nicht ohne Steine behelfen können. In seinem Soldatenstande habe er für 8 Mann im Quartiere gelegen, und wenn es ihm an Steinen gefehlt, seine und seiner Kameraden Flintensteine zu sich genommen. Besonders habe er immer starken Durst gehabt, und wäre es ihm einerley gewesen, ob er Bier, Brandwein, Wein oder Wasser genossen. Seine Mutter sey ebenfalls unersättlich gewesen, und Steine genossen, dabey aber auch närrisch geworden, und sich in der Narrheit schwängern lassen, ohne daß man den Thäter erfahren. Dieses wäre von ihr verschiedentlich wiederholt worden, und hätte mehrere Hurkinder, von welchen sie eines umgebracht und gefressen, bekommen. Als ein Kind von 3 Jahren habe er Steine zu verschlucken angefangen. Zu Braunschweig hätte ihm Serenissimus 25 ℔ Rinderbraten, und zwanzig Bouteils

teillen Wein geben lassen, und dieses hätte er in 7 Stunden, von dem Mittage an bis Abends 7 Uhr verzehret, dabey aber auch Steine mit verschluckt.

Ordentlicherweise hat unser Stein- und Vielfresser alle 24 Stunden einen Sedem gehabt, welches aber allezeit eine halbe Stunde gedauert, niemals aber dabey geklagt, daß er Schmerzen dabey empfände. Jedoch, wenn er vieles zu essen hätte, so bekäme er ordentlicherweise wohl 3. bis 4 Sedes, jedoch wäre dieses nichts gewisses, und wären die Excrementa als denn ordinair beschaffen; dahergegen giengen die Steine alle 24 Stunden ab. Gold und Silber ist allezeit, wenn er dergleichen verschluckt, 3-4 Tage bey ihm geblieben. Das Zinn war beym Abgange bläulicht, beym Meßing aber war keine Veränderung wahrzunehmen. In Holland haben die Aerzte einen Versuch gemacht, und die Steine vorher gewogen, so dieser Kohlnicker in einem Tage gewöhnlicherweise verschlungen. Nachdem diese Steine durch die gewöhnlichen Wege wieder abgegangen, und abgewaschen worden, sind solche um ein ansehnliches leichter befunden worden, als vorhero. Wenn es ihm an Steinen gefehlt, hat er die abgegangenen und abgewaschenen, wieder von neuen verschlungen, aber nicht mit so vieler Begierde als frische Steine, weil die schon gebrauchten, wie er gesagt, ihn nicht so kühlten.

Die über diesen seltnen Fall geführten Akten, sind von der Königl. Regierung in Hannover, der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen geschenkt worden, um die Ursachen genauer zu untersuchen, woraus diese gutgeschriebene Dissertat. erwachsen.

Bl.

Jo. Nathan. Pezoldi, M. D. de prognosi in acutis specimen semeioticum. Lips. Jacobaeer, 1771. 83 S. in 8.

Eine sehr fleißige, wohlgeordnete und nützliche Sammlung der Zeichen in Fiebern. Hippokrates bleibt in diesem Fache immer der erste und beste Lehrer. H. P. aber hat noch aus andern Alten sowol als Neuern manches hinzugesetzt. Aretäus, Celsus und Galenus; Avicenna und Rhazes; van Swieten, Huxham, de Haen, Tissot, Glaß, u. a. sind fleißig gebraucht; auch die vorigen Sammler, Alpin, Fienus, Lommius und Klein genutzt: allerwärts aber sind kurze physiologische

gische Erklärungen eingeschaltet, wie sie den gewachsenen Kenntnissen unsrer Zeiten gemäß sind. Bey dem etwas vernachläßigtem Studio der Semiotik wünschen wir diesem Buche viele Leser und Hn. P. die Musse, es ferner auszuarbeiten und besonders die Hippokratischen Zeichen mit neuern Bemerkungen zu bestätigen, einzuschränken oder zu vermehren. Die Theorie des Bordeu verwirft H. P. Am meisten vermissen wir sonst den Gebrauch der speciellen Schriften über besondre Zeichen, von denen wir doch einige haben, die sehr wichtig sind.

R.

Antonii de Haen S. C. R. A. Majestatis Consiliarii et Archiatri etc. Tomus primus rationis medendi continuatae in nosocomio practico, Viennae, 1771. P. I, 248 S. P. II, 194 S. in 8.

Der veränderte Titel ist nur auf Ansuchen des Verlegers angenommen worden. Die Gegenstände, und die Art sie vorzutragen, sind aber noch immer dieselben, wie vorher. Es wird indessen doch noch ein 15ter Theil, als eine Suite der erstern, folgen, der ausser einem Register über die abgehandelten Materien, verschiedene Aufklärungen, Erweiterungen und Verbesserungen enthalten wird.

Hr. de H. hatte im letzten Theil die Pest ausführlich abgehandelt. Auf diese folgen jetzt die Fieber, die in Ansehung der Tödtlichkeit diesen am nächsten kommen. Die allgemeine Aufschrift ist, von den bösartigen Krankheiten. Diesen Namen kann jedes Fieber, sogar die Ephemera und das Wechselfieber, erhalten. Und gegentheils läßt sich auch die Pest in gutartig und bösartig eintheilen. In der Beschreibung der Bösartigkeit folgt der Hr. V. dem Boerhaave, der die seinige nach dem Hippokrates stimmt. Je größere Abweichung, nemlich von den Verrichtungen des Körpers während der Gesundheit geschehen, je plötzlicher diese erfolgt, und je unkräftiger sonst gute Mittel sind: desto gewisser ist die Bösartigkeit. Diese läßt sich doch oft durch Arzneyen verringern.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Hr. V. zu den bösartigen exanthematischen Krankheiten über. Wie die bösartigen Pocken zu verhüten, zu lindern, und zu heilen sind, wird zuerst gezeigt — Es hat nicht anders seyn können,

als daß der Hr. V. hiebey so wie in verschiedenen der folgenden Absätze, in Wiederholungen verfallen. Einige Krankengeschichten, bey denen die Cur beschrieben wird, gehen voran. Aus diesen erhellet, daß man sich nicht immer auf die vorhergehende Beschaffenheit des Körpers verlassen kann; sie kann schlimm seyn und es laufe doch alles gut ab. Die Zeit, in welcher das Gift versteckt liegt, so wie auch die Zeit des Ausbruchs kann sehr ungleich seyn. Noch ferner werden die Bäder gelobt. Der Hr. V. ist dem Daseyn der innerlichen Pocken nicht abgeneigt, und läßt sie auch dann oft gelten, wenn man sie bey der Eröfnung des Körpers nicht bemerkt hat, denn wenn er sie in dem Munde beobachtet hat: so sind sie daselbst früher verschwunden, als anderswo, schon vor dem 9. 10. 11. Tage, daher wenn man später die Leiche eröfnet, so können sie sich schon um die Zeit verlohren haben. Die Eröfnung der Pocken, die Aderlasse in jedem Zeitraum, der Genuß der Milch, die freye Luft, die Veränderung des Bettes werden noch ferner empfohlen. Auch fährt der Hr. V. noch immer in seiner Gesinnung wider die Inoculation fort.

Das Scharlachfieber kann auch bösartig seyn, und davon werden einige Fälle beygebracht. Joh. Storchs Buch davon wird gerühmt, und eben so Planzizes. So genau die Alten in Beschreibung chronischer Ausschläge waren: so wenig genau waren sie in Beschreibung hitziger. Daher kann man nicht mit Gewißheit sagen, ob sie dieses Fieber gekannt haben. Der zweyte Zeitraum ist gemeiniglich der gefährlichste, doch hat das Uebel bisweilen eine Gangrän im Mund oder dem Schlunde zuwege gebracht. Im bösartigen Scharlachfieber hatten die Aderlasse und antiseptische Mittel, besonders die Chinarinde, das meiste ausgerichtet. Die Neigung zur Wassersucht im zweyten Zeitraum wird durch diuretische und purgirende Mittel in Verbindung mit der Chinchina gehoben.

Noch immer versichert der Hr. V., daß seine Krankenhäuser von den Petechien und dem weisen Friesel frey seyn. Er verwirft die Meynung, daß in einigen hitzigen Krankheiten das Blut immer zu dick, in andern immer zu flüßig sey, und hat aus der Aderlasse gefunden, daß dasselbe beydes bey bösartigen und gutartigen Krankheiten zähe seyn könne.

Hr. de H. setzt seine Abhandlung von der Pest fort. Den Unterschied zwischen der Pest und dem pestilentialischen Fieber will er nicht gelten lassen, sondern nimmt beyde Namen in gleichem Sinne an. Er ist mit den Pestlazarethern sehr unzufrieden, als welche, durch die Menge der Kranken, womit

sie

sie vollgepfropft sind, das Gift verstärken und zur Fortpflanzung um so viel geschickter machen, viele Personen, die zur Seelenpflege, Cur und Wartung nöthig sind, der Gefahr um so viel mehr aussetzen und den elenden Kranken fast alle Hofnung zur Genesung abschneiden! wenigstens müßten sie besser eingerichtet werden, geräumiger und zahlreicher seyn und geschickte Aerzte und Wundärzte und menschenfreundliche Aufwärter haben. Dabey müßte die Curart verbessert werden. Die Aderlasse hat auch unter der anscheinenden Entkräftung statt. Den Nutzen derselben bestätigt ferner ein Brief aus Surinam von der dortigen Pest. Nebst der Aderlasse werden die mineralischen Geister besonders gerühmt.

Der folgende zweyte Theil betrift ganz und gar die Belebung der Ertrunkenen und Erhenkten. In Holland sind innerhalb anderthalb Jahren über 60 Ertrunkene wieder belebt worden. Die Masregeln, die man dabey genommen hat, werden erzählt. Man hätte aber nicht diejenigen vergessen sollen, bey denen umsonst Versuche angestellt worden. Hr. de H. erwähnt einiger eigenen mislungenen Versuche, einer war aber glücklich. Es folgen darauf 15 Versuche bey Hunden, die er ersäuft oder erhenkt hat. Keiner von ihnen war zu beleben, obgleich viele Mittel, die hier beschrieben werden, angewandt worden. Die nachgehends angestellte Zergliederung hat doch diese Versuche lehrreich gemacht, daß dieselben fruchtlos abgelaufen, schreibt der Hr. V. zum Theil der besondern Natur der Hunde und der gewaltsamen Erstickung zu. Er hat öfter Wasser in der Luftröhre entdeckt, als nicht entdeckt. In 13 Hunden ist kein Wasser in dem Magen gewesen. Weit mehrere haben Anzeigen einer Peripneumonie als des Schlags verrathen. Und da eben dies bey erhenkten Hunden bemerkt worden ist: so ist der Hr. V. nicht abgeneigt, zu glauben, daß von erhenkten Personen vielmehr von einem verhinderten Athemholen, als einem Schlag, sterben. Dies ist falsch, daß sie von einer Verrenkung, oder einen Bruch der Halswirbel sterben. Käme der Tod von gedruckten Nerven her: so würde er nicht so bald erfolgen. Des Hrn. de H. Versuche zeigen, daß die Luftröhre völlig von dem Strick verschlossen werde.

Aus allem schließt der Hr. V., daß die Todesart dieselbe sey. Er erzählt, was er in der Leiche eines Erhenkten bemerkt hat. Das Aufhängen der Ertrunkenen bey den Füssen wird als ein das Athemholen befördernder Kunstgriff gelobt. So brachte man bey einem Mann verschluckte Pistolen wieder heraus, da man nach getrunkenen Oehl ihn bey den Füssen

aufgehangen. Die Eröfnung der Luftröhre, glaubt er, helfe nur durch den heftigen Reitz der Instrumente, womit sie gemacht wird. Zwey dem Ansehen nach durch Kohlendampf erstickte Personen brachte er doch wieder zum Leben.

Kr.

Herrn Michael Sarcone, M. D. ꝛc. Geschichte der Krankheiten, die durch das ganze Jahr 1764. in Neapel sind beobachtet worden; Zweyter Theil. Dritter Theil. Aus dem Italienischen übersetzt, durch Joh. Rudolph Fueßlin. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1772. zusammen 34 Bogen, in gr. 8.

Wir haben den ersten Theil, welcher die Krankheiten beschrieb, die vor der großen Epidemie, bis zum April 1764. in Neapel geherrscht hatten, schon im 14. B. 2. St. S. 347. u. f. als ein sehr wichtiges und lehrreiches Werk angezeigt. In den beyden gegenwärtigen Theilen wird die Epidemie selbst abgehandelt, welche vom April bis zum Herbste gewüthet, und nur am Ende des dritten Theils sind ein paar Blätter den Krankheiten gewidmet, welche vom Herbste bis zum December dieses unglücklichen Jahrs wahrgenommen worden sind.

Die mördliche Krankheit war ein faules Fieber, das die vom Hunger zur Hauptstadt getriebenen zahlreichen Schaaren von Elenden hauptsächlich daselbst epidemisch machten. Herr S. glaubt nicht, daß die Fäulniß im Darmcanale zuerst entstanden und daraus in die Adern übergegangen sey, sondern daß der Sitz des Uebels zuerst in den Gefäßen gewesen, wo sich, aus unbekannten Ursachen, (denn Herr S. ist nicht der Mann, der alles erklärt, sondern nur alles beweißt, was er und seine Collegen beobachtet haben,) ein widernatürlicher Leim erzeugte, der von dem rothen Theile des Bluts verschieden, und kein sonst bekanntes inflammatorisches Fell; sondern ein Grundstoff der Fäulniß war, welche sich im Verlaufe der Krankheit im ganzen Körper ausbreitete. Dieser widernatürliche zähe Leim veranlaßte in der ersten Periode der Krankheit ein nachlassendes Fieber, und wenn dem nicht zeitig Einhalt geschahe, so lösete sich dieser Leim im Fortgange des Fiebers in eine fäuligte Maße auf, die alle Säfte verdarb, die Nerven und Eingeweide zerrüttete, sich in verschiedene Hölen, vornem-

nemlich aber in den Unterleib warf, und nach Verschiedenheit der Wendungen, die sie nahm, und der Theile, die sie an fiel, ganz verschiedene Scenen ihrer Wuth, hauptsächlich Todsucht, Convulsionen, Flecken, Brandverletzung der Eingeweide, Meteorismus, faulenden Durchlauf, u. s. w. veranlaßte. So lief die Krankheit gemeiniglich, doch aber nicht allezeit. Zuweilen äusserte sich der verborgene Gift gleich vom ersten Anfange an durch eine äusserst schnelle Colliquation aller flüßigen Theile, welche sich durch häufige unaufhörliche Schweiße, wässerigte Durchläufe, gänzliche Entkräftung, tödtlichen Frost, blasse und violetfärbige Flecken und den Brand offenbarten. Man muß die meisterhaften Schilderungen, die Hr. S. von den verschiedenen Gängen und Auftritten dieser wütenden Krankheit macht, selbst mit Ueberlegung betrachten, um das entsetzliche Schauspiel gleichsam mit eignen Augen anzusehen: denn ohne dieses aufs genaueste gefaßt zu haben, ist es unmöglich, die Kunst des würdigen Arztes nach Verdienst zu erkennen und zu bewundern, womit er einem so mächtigen und gefährlichen Feinde entgegengegangen ist. Möchten doch praktische Aerzte von ihm lernen, wie man in schweren Fällen von verborgnen Ursachen, nach einer vernünftigen Empirie, ohne alle Theorie, richtig verfahren kann, wenn man die wesentlichen von den zufälligen und nichtsanzeigenden Zeichen zu unterscheiden, hieraus den Stand und Gang der Krankheit zu muthmaßen, und daraus die Indicationen zur Cur zu formiren weis. Möchten sie von ihm lernen, wie man sich im Tumulte der schrecklichsten Zufälle, stets fest an die Regel zu halten habe, welche nicht einer, nicht der dringendste, nicht der schrecklichste Zufall; sondern der ganze zusammengenommene, richtig übersehene Zustand der Krankheit anzeigt; wie man ein Arzneymittel, das sich im itzigen Zustande göttlich beweist, in einem folgenden als tödtliches Gift scheuen, und eines, das itzt den unvorsichtigen Arzt, der es unzeitig gab, durch seine schlimmen Wirkungen auf immer von sich abschreckte, in einem andern Zustande mit kluger Kühnheit verordnen, und damit Wunder thun könne; und endlich, wie man ohne Vorurtheil, ohne Scheu vor Tadel, und mit einer Zuversicht, die keinen Erfolg scheuet, neuer, oder vergessener, verschriener, verlachter, kühner, oder grausam scheinender Mittel sich bedienen dürfe, um eine sonst verlorne Sache herrlich herzustellen. H. S. wendete in der ersten Periode des nachlassenden Fiebers alles an, um die Krankheit nicht zu ihrer Reife kommen zu lassen, und vertheydigt dieß Verfahren mit der ihm eigenen Gründlichkeit

N 5 gegen

gegen andre Aerzte, die es bedenklich fanden. Er suchte hauptsächlich durch Brechmittel von Ipecacuanhe und ein wenig Brechweinstein den Magen zu reinigen; er gab auch Purganzen, die aber dem ganzen Zustande der Krankheit aufs behutsamste angemessen waren, und vermied hierdurch alle das Unheil, das andre durch heftige, oder zur Unzeit gegebene Purganzen ihren Elenden häufig zufügten. Er ließ im Anfange ohne Bedenken eine Ader öfnen, wußte aber die Anzeigen zu unterscheiden, die es erfoderten, oder erlaubten. Er verordnete die Fieberrinde nicht eher, als nachdem er von der Reinigung des Magens und Darmcanals vergewissert war, und nur in den Remißionen des Fiebers. In einer solchen Zwischenzeit ließ er eine Unze derselben in vier Theile getheilt, von vier zu vier Stunden einnehmen, und zum steten Getränke gab er Schneewasser mit viel Limonienſafte und Zucker. Schien der Leib noch nicht ganz rein zu seyn, so verband er einmal mit einer Dosi der Rinde ein halbes Loth Epsomersalz und nahm Clystiere zu Hülfe. Bey wütendem Kopfweh schröpfte er das Hinterhaupt, oder öfnete die Halsader, oder legte Blasenpflaster aufs Haupt, oder ins Genick, oder hinter die Ohren. Bey Nervenzufällen, convulsivischen Bewegungen und hartnäckiger Schlaflosigkeit bediente er sich allgemeiner oder besonderer kalter Bäder, leichter Opiate und am meisten des Biesams, der in diesen Umständen große Wirkungen that. §. 817. Eßigwasser, oder die Limonensäure und dergleichen fand er wirksam, um der Fäulniß zeitig Einhalt zu thun, oder auch, um den widernatürlichen Leim aufzulösen, damit er zur Ausführung geschickt werde: denn aus Versuchen war ihm bekannt, daß Eßigwasser, Limonade, Eßigmeth, Salpeterwasser, Epsomersalz, und Senekadecoct, diese Speckhaut des Bluts noch am kräftigsten auflößten, oder entfaserten, obgleich hierinn das Wasser von Alicantseife vor allem den Vorzug hatte, aber unbrauchbar war, weil es zugleich eine merkliche Fäulniß in der leimigten Rinde beförderte. §. 465. 466. 106. Eben diese Auflösung des Leims ward zuweilen durch Mercurialarzneyen, rohes Spiesglas, und Kampfer, auch durch Blasenpflaster und andre septische Mittel erhalten, über deren Gebrauch im faulen Fieber man besonders §. 813. weiter nachzudenken veranlaßt wird. Vom Nutzen der antiseptischen, weiterhin, wann der zähe Leim durch obige Hülfsmittel geschmolzen war, und nun in der Maße aller Säfte umherschwebte, und beym Mangel der Lebenskraft nun zu faulen drohete, ehe er zur Crise gebracht, oder ausgeführt werden konnte; ingleichen

wie

wie damit die ausführenden Mittel, und die, welche die Lebenskräfte unterhielten, klüglich zu verbinden, und die natürlichen Ausführungswege offen zu halten waren, lieset man den lehrreichen Unterricht summarisch §. 818 : 824. Dies war die Zeit für die Decocte von Chamillen, mit Wintergrün, Fieberrinde, Pommeranzenblättern, Rosmarin, auch wohl mit einigen Tropfen von Meersalz: oder reinem Schwefelgeiste versetzt, zur Verhütung der drohenden allgemeinen Fäulniß; die Zeit für den Gebrauch des starken Weins mit Schnee, des Biesams rc. zur Aufrechthaltung der zerrütteten Lebenskräfte, und die Zeit der Fußbäder, der ganzen Bäder, der einzelnen Bähungen, der Friktionen mit Schnee, oder mit Tüchern von aromatischen Dünsten durchräuchert, ja auch der rothmachenden und selbst der epispastischen Mittel, um die giftige Materie an sichere oder zur Ausführung bequeme Oerter zu leiten und ihre Versetzung auf die edlen Theile zu verhüten. So verfuhr H. S. in den Fällen, wo der zähe Leim langsam und regelmäßig und mit allmählicher Neigung zur Fäulniß schmelzte, wobey doch übrigens die Besorgung der Symptomen allezeit diese Hauptcur bald näher bestimmte, bald einschränkte, bald unterbrach. Allein wenn der Uebergang des zähen Leims in Auflösung und Fäulniß plötzlich und unregelmäßig erfolgte; wenn er sich auf die Eingeweide zu wenden drohete; wenn er die Nerven convulsivisch reitzte, oder die Lebenskräfte betäubte; wenn er sich im Unterleibe absetzte, oder die Brust oder das Haupt anfiel; oder wenn sich die Krankheit ohne Remißionen gleich anfangs und ursprünglich fäulend äusserte; oder von rheumatischer Natur war; so mußte man diese Methode verlassen und oft auf eine der vorigen ganz entgegengesetzte Weise verfahren. Ueber dies alles muß man den Verfasser selbst lesen und studieren, und es wird gewiß selten ohne den Beyfall und die Befriedigung einsichtsvoller, und ohne die Erleuchtung und den Unterricht lehrbegieriger Aerzte geschehen.

Nach dieser allgemeinen Vorstellung des Hauptinhalts einer so merkwürdigen Schrift, wollen wir, um ihr desto mehr Leser anzuwerben, die beyden letzten Theile noch einmal flüchtig durchlaufen, und einige wichtige Nebensachen oder einzelne Reflexionen anzeigen, welche einen würdigen Leser lehrreich unterhalten, oder sein Nachdenken rege machen können.

Von §. 278. rc. widerlegt Herr S. die ausgebreitete Meynung, daß die Krankheit von verdorbenem Getraide und vom Mutterkorne hergerührt sey, ob gleich nicht zu leugnen ist,

daß

daß sie ursprünglich vom Mangel in den Provinzen entstanden, und von den verhungerten Elenden, die ihr Land verließen, zur Hauptstadt gebracht worden sey. — §. 328. 329. So äusserst ansteckend die Krankheit sonst war, so daß gesunde Personen, welche nur die Schwelle des Zimmers, worinn ein Kranker gelegen, berühret, schon mit dem Anfange der Krankheit nach Hause gekommen sind; so haben doch kranke Mütter ihre Säuglinge, ohne irgend einigen Schaden gestillt, und auch das Geräth, was den Kranken gedient hatte, ward ohne Schaden wieder gebraucht.

§. 339. ꝛc. Es war so wichtig, gar keine Neuerung in der gewohnten Lebensart vorzunehmen, daß selbst eine strengere Diät und Enthaltsamkeit von den gewohnten Lebensmitteln einigen zur Ursache gereichte, daß sie die Krankheit bekamen. Die, welche Arzneyen zur Präservation und selbst die Fieberrinde gebrauchten, wurden dennoch häufig befallen; besonders waren die unglücklich, die sich mit Purganzen präserviren wollten. Auch Muth haben half nichts.

§. 343. Hingegen waren die unterdrückte Ausdünstung, das Schmausen und jede Unmäßigkeit, ein Schrecken ꝛc. hinlängliche Veranlassungen zum Ausbruche der Krankheit.

§. 346. Nicht eine Maxime ist in der Arzneykunst beständig wahr. In der Pest zu Lyon 1628. waren die mit allem Unflath angefüllten Oerter sichere Freystädten. (Senac Traité de la peste. pag. 28.) In der Pest zu London unter Carln II. riethen die Aerzte an, alle Begräbnisse in der Stadt öfnen zu lassen. Der scheußliche Geruch, der daher wehete, wurde zum Heilmittel, wodurch der Grundstoff der Pest überwältigt und eingehüllt ward. (Suite des memoires de Math. de l'Acad. roy. des sc. 1751. p. 207.

§. 403. Die Petetschen zeigten sich aller Orten, sogar auf der Zunge; und es wurden Personen damit befallen, welche nach einer gänzlich kühlenden Methode behandelt wurden, viel Limonade und mit Schnee erfrischte Getränke tranken, häufig das Leinenzeug wechselten und stets in frischer Luft lebten.

§. 408. 413. Die entscheidenden Tage und der Tod fielen gemeiniglich auf die geraden, nicht aber auf die ungeraden Tage.

§. 412. Bey wenigen aber doch einigen sahe man gegen das Ende der Krankheit die Petetschen und die Gelbsucht als eine Crisis erscheinen.

§. 437. Das Angesicht war fast bey allen unaussprechlich vom natürlichen Zustande verändert, und dem ungeachtet ge-

blasen doch viele, wogegen manche mit kaum veränderten Gesichtszügen zum Tode giengen.

§. 444. Bey einigen war die Hitze sogar viele Stunden nach dem Tode noch empfindlich.

§. 457. Bey manchen Tödten waren die Lungen aufgeblasen und ausgedehnt, aber kaum stach man darein, oder zerriß sie ein wenig, so fielen sie zusammen. Sie waren mit blutigem Leim oder faulem Eiter angefüllt.

§. 459. Die Pia Mater war in ihrer Dichtigkeit um einen halben Zoll vergrößert, (was heißt das?) und mit einem zähen Leime getränkt.

Was §. 484. ꝛc. von der Natur des zähen Leims in den weisen Säften gesagt wird, ist aller Ueberlegung würdig, und §. 498. ꝛc. zeigt Herr S. daß der in dieser Krankheit beobachtete Leim nicht von inflammatorischer Art gewesen sey.

§. 542. Daß es vollkommene Tobsuchten ohne alle Entzündung der Hirnhäute geben könne, und daß manche dieser Entzündungen keine Tobsucht veranlaßt habe, ist aus Beobachtungen unstreitig.

§. 546. Die Epileptischen sind vor dem Paroxysmus furchtsam, wütend, unruhig; im Anfalle verliehren sie die Sinnlichkeit. (Ist das erste wahr? Wir finden es nicht.)

§. 553. Bey der Tobsucht, welche von dem durch die Gewalt des Giftes in Unordnung gebrachten Nervensystem entstand, waren kalte Getränke, hinunter geschluckter kaum gekaueter Schnee und kalte Bäder von einigen Minuten, oder vielmehr bloße Untertauchungen, die besten Hülfsmittel.

§. 554. In eben dieser Tobsucht hat oft das Opium und der bloße Bisam die unmäßige Empfindlichkeit gehoben, und einen süssen Schlaf, oder wenigstens eine stille Ruhe verschaft. Uebrigens lernte H. S. den himmelweiten Unterschied der Wirkungen dieser beyden Mittel, bey Gelegenheit, kennen, wo Bisam wider Convulsionen nützte, und Opium fast tödtlich war. §. 650. 651.

§. 567. Eine vernünftige Anmerkung vom unnützen und schädlichem Gebrauche des Blutlassens bey faulenden Brustkrankheiten.

§. 569. Die beständigen Zeichen einer im Magen festsitzenden faulenden Materie waren das beständige Zittern der Hände und Aufgreifen nach der Stirn und den Augenbraunen, oder das Wegstreichen der Bettdecke vom Magen, eine flüchtige Erröthung des Gesichts, vor oder bey jenen Bewegungen der Hände, und das Zittern der Kinnlade oder Unterlippe, mit einem allgemeinen Schauer.

Merk-

Merkwürdig sind die Spuren eines Wasserabscheues in dieser Krankheit, die von §. 578. an erzählt werden, und blos eine Wirkung verdorbener Galle gewesen zu seyn scheinen.

§. 586. Ist die Frage, ob die Manie nicht füglich mit zu den Fiebern gerechnet werden könne, aus angeführten Gründen der Ueberlegung wohl werth.

§. 587. In hitzigen Anfällen der Melancholie, womit sich die epidemische Krankheit zuweilen endigte, waren die kalten Bäder, der Biesam, die Blasenpflaster und gelinde Purganzen zuträglich. Der Schauer, der beym Baden entstund, vertrat entweder die Stelle des Fiebers und der Convulsion, beförderte den Umlauf der Säfte, und löste ihre Stockung auf, oder er besänftigte die gichterischen Zufälle und machte einen sanften Schlaf.

§. 600. Wenn der Wahnwitz von allzugroßer Empfindlichkeit und Reitzbarkeit herrührte, war der Nutzen des Bisams ausnehmend, und hier war auch das Opium nützlich, ohne daß man besorgen durfte, dadurch das Haupt zu sehr mit Blute anzufüllen. Wer hier das Heil der Kranken in der Wärme, in der verdünnten Luft, in warmen Getränken und Blasenpflastern suchte, der betrog sich. §. 604. Wenn hingegen die Empfindlichkeit bey den Wahnwitzigen convulsivische Erstarrungen verursachte, indem sie einen allzugroßen Reitz edler Theile veranlaßte; so waren Blasenpflaster an den Gelenken, Friktionen der untern Gliedmaßen, kalte Fußbäder und aufgelegter Schnee von guter Wirkung. §. 606. Hier that das Untertauchen der Kranken in kaltem Wasser und ein heisses Eisen an den Fußsolen vorzüglich gut. §. 607. 608.

§. 613. Zuweilen folgte auf die äusserste Empfindlichkeit ein Zustand von Steifigkeit und Spannung mit Dummheit und Unempfindlichkeit, oder dieser Zustand war auch ohne die vorhergegangene Empfindlichkeit zugegen. Hier war nichts schädlicher, als das kalte Baden, da es die Steifigkeit vermehrte. Man sehe hieraus, mit wie viel Unbedachtsamkeit man oft ohne Unterschied kalte Bäder, reitzende Arzneymittel und Opiate in allen Nervenkrankheiten und in den Verletzungen der Vernunft gebraucht. §. 616.

§. 658. Herr S. und einige andre Aerzte in Neapel gaben bey convulsivischen Unordnungen der Nerven von verhaltener Fäulniß in den Eingeweiden, den wohlthätigen Bisam zu einer halben Drachme auf einmal, und wiederholten dieses des Tags wohl zwey bis dreymal, wovon oft häufige Ausleerungen erfolgten, die die Eingeweide befreyeten. Waren

hin=

hingegen die Convulsionen von einem allzuheftigen Reitze der Arzneyen besonders starker Purganzen entstanden, so that Opium besser als Biesam. §. 667.

§. 676. Wenn die Materie der Krankheit zuweilen schnell im Haupte abgesetzt wurde; so entstand eine idiopathische Epilepsie, wo der Anfang des Anfalls gleichwol in einem immerwährenden Erbrechen einer zähen und schäumenden Materie bestund, und wo die Kranken oft von einer unaufhörlichen aber vergeblichen Bemühung sich zu erbrechen gemartert wurden. So deutlich wirken die im Haupte liegenden Ursachen der Epilepsie auf die Region des Magens *).

§. 679. 680. Wenn sich der Gift auf ein edles Eingeweide warf, und Epilepsie erregte, so nahm H. S. gleich im Anfange des Anfalls seine Zuflucht zu glühenden Steinen oder brennendem Holze an den Fußsolen, zu schneller Ableitung. Um aber die Nerven, die hierdurch sehr beunruhigt wurden, wieder zu besänftigen, mußte der Biesam zugleich gebraucht werden.

§. 690. u. f. erkennt H. S. daß ein Reitz der vom Haupte weit entfernten Nerven Convulsionen erzeugen könne, welche sich immer weiter ausbreiten, bis sie sich zuletzt auch auf den Sitz des Bewußtseyns im Gehirne erstrecken, dasselbe betäuben, und dadurch Epilepsie werden **).

§. 704. u. f. „Wenn man die Geschichte der bösartigen „Krankheiten liest, so erstaunt man zu sehen, wie die Aerzte „den Muth gehabt haben, den beständigen Charakter des Fiebers auf die Schnelligkeit und Geschwindigkeit des Pulses „einzuschränken, (besonders van Swieten,) da doch die Pulse „in bösartigen Fiebern zum öftern nur sehr wenig oder gar „nicht vom natürlichen Zustande abweichen, oder ausserordentlich langsam und selten, oder eine Zeitlang unterdrückt, „oder mehr und weniger abwechselnd befunden werden.„ Dieser ganze Abschnitt wird eine nützliche Lektüre für diejenigen seyn, welche noch immer dem Herrn van Swieten nachsagen, daß der Charakter des Fiebers überhaupt in einer vermehrten Bewegung des Herzens und der Pulse bestehe.

Auch das, was §. 706. ꝛc. von den Ursachen, welche den Puls verändern, gesagt wird, kann Nachdenken veranlassen. Wenn Morgagni behaupten konnte, daß viele Fehler des Pulses von den Nerven herrührten, so wird die Reitzbarkeit des Her-

*) Vergl. d. A. D. B. 16. B. S. 51.

**) S. d. A. D. B. 16. B. S. 47.

Herzens und der Adern unmöglich von der Herrschaft der Nerven so frey und unabhänglich seyn können, als viele neuere Aerzte in Deutschland glauben.

§. 725. Bey dem Meteorismus von faulenden Unreinigkeiten im Darmkanale waren die Purgiermittel gemeiniglich schädlich und unterdrückten den Harn. H. S. ließ den Unterleib mit Tüchern, in Schneewasser eingeweicht, oder mit Schnee bestreut bedecken, und sie oft erneuren; gab große Dosen Bisam, kalte Limonade; weiterhin Clystiere von Käsepappelwasser mit vielem Leinöhle, und wann der Bauch zu sinken anfing, reichte man den Kranken, noch ausser dem obigen, Schneewasser, mit einer mäßigen Dose Epsomersalz. Den verhaltenen Harn zapfte man ab, und so wurden viel Kranke gerettet.

§. 758. Eine wichtige Betrachtung über die Natur der Fäulniß. Nicht in allen Theilen unsrer Maschine pflegt sich eine ähnliche Fäulniß zu erzeugen. Es giebt Substanzen, in welchen die Fäulniß kein einziges Merkmal von Alkali zeigt, und umgekehrt. Es giebt andre, in welchen sich die Säure mit allen Graden der Fäulniß vereint, ausser nicht mit dem äussersten, u. s. w.

Von §. 760. bis 773. wird erwiesen, daß eine wahre Fäulniß in lebenden Körpern allerdings statt haben könne. Am Ende zieht H. S. daraus die Folgerungen: daß einige mit Unrecht in allen Perioden einer faulen Krankheit ihre Zuflucht zu antiseptischen Arzneyen nehmen; daß die auflösenden Mittel in der Periode nicht dienlich sind, worinn allein die Antiseptica erfodert werden; und daß diese nur da eigentlich dienlich seyn, wo die Säfte schon verdorben und in fäulige Auflösung versetzt sind. Eine merkwürdige Erläuterung hiervon geben die Blasenpflaster, die im Anfange dienlich waren, um den zähen Leim mit aufzulösen, in der Periode der Fäulniß aber ausdrücklich schädlich wirkten. §. 723.

§. 827. Weil gegen das Ende der Krankheit der Gift die Gefäße und umliegende Theile, wohin er sich absetzte, brandig machte; so bediente man sich in dringenden Fällen des Feuers, um den brandigten Theil zu vernichten, und von dem übrigen noch lebenden abzusondern.

§. 835. Daß der Gebrauch des Bisams in faulen und bösartigen Krankheiten schon alt, und nicht blos den englischen Aerzten zu verdanken sey. Craton, Scholz, Sennert, Höchstetter, Unzer, Mayerne, u. a. haben ihn innerlich und äusserlich in Pestfiebern verordnet.

§. 841.

§. 841. Von den ursprünglich faulenden Fieber, das neben der Hauptepidemie in Neapel graßirte, lieset man hier vom Herrn Cotunnius die grausenvolle Beschreibung.

Nun noch ein Wort von der Uebersetzung, die wir bey Anzeige des ersten Theils gerühmt haben. Sie scheint uns in diesem letztern nachläßiger gemacht zu seyn, wimmelt von undeutschen Wörtern und Wortfügungen, (als: es erscheinte sich, der Kranke heilte, (statt genas,) ein wüstes Koth, eine unflätige Schleimigkeit, des nahen (für demnach,) dannenhin, morböser Leim, u. s. w.) und ist oft kaum verständlich, wodurch das Lesen eines an sich schon nachdenklichen und in einem etwas schweren Style geschriebenen Werks ungemein mühsam gemacht wird.

Gz.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Rolf Krage. Ein Trauerspiel, in fünf Handlungen, von Joh. Ewald. Aus dem Dänischen übersetzt, von Joppert. Koppenhagen und Leipzig, bey Rothens Erben und Proft, 1772. 175 S. in 8. ohne die Vorrede.

Die Geschichte, worauf sich dieses historische Trauerspiel gründet, ist in den alten Sagen und Liedern der Skalden berühmt genug. Saxo erzählt sie ohngefehr so: Helge, Rolfs Vater, hatte Hothbrod den letzten König von Schweden mit allen seinen Leuten erschlagen, und sich Schweden zinßbar gemacht. Als Rolf, den man wegen seiner Länge Krage (im Alt-Dänischen ein Baum) zugenannt hatte, zur Regierung kam, nahm Atisle König von Schweden Urse Rolfs Mutter zur Ehe, um dadurch den jährlichen Zinß desto dreuster von seinem Stiefsohne abzubitten, und seinem Vaterlande die Freyheit verschaffen zu können. Allein Urse verfiel bald mit ihrem Gemahl wegen seines Geitzes. Um seiner loß zu werden, rieth sie ihm zum Aufruhr, und schickte indessen Boten zu Rolf, und versprach ihm große Geschenke, wenn er zu ihr nach Schweden kommen wollte. Sie pakte alle ihre Kleinodien zusammen und flüchtete. Als sie verfolgt wurde, streute sie dieselbe auf den Weg, um selbst dadurch leichter zu entkommen. Atisle ward nachher durch Biarke, einen von Rolfs Hel-

den, erschlagen. Rolf setzte einen jungen Mann, Hiartwar, auf den schwedischen Thron, und gab ihm seine Schwester Skulde zur Ehe. Diese, ein stolzes und boßhaftes Weib, beredete ihren Gemahl zum Aufruhr. Er gieng mit versteckten Waffen in seinen Schiffen nach Dännemark unter dem Vorwand den Tribut zu erlegen. Rolf stellte ein großes Gastmahl bey dieser Gelegenheit an, und als sich dieses nach den Sitten der damaligen Zeit mit Betrinken geendigt hatte, griff Hiartwar zu den Waffen und erschlug den König Rolf mit allen die um ihn waren. Hiartwar erfreut, daß ihm seine Verrätherey so wohl gelungen war, hielt eine Versammlung der Großen. Hier erstach ihn Wiggo, einer der übrigen Helden Rolfs mit dem Schwerd, auf das er ihm den Eid der Treue schwören sollte. Hother, ein Sohn Helge's und Bruder Atisle's, der sich in Norwegen bey dem Könige Gewar aus Liebe zu seiner Tochter Nanna aufgehalten hätte, ließ sich nun von den Dänen huldigen, nachdem der Thron durch Rolfs Tod erledigt war.

Die Vorausschickung dieser Geschichte war nöthig, wann wir nur ein Wort mit unsern Lesern über dieses äusserst abentheuerliche Stück sprechen wollten. Es wird es wahrscheinlich niemand als irgend ein Recensente lesen, und um nur einigermassen den Beweis für unser Urtheil zu führen, mußten wir so weitläuftig seyn. Shakespear folgt auch in seinen historischen Stücken dem Faden des Geschicht- oder Novellenschreibers mit einer wunderbaren Gewissenhaftigkeit, allein mit welchem Geiste weis er bey dem beschwerlichen Annalengang seiner Stücke jede sogar die letzte rhapsodische Person zu beleben. Allein unser Autor! — Dieser läßt alles, was er nicht zu packen vermag, von zwey Weibern, die vorne auf der Scene spatzieren gehen, so gut sie wollen und können, erzählen. Hier und da schleicht dann einer der Akteurs zu und ab, ohne daß man die geringste Ursache davon abnehmen kann. An Charakter der Personen ist gar nicht zu denken. Der edle Rolf stößt etliche Sittensprüche aus, die man nicht moderner aus dem Schlegelschen Canut nehmen kann. Die Helden, die nichts als Rache, Mord und Todschlag athmen, sprechen unterdessen von Tugend und Hochachtung, wie es die Umstände mit sich bringen u. s. w. Der Gang des Stücks fängt nicht an, und geht nicht fort, sondern es ist ein ewiger Kreislauf zwischen den Coulissen. Die Verrätherey Hiartwars, macht die Haupthandlung aus. Die Scene eröfnet sich durch eine Unterredung von zwey Weibern, die Verrätherey befürchten, ohne daß ihr Verdacht durch etwas,

was, das sie vorbringen, gerechtfertigt würde. Dieser Verdacht breitet sich aus, jeder spricht davon. Die Verräther glauben sich also entdeckt. Skulde sucht Hiartwar ihren Gemahl zu Vollbringung der That, als eine andre Macbeth zu reitzen. Allein, welche kalte Deklamation gegen jene Furienseele der Macbeth! Die Imprekation, die sie ausstößt, sind, der Dichter mag sie als noch so fürchterlich berechnet haben, höchst lächerlich. In ihrer vorgeblichen Wuth ruft sie aus: „Hadings Gott, mächtiger Wagenhofte! Utgaarde Loke! — „Hel! oder du Frêe, der du in Upsal wohnest! — Hundert „Stücke des schwärzesten Viehes verspreche ich dir — und „willst du lieber Menschenblut — den letzten von dem Stam„me des Dans, — und Hiartwar; und wann ich erst ruhig „auf dem Throne sitze — alsdann den vierten Theil meiner „Unterthanen:„ — Im zweyten Aufzuge erscheint Hother Atisle's Bruder und Helge's Sohn, der sich an Rolf wegen seines Vaters und Bruders Tode rächen will, auf der Scene. Er ist unbekannt in Hiartwars Gefolge, mit Gewar, König von Norwegen, der auch einen fremden Namen angenommen hat. Für diese Person sucht der Dichter zu intereßiren, weil er nach Rolf regieren soll. Daher deklamirt er in schönen Monologen an seine Nanna, vielen Kampf zwischen Tugend und Untugend. Er will schlechterdings Rolfs Tod, aber er will ihn nicht im Schlaf überfallen, sondern bekämpfen. Skulde trägt diesem jungen Hother auf einmal ihre Liebe und zwey Königreiche an, wenn er sie an Rolf rächen will. Rolf geht über die Scene in sein Schlafgemach. Hialte soll ihn bewachen. Dieses Geschäfte möchte er gerne einem andern überlassen, weil er seine Freundin Signe noch diesen Abend besuchen will. Er wird mit Hother eins, daß er seine Stelle vertreten soll. Nun hält Hother Wache vor des Königs Schlafgemach, und monologirt wieder sehr schön. Wiggo, der den Lärm des Aufruhrs in der Stadt gehört, eilt herzu, und sieht Hother auch für einen Verräther an. Hundnig wird von der Skulde abgeschickt, Rolfs Kopf zu holen. Hother hält ihn mit Gewalt ab. Skulde kömmt selbst und haut die Thüre ein. Rolf erwacht und ruft was das bedeute! Er glaubt es gelte Hiartwarn. Man schreyt ihm endlich zu, daß er seine Waffen holen solle. Wiggo's Schwerd trift Skulden. Der edle Rolf bedauert noch seine Schwester. Er sieht Hother vor seinen Freund an. Dieser bringt ihn aber bald aus dem Irrthum. „Es war nicht aus Liebe, daß ich dich vertheydigte. „Ich behielt mir selbst deinen Tod vor.„ Sie kämpfen mit einander.

ander. Indessen drängt Hiartwar mit einem Trupp schwedischer Kämpfer herein. Sie greifen Rolf an, und Hiartwar verwundet ihn von hinten tödtlich. Hother sucht des edlen Rolfs Tod zu rächen, und treibt die andern vom Kampfplatz. Rolf und Hiartwar bleiben allein auf der Scene und der sterbende König sieht Hiartwar vor Hothern an. Er reicht ihm die Hand; dies bewegt ihn so sehr, daß er sogleich alles auf den Knien bereut. Das übrige enthält die lächerlichste Episoden. Eine einzige Handlung kommt noch vor, die der Dichter nach der Geschichte hereinzwingen wollte. Wiggo soll Hiartwar den Eyd der Treue schwören. Dieser bietet ihm dazu das Schwerd mit der Spitze an. Wiggo antwortet: Rolf habe es seinen Getreuen mit dem Hefte gegeben. So bald er es von ihm empfängt, stößt er den Mörder zu Boden und Hother wird zum Könige ausgerufen.

Und siehe lieber Leser, dieser Autor sagt, man habe ihn aus Deutschland mit einer Uebersetzung bedrohet. Er habe daher diese gegenwärtige selbst veranstalten müssen. Er lebte also in seiner Einbildungskraft vor Welt und Nachwelt.

Die Vorsehung, ein Lehrgedicht, von Gustaph Adolph von Amman. Augsburg, bey Elias Tobias Lotter, 1771. 50 Seiten in 8.

Der weise Doktor Monla Tschelebi, mit dem Zunamen al Diarbekri bemerkt schon längstens in seinem Buch der wunderbaren Fragen, das er für den Sultan Amurat den 3ten geschrieben, wie viel daran liege, daß ein Mensch zu rechter Zeit in die Welt komme. Herr v. Amman hätte um 30 Jahre eher erscheinen sollen, so war seine poetische Nische gefunden, und in einer künftigen Dichterbibliothek wäre sein Werk mit Anmerkungen über die Fülle seines Genies und die Dürftigkeit seines Zeitalters ans Licht getreten. So aber möchte in Ao. 1771., wo sich die Scala der Dichtertalente zwar leyder nicht durch Veranstaltung von uns Herrn Kunstrichtern, sondern durch dargestellte Werke der Meister selbst um einige Rubricken vermehrt hat, die Anwendung derselben für den Hrn. v. Amman etwas gefährlich ausfallen. Sein non plus ultra ist das Gellertische Lehrgedicht, und es wäre wahre Schicane von uns, wenn man ihn darüber anfallen wollte. Es giebt heut zu Tage noch so viele hübsche Mittelmänner, die doch auch ihr bischen mit lesen wollen, und für welche, ohne daß unsre Urtheile Todsünden gegen die Brüderliebe scheinen, daß man das, was

ihr

ihnen die Vorsehung in diesem Gedicht zu ihrer Erbauung angewiesen hat, nicht wegrauben muß. Nicht zu bedenken, daß gereimte Prose unter die allgemeine Nahrungsmittel gehört, die einmal in die Natur gelegt sind, daß also alle Deklamation gegen irgend eine Art derselben von selbst lächerlich wird. — Durch Gott, fängt er an, wird alles regiert, das Ganze und und die Theile. Epikur träumt sich umsonst einen müßigen und unbesorgten Gott. Da er den Wurm geschaffen hat, so wird er ihn auch erhalten. Aber, wirft man ein: das Insekt, das kaum der Mensch seines Anblicks würdigt, wie kann es Gottes Sorgfalt beschäftigen? Antwort: das Auge des Menschen betrügt sich, es schätzt nur das, was in die Sinne fällt. Jedem Thier gab Gott seinen besondern Instinkt, sich zu erhalten. Wie vielmehr ist der Mensch ein Gegenstand seiner Huld! „Aber die Weisheit wird in dieser Welt oft zum Spott, und dem besten Anschlag fehlt oft der Erfolg!„ Schon Erfolg genug, sagt Hr. v. A. Dein mißlungner Vorschlag dient dir zur Demüthigung deines Stolzes. „Allein, mein Anschlag war gut und auf meine Glückseligkeit angesehen. Ich sehe keinen Grund, warum ihn Gott läßt zu Schanden werden.„ Antwort: Du kannst das Ganze nicht übersehen, also auch nicht die Absicht Gottes. Da, wo du nichts mehr siehest, mußt du glauben.„ Nun kommt eine hinkende Erzählung, um ein bischen Predigt anzubringen. Der Dichter hat einen Freund, den er einen ganzen langen Tag nicht gesehen hat. Er eilt zu ihm, findet ihn krank. Was fehlt dir? ruft er aus. Kann ich dir mit meinem Blute dienen, wanns nöthig ist? Eine etwas sonderbare Anrede, wann man jemand unpäßlich sieht. Es entdeckt sich, daß der Freund heute ein Amt erhalten, und in der Dämmerung zu den Dichter gehen wollte, ihm davon Nachricht zu geben. Unterwegens hat ihn ein Mörder angefallen, der ihn für einen andern angesehen. Nun liegt er in seinem Blute, ist seinem Tode nah, und das alles, um einige Seiten von der Religion zu deklamiren:

Sey weniger ein Freund, und desto mehr ein Christ!

Sagt der Kranke zu seinem Pylades, der sich nicht trösten will. Wohl gegeben!

Nachher werden noch einige ganz flache Einwürfe von Armuth, Elend, Ungleichheit der Stände u. s. w. gegen die G. Vorsehung angebracht. Allein zur Haltung des Ganzen werden sie eben so schwach beantwortet, als sie vorgetragen wurden. Der äussere blendende Zustand der Großen und Reichen

wird mit dem inneren Frieden des dürftigen tugendhaften Mannes gegen einander gehalten u. s. w.

Nicht den mindesten philosophischen Gang, noch einen Funken von Dichtersprache haben wir angetroffen. Hier und da glückt es ihm ein großes und ein kleines Ding in einen Vers neben einander zu fassen. Ein Handgriff, der seit den vierziger Jahren auch nicht mehr viel bedeuten will. Keine gute und keine schlechte Stelle ist in diesen drey Bogen. Alles schwimmt in der großen Dämmerung von Mittelmäßigkeit, und deswegen ist auch der ganze Ton der Farben, schwachen Augen bestens zu empfehlen.

Za.

Kurzer Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst. Zweyter Theil, der die Rhetorik und Poetik in sich faßt. Königsb. und Leipz., bey Hartungs Erben, 1772. 1 Alph. in 8.

Es ist würklich zu bedauern, daß diese Lindnersche Encyklopädie der schönen Wissenschaften immer auf dem fehlerhaften Wege fortgeht. Der Verf. hat so viel Kenntnisse und Belesenheit, daß wenn er auch eben so viel Ordnung, Plan, Auswahl, und nur etwas philosophischen Geist oder Herz eines Lehrers hätte, für die Jugend, für die er doch schreibt, zu verdauen, zu sondern, zu ordnen, und anzuwenden — so wüßte der Rec. keinen neuern deutschen Schriftsteller in diesem Felde, der, wie nun einmal die werthe deutsche Litteratur liegt, mehr Materialien benutzen könnte, als er. Man braucht nur wenige Seiten seines Buchs zu lesen, so wird man ziemlich ahnden können, daß die Leute, die ihn so Magisterhaft getadelt und verbessert haben, ihm an literarischen Kenntnissen nach dem Umfange dieser Materie vielleicht weit nachstehen mögen, und gewiß nicht eine so fehlerhafte Gothisch-Preussische Aesthetik schreiben könnten — aber, was hilft das nun alles, da der Verf. keine Lust zu haben scheint, seine eigne Ernte zu sichten, zu verarbeiten, und zu geniessen? Dies ist nun schon die dritte Ausgabe desselben Buchs, oder vielmehr das dritte Aufwärmen desselben Breis — und es ist zum Erstaunen, daß dem Manne, der sich mit dem Umarbeiten doch so viel Mühe macht, und so sehr die Hände besudelt, kein Gedanke an die weit leichtere und angenehmere Arbeit eingefallen, doch einmal nun auch seinen Plan ruhig zu übersehen, oder vielmehr zu sehen, ob er auch gar einen Plan habe? zu diesem

sein Zwecke zu simplificiren, Unrath und Ueberfluß wegzuwerfen, hundert Namen auszutilgen und zehn dafür mit Fingerzeig, Wahl und Urtheil zu säubern, nicht ewig sich zwischen Gold und Koth zu wälzen, sondern Lehre und Einfall, wahre Kenntniß für die Jugend und Mährchenwitz, Wort des Lehrers und den sonderbarsten Nebeneinfall, der uns mit einmal hundert Meilen von der Materie wegreißt, zu unterscheiden, und endlich doch so mancherley, Wichtiges und Unwichtiges, mit dem Einen Gedanken zu behandeln, wozu das alles soll? wie denn dies oder jenes, alles oder nichts zur Bildung des Kopfs, Herzens, der Sitten, des Stils, (und was weis ich mehr, wozu der Trödelkram der neun Jungfern gut seyn soll) gehöre? und beytrage? und anzulegen sey, damit er beytragen könne? — Und siehe da! von alle dem noch immer nec vota, nec vestigium im ganzen Buche.

Wehe uns, wenn wir den bisherigen Rec. dieser Arbeit nachfolgen wollten, um Unterlassungs- Verwechselungs- und dergleichen Sünden, kurz Fehler zu rügen, wo wir doch immer kein gesundes Ganze sehen, und bey hundert Nachstoppelungen einer ungeheuren Zusammenstoppelung doch auch nie dies Ganze würde! Mit alle dem prahlerhaften Verbessern bey einem solchen Buch beweist man eben am meisten eignen Mangel: wo soll man hier im verbessern, im bestimmen anfangen, wo erst so viel auszurotten ist, damit etwas könne verbessert werden? — Also ists blos unser Zweck, einige Winke zu geben, wie die so mancherley Materien etwa zu simplificiren, zu ordnen, anzuwenden wären — und die Winke geben wir nur bey dem zweyten Theil, weil der erste mit seiner allgemeinen Aesthetik uns so hoch und himmelblau ist, daß ihn unser Finger nicht berühret.

Im Eingange die Unterscheidung zwischen Wohlredenheit und Beredsamkeit ist wahr und nöthig: ist sie aber nützlich geworden? Was sollen (S. 4-8.) die meist alle ganz unbestimmte Noten dieser Paragraphen? was soll das Wisch aller Redekünste S. 8-11. und das noch ärgere Wisch aller Redner vom Patriarchen vor der Sündfluth an, und aller Bücher der Wohlredenheit u. s. w. wo, wenn der Lehrer diese 23 Seiten recht erklären und commentiren wollte, schon ein Jahr hinstriche, und wo wenn wir das Gemisch nur ordnen wollten, hier unsre Recension nicht hinreichte. Weis man nun hinten nach ein Wort, von der wahren Geschichte, dem jetzigen Stande, dem innern Nutzen der Beredsamkeit und Wohlredenheit? weis der Schüler, nach welchen Büchern er vorzüglich zu greifen? in welcher Ordnung

er sie zu wählen? für welchen Lieblingsfehlern jedwedes Autors er sich zu hüten? wohin er sein Studium jetzt zu richten habe? ja, weis er selbst nur, welche griechische und lateinische und kallogallische Redner blos Registernamen oder würklich überbliebne Redner sind — und wie anders! wie vortreflich, wenn der Verf., der alle Quellen dieser Behandlung kennt, doch nur einige vorzügliche selbst kostete, und damit seine Schüler tränkte! Jetzt ist alles Wirrwarr. Noah und die Bergpredigt, der große Redner Ephialtes und M. Cethegus, der Klaffer Gallion und Vipsanius Meßala: der Deutschen Jagdsprache in der Redekunst, und Opitz der deutsche „Petrarch„ Mönchsberedsamkeit in Walchs monumentis medii aevi und die schärfeste Klaßifikation aller deutschen Wochenblätter, geistl. Redner u. s. w. wo Rambach Crugotten und von Acken einem Körner ꝛc. vor- und nachsteht — wer soll sondern? wer kann säubern? und wo Lindner selbst charakterisirt, ists fast immer Faust auf Auge! anser und olor! nochmals gesagt, wer soll sondern? — — — wer kann säubern? — —

Zweyter Abschnitt. Vom äusserlichen der Prose und prosaischer Beredsamkeit — wie tief ist der Leser mit einmal gesunken! Wörterverzeichnisse, und zwar Register von Wörtern, die etwa der Pöbel unrecht ausspricht, unrecht einmischt, und also ja auch hier nicht dorften eingemischt werden: von Wörtern, die ausgestorben sind, und warum weckt man sie denn wieder auf? von Provinzialwörtern und Kunstwörtern und zweydeutigen und leeren und pöbelhaften und poßierlichen Wörtern — Himmel! ist alle der Koth Schau zu führen? in einem Lehrbuche, wo so vieles Wichtige mit einem Wort abgefertigt ist, und nichts als Gedächtnißkunst, und das Principium minimi von Anfange zu Ende herrschen sollte? Sind diese Verzeichnisse als Verzeichnisse denn vollständig? und als Exempel angemessen? und in diesen Plan gehörig? Sollte das gedruckt seyn oder gesagt werden? und so als Verzeichniß im halben Spasse gesagt, und vielleicht daher angewöhnt, oder nicht lieber nur verbessert, in seinen Quellen ausgetilgt und verschwiegen werden? Und ist mit alle dem nun eine Quelle zur Reinigkeit, Deutlichkeit, Zierlichkeit, Nachdruck der Sprache (wie die prächtigen Ueberschriften lauten) eröfnet? Eine Quelle eröfnet? ich sehe noch keinen Wassertropfen. Der Schüler der Redekunst kann alle diese Verzeichnisse, wie Mithridat seine Soldatenrollen inne haben, und von Reinigkeit, Deutlichkeit, Zierlichkeit, Nachdruck der Sprache noch so viel wissen, als ein Stummgebohrner. Von keinem dieser

viele

vielsagenden Fodernisse ist ein Gedanke gefaßt, ein treues Herzenswort gesagt, ein Rath des Lehrers gegeben — Alles das sonderbarste Gemische von Gelehrsamkeit und Schlendrian, wie z. E. Synonymen, Beywörter, Machtwörter Periphrasen zeigen, über die so viel zu sagen gewesen wäre, in denen gewisser Maasse alles wörtliche der Beredsamkeit liegt, und hier — nichts gesucht werden darf. Desto mehr (S. 41-80.) von Tropen und Figuren, in denen, wie der Hr. Verf. irgendwo sagt, alle Mittel und Methoden liegen sollen, Leidenschaft zu erregen u. s. w. Der Rec. ist nicht so eckel, wie einige neuere Stutzer der schönen Wissenschaften auch gegen dieses Ueberbleibsel der alten Kunst: aber es ist doch, um Jupiters und Helenens Willen! alles nur Fachwerk! nur Topik! wo ja in das Fachwerk was gelegt, wo ja am sorgfältigsten gezeigt werden muß, wie die Topik zu brauchen sey? — und ist hier davon ein Wort? ist in allen neuern Rhetoricken davon ein Wort? Man schlingt also die Pillen auf dem Recept ein, und der Apothekerjunge hat weiter keine Arbeit — so wie der theure Patient weiter keine Würkung. Man lernt alle die Tropen und Figuren in seiner Jugend her, um sie wieder selig zu vergessen, und — wie jetzt die Sache ist — gut, daß sie und alle Syllogistische Kunstgriffe, mit denen sie in Parallele stehen, selig vergessen werden. So schwatzt man doch wenigstens seinen Unsinn und Aberwitz frey vom Herzen weg, ohne ihn mit allen diesen gelehrten Werkzeugen zu stempeln und zu hänseln. Und so liegt, wie gesagt, dies schöne Ueberbleibsel der alten griechischen Kunst, noch unbearbeitet und für die Bildung des menschlichen Geistes ungenutzt.

Beym Wohlklange und Numerus (S. 80-97.) sieht man, hat der deutsche Batteux vorgearbeitet, und wo der aufhörte, hört auch alles auf. Die wahre Melodie nicht blos Harmonie des Perioden — der lebendige Tanz und nicht das todte Gemählde seiner Vorstellungen ist bis jetzt noch ein Fremdling unsrer Rhetoricken und Poeticken und wirds wahrscheinlich noch so lange seyn, bis sich ein griechisches Ohr über dies Geheimniß alles Styls und Wohlklangs hermacht. Bisher haben wir nur noch von Lateinern, Franzosen und Engländern gelernet.

Ins Innere der Beredsamkeit, Thema, Eintheilung, Widerlegung, Beweise u. s. w. läßt sich dem Autor noch weniger folgen, so lange man nicht weis, wovon er rede? was, worüber? wozu man reden und also alle die Maasse brauchen soll? — Und zum Unglück wird das nirgend gesagt!

Keine Redegattung bestimmt! und man schwankt also zwischen alter und neuer Beredsamkeit, zwischen Knabenspiel und Mannerschlacht in der ungewissesten Mitte. Also nur bey dem etwas bestimmtern Gemählde, Charaktere, bleibend — ist wohl eine Regel des guten Gebrauchs, eine Warnung des Mißbrauchs, aus dem Innern der Sache, nach Nothdurft und Maasgabe der Zeit, des Inhalts u. s. w. gegeben? die mancherley Gattungen des Styls kommen erst nach, die doch, wenns nicht ein unnützer Wiederholungskram mit dem Wort Styl seyn soll, nichts als Classen der Materien sind, und also vorstehen sollten. Und denn auch hier welche einzige treffende ungemeine Regel wäre hier bey dem philosophischen Gespräch, Briefstyl gegeben, die nirgend als hier stehen könnte, aber hier von so großer Würkung wäre, daß man immer Absicht sehe, den Schüler ins Heiligthum zu führen? Das meiste ist stumpf, oder schief, oder überwegstreichend; und es ist würklich zu bewundern, wie der Autor mit einer so großen Kenntniß des literarischen Detail, im dogmatischen Detail so rückbleibe. Durch die einzelnen Kriticken einzelner Werke in allen diesen Schreibarten sind doch hier schon eine solche Menge recht treffender Detailregeln ausgemacht, daß ein Autor, der blos diese nutzte und mit Auswahl und Gehör aus den besten kritischen Schriften sammlete, einen ziemlichen Codex herauslåse; alle Anweisungen der Alten zu geschweigen, die nie über allgemeinen Aesthetischen Flitterkram raisonnirten, sondern eben im einzelnen der Anwendung die schönsten, treffendsten Regeln gaben: wie Aristoteles, Dionysius, Horaz, Quintilian u. s. w. zeigen. Blos dadurch, daß man diese Detailregeln unnütz generalisirt, ist ja alle unser philosophisches Handgemenge in die schönen K. und W. gekommen, und sollte also dies, für den Anfänger das nothwendigste Fach, überhin abgefertigt werden?

Dafür folgen nun schöne Titulaturtabellen, Chrien, Dispositionen nach allen Methoden, Inscriptionen und was weis ich mehr? hat der Autor das Talent zu disponiren, zu inscribiren, zu varroniſiren u. s. w. in seinem Lehrlinge geschärft? genau angezeigt, wer sich mit dem und dem abgeben, oder sich, wie vor Pest und Schlange dafür hüten müsse — hat ers: so viel geleistet! hat ers nicht, so sind das immer nur Cartes blanches und Rubricken zum großen Register der Vergessenheit — Amen.

Es fängt jetzt die Poetick an, die wir aber jetzt, unserm Zwecke gemäß, nicht mit anfangen, geschweige durchgehen kön-

können. Es sollte immer ins Auge genommen seyn, was will der Lehrer bilden? Dichter? Liebhaber? Dichtkünstler? Kritiker? oder gar nur Literatoren? Es sollte sodann ins Auge genommen seyn: was ist nun wesentlich und was zufällig? was nöthig zuvor zu wissen und worauf kommt man selbst? und worauf muß man selbst kommen, oder man lernts halb, schief und verdirbt sich? Endlich sollte doch Plan gemacht seyn: was muß im Lehrbuch stehen, und was wird besser mündlich gesagt oder diktirt? und in welchem Maaße muß es hier stehen? und wie ist auch im äussern Eintheilung, Plan, Bild zu treffen, daß die Sache im vorliegenden Lehrbuch, über welches so viele Stunden geredet wird, gleichsam selbst spreche, sich durch den stummen Anblick eindrücke und mit diesem Eindruck zugleich gute Form, — Muster von Simplicität, Würde und Reichthum — eine lebendige Mnemonik zurücklasse. Dies alles wären doch erste Fordernisse eines guten Lehrbuchs, die nun hier wohl so verletzt sind, daß wir uns — als Lehrbuch — beynah kein schlechteres auf der Welt denken können. Sonst ist aber darinn ein so reicher Apparat von Materialien, daß wenn der Vortrag des Lehrers vielleicht alles belebt, und ordnet und durch zehn Kunstgriffe, die wir nicht wissen, zum Ganzen fügt, der Schüler der Hindernisse zu überwinden vermag, allerdings mehr und etwas besseres in den Kopf bekommt, als ihm sonst die Lehrbücher vom zierlichsten Geschmack immer nicht geben können.

F.

Lustspiel ohne Heyrathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann, 1773. 12 Bogen in 8.

Auf einer noch wenig betretenen Bahn ist es immer leichter, sich auszuzeichnen, als bey einem Wettlauf, wo ganze Geschwader ihre Kräfte anstrengen, einander zu überholen, wer den fordersten nicht gleich kommt, der bleibt im Getümmel unbemerkt zurück. Im Gefolge vom Yorick hatte der V. wenigstens die Zufriedenheit bemerkt zu werden, aber hier wandelt er mitten im Troß der theatralischen Dichter mit fort. Zwar sucht er sich durch einen Kunstgriff aus dem gemeinen Haufen hervorzudrängen und sich einen eignen Weg zu bahnen: er will seine Leser bereden, Komödien ohne Heyrathen wäre

wäre eine ganz neue und besondere Gattung; allein das heißt im Grunde nichts gesagt. Freylich schließen die mehresten Lustspiele mit einer Heyrath und oft seltsam genug; aber nur in wenigen stützt sich das Interesse der Stücke darauf, sondern mehr auf die Liebe, davon das Heyrathen nur ein Erfolg ist. Indessen ist es ganz gleichgültig, ob der Dichter diesen Erfolg den Zuschauer nur vermuthen, oder wörtlich ankündigen läßt. Daß dieses letztere aber in den meisten Lustspielen geschiehet, das ist ein bloßes Herkommen, eben so wie coquette Kammermädchen und freche Bedienten zu dem Theatercostumi gehören, allein deswegen machen Lustspiele ohne coquette Mädchen und ohne freche Bediente noch keine besondere Gattung aus, ein anders wäre, wenn der V. die Liebe ganz aus seinen Lustspielen verbannt hätte, das könnte eher eine eigne Classe abgeben, ob wir wohl dieser Gattung keinen sonderlichen Beyfall versprechen möchten. Auf solche Nebendinge kommt gar nichts an, mit oder ohne Heyrath, das ist gleichviel, wenn das Stück an sich was taugt. Die in diesen Bogen enthaltenen Lustspiele sind folgende. Die unschuldige Frau, oder viel Lermen um nichts, von einem Aufzuge, stehet bereits unter etwas veränderten Titel in dem dritten Theile der empfindsamen Reisen, hier ist es durchgehends verbessert. Dem ungeachtet sieht es noch immer aus wie Parodie, denn die Oekonomie des Stücks sowol, als die Charaktere haben mit der Minna von Barnhelm eine zu frappante Aehnlichkeit, nur liegt hier eine andere Fabel zum Grunde: was in dem bekannten Leßingischen Stück, Liebe und edler Eigensinn für eine natürliche und interessante Verwickelung herbey führet, das soll hier eine übelverstandene Eifersucht thun, die Gelegenheit zu dieser und die Wirkungen davon sind beyde sehr gezwungen und ohne Wahrscheinlichkeit der Handlung. Das Duell in drey Aufzügen ist höchst, rebüttant, völlig im Charakter einer Tragicomödie, aber nichtsweniger als rührendes Lustspiel. Das Süjet ist in dem Wienerischen Stück, das eben diesen Namen führet, auch schon bearbeitet und dort wie der erste Anblick lehret, viel zweckmäßiger, nicht mit solchen unnöthigen Episoden durchflochten, als hier. Der V. versichert zwar, daß ihm das Wienerische Stück nicht eher zu Gesichte gekommen, als bis er den Plan zu dem seinigen völlig ausgearbeitet gehabt, das wollen wir ihm auf sein Ehrenwort ganz gerne glauben. Aber da nun das Publikum im Stande war, über zwey Produkte von gleichen Inhalt zu urtheilen und sie mit einander zu vergleichen, so mußte Herr Schummel, der mit dem seinigen zuletzt kam, durch das

Vertrauen einer großen Ueberlegenheit sich bewogen sehen, seine Arbeit dem Publiko vorzulegen, denn wer wird Vergleichungen zu seinem Nachtheil verlangen? Gleichwol ist das hier ausgemacht, daß der V. weit hinter seinem Vorgänger zurücke bleibt. Die Hauptmännin, die nach der Angabe des V. am meisten intereßiren soll, spielt eine ganz widersinnige Rolle, wie stimmt das mit den Gesinnungen einer zärtlichen und äusserst besorgten Frau überein, die noch kaum einen Augenblick Zeit gewonnen hatte, von der Furcht, den Gemahl durch ihren Bruder, oder diesen durch jenen zu verliehern, sich zu erholen, daß sie, indem sie die Pistolen, die sie wegprakticiren lassen, ins Wasser wirft, jenseit eines Wassergrabens, wohin sie der V. in Sicherheit bringt, mit unbegreiflichem Leichtsinn über die Duellanten scherzt und ihnen ins Angesicht Hohn spricht. Diese waren ja noch nicht mit einander ausgesöhnt, das Hohngelächter der Schwester mußte nothwendig bey dem stolzen Bruder nur neue Erbitterung hervorbringen. Die Duellanten konnten nun ja zum Degen greifen oder leicht anderes Mordgewehr finden. Der Gärtner Peter ist in diesen Stück höchst unnütz und überlästig, wer kann diesen unerträglichen Kerl in der 7ten Scene des ersten Aufzugs, und wo er sonst noch immer zur Unzeit vorkommt, ausstehen? Der Würzkrämer und sein Sohn, eine Schulkomödie, die in einem Aufzuge, mag wohl noch von den Schuljahren des V. herrühren, für Schulknaben ist sie gut genug und erbaulich. Noch zur Zeit verspricht Herr S. für das Theater keine großen Talente, das einzige, was ihm gelingt, ist der populäre Dialog. Nur keine Probestücke mehr, lieber dafür in einigen Jahren ein Meisterstück!

Ab.

S. J. E. Stosch, Predigers zu Lüdersdorf, Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache. Zweyter Theil. Frankfurt an der Oder, bey Brauns Wittwe, 1772. 1 Alph. 13 Bogen in gr. 8.

Alles das Vortheilhafte, was wir von dem ersten Bande dieses Werks (A. B. XV. 2. S. 367. ff.) gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, für welche das Publikum dem Verf. sehr verpflichtet seyn muß. Uns sey es erlaubt, auch bey diesem Theile einige Erinnerungen herzusetzen.

Gleich

Gleich der erste Artickel, worinn die Wörter: herablassen, herabsetzen, u. s. f. sehr gut erläutert und unterschieden werden, vertrüge noch den Zusatz, daß man auch die beyden angeführten Wörter von der Handlung braucht, wenn von dem Preise einer Sache die Rede ist; mit dem Unterschiede, daß man sagt, den Preis, oder etwas vom Preise herablassen, wenn man die Summe des angesetzten Preises, dem Käufer zu Gefallen vermindert; und, den Preis herabsetzen, wenn man die Angabe des Werths kleiner macht, weil entweder von der Sache größerer Vorrath, als vorhin, da ist, oder, um die Waare desto eher los zu werden.

§. 5. Aufmerksamkeit und Achtsamkeit würden wir lieber so unterscheiden, daß die erstere eine Eigenschaft des fassenden, die letztere des beobachtenden und untersuchenden Verstandes sey.

§. 7. wäre noch hinzuzusetzen, daß bekennen, in einer andern Wortfügung, mit gestehen einerley sey, wenn man nemlich sagt, sich zu etwas bekennen. Sonst sind diese beyden Wörter sehr wohl unterschieden.

Bey zusammen (ebendas.) könnte noch bemerkt werden, daß auch in der Zusammensetzung die Bedeutung der Bewegung nach einem Orte sichtbar sey, als in: Zusammenkunft, Zusammensetzung u. s. f.

§. 8. Den Plural Würme würden wir lieber in der kollektiven oder generischen Bedeutung, für Gewürme, nehmen. Die angeführten biblischen Beyspiele vertragen dies sehr gut. Denen aus dem Frisch fehlt es an Autorität; sonst würden sie freylich unsrer Anmerkung entgegen seyn.

§. 15. Bey dem Worte abgeneigt braucht es, wie uns dünkt, der etwas gezwungnen Erklärung des Verf. nicht, daß doch wirklich der Begriff der Hinwendung zu einer andern Sache darinn verborgen liege. Das Vorwort ab hebt die Bedeutung des Hinwendens auf, und setzt die gegenseitige, des Wegwendens an ihre Stelle.

§. 17. Die Anmerkung, daß bequem, in der ähnlichen Bedeutung mit tüchtig und geschickt, nur von leblosen Dingen gebraucht werde, leidet wohl ihre Ausnahmen. Man sagt z. E. ein bequemer Mensch, von einem, der verträglich und im Umgange nicht überlästig ist; ein bequemes Pferd, u. s. f.

§. 18. läßt sich noch der Unterschied angeben, daß Ruhe nicht so nothwendig eine vorhergegangene Bewegung oder Er-

mü-

nährung voraussetzt, wie Rast. Man sagt: in Ruhe seyn, in seiner Ruhe bleiben, u. d. gl.

S. 26. f. Aus dem, was der Verf. über die Wörter schämen und scheuen sagt, ergiebt sich, daß das erstere von einer wirklich gegenwärtigen Unanständigkeit gebraucht wird, das letztere von einer nahen oder entfernten, der man auszuweichen sucht.

S. 27. kann noch die Redensart, in Rücksicht, hinzugesetzt werden, welche von dem Ausdrucke: in Absicht, darinn verschieden ist, daß jenes eine Erwägung vorläufiger Umstände, dieses eine Erwägung der Folgen bezeichnet.

S. 31. Den Wörtern: abkommen, abbringen, abschaffen, läßt sich noch abstellen beyfügen, welches vornemlich von eingerissenen Mißbräuchen einer Sache gesagt zu werden pflegt.

S. 43. Bittschreiben und Bittschrift sind nicht blos in Absicht auf die Personen verschieden, an welche sie gerichtet sind, sondern auch in Ansehung der Form, der innern und äussern Einrichtung. Bey jenen ist es die gewöhnliche Briefform, bey diesen die bekannte Form der Memoriale.

S. 72. Gewahr werden wird freylich auch von Handlungen und Verrichtungen gebraucht. Indeß scheint diese Bedeutung doch ursprünglich tropisch zu seyn, und der Ausdruck eigentlich, so wie erblicken, für Gegenstände des Gesichts zu gehören, auch selbst da, wenn es von Handlungen gebraucht wird, den Nebenbegriff einer sichtlichen Wahrnehmung einzuschließen.

Eine sehr gute Anmerkung über die verschiedne Bedeutung der Wörter, nachdem man den Ton bey der Aussprache derselben verändert, findet man S. 107. f. Dergleichen sind: umspannen, Gebet, umfahren, überlegen, übersetzen, u. a. m.

S. 110. kann man noch das Wort Statt hinzusetzen, welches in ähnlichen Redensarten, mit der: an meiner Stelle, gebraucht wird. Denn es ist wohl nicht blos als eine Trennung der Partickel anstatt anzusehen.

S. 112. hätte noch die Redensart: Stube und Kammer beygebracht werden können, welche zugleich die verschiedne Bedeutung beyder Wörter erläutert. Hier kann man, dem Sprachgebrauche nach, nicht Zimmer für Stube sagen. — Das Wort Diele ist nicht blos in Mecklenburg, sondern in ganz Niedersachsen durchgängig üblich.

S. 134 Von dem Worte Schimmer hätte noch die Bedeutung bemerkt werden können, da es die zitternde Bewegung des Lichts andeutet, die dem Auge oft beschwerlich wird; so

auch

auch das Zeitwort: es schimmert mir vor den Augen. Beym Scheine hingegen ist mehr Stätigkeit.

S. 146. Mit dem Worte Lust scheint nicht blos dann, wenn man sagt, zu etwas Lust haben, sondern auch in der Redensart: an einer Sache Lust haben, der Begrif einer Begierde verbunden seyn, und zwar im letzten Falle, der Befriedigung dieser Begierde. Sonst ist der von dem Verf. angegebene Unterschied sehr wohl bemerkt, daß das Wort Vergnügen eine größere Beruhigung, das Wort Lust eine stärkere Empfindung anzuzeigen scheint.

S. 160. Man sagt eben so wohl: ein feister Mann, als, ein fetter Mann; jenes freylich mehr im Scherze, und in Rücksicht auf das Wohlleben, und die Mästung, wodurch er es geworden ist.

S. 161. Ueberweisen scheint allemal vorauszusetzen, daß derjenige, den man durch Vorstellung augenscheinlicher Gründe zur Erkenntniß einer Wahrheit bringt, vorher diese Wahrheit geleugnet, oder sich ihr widersetzt hat. Die von dem Verf. angeführten Beyspiele vertragen sämtlich diesen Nebenbegriff.

S. 167. Dem Sprichworte: Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, wo das Wort warm für heiß gebraucht wird, wäre vielleicht die sprichwörtliche Redensart: einem den Kopf warm machen, beyzugesellen.

S. 180. ff. nimmt der Verf. Gelegenheit, einige grammatikalische Anmerkungen über den Gebrauch der Hülfswörter: ich habe, und, ich bin, bey den Verbis Neutris zu machen. Er sucht denselben durch drey allgemeine Regeln zu bestimmen, welche wir, um sie gemeinnütziger zu machen, hier mittheilen wollen. Die erste Regel, die auch schon Bödicker hat, ist folgende: Diejenigen Wörter, welche ein Thun anzeigen, nehmen das Hülfswort, ich habe, zu sich. Diejenigen hingegen, welche ein Leiden bedeuten, brauchen das Hülfswort, ich bin. Er setzt hinzu, daß es sehr wenig Ausnahmen davon geben werde, und daß er nur folgende vier gefunden habe: kommen, bleiben, ergrimmen und wachsen. Vielleicht liessen sich noch die Wörter: sinken, erwachen, aufstehen, auferstehen und erstehen, das letztere in gleicher Bedeutung mit den beyden vorhergehenden, hinzusetzen. — Die zweyte Regel: Diejenigen Neutra, welche eine Bewegung von oder nach einem Orte, imgleichen eine Ruhe an einem Orte ausdrücken, fodern, wenn der Ort, oder ein gewisser Zweck dabey genannt wird, das Hülfswort, ich bin, sonst aber das Hülfswort, ich habe. Auch hievon werden verschiedne Beyspiele angeführt. —

Die

Die dritte Regel ist schon von mehrern gegeben; sie betrift nemlich die Verba neutra reciproca, welche allezeit das Hülfswort, ich habe, zu sich nehmen.

S. 192. hätte noch bey dem Worte nachlassen die Bedeutung berühret werden können, da es so viel heißt, als von rechtmäßigen Fodrungen oder Ansprüchen etwas fahren lassen, mehrentheils aus Gefälligkeit gegen andre. Und in diesem Verstande wäre es mit dem S. 191. erläuterten Worte abstehen zusammenzuhalten, welches oft in eben dem Verstande, zuweilen aber auch von der Aufgebung unbilliger oder gar zu strenger Fodrungen und Ansprüche gebraucht wird, auf welche man eine Zeitlang hartnäckig bestand.

S. 193. Die Bemerkung, daß das Wort Zustand allemal etwas zufälliges und abwechselndes andeute, verträgt wohl einige Einschränkung. Oft bezeichnet es die wesentliche Einrichtung, z. E. der Zustand der menschlichen Natur.

S. 196. wäre es vielleicht dienlich gewesen, die allgemeine Anmerkung voraus zu schicken, daß die Verschwiegenheit eine Gemüthseigenschaft, das Stillschweigen hingegen eine einzelne Handlung, oft auch eine Erweisung jener Eigenschaft sey.

S. 210. Z. 5. v. u. ist vermuthlich durch einen Druckfehler vorzeigen für verzeigen gesetzt, welches dem verzeihen entsprechen würde, aber, wie der Verf. auch anmerkt, gar nicht gebräuchlich ist.

S. 215. ff. dünkt es uns nicht genau genug zu seyn, daß der Verf. den ganzen Artikel hindurch bald sich erschrecken, bald erschrecken, in der neutralen Bedeutung sagt. Das letztere ist ohne Zweifel das richtigste.

S. 227. Schildern scheint von mahlen nicht so wohl durch die Bestimmung, wie der Verf. glaubt, als durch die Art der Gegenstände und deren Behandlung unterschieden zu werden. Das erstere Wort braucht man mehr von der Abbildung einer einzelnen oder mehrerer Figuren; und dem Detail eines Stückes. Dieser Unterschied gilt, wie uns dünkt, auch beym uneigentlichen Gebrauche beyder Wörter. Der Dichter mahlt, bey der allgemeinen Entwerfung seiner Gegenstände; er schildert, wenn er ihre einzelnen Theile und Merkmale genauer zergliedert und ins Licht setzt.

S. 229. Das Wort Bildniß hat wohl nicht bloß die eingeschränktere Bedeutung, daß es bloß von der Abbildung eines Menschen gebraucht würde. Es scheint alles das anzudeuten, was die Lateiner durch *imago* oder *exemplar* auszudrücken

So übersetzt Luther, 2 Mos. XX, 4. „Du sollt dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erden ist.„

S. 241. Ich war bange, und, mir war bange, scheint der Verf. für gleich sprachrichtig zu halten, da er es gleich nach einander braucht. Man findet aber nur das erstere bey guten Schriftstellern.

S. 261. Wenn das Wort laut als ein Nebenwort gebraucht wird, so ist damit wohl nicht der Begrif Unverständlichkeit, sondern des Hellen und sehr vernehmlichen verbunden.

270. Könnte noch das Wort stier hinzugesetzt werden, welches mit starr einerley ist, aber nur von dem Gesichte gebraucht wird, welches sich auf einen Gegenstand fest und unbewegt heftet.

S. 278. Sittlich heißt nicht bloß das, was dem Gebrauche oder der Gewohnheit eines Landes gemäß ist; sondern auch, und fast noch öfter, so viel als moralisch. So sagt man: das sittliche Verderben unsrer Natur, der sittliche Charakter eines Menschen, u. s. f. Und in eben diesem Verstande hätte bey dem folgenden Artickel das Wort Sittlichkeit erläutert werden können.

S. 287. Das Wort Halbe für Seite wird noch itzt im gemeinen Leben, in einigen niedersächsischen Gegenden, gebraucht.

S. 308. Auferziehen ist wohl nicht mit Erziehen völlig gleichgeltend, oder nur in Rücksicht des Alters der Zöglinge verschieden, sondern es hat auch gewöhnlich den Nebenbegrif der gereichten Nahrung und des gegebenen Unterhalts. Dies bestätigt auch der von dem Verf. angeführte Gebrauch des ersten Worts von den Thieren.

S. 315. giebt der Verf. eine ganz wahrscheinliche Herleitung des Worts heuchlen von dem alten Worte äugeln, wovon das Wort liebäugeln zusammengesetzt ist. Schmeicheln scheint ihm von schmiegen und dem Diminutiv schmiegeln herzukommen. Beyde Ableitungen sind wenigstens natürlicher, als die, welche Gottsched und Frisch von diesen Wörtern annehmen.

S. 338. Das Wort Sponde, oder Bettsponde, ist nicht so veraltet, wie der Verf. glaubt, sondern in einigen niedersächsischen Gegenden ganz gewöhnlich.

S. 343. könnte noch das Wort beeidigen, und dessen Erklärung hinzugesetzt werden.

S. 347. 349. Bejahen und verneinen wird nicht blos bey der Beantwortung einer Frage gebraucht, oder in solchen Fällen, wo die letztere vorausgesetzt wird. In der Logick nennt man z. E. bejahende und verneinende Sätze diejenigen, welche einem Subjekte ein gewisses Prädikat beylegen oder absprechen.

S. 425. Trauren und traurig seyn, hätten wir lieber so unterschieden, daß das letzte von dem innern Zustande des Gemüths, und das erstere von der äussern Bezeugung desselben, gebraucht werde. Auch könnte das Wort betrauren angeführt werden, welches gleichfalls die von dem Worte trauren angegebene doppelte Bedeutung hat.

S. 435. Daß eine Weise sey, was man selber thut, um einem Gebrauch oder einer Gewohnheit zu folgen, ist wohl nicht richtig ausgedruckt. Selbst des Verfassers Beyspiele zeigen, daß das Wort selbst den Begrif des Folgens oder Mitmachens nicht einschliesse, sondern dieser erst hinzugesetzt werden müsse. Es scheint sich vielmehr von Gebrauch dadurch zu unterscheiden, daß dieser mehr auf Gründen und gewissen mit Absicht getrofnen Einrichtungen, die Weise hingegen mehrentheils nur auf einmal eingeführten oder von selbst oft wiederholten Gewohnheiten und Herkommen beruht. Dem Worte Sitte, möchten wir nicht, wie der Verf. thut, den Nebenbegrif der Moralität beylegen, sondern lieber annehmen, daß erst die mehrere Zahl dieses Worts diese Bedeutung erhalten hätte. Die Anwendung der Erklärung des Verf. auf sein S. 436. angeführtes Beyspiel ist wenigstens ziemlich gezwungen; und Sitte bedeutet wohl nicht viel mehr, als Schicklichkeit, Wohlstand, vielleicht vorzüglich in Rücksicht auf die Landesgesetze.

S. 470. Sollten säumen und zaudern nicht auch darinn verschieden seyn, daß durch das erste mehr der Verzug und das Aufschieben vor Unternehmung der Sache, und durch das letztere die Langsamkeit und Zögerung bey der Unternehmung selbst, oder doch bey den Vorbereitungen dazu, angedeutet würde?

H.

Dramatische Unterhaltung eines Kaiserlichen Königl. Officiers. Wien, mit von Ghelenschen Schriften, 1772. 388 Seiten in 8.

Man kennt die Arbeiten des Herrn Oberstleutnants von Ayrenhoff, und seine Komödie: der Postzug ist, wegen vieler lustigen Scenen, so gar auf den Bühnen unsrer Gegenden oft und mit Beyfall gespielt worden. In der Versification der Trauerspiele findet man hin und wieder einigen Zwang, einige prosaische Zeilen und andre Fehler. — Diese Sammlung enthält 1) Aurelius, Trauerspiel. 2) Anmerkungen darüber. 3) Den Postzug. 4) Hermanns Tod, Trauerspiel. 5) Schreiben darüber an Herrn von Sonnenfels. 6) Anmerkungen über Hermanns Feldzüge gegen den Germanikus. 7) Die große Lotterie, ein Lustspiel. Der Verf. hat eine gute Anlage: als ein Liebhaber betrachtet, verdienet er Nachsicht.

Lm.

Der Holzhauer und die drey Wünsche, eine komische Oper in einem Aufzuge, eine freye Uebersetzung, bey Himburg, 1772. 5 Bogen in 8.

Wir versprechen dieser Operette auf dem deutschen Theater kein sonderlich Glück. Die französischen Operetten sind an sich zu leer, und es kann als ein Erfahrungssatz gelten, daß sie erst unter der Bearbeitung eines Weiße für uns anziehend werden. Hier stützt sich das ganze komische des Stücks auf die Verlegenheit des Holzhauers, drey recht vortheilhafte Wünsche zu wählen, welche Merkur ihm zu gewähren verheissen hat; er bittet den Amtmann, einen Pilz und rechtes Muster der Dummheit, zu Gaste, um mit diesem die Sache zu überlegen. Bey der Mahlzeit wünscht der Wirth seinem Gast, anstatt kleiner Fische einen fetten Aal vorsetzen zu können, so gleich ist dieser Wunsch erfüllt. Darüber macht die Frau so vielen Lerm, daß ihr Mann den zweyten unüberlegten Wunsch thut, sie verstummt zu sehen. Will er nun nicht eine stumme Frau haben, so muß ihr sein dritter noch vorräthiger Wunsch die Sprache wieder geben. Daß übrigens hier Merkur mit einem modernen Amtmann zusammen trift, ist etwas seltsam. Die Uebersetzung ist nicht mißrathen und die Arien haben eine ungezwungene Versifikation.

Ym.

Gedichte im Geschmack des Chaulieu. Hamburg und Leipzig, 1772. 3 Bogen in 8.

Ein petulanter Ausfall auf einige Dichter und Kunstrichter, von der Art der fliegenden Blätter, die jetzt so häufig zum Vorschein kommen, gelesen, belacht und auf mancherley Art verbraucht werden.

Ab.

---

5. Weltweisheit.

M. Herz Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit. 1771. 8. Königsberg, bey Kanter, 10 Bogen.

Diese Betrachtungen sind eigentlich ein Commentarius über die 1770. von Hrn. Kant zu Königsberg gehaltene Disp. pro loco: De mundi sensibilis forma et principiis, bey welcher Hr. Herz Respondens war. Er trägt nun in Form eines Schreibens umständlicher vor, was er in Ansehung der Kantschen Principien, theils für sich verstanden, theils von seinem Lehrer gehört, theils auch selbst dabey anzumerken gefunden hat. Die Sache betrift Raum und Zeit, diese zween in der Metaphysick so schwer zu behandelnden Begriffe. Diese sollen nach Hrn. Kant keine objektive, dagegen aber dergestalt eine subjektive Realität haben, daß unsere sinnliche Erkenntniß ganz, durchaus und schlechthin darauf beruht, und diese Begriffe die wahre Form dieser Erkenntniß ausmachen, und so zu reden eine der Seele schlechthin und durchaus vorgeschriebene Bedingung sind, ohne welche sie sich sinnliche Gegenstände unmöglich vorstellen kann. Uns scheint in diesem Vorgeben viel wahres und richtiges zu liegen; zumal wenn man sich dabey nicht vorsetzt, Raum und Zeit zu erklären, sondern nur einige Sätze davon anzugeben. In dieser Absicht ist es unstreitig, daß wenn unsere sinnliche Erkenntniß auch noch so weit aufgelößt wird, man endlich bey Raum und Zeit und der damit so nahe verbundenen Bewegung und Continuität, als bey Begriffen, die nicht weiter auflösbar sind, stehen bleiben muß. Es ist eben so unstreitig, daß in unserer Seele das Bild des Raumes gleichsam die allgemeine Tafel ist, worauf wir unsere Vorstellungen und selbst auch die, so am wenigsten sinnlich sind, einzeichnen, und sie gleichsam local machen, wenn wir sie gegen einander halten, und ihre Coordination und Subordination bestimmen wollen. An subjektiver

tiver Realität fehlt es demnach den Begriffen von Zeit und Raum nicht, und man kann sie in Absicht auf die sinnliche Erkenntnis ganz sicher gebrauchen. Ob diesen Begriffen aber alle objektive Realität durchaus müsse abgesprochen werden, das hat uns niemals recht einleuchten wollen. So viel wir sehen, macht das unbestimmte und das vieldeutige in dem Worte Realität hiebey einige Verwirrung. Man nimmt es bald in Gegensatz auf die Existenz, bald in Gegensatz auf Substanz, bald sieht es als ein Mittelding zwischen Substanz und Accidens aus, und oft ist es ein bloßes Flickwort, womit man sich, wenn andere weniger passen, zur Noth auszuhelfen sucht. Ein Wort, statt dessen man mehrere andere haben müßte, wenn man sich in allen Fällen bestimmt ausdrücken wollte, hat immer etwas mißliches, und wenn man es nicht entbehren kann, so braucht es viele Behutsamkeit, wenn man sich dessen in verworrenen Fällen bedienen muß. Es ist nun hier kein Zweifel, daß nicht in Veränderungen eine objektive Realität seyn sollte. Veränderungen die wirklich vorgehen, sind sehr reell. Sie fangen an, sie dauern, sie hören auf. Dieses Anfangen, Fortdauern, Aufhören ist nun gerade eben so reell und in der Sache selbst, als die Veränderungen. Es sind aber das Anfangen, Fortdauern, Aufhören wesentliche Bestimmungen der Zeit. Demnach kann um so viel weniger die Realität der Zeit abgesprochen werden. Zum Maaße der Veränderungen gehört die Zeit nothwendig mit, und die Dauer desselben wird eigentlich durch die Zeit bestimmt. Daß nun, was an der Zeit reell ist, von dem reellen in den Substanzen Himmel weit verschieden ist, und von ganz andrer Art seyn müsse, ist für sich klar. Es läßt sich aber auch schlechthin nur empfinden, und wir gedenken es uns an sich schon klarer als es durch irgend eine Umschreibung klar gemacht werden kann. Mit dem Raume hat es eine ähnliche Bewandniß. Nur ist zwischen Zeit und Raum der Unterschied, daß die Zeit und Dauer sowol in der Körperwelt als im Gedankenreiche gleich vorkömmt, dahingegen der Raum, in welchem wir Begriffe einander vor, nach, neben, über, unter einander setzen, ein bloßes Simulacrum des Raumes ist, in welchen Körper und Substanzen gesetzt sind. Wenn man nun annehmen will, die Begriffe von Raum und Zeit seyen Bilder, unter welchen wir uns die Dinge vorstellen, so sind es wenigstens nicht leere Bilder, weil in den Dingen selbst nothwendig etwas zum Grunde liegt, das diesen Bildern durchaus und nach allen Modificationen entsprechen muß, so daß diese Bilder uns durch-

aus

aus statt dessen dienen können, was in den Dingen selbst dabey zum Grunde liegt. Wir verlieren in so fern nichts dabey, wenn wir dieses zum Grunde liegende nie sollten näher kennen lernen, als unter dem allgemeinen Begriffe, daß unter den existirenden Dingen solche Verhältnisse und Verbindungen seyn müssen, die mit denen so uns die Begriffe von Zeit und Raume darbieten, eine durchgängige Vergleichung zulassen.

Sw.

Haben Souverains und Staaten ein Recht, in der natürlichen Gesellschaft gesitteter Völker öffentliche Atheisten zu seyn? Bey welcher Untersuchung zu dem allgemeinen Staats- und Völker-Rechte schwerere und festere Gründe als die bisherigen gezeigt werden. Religio et timor Dei solus est, qui custodit hominum inter se societatem, eoque sublato vita hominum stultitia, scelere et immanitate complebitur. *Lactantius*. Hamburg, bey D. A. Harmsen, 1770. 8. 9 Bogen.

Die Antwort auf die Frage der Ueberschrift dieser Blätter ist bejahend, und so bejahend, daß, wenn der V. eine Krone trüge und nach seinen Grundsätzen handeln wollte, er oft die Waffen würde in die Hand nehmen müssen, und wenn wir nach §. 19. S. 33. urtheilen dürfen, so dürften auch die Berliner Gelehrten, nur wissen wir noch nicht welche? Ursach haben, gar für ihr Leben besorgt zu seyn. Sie werden alle in Bausch und Bogen verdammt. Indem der V. solchergestallt gar keinen Unterscheid macht, so möchte es zwar leicht dem Schuldigen mit dem Unschuldigen treffen. Das kann aber bey so heiligen Kriegen überhaupt nicht anders seyn. Wenn ein frommer Kreutzfahrer unter den Fürsten einmal sich eingebildet hätte, ein benachbarter Staat sey atheistisch: so würde es dem einzelnen Bürger nichts helfen, noch so fromm zu seyn, er würde doch müssen über die Klinge springen. Diese Gefahr muß noch größer werden, da ein ganzes Reich, wenn seine Religionsgrundsätze auch die unverdächtigsten wären, doch müßte bekriegt werden, so bald es das Unglück hätte, von einem atheistischen Fürsten regiert zu werden. Sonach könnte ein heiliger Eiferer in Hamburg wohl einmal die Obrigkeit dieser Republick auffodern, die benachbarte Krone Dännemark mit

Kriege heimsuchen, wenn es sich ereignete, daß ein atheistischer König sich an der Spitze der dänischen Nation befände. Dafür giebt denn auch der V. einem solchen unglücklichen Lande, die Erlaubniß sich gegen seinen Landesherrn zu empören. „Sie „haben dadurch, heißt es S. 139. das Recht, ihn (den „atheistischen Fürsten) abzusetzen, wenn es ohne größere Ge„fahr und Nachtheil des Staats, als welchem sie dadurch zu „entgehen suchen, geschehen kann.„

Auf solche elende Schlußsätze kömmt man mit etwas bösem Willen gegen seinen Nachbar und sehr seichter Kenntniß des Natur- und Völkerrechts. Wir sagen mit seichter Kenntniß, und diese leuchtet aller Orten in diesen Blättern hervor. Der V. hat seine ganze Schrift in zwey Hauptabschnitte getheilt, davon der erste von dem höchsten Grundsatze des Naturrechts handelt. Er verwirft die Principien, so Pufendorf und Wolf angegeben haben, und setzt sie mit den Spinosischen und Hobbesischen in eine Klasse. Beyde haben ihre moralischen Wissenschaften nach seiner Meynung auf die Eigenliebe gebauet, und nichts ist dem V. verwerflicher als ein solches Principium. „Wolf, Hobbes, Schmaus rc. (heißt es S. 52.) „sind in ihren Grundsätzen einander nicht entgegen. Spinoza, „Hobbes, Schmaus rc. sind gewiß nicht so einfältig gewesen, „daß sie eine falsche Eigenliebe, oder eine andere, als Wolf, „gelehret haben sollten.„ Gleich als ob es nicht noch ein drittes zwischen der Wolfischen und der falschen Eigenliebe geben könnte. Wenn der V. dieses dritte noch nicht kennt, so sind wir bereit, es ihm anzuzeigen.

Cumberland aber (§. 43. hat den letzten Grund der Sittlichkeit in dem Willen Gottes gesucht. Nichts kann dem ganzen System und den ausdrücklichsten Worten des Cumberland mehr widersprechen, als dieses Vorgeben. Der V. muß auch nicht einmal die Einleitung zu dem Werke des engländischen Weltweisen gelesen haben.

Sein eigenes erstes Principium ist demnach „nach Ge„rechtigkeit handeln, oder nach der beständigen Neigung eines „verständigen Wesens, jedem Dinge diejenige Vollkommen„heit zuzueignen, deren es nicht sowol in Ansehung seiner „selbst, als in Ansehung grösseren Vollkommenheiten, vor„nemlich der gemeinen menschlichen Vollkommenheiten, fähig „ist.„ Wir sehen nicht, was der V. hier sage, das von den vorhingedachten Rechtslehrern nicht auch erkannt und ausdrücklich gelehrt wäre. Das einzige, was er Unterscheidendes von ihnen hat, ist, daß er, das Recht der Natur und die morali-

schen

schen Wissenschaften überhaupt mit einander vermischt, und beyden den nemlichen Grundsatz zutheilt; ein Fehler, woraus größtentheils alle die Streitigkeiten entsprungen sind, die man ehemals über das erste Principium des Naturrechts und der Moral geführet hat. Das scheint nun an sich wenig wichtig. Gleichwol entstehen aus dieser Vermischung alle die Verwirrungen, die der V. in seine Abhandlung gebracht hat. „Ein „Krieg ist demnach nicht deswegen gerecht, S. 74. wenn er „wegen einer Beleidigung geführt wird, wie unsere Natur„rechtslehrer behaupten wollen; sondern zur Rechtmäßigkeit „des Krieges ist nöthig, daß er wahrscheinlich mehr Uebel in „der menschlichen Gesellschaft tilget, als aus einem Kriege „entstehen können.„ Man sollte meynen, daß die Beobachtung dieses Satzes die Anzahl der Kriege werde ansehnlich vermindern müssen. Und so würde es seyn, wenn sie nach demselben nicht von einer andern Seite einen beträchtlichen Zuwachs erhielte. Und dieser besteht in den Kriegen, die gegen atheistische Staaten, und Staaten deren Regenten auch nur Atheisten sind, müssen geführt werden. Denn auf den angeführten Satz gründet der V. seinen Beweis von der Rechtmäßigkeit dieser Kriege, der in dem zweyten Kapitel unter dem Titel enthalten ist: Von der Anwendung oben behaupteter Rechtsgründe auf die Absicht in diesen Blättern. Diese ist also zu zeigen, daß die Atheisterey nicht nur im bürgerlichen Leben sträflich und der Gesellschaft unfähig sey, sondern daß auch eine Nation, deren Regent ein Atheist ist, mit einem gerechten Kriege könne überzogen werden. „Bey dem ersten Theile dieses Satzes hatte der V. schon in der Vorrede S. 4. den Grotius, Locke, Barbeyrac, Pufendorf und Wolf für sich angeführt. Unter diesen thut er dem Barbeyrac und Wolf augenscheinlich Unrecht, und es muß einen jeden, der die Werke dieser beyden Philosophen kennt, Wunder nehmen, sie in dem streitigen Punkte mit dem Grotius und Pufendorf zusammen zu finden, da Wolf den Grotius und Barbeyrac den Pufendorf ausdrücklich darüber widerlegt haben. Si les Athées, sagt Barbeyrac über Pufendorfs Droit de la Nat. et des Gens, L. III. Ch. IV. §. 4. n. 1. soit de l'Esprit, soit du Coeur, ne se melent point de dogmatiser, à quoi bon et *en vertu de quoi* les puniroit-on precisement et directement par ce qu' ils sont Athées? La Nature ét le but des peines, que les tribunaux humains infligent, ne demande pas, ce me semble, qu'elles soient mises en usage contre de telles gens. Ils sont assés punis par leur propre impieté, s'ils y perseverent jusq'à leur Mort. Mais

peut-etre qu'ils en reviendront, si l'on s'y prend comme il faut pour dissiper peu à peu les vaines subtilités, aux quelles ils se sont laissés eblouir.„ Eben so wenig ist es genau richtig, was er S. 132. von dem Kriege des Darius gegen die Carthaginenser, wegen der Menschenopfer und dem Essen des Hundefleisches, sagt. Diesen Krieg sollen beyde Gronovius und Barbeyrac aus den nämlichen Gründen gebilligt haben. Hiebey müssen wir bemerken, daß bey beyden Gelehrten nicht von einem Kriege, sondern nur von einem Befehle die Rede ist. Denn es heißt im Justinus, woraus die Nachricht genommen ist, blos: legati a Dario Persarum rege Carthaginem venerunt, *afferentes edictum &c.* Gronovius aber mißbilligte diesen Befehl, weil er ausser dem Verbot der Menschenopfer, auch ein anderes von dem Essen des Hundefleisches und dem Verbrennen der Todten enthielt. Die erste Gewohnheit war dem Völkerrecht seiner Meynung nach entgegen, die andern beyden nicht, und darinn stimmt ihm Barbeyrac bey. Alle diese Berichtigungen, die wir bey unserm V. nöthig finden, können vielleicht vielen von unsern Lesern Kleinigkeiten scheinen. Sie werden doch aber immer den Nutzen haben, uns gegen einen Schriftsteller mißtrauisch zu machen, der nichts geringeres zur Absicht hat, als einer Nation gegen die andere die Waffen in die Hände zu geben. Und zu dem Ende bauet er seinen Beweis auf dieses Verfahren des Darius und die Aussprüche der Rechtslehrer darüber. Denn er schließt nunmehr: daß, wenn ein solcher Krieg gerecht sey, der Krieg gegen einen atheistischen Regenten es noch weit mehr seyn müsse. Denn „die Atheisterey verbreitet sich, sagt er, auch auf andere Völker, wodurch das Recht des Krieges gegen ein atheistisches Volk noch stärker und größer wird.„ Ferner: „die „Carthaginenser thaten dieses Opfer aus einem Aberglauben: „aber wie viel Menschen opfert nicht ein Fürst in einem ungerechten Kriege seinen Götzen, der Eigenliebe, der Herschsüchtigkeit und Rachsucht auf? Ist ein Fürst ein Atheist, „wird er nicht ohne Bedenken seinen Leidenschaften alle Menschen anfopfern?„ Dieser Beweis beruhet ganz auf dem elenden Wortspiel mit dem Ausdruck opfern, er setzt die Gerechtigkeit des Krieges, wegen der Menschenopfer voraus, er setzt voraus, daß gar kein System von Pflichten und Rechten, keine Empfindung von Gerechtigkeit, keine Mäßigung und Menschlichkeit, auch nicht einmal in dem physischen Temperamente bey einem Atheisten möglich sey. Wir legen nach allem diesem die angezeigten Blätter ganz ruhig aus der Hand, ohne

zu

zu befürchten, daß irgend einer frommen Europäischen Macht die Gründe des V. einleuchten möchten. Und wir glauben, daß man darum unsere gegenwärtige Zeit nicht geringer schätzen dürfe, als die, worinn ein Gregorius IX. einen vortreflichen Kaiser Friedrich II. erst für einen Atheisten erklärte und dann das Kreutz gegen ihn predigen und die Christenheit die Waffen ergreifen ließ.

Gz.

Ueber das Besondere und die Neuheit von F. L. von Hopfgarten. Leipzig, bey Junius, 1772. 8½ B. in 8.

Der Verf. dieser Bogen, um seiner Schrift vermuthlich ein recht philosophisches Ansehen zu geben, hüllt sich in eine solche Nacht abstrakter Vorstellungen ein, daß man ihn ganz aus dem Gesichte verliehret, wenn man ihn einen Augenblick aus den Augen läßt. Allein das ist hier ganz und gar kein Verdienst oder ein Beweis einer sehr tief nachgespürten Erkenntniß, sondern vielmehr ein Mangel deutlicher und genau auseinander gesetzter Begriffe, die der V., ehe er seine Gedanken niederschrieb, sich selbst hätte entwickeln und bey seiner Untersuchung zum Grunde legen sollen. Da überhaupt diese Materie mehr in die ästhetische Philosophie, als in die spekulative einschlägt, die Aesthetiker aber Freunde von dem sinnlichen sind, so wäre ein weniger abstrakter und durch schickliche Beyspiele deutlich gemachter Vortrag hier der Sache am angemessensten gewesen. Wir wollen indessen dem V. das mühsame Nachdenken über seine Materie nicht absprechen, nur hätte er das, was er gedacht, mehr verdauen, seinen Gegenstand nicht durch öftere Nebenideen aus den Augen verlieren, und sich durch rednerischen Schmuck nicht auf Abwege leiten lassen sollen; so wäre vielleicht durch diese Untersuchung der V. auf eine richtige Theorie der Neuheit und des Besondern gekommen. Um dem Leser doch ein Beyspiel zu geben, wie unser V. philosophirt, zeichnen wir hier mit Weglassung aller seiner philosoph. Digressionen, die nur Verwirrung machen, hier das hauptsächlichste seiner Theorie von der Neuheit und dem Besondern, bis zur Anwendung derselben S. 39. aus, denn alles übrige ist Geschwätz, das hieher gar nicht gehöret. Nach der 15. S. hat die Neuheit verschiedene Seiten. Dem strengsten Begriffe nach kann nur das neu genennet werden,

was

was zwar eine Möglichkeit in sich enthält, sich aber noch nicht zugetragen hat, und jetzt durch eine Veränderung der gegenwärtigen Dinge sich zum erstenmal ereignet. Unsere Kurzsichtigkeit erlaubt uns nur wenig Dinge im Zusammenhang zu übersehen. Hieraus entstehet S. 16. ein zweyter Begriff der Neuheit, der durch den Zeitpunkt bestimmt wird, in welchem eine Sache zum erstenmal entdeckt oder erfunden worden, ob sie gleich vielleicht auf eine uns unbekannte Art schon vorher da gewesen ist. (Das ist des V. Begriff von der Neuheit, auf der 18. S. kommt er nun auf den Begriff von dem Besondern.) Jede Sache hat ihr Verhältniß und eine gewisse Richtschnur wornach sie gebildet ist, und nach welcher sich die Gesetze ihrer Bewegung richten. Nicht alle Veränderungen würken das Besondere, denn wenn solche regelmäßig und nach der Natur des Wesens eingerichtet sind, so sind es natürliche und nothwendige Folgen und gehören zur Sache. Aber eine Veränderung, die über die Gränzen einer festgestellten Ordnung hinausgehet, eine Abweichung erzeugt das Besondere und giebt das Ansehen des Ausserordentlichen. S. 20. Jemehr diese Abweichung von dem gewöhnlichen, sich von dem gemeinen und geringschätzigen der Sache auszeichnet, ein desto schöneres und angemessenheres Besonderes wird daraus gebildet, je weniger passendes aber in den Besondern ist, destoweniger ist es schätzbar. (Was ist denn das gemeine und geringschätzige einer Sache, und was heißt ein angemessenes Besonderes und das passende in dem Besondern, sind das nicht leere Töne, denen keine Vorstellung, wenigstens keine deutliche, entspricht?) S. 23. Das Wunderbare ist der größte Grad des Besondern. S. 29. Der Quell des Besondern, wenn es nicht die allgemein wirkende Kraft der Natur ist, ist allezeit in dem Menschen zu suchen, der allein fähig ist, nach Gutdünken die Züge des Besondern an sich und andern bemerken zu lassen. S. 30. Den Thieren fehlt die Anlage zum Besondern, sie sind an gewisse Gesetze der Bewegung gebunden, die sie nicht überschreiten können. Wie nun bey den Thieren Einförmigkeit der Handlung und Figur ist; so ist bey den Menschen Mannichfaltigkeit der Gestalt des Willens und Verstandes. Welches ist nun unter den wirkenden Kräften des Menschen diejenige, die bey ihm die Ursache des Besondern wird? Diese ist S. 39. die Einbildungskraft, in dieser ist eigentlich der Quell und Ursprung des Besondern zu suchen, sie bindet sich an keine Gränzen und Gesetze, bildet aus dem Gemische vieler Dinge und

Ideen

Ideen das Besondere, welches die Bewunderung der Menschen auf sich ziehet.

So weit gehet eigentlich der theoretische Theil dieser Abhandlung, wo man noch mit dem V. fortdenken kann, aber nun kömmt eine weitschweifige Anwendung, die mit dieser Theorie in gar keiner Verbindung stehet, und wo zuverläßig der Verf. selbst nicht weis was er haben will. Um hiervon nur ein Beyspiel anzuführen, so will der V. S. 56. das Besondere in den Meinungen der Menschen zeigen, und stellt sich hier den großen und kleinen Geist vor, die er nach ihren Handlungen in einen Chriecynmäßigen Styl schildert; aber wie die Phantasie, die er oben zur Quelle des Besondern bey den Menschen gemacht hat, sich bey dem grossen Geist wirksam, bey dem kleinen Geist aber unwirksam verhalte, um das Besondere in des einen, und das Gemeine in des andern Handlungen zu veranlassen, davon findet sich hier kein Wort, und so artet dieser philosophische Traktat in ein Geschwätz aus, das mit der vorausgeschickten Theorie des V. nichts mehr zu schaffen hat. Wenn anstatt alles dessen, der V. sich um deutliche Begriffe von der Neuheit, dem Besondern Ausserordentlichen u. s. w. bekümmert, diese Ideen gehörig von einander abgesondert und mit Beyspielen erläutert hätte, so würden diese Bogen als eine Uebungsschrift im philosophischen Denken gelten können.

Ab.

---

6. Mathematick.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. 8. Breslau, Beyer. Drittes Stück, $6\frac{3}{4}$ Bogen. Viertes Stück, $7\frac{1}{2}$ Bogen.

Der im dritten Stücke fortgesetzte Auszug aus dem Montucla ist im vierten Stücke nunmehr zu Ende gebracht, und füllt diese beyde Stücke so ziemlich aus. Im dritten Stücke befindet sich noch eine Anzeige von den 1769. bey Anlaß des damaligen Cometen zum Vorschein gekommenen deutschen Schriften, worunter die von Hrn. Bode bekannt gemachte, als die beste, und Hr. Bode als ein Liebhaber der Astronomie angesehen wird, der alle Aufmunterung verdiene. Diese hat nun Hr. Bode auch wirklich bey der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhalten. Im vierten Stü-

Stücke kömmt noch vor, 1. Nachricht von der durch P. Hell bestimmten Sonnenparallaxe. Diese Nachricht ist aus dem Anhang zu des P. Hell Ephemeriden für das Jahr 1773. gezogen, wo wir dieselbe nebst der ganzen Sammlung von allen über den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe angestellten Beobachtungen, sehr umständlich gefunden haben. Die Sache betrift einen zwischen P. Hell und la Lande entstandenen Streit. Letzterer suchte des erstern Beobachtung theils als unrichtig anzugeben, theils dadurch verdächtig zu machen, daß P. Hell seine Beobachtung zu lange zurücke gehalten, und sie nicht eher bekannt gemacht hat, bis er die meisten von den übrigen zu Gesichte bekommen; dadurch ziehe er sich den Verdacht zu, daß seine Beobachtung nach Maaßgabe der übrigen Beobachtungen möchte geändert worden seyn. Unser Verfasser nimmt sich des P. Hell so an, daß man ihm leicht eine allzugroße Partheylichkeit zur Last legen könnte. Es heißt aber auch hier: Iliacos intra muros peccatur et extra. Wir müssen gestehen, daß la Lande nicht der einige Astronome ist, der gewünscht hätte, von P. Hells Beobachtung früher Nachricht zu erhalten. Die bey Anlaß des Durchganges 1761. in Ansehung der Pingréschen Beobachtung entstandene Zänkereyen veranlaßte uns 1769. den Entschluß, alle der Ordnung nach einlaufende Nachrichten vom beobachteten Durchgange der Venus aufzuzeichen, um zu sehen, ob man nicht an der einen oder andern nachgehends etwas nachpfuschen würde. Von P. Hell, und zwar von ihm ganz allein, konnte man damals weiter nichts erfahren, als daß alles nach Wunsch abgelaufen sey. Das wollte aber noch nicht mehr sagen, als das Wetter sey günstig gewesen, und er habe die Zeit nicht verschlafen. Die Hauptsache, nemlich die umständliche und von aller Berechnung zu publicirende Bekanntmachung seiner Beobachtungen blieb ein Geheimniß, wovon wir gar keine Nothwendigkeit einsahen. Indessen sagt nun P. Hell, er habe wichtige Gründe dazu gehabt, und es seyn ihm zu Kopenhagen verbothen worden, vor der Zeit nichts zu eröfnen. Wir wollen nun der Redlichkeit des P. Hell alles zutrauen; indessen wird der Verdacht, den la Lande auf seine Beobachtungen geworfen, durch die zugetraute Redlichkeit nicht so apodictisch widerlegt, als wenn seine Beobachtungen sogleich, und vor aller angestellten Berechnung und Vergleichung wären bekannt gemacht worden. Dieses konnte man um so viel mehr verlangen, da in den nächsten 100 Jahren Venus nicht mehr vor der Sonnenscheibe vorbeygeht, und daher bis dahin niemand

die

die Observation nochmals anstellen, und damit alles nochmals prüfen kann. Man traut jedem Beobachter Redlichkeit zu. Indessen kann keiner fordern, daß man sich darauf so ganz verlasse, und am wenigstens kann es derjenige fordern, welcher sie auf eine ungleich augenscheinlichere Art hätte zeigen können, und es nicht gethan hat. Es konnte übrigens allerdings jeder Astronome seine Beobachtung zurücke halten, um vorerst zu sehen, wie es andere getroffen haben. Dieses würde aber auch nur für seine eigene Curiosität gewesen seyn. Verspätigt er aber aus Besorgniß, andere möchten seine Beobachtungen nützen, um die ihrige zu ändern, so setzt er sich diesem Verdachte selbst auch blos, und kann sich um desto weniger verantworten. Hr. P. Hell ist nun gegen des la Lande Beschuldigung ziemlich aufgebracht, und seinen Vorstellungen zufolge, müssen die Astronomen in England, Deutschland, Italien, Rußland ꝛc. ꝛc. wider die französischen Astronomen zu Felde ziehen. In verschiedenen Stücken hat er nicht so ganz unrecht. Er giebt diese letztere so ziemlich als Strudler aus, wirft ihnen ihren Trabanten der Venus, die verfehlte Ausmessung von Paris nach Wien und andere noch nicht bekanntgemachte Fehler vor, worüber er sie ertappt hat, und wodurch das manet alta mente repostum aufgeklärt werden kann. Dem Hrn. la Lande, welcher sich in seinem Memoire sur le passage de Venus etc. 1772. 4. Als ein Dux gregis bey der Sache ausgegeben, wirft er besonders vor, daß la Lande selbst nicht so genau wisse, wie er P. Hells Beobachtungen fehlerhaft finden solle, und daß der Grund vielmehr darin liegen müsse, daß England und Dännemark nicht vorerst den Hrn. la Lande um Rath gefragt haben, ob Wardehus und Taiti tüchtige Oerter zum beobachten seyn würden. Diese hätten doch billig auf der Liste derjenigen Oerter und Beobachter stehen sollen, die Hr. de la Lande auf Ansuchen einiger anderer Höfe in Vorschlag gebracht hat. Jedoch dieses sind argumenta ab inuidia ducta, die zur Sache selbst gar nicht gehören. la Lande besorgt, P. Hell möchte seine Beobachtung nach der Cajaneburgischen geändert haben. P. Hell bemühet sich zu zeigen, daß diese von der seinigen abgehe. Dieses allein beweißt noch nicht alles. Denn P. Hell könnte wohl so klug gewesen seyn, seine Beobachtung nicht bis auf eine Secunde mit der Cajaneburgischen übereinstimmend zu machen. Es ist aber der Unterschied etwas zu merklich, dafern er sich nach P. Hells Aussage auf 35 bis 36 Secunden beläuft. Der ganze Streit betrift übrigens die Frage, ob die mittlere

Pa=

Parallaxe der Sonne nach Lalandens Vorgeben 8½, oder nach P. Hells Vorgeben 8$\frac{7}{10}$ Secunden beträgt? Der Unterschied ist so geringe, daß wenn man alle bey der Beobachtung vorkommende Unzuverläßigkeiten zusammen nimmt, es schon viel ist, wenn die Sonnenparallaxe bis auf ½ Secunde getroffen worden. Denn la Hire fand sie von 6, Cassini von 10 Secunden, und damit giengen beyde um 4 ganzer Secunden von einander ab. Dieser Unterschied fände sich nun auf ½ Secunde heruntergesetzt. Es wird auch vermuthlich bey den bisher über den Durchgang der Venus gemachten Berechnungen nicht bleiben. Vielleicht wird auch bey künftigen Anlässen der Unterschied der Mittagskreise mehrerer von den Beobachtungsörtern noch genauer bestimmt. Vielleicht auch findet man neue Methoden, die Sonnenparallaxe näher zu bestimmen. Es wär aber immer besser gewesen, wenn P. Hell seine Beobachtung früher bekannt gemacht hätte.

Im dritten Abschnitte kündigt unser Verfasser ein mit der Zeit von ihm herauszugebendes deutsches Almagest in der Größe von Lulofs Erdbeschreibung an, wobey die Wolfischen Elementa Astronomiae zum Grunde liegen sollen. Die Materialien zu allen erforderlichen wichtigen Zusätzen sollen aus dem la Lande und aus P. Hell Expeditione litteraria, wenn diese endlich zum Vorschein kömmt, genommen werden. Damit würden die erforderliche und wichtige Zusätze noch lange nicht alle seyn. Wir wollen also dem Verfasser ein mehreres Nachforschen, welches gar nicht schwer seyn sollte, anwünschen, und besonders auch, daß sein Almagest genauer und ordentlicher als das la Landesche, weniger historisch und mehr mit scharfen Beweisen und Berechnungen versehen sey, als das Kordenbusch: Rostische Handbuch ist. Wir äussern diesen Wunsch vorher, weil er nachgehends zu spät seyn würde.

D.

J. A. le Paute Beschreibung einer neuen Penduluhr, aus desselben Uhrmacherkunst gezogen, übersetzt, und mit den dazu nöthigen Kupfern versehen, von C. A. d. G. J. Pr. 1768. Augsburg und Jnspruck bey Wolf. 2½. Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Der Uebersetzer wünscht, daß das ganze Werk des le Paute möchte übersetzt werden. Hier liefert er nun das, was eine von diesem parisischen Künstler erfundene, oder verbesser-

te,

ft, oder auch nur in etwas abgeänderte Pendulnhr betrifft. Die Stellung der Räder und Getriebe, die Anzahl ihrer Zähne und Getriebe wird hier beschrieben und vorgezeichnet. Damit das Pendul, der Veränderungen, der Wärme und Kälte unerachtet, immer gleich gehe, dazu schlägt le Paute eine eiserne und kupferne Stange am Pendul vor. Letztere dehnt sich in Vergleichung der erstern, wie 17 zu 10, und demnach stärker aus. Sie drücket einen Hebel, welcher das Gewicht des Penduls aufwärts schiebt, wenn die Wärme zunimmt. Endlich sucht le Paute auch das Granainsche Echappement à repos zu verbessern. Die Erfindung ist von 1753. und seitdem mag wohl le Paute selbst und andere noch mehr darüber gekünstelt haben.

J. E. B. Wiedeburg, von den Sternbildern und den Hülfsmitteln sie kennen zu lernen. Jena, bey Hartung, 3 Bogen in klein 8.

Diese Schrift kam 1771. auf der Ostermesse heraus, und hatte die Ankündigung der Akademischen Lesestunden des Hrn. Verf. zur Veranlassung, vielleicht auch die beyden kurz vorher erschienenen Cometen, da viele, die sich sonst wenig um den Himmel bekümmern, zu fragen anfiengen, ob man am Himmel etwas, z. E. einen Stern von dem andern unterscheiden könne. Der Verf. fängt mit der Beantwortung dieser Frage so an, daß er erzählt, wie es zugegangen, daß man bereits in den ältesten Zeiten, anfangs die beyden Wagen, die Gluckhenne rc. sodann die Sternbilder des Thierkreises und endlich auch die übrigen Sternbilder zum Behuf der Einbildungskraft ausgedacht und auf die Himmelskugel und Himmelscharten gebracht hat. Darauf wendet er sich zur Anzeige der Hülfsmittel, die Sterne kennen zu lernen, und rechnet dahin 1. die Himmelskugeln. 2. Die Sternkegel, die freylich dienlicher sind. 3. Die Sternlaternen, die ebenfals sehr gute Dienste thun, wobey aber, so wie überhaupt, eine mündliche Anweisung ihre besondere Leichtigkeit und Bequemlichkeit hat. 4. Die Himmelscharten, wohin Bayers Uranometrie, des P. Corbinianus Thomas firmamentum &c. Semmlers Sternbilder, vorzüglich aber und wegen des geringen Preises die Doppelmayerschen Charten gerechnet werden. 5. Das Lesen der zur Kenntniß der Sterne besonders abgefaßten Schriften von Andreä, Bartsch, Bayer, Hevel, Schickard, Strauch rc. Wir wollen hiezu noch mitrechnen, 6. daß auch Dichter dabey

gute Dienste thun könnten, wenn sie die Lage der Sternbilder in Versen gleichsam vor Augen mahlen wollten. Aratus hatte auf diese Art des Eudoxus Anleitung in Verse gebracht, die aber zu dieser Absicht viel zu lange sind. Im Deutschen haben wir von einem gewissen Andreas Ingelstädter eigentliche Knittelverse, wo die in Europa sichtbaren Sternbilder in ziemlicher Ordnung, in 19 vierzeiligen Strophen, beschrieben werden. Sie stehen in einer 1744. zu Stuttgard bey Metzlern herausgekommenen Beschreibung des damals sichtbaren Cometen. 7. Man hat auch Maschinen ausgedacht, wovon ein Stift gegen einen beliebigen Stern auf der Himmelscharte gewendet wird, während dem sich die Diopteru vermittelst der Einrichtung der Maschine gegen eben den Stern am Himmel drehen, und hinwiederum, wenn man die Diopteru gegen den Stern am Himmel richtet, der Stift auf eben den Stern in der Himmelscharte weiset, und denselben sogleich kenntlich macht. Dieses Mittel dürfte wohl unter allen das leichteste seyn, weil es weiter nichts als die Kenntniß der Mittagslinie und Polhöhe, und dafern man noch gar keinen Stern kennt, den Tag, die Stunde und die Minute der Zeit der Beobachtung fordert. Was endlich Hr. W. bey Anlaß seiner Vorlesungen sagt, verdient allen Beyfall. Wir sehen daraus, daß auch zu Jena der Anfang zu Erbauung einer Sternwarte gemacht worden. Die Schrift ist überhaupt angenehm zu lesen, und auf dem Titelblatt ist das Sternbild des Orions weis auf blauem Grunde von einem von Hrn. Heller verfertigten Holzschnitte abgedruckt.

Sw.

D. Heinrich Wilhelm Clemms, Professor der Theologie auf der Universität Tübingen, ꝛc. Erste Gründe aller mathematischen Wissenschaften. Zweyte Auflage. Stuttgard, verlegts Johann Benedict Metzler, 1769. in 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede zu dieser neuen Auflage, daß er mit Vorbedacht die Einrichtung mehrentheils ungeändert gelassen, auch nur wenige Zusätze gemacht habe. Hiemit stimmt auch die beynahe gleiche Bogenzahl $1\frac{1}{2}$ Alphab. überein. Wir lassen es um so mehr bey einer bloßen Anzeige bewenden.

Sp.

7. Erziehungsschriften.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Des sechsten Bandes 3tes und 4tes Stück. Frankf. und Leipz. K. G. Beck in Nördlingen, 1771. 8. die Seiten laufen von 260. bis 488. fort, und ein Register beschliesset, wie gewöhnlich, diesen Band.

Wir zeigen hiermit die letztern Stücke nicht nur des sechsten Bandes, (davon die erstern B. XVII. St. 1. S. 305. beschrieben worden sind,) sondern überhaupt dieses ganzen Magazins an, das an Güte nie abgenommen, sondern bis ans Ende den Beyfall einsichtsvoller Leser erhalten hat. Fast sollte man bey diesem Werke eine geheime Ahndung glauben, welche zwey der fleißigsten Mitarbeiter sehr zeitig empfunden haben. Hr. Schöpperlin kündigte im April des vorigen Jahres an, daß dieses Journal mit dem 6ten Bande geschlossen und alsdann von einem ähnlichen abgelöset werden sollte: und recht, als wenn er nicht länger hätte leben sollen, trug er noch so viel zusammen, als nothdürftig zureichte, und legte sich und starb, nachdem nicht sehr lange vor ihm, Hr. Thilo die Gesellschaft dieser fleißigen Männer ebenfalls durch den Tod, ein dritter aber, welcher die meiste medicinische Aufsätze verfertiget, durch einen anderweitigen Aufenthalt verlassen hatte.

Diese beyde Stücken bestehen größtentheils aus Recensionen, und Beschreibungen von dem gegenwärtigen Zustande einiger Schulen. Unter jenen glauben wir, daß die von Simonis Hebr. Lexicon, Purmann's Prolusionibus de evidentia critica ad sacras litteras referenda, Schmahlings Methode die lateinische Sprache zu lehren, Rousseau's Emil, in Rücksicht auf dessen medicinische Erziehungs-Regeln, Joh. Paul Sattler's Wochenblatt für rechtschaffene Eltern, mit vorzüglicher Einsicht und vielem Fleiße verfertiget worden sind. Aber auch in den zum Theil weitläuftigen Beurtheilungen und Auszügen aus kleinern Schul-Anschlägen finden sich häufig sehr gründliche Anmerkungen. — Von Schulen sind folgende ziemlich lehrreich beschrieben worden: S. 275. ff. die Ritterakademie, Michaelisschule und Johannisschule zu Lüneburg; S. 286. ff. die vor kurzem besser eingerichtete Stadtschule zu Einbeck; S. 319. ff. das Pädagogium zu Ilfeld;

 und

und, wenn es uns erlaubt ist, noch etwas aus den vorigen Stücken dieses Bandes nachzuholen, S. 227. ff. das Gymnasium und die Schule im grauen Kloster zu Berlin, welche unter Hrn. Büschings Aufsicht stehen. — Die kleinern Schulnachrichten, welche beyden Stücken angehänget worden, sind zahlreich und enthalten manches sonderbare. — Eigene Aufsätze enthalten diese Stücke nicht, wo wir nicht S. 422. ff. ein Lehrgedicht des Hrn. Gust. Adolph von Amman, die Vorsehung betitelt, das viele sehr edle Gedanken und rührende Stellen enthält, und S. 428. ff. das eingerückte Ehrengedächtniß des sel. Archidiaconus Albrecht Friedr. Thilo hieher rechnen wollen. Dies letztere beschreibet das Leben eines zwar unbekannten aber verdienten Mannes mit vielem Scharfsinn und in einer schönen Schreibart.

In der Vorrede zum letztern Stücke ist die Nachricht von einer auf künftige Ostern anzufangenden allgemeinen Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland, welche der sel. Schöpperlin noch entworfen und bekannt gemachet hatte, von neuen abgedrucket worden. Es hat sich ein Mann gefunden, welcher in Verbindung mit mehreren gelehrten Schulleuten Deutschlandes, jenen Plan auszuführen gedenket, und daher jedermann, dem an der Beförderung eines so gemeinnützlichen Unternehmens gelegen ist, ersuchet, zweckmäßige Beyträge, unter der vorigen Adresse: An die VV. der allgemeinen Schul- und Erziehungs-Bibliothek nach Nördlingen einzuschicken. Die Einrichtung dieses Journals soll künftig beynahe die nemliche, als vorhin, bleiben, wie aus den Classen erhellet, darein die VV. alle Materialien zu vertheilen gedenken. Die erste Classe ist für Recensionen von alten und neuen Schulbüchern und Schulanschlägen: die zweyte für die Schulverfassungen im Ganzen und in Theilen, sowol die würklich bestehende, als auch die nur erst entworfene Pädagogien aller Orten in und ausser Deutschland: die dritte für die Schulgeschichte: die vierte für die Schulanfragen und andere dahin gehörige Aufgaben, mit ihren Beantwortungen und Auflösungen bestimmet. In diese Classen werden künftig alle Abhandlungen über das Schulwesen gezogen werden, denen man um deswillen keine eigene Classe angewiesen hat, damit solches jedem Mitarbeiter erinnern möge, daß man den Raum auf das genaueste zumessen, und alle Wortberedsamkeit in einem Werke vermeiden müsse, das unterrichten soll. In der fünften Classe sollen endlich Schulneuigkeiten und Veränderungen angezeiget werden.

Da

Da das bisherige Magazin für Schulen, in dessen Stelle nunmehro diese Bibliothek eintreten soll, so mancherley Gutes bekannter gemachet und zum Vortheil des Erziehungswesens unsers Vaterlandes verbreitet hat, so hoffen wir, daß an den vornehmsten Orten desselben wenigstens ein aufmerksamer Patriot seyn werde, der entweder nur selbst oder durch seine Ermunterung mittelst mehrerer fleißiger Männer, zu einer oder der andern Classe nützliche Bemerkungen und Nachrichten beytragen werde.

M.

Joh. Friedr. Schöpperlins, des Nördlingischen Lyceums Rectorn. Biblische Kindergeschichte zur Aufklärung der Sittenlehre für Schulen. Des zweyten Theils erster Abschnitt. Nördlingen, bey Carl Gottlob Beck. 1772. 175 S. in 8.

Was wir vom ersten Theile B. XII. 1. 387. gesagt haben, ist auch auf die gegenwärtige Fortsetzung anzuwenden. In der Rechtschreibung ist inzwischen vieles verbessert; in Absicht auf die Weitläuftigkeit aber ist dieser Abschnitt noch mehr, als der erste Theil, zu tadeln. Viele unedle, oder nicht hinlänglich gebräuchliche, Ausdrücke finden sich auch, z. B. Großgunst, grundmüthig und dergleichen. Es ist in Absicht auf die Fortsetzung indessen unnöthig, Erinnerungen zu machen. Denn der Verf. ist vor kurzer Zeit gestorben, wo wir nicht irren. Seine Kränklichkeit hat, wie hier im Vorbericht gesagt wird, schon die Arbeit unterbrochen, und man sieht es vielen Stellen an, daß der Verf. nicht mit gehöriger Seelenstärke und Heiterkeit gearbeitet hat. Wahrscheinlicher Weise wird ein andrer dies Werk nicht fortsetzen. Auch ist es nicht zu rathen, denn das, was davon vorhanden ist, macht schon mehr aus, als eine biblische Kindergeschichte überhaupt ausmachen sollte. Die Millersche hat im Ganzen noch viele Vorzüge!

Kleine Beschäftigungen für Kinder. Zweyte Ausgabe. Magdeburg und Leipzig, 1772. In der Scheidhauerschen Buchhandlung, 243 S. in 8.

Daß der Herr Funk, der itzt Rector zu Magdeburg ist, diese Sammlung gemacht hat, ist schon im zwölften Bande unsrer Bibliotheck gesagt worden. Wir freuen uns sehr, daß

was zwar eine Möglichkeit in sich enthält, sich aber noch nicht zugetragen hat, und jetzt durch eine Veränderung der gegenwärtigen Dinge sich zum erstenmal ereignet. Unsere Kurzsichtigkeit erlaubt uns nur wenig Dinge im Zusammenhang zu übersehen. Hieraus entstehet S. 16. ein zweyter Begriff der Neuheit, der durch den Zeitpunkt bestimmt wird, in welchem eine Sache zum erstenmal entdeckt oder erfunden worden, ob sie gleich vielleicht auf eine uns unbekannte Art schon vorher da gewesen ist. (Das ist des V. Begriff von der Neuheit, auf der 18. S. kommt er nun auf den Begriff von dem Besondern.) Jede Sache hat ihr Verhältniß und eine gewisse Richtschnur wornach sie gebildet ist, und nach welcher sich die Gesetze ihrer Bewegung richten. Nicht alle Veränderungen würken das Besondere, denn wenn solche regelmäßig und nach der Natur des Wesens eingerichtet sind, so sind es natürliche und nothwendige Folgen und gehören zur Sache. Aber eine Veränderung, die über die Gränzen einer festgestellten Ordnung hinaus gehet, eine Abweichung erzeugt das Besondere und giebt das Ansehen des Ausserordentlichen. S. 20. Jemehr diese Abweichung von dem gewöhnlichen, sich von dem gemeinen und geringschätzigen der Sache auszeichnet, ein desto schöneres und angemessneres Besonderes wird daraus gebildet, je weniger passendes aber in den Besondern ist, destoweniger ist es schätzbar. (Was ist denn das gemeine und geringschätzige einer Sache, und was heißt ein angemessenes Besonderes und das passende in dem Besondern, sind das nicht leere Töne, denen keine Vorstellung, wenigstens keine deutliche, entspricht?) S. 23. Das Wunderbare ist der größte Grad des Besondern. S. 29. Der Quell des Besondern, wenn es nicht die allgemein wirkende Kraft der Natur ist, ist allezeit in dem Menschen zu suchen, der allein fähig ist, nach Gutdünken die Züge des Besondern an sich und andern bemerken zu lassen. S. 30. Den Thieren fehlt die Anlage zum Besondern, sie sind an gewisse Gesetze der Bewegung gebunden, die sie nicht überschreiten können. Wie nun bey den Thieren Einförmigkeit der Handlung und Figur ist; so ist bey den Menschen Mannichfaltigkeit der Gestalt des Willens und Verstandes. Welches ist nun unter den wirkenden Kräften des Menschen diejenige, die bey ihm die Ursache des Besondern wird? Diese ist S. 39. die Einbildungskraft, in dieser ist eigentlich der Quell und Ursprung des Besondern zu suchen, sie bindet sich an keine Gränzen und Gesetze, bildet aus dem Gemische vieler Dinge und

Ideen

Ideen das Besondere, welches die Bewunderung der Menschen auf sich ziehet.

So weit gehet eigentlich der theoretische Theil dieser Abhandlung, wo man noch mit dem V. fortdenken kann, aber nun kommt eine weitschweifige Anwendung, die mit dieser Theorie in gar keiner Verbindung stehet, und wo zuverläßig der Verf. selbst nicht weis was er haben will. Um hiervon nur ein Beyspiel anzuführen, so will der V. S. 56. das Besondere in den Meinungen der Menschen zeigen, und stellt sich hier den großen und kleinen Geist vor, die er nach ihren Handlungen in einem Chriereymäßigen Styl schildert; aber wie die Phantasie, die er oben zur Quelle des Besondern bey den Menschen gemacht hat, sich bey dem großen Geist wirksam, bey dem kleinen Geist aber unwirksam verhalte, um das Besondere in des einen, und das Gemeine in des andern Handlungen zu veranlassen, davon findet sich hier kein Wort, und so artet dieser philosophische Traktat in ein Geschwätz aus, das mit der vorausgeschickten Theorie des V. nichts mehr zu schaffen hat. Wenn anstatt alles dessen, der V. sich um deutliche Begriffe von der Neuheit, dem Besondern Ausserordentlichen u. s. w. bekümmert, diese Ideen gehörig von einander abgesondert und mit Beyspielen erläutert hätte, so würden diese Bogen als eine Uebungsschrift im philosophischen Denken gelten können.

Ab.

---

6. Mathematick.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. 8. Breslau, Meyer. Drittes Stück, 6¾ Bogen. Viertes Stück, 7½ Bogen.

Der im dritten Stücke fortgesetzte Auszug aus dem Montucla ist im vierten Stücke nunmehr zu Ende gebracht, und füllt diese beyde Stücke so ziemlich aus. Im dritten Stücke befindet sich noch eine Anzeige von den 1769. bey Anlaß des damaligen Comoten zum Vorschein gekommen deutschen Schriften, worunter die von Hrn. Bode bekannt gemachte, als die beste, und Hr. Bode als ein Liebhaber der Astronomie angesehen wird, der alle Aufmunterung verdiene. Diese hat nun Hr. Bode auch wirklich bey der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhalten. Im vierten

Stücke kömmt noch vor, 1. Nachricht von der durch Hr. P. Hell bestimmten Sonnenparallaxe. Diese Nachricht ist aus dem Anhang zu des P. Hell Ephemeriden für das Jahr 1773. gezogen, wo wir dieselbe nebst der ganzen Sammlung von allen über den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe angestellten Beobachtungen, sehr umständlich gefunden haben. Die Sache betrift einen zwischen P. Hell und la Lande entstandenen Streit. Letzterer suchte des erstern Beobachtung theils als unrichtig anzugeben, theils dadurch verdächtig zu machen, daß P. Hell seine Beobachtung zu lange zurücke gehalten, und sie nicht eher bekannt gemacht hat, bis er die meisten von den übrigen zu Gesichte bekommen; dadurch ziehe er sich den Verdacht zu, daß seine Beobachtung nach Maaßgabe der übrigen Beobachtungen möchte geändert worden seyn. Unser Verfasser nimmt sich des P. Hell so an, daß man ihm leicht eine allzugroße Partheylichkeit zur Last legen könnte. Es heißt aber auch hier: Iliacos intra muros peccatur et extra. Wir müssen gestehen, daß la Lande nicht der einige Astronome ist, der gewünscht hätte, von P. Hells Beobachtung früher Nachricht zu erhalten. Die bey Anlaß des Durchganges 1761. in Ansehung der Pingréschen Beobachtung entstandene Zänkereyen veranlaßte uns 1769. den Entschluß, alle der Ordnung nach einlaufende Nachrichten vom beobachteten Durchgange der Venus aufzuzeichen, um zu sehen, ob man nicht an der einen oder andern nachgehends etwas nachpfuschen würde. Von P. Hell, und zwar von ihm ganz allein, konnte man damals weiter nichts erfahren, als daß alles nach Wunsch abgelaufen sey. Das wollte aber noch nicht mehr sagen, als das Wetter sey günstig gewesen, und er habe die Zeit nicht verschlafen. Die Hauptsache, nemlich die umständliche und vor aller Berechnung zu publicirende Bekanntmachung seiner Beobachtungen blieb ein Geheimniß, wovon wir gar keine Nothwendigkeit einsahen. Indessen sagt nun P. Hell, er habe wichtige Gründe dazu gehabt, und es seyn ihm zu Kopenhagen verbothen worden, vor der Zeit nichts zu eröfnen. Wir wollen nun der Redlichkeit des P. Hell alles zutrauen; indessen wird der Verdacht, den la Lande auf seine Beobachtungen geworfen, durch die zugetraute Redlichkeit nicht so apodictisch widerlegt, als wenn seine Beobachtungen sogleich, und vor aller angestellten Berechnung und Vergleichung wären bekannt gemacht worden. Dieses konnte man um so viel mehr verlangen, da in den nächsten 100 Jahren Venus nicht mehr vor der Sonnenscheibe vorbeygeht, und daher bis dahin niemand,

die

die Observation nochmals anstellen, und damit alles nochmals prüfen kann. Man traut jedem Beobachter Redlichkeit zu. Indessen kann keiner fordern, daß man sich darauf so ganz verlosse, und am wenigstens kann es derjenige fordern, welcher sie auf eine ungleich augenscheinlichere Art hätte zeigen können, und es nicht gethan hat. Es konnte übrigens allerdings jeder Astronome seine Beobachtung zurücke halten, um vorerst zu sehen, wie es andere getroffen haben. Dieses würde aber auch nur für seine eigene Curiosität gewesen seyn. Verspätigt er aber aus Besorgniß, andere möchten seine Beobachtungen nützen, um die ihrige zu ändern, so setzt er sich diesem Verdachte selbst auch blos, und kann sich um desto weniger verantworten. Hr. P. Hell ist nun gegen des la Lande Beschuldigung ziemlich aufgebracht, und seinen Vorstellungen zufolge, müssen die Astronomen in England, Deutschland, Italien, Rußland ꝛc. ꝛc. wider die französischen Astronomen zu Felde ziehen. In verschiedenen Stücken hat er nicht so ganz unrecht. Er giebt diese letztere so ziemlich als Strudler aus, wirft ihnen ihren Trabanten der Venus, die verfehlte Ausmessung von Paris nach Wien und andere noch nicht bekanntgemachte Fehler vor, worüber er sie ertappt hat, und wodurch das manet alta mente repostum aufgeklärt werden kann. Dem Hrn. la Lande, welcher sich in seinem Memoire sur le passage de Venus etc. 1772. 4. Als ein Dux gregis bey der Sache ausgegeben, wirft er besonders vor, daß la Lande selbst nicht so genau wisse, wie er P. Hells Beobachtungen fehlerhaft finden solle, und daß der Grund vielmehr darin liegen müsse, daß England und Dännemark nicht vorerst den Hrn. la Lande um Rath gefragt haben, ob Wardehus und Taiti tüchtige Oerter zum beobachten seyn würden. Diese hätten doch billig auf der Liste derjenigen Oerter und Beobachter stehen sollen, die Hr. de la Lande auf Ansuchen einiger anderer Höfe in Vorschlag gebracht hat. Jedoch dieses sind argumenta ab inuidia ducta, die zur Sache selbst gar nicht gehören. la Lande besorgt, P. Hell möchte seine Beobachtung nach der Cajaneburgischen geändert haben. P. Hell bemühet sich zu zeigen, daß diese von der seinigen abgehe. Dieses allein beweißt noch nicht alles. Denn P. Hell könnte wohl so klug gewesen seyn, seine Beobachtung nicht bis auf eine Secunde mit der Cajaneburgischen übereinstimmend zu machen. Es ist aber der Unterschied etwas zu merklich, dafern er sich nach P. Hells Aussage auf 35 bis 36 Secunden beläuft. Der ganze Streit betrift übrigens die Frage, ob die mittlere

Pa=

Parallaxe der Sonne nach Lalandens Vorgeben $8\frac{1}{2}$, oder nach P. Hells Vorgeben $8\frac{7}{10}$ Secunden beträgt? Der Unterschied ist so geringe, daß wenn man alle bey der Beobachtung vorkommende Unzuverläßigkeiten zusammen nimmt, es schon viel ist, wenn die Sonnenparallaxe bis auf $\frac{1}{4}$ Secunde getroffen worden. Denn la Hire fand sie von 6, Cassini von 10 Secunden, und damit giengen beyde um 4 ganzer Secunden von einander ab. Dieser Unterschied fände sich nun auf $\frac{1}{5}$ Secunde heruntergesetzt. Es wird auch vermuthlich bey den bisher über den Durchgang der Venus gemachten Berechnungen nicht bleiben. Vielleicht wird auch bey künftigen Anlässen der Unterschied der Mittagskreise mehrerer von den Beobachtungsörtern noch genauer bestimmt. Vielleicht auch findet man neue Methoden, die Sonnenparallaxe näher zu bestimmen. Es wär aber immer besser gewesen, wenn P. Hell seine Beobachtung früher bekannt gemacht hätte.

Im dritten Abschnitte kündigt unser Verfasser ein mit der Zeit von ihm herauszugebendes deutsches Almagest in der Größe von Lulofs Erdbeschreibung an, wobey die Wolfischen Elementa Astronomiae zum Grunde liegen sollen. Die Materialien zu allen erforderlichen wichtigen Zusätzen sollen aus dem la Lande und aus P. Hell Expeditione litteraria, wenn diese endlich zum Vorschein kömmt, genommen werden. Damit würden die erforderliche und wichtige Zusätze noch lange nicht alle seyn. Wir wollen also dem Verfasser ein mehreres Nachforschen, welches gar nicht schwer seyn sollte, anwünschen, und besonders auch, daß sein Almagest genauer und ordentlicher als das la Landesche, weniger historisch und mehr mit scharfen Beweisen und Berechnungen versehen sey, als das Kordenbusch: Rostische Handbuch ist. Wir äussern diesen Wunsch vorher, weil er nachgehends zu spät seyn würde.

D.

J. A. le Paute Beschreibung einer neuen Penduluhr, aus desselben Uhrmacherkunst gezogen, übersetzt, und mit den dazu nöthigen Kupfern versehen, von C. A. v. Q. J. Pr. 1768. Augsburg und Jnspruck bey Wolf. $2\frac{1}{2}$. Bogen in 8. 1 Kupferbl.

Der Uebersetzer wünscht, daß das ganze Werk des le Paute möchte übersetzt werden. Hier liefert er nun das, was eine von diesem parisischen Künstler erfundene, oder verbesser-

te,

te, oder auch nur in etwas abgeänderte Pendeluhr betrifft. Die Stellung der Räder und Getriebe, die Anzahl ihrer Zähne und Getriebe wird hier beschrieben und vorgezeichnet. Damit das Pendul, der Veränderungen, der Wärme und Kälte unerachtet, immer gleich gehe, dazu schlägt le Paute eine eiserne und kupferne Stange am Pendul vor. Letztere dehnt sich in Vergleichung der erstern, wie 17 zu 10, und demnach stärker aus. Sie drücket einen Hebel, welcher das Gewicht des Penduls aufwärts schiebt, wenn die Wärme zunimmt. Endlich sucht le Paute auch das Granamsche Echappement à repos zu verbessern. Die Erfindung ist von 1753. und seitdem mag wohl le Paute selbst und andere noch mehr darüber gekünstelt haben.

J. E. B. Wiedeburg, von den Sternbildern und den Hülfsmitteln sie kennen zu lernen. Jena, bey Hartung, 3 Bogen in klein 8.

Diese Schrift kam 1771. auf der Ostermesse heraus, und hatte die Ankündigung der Akademischen Lesestunden des Hrn. Verf. zur Veranlassung, vielleicht auch die beyden kurz vorher erschienenen Cometen, da viele, die sich sonst wenig um den Himmel bekümmern, zu fragen anfiengen, ob man am Himmel etwas, z. E. einen Stern von dem andern unterscheiden könne. Der Verf. fängt mit der Beantwortung dieser Frage so an, daß er erzählt, wie es zugegangen, daß man bereits in den ältesten Zeiten, anfangs die beyden Wagen, die Gluckhenne ꝛc. sodann die Sternbilder des Thierkreises und endlich auch die übrigen Sternbilder zum Behuf der Einbildungskraft ausgedacht und auf die Himmelskugel und Himmelscharten gebracht hat. Darauf wendet er sich zur Anzeige der Hülfsmittel, die Sterne kennen zu lernen, und rechnet dahin 1. die Himmelskugeln. 2. Die Sternkegel, die freylich dienlicher sind. 3. Die Sternlaternen, die ebenfals sehr gute Dienste thun, wobey aber, so wie überhaupt, eine mündliche Anweisung ihre besondere Leichtigkeit und Bequemlichkeit hat. 4. Die Himmelscharten, wohin Bayers Uranometrie, des P. Corbinianus Thomas firmamentum &c. Semmlers Sternbilder, vorzüglich aber und wegen des geringen Preises die Doppelmayerschen Charten gerechnet werden. 5. Das Lesen der zur Kenntniß der Sterne besonders abgefaßten Schriften von Andreä, Bartsch, Bayer, Hevel, Schickard, Strauch ꝛc. Wir wollen hiezu noch mitrechnen, 6. daß auch Dichter dabey

gute Dienste thun könnten, wenn sie die Lage der Sternbilder in Versen gleichsam vor Augen mahlen wollten. Aratus hatte auf diese Art des Eudoxus Anleitung in Verse gebracht, die aber zu dieser Absicht viel zu lange sind. Im Deutschen haben wir von einem gewissen Andreas Ingelstädter eigentliche Knittelverse, wo die in Europa sichtbaren Sternbilder in ziemlicher Ordnung, in 19 vierzeiligen Strophen, beschrieben werden. Sie stehen in einer 1744. zu Stuttgard bey Metzlern herausgekommenen Beschreibung des damals sichtbaren Cometen. 7. Man hat auch Maschinen ausgedacht, wovon ein Stift gegen einen beliebigen Stern auf der Himmelscharte gewendet wird, während dem sich die Dioptern vermittelst der Einrichtung der Maschine gegen eben den Stern am Himmel drehen, und hinwiederum, wenn man die Dioptern gegen den Stern am Himmel richtet, der Stift auf eben den Stern in der Himmelscharte weiset, und denselben sogleich kenntlich macht. Dieses Mittel dürfte wohl unter allen das leichteste seyn, weil es weiter nichts als die Kenntniß der Mittagslinie und Polhöhe, und dafern man noch gar keinen Stern kennt, den Tag, die Stunde und die Minute der Zeit der Beobachtung fordert. Was endlich Hr. W. bey Anlaß seiner Vorlesungen sagt, verdient allen Beyfall. Wir sehen daraus, daß auch zu Jena der Anfang zu Erbauung einer Sternwarte gemacht worden. Die Schrift ist überhaupt angenehm zu lesen, und auf dem Titelblatt ist das Sternbild des Orions weis auf blauem Grunde von einem von Hrn. Heller verfertigten Holzschnitte abgedruckt.

Sw.

D. Heinrich Wilhelm Clemms, Professor der Theologie auf der Universität Tübingen, ꝛc. Erste Gründe aller mathematischen Wissenschaften. Zweyte Auflage. Stuttgard, verlegts Johann Benedict Metzler, 1769. in 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede zu dieser neuen Auflage, daß er mit Vorbedacht die Einrichtung mehrentheils ungeändert gelassen, auch nur wenige Zusätze gemacht habe. Hiemit stimmt auch die beynahe gleiche Bogenzahl $1\frac{1}{2}$ Alphab. überein. Wir lassen es um so mehr bey einer bloßen Anzeige bewenden.

Sp.

7. Erziehungsschriften.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Des sechsten Bandes 3tes und 4tes Stück. Frankf. und Leipz. K. G. Beck in Nördlingen, 1771. 8. die Seiten laufen von 260. bis 488. fort, und ein Register beschliesset, wie gewöhnlich, diesen Band.

Wir zeigen hiermit die letztern Stücke nicht nur des sechsten Bandes, (davon die erstern B. XVII. St. 1. S. 305. beschrieben worden sind,) sondern überhaupt dieses ganzen Magazins an, das an Güte nie abgenommen, sondern bis ans Ende den Beyfall einsichtsvoller Leser erhalten hat. Fast sollte man bey diesem Werke eine geheime Ahndung glauben, welche zwey der fleißigsten Mitarbeiter sehr zeitig empfunden haben. Hr. Schöpperlin kündigte im April des vorigen Jahres an, daß dieses Journal mit dem 6ten Bande geschlossen und alsdann von einem ähnlichen abgelöset werden sollte: und recht, als wenn er nicht länger hätte leben sollen, trug er noch so viel zusammen, als nothdürftig zureichte, und legte sich und starb, nachdem nicht sehr lange vor ihm, Hr. Thilo die Gesellschaft dieser fleißigen Männer ebenfalls durch den Tod, ein dritter aber, welcher die meiste medicinische Aufsätze verfertiget, durch einen anderweitigen Aufenthalt verlassen hatte.

Diese beyde Stücken bestehen größtentheils aus Recensionen, und Beschreibungen von dem gegenwärtigen Zustande einiger Schulen. Unter jenen glauben wir, daß die von Simonis Hebr. Lexicon, Purmann's Prolusionibus de evidentia critica ad sacras litteras referenda, Schmahlings Methode die lateinische Sprache zu lehren, Rousseau's Emil, in Rücksicht auf dessen medicinische Erziehungs-Regeln, Joh. Paul Sattler's Wochenblatt für rechtschaffene Eltern, mit vorzüglicher Einsicht und vielem Fleiße verfertiget worden sind. Aber auch in den zum Theil weitläuftigen Beurtheilungen und Auszügen aus kleinern Schul-Anschlägen finden sich häufig sehr gründliche Anmerkungen. — Von Schulen sind folgende ziemlich lehrreich beschrieben worden: S. 275. ff. die Ritterakademie, Michaelisschule und Johannisschule zu Lüneburg; S. 286. ff. die vor kurzem besser eingerichtete Stadtschule zu Einbeck; S. 319. ff. das Pädagogium zu Ilfeld;

und, wenn es uns erlaubt ist, noch etwas aus den vorigen Stücken dieses Bandes nachzuholen, S. 227. ff. das Gymnasium und die Schule im grauen Kloster zu Berlin, welche unter Hrn. Büschings Aufsicht stehen. — Die kleinern Schulnachrichten, welche beyden Stücken angehänget worden, sind zahlreich und enthalten manches sonderbare. — Eigene Aufsätze enthalten diese Stücke nicht, wo wir nicht S. 422. ff. ein Lehrgedicht des Hrn. Gust. Adolph von Amman, die Vorsehung betitelt, das viele sehr edle Gedanken und rührende Stellen enthält, und S. 428. ff. das eingerückte Ehrengedächtniß des sel. Archidiaconus Albrecht Friedr. Thilo hieher rechnen wollen. Dies letztere beschreibet das Leben eines zwar unbekannten aber verdienten Mannes mit vielem Scharfsinn und in einer schönen Schreibart.

In der Vorrede zum letztern Stücke ist die Nachricht von einer auf künftige Ostern anzufangenden allgemeinen Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland, welche der sel. Schöpperlin noch entworfen und bekannt gemachet hatte, von neuen abgedrucket worden. Es hat sich ein Mann gefunden, welcher in Verbindung mit mehreren gelehrten Schulleuten Deutschlandes, jenen Plan auszuführen gedenket, und daher jedermann, dem an der Beförderung eines so gemeinnützlichen Unternehmens gelegen ist, ersuchet, zweckmäßige Beyträge, unter der vorigen Adresse: An die VV. der allgemeinen Schul- und Erziehungs-Bibliothek nach Nördlingen einzuschicken. Die Einrichtung dieses Journals soll künftig beynahe die nemliche, als vorhin, bleiben, wie aus den Classen erhellet, darein die VV. alle Materialien zu vertheilen gedenken. Die erste Classe ist für Recensionen von alten und neuen Schulbüchern und Schulanschlägen: die zweyte für die Schulverfassungen im Ganzen und in Theilen, sowol die würklich bestehende, als auch die nur erst entworfene Pädagogien aller Orten in und ausser Deutschland: die dritte für die Schulgeschichte: die vierte für die Schulanfragen und andere dahin gehörige Aufgaben, mit ihren Beantwortungen und Auflösungen bestimmet. In diese Classen werden künftig alle Abhandlungen über das Schulwesen gezogen werden, denen man um deswillen keine eigene Classe angewiesen hat, damit solches jedem Mitarbeiter erinnern möge, daß man den Raum auf das genaueste zumessen, und alle Wortberedsamkeit in einem Werke vermeiden müsse, das unterrichten soll. In der fünften Classe sollen endlich Schulneuigkeiten und Veränderungen angezeiget werden.

Da

Da das bisherige Magazin für Schulen, in dessen Stelle nunmehro diese Bibliothek eintreten soll, so mancherley Gutes bekannter gemachet und zum Vortheil des Erziehungswesens unsers Vaterlandes verbreitet hat, so hoffen wir, daß an den vornehmsten Orten desselben wenigstens ein aufmerksamer Patriot seyn werde, der entweder nur selbst oder durch seine Ermunterung mittelst mehrerer fleißiger Männer, zu einer oder der andern Classe nützliche Bemerkungen und Nachrichten beytragen werde.

M.

Joh. Friedr. Schöpperlins, des Nördlingischen Lyceums Rectorn. Biblische Kindergeschichte zur Aufklärung der Sittenlehre für Schulen. Des zweyten Theils erster Abschnitt. Nördlingen, bey Carl Gottlob Beck. 1772. 175 S. in 8.

Was wir vom ersten Theile B. XII. 1. 387. gesagt haben, ist auch auf die gegenwärtige Fortsetzung anzuwenden. In der Rechtschreibung ist inzwischen vieles verbessert; in Absicht auf die Weitläuftigkeit aber ist dieser Abschnitt noch mehr, als der erste Theil, zu tadeln. Viele unedle, oder nicht hinlänglich gebräuchliche, Ausdrücke finden sich auch, z. B. Großgunst, grundmüthig und dergleichen. Es ist in Absicht auf die Fortsetzung indessen unnöthig, Erinnerungen zu machen. Denn der Verf. ist vor kurzer Zeit gestorben, wo wir nicht irren. Seine Kränklichkeit hat, wie hier im Vorbericht gesagt wird, schon die Arbeit unterbrochen, und man sieht es vielen Stellen an, daß der Verf. nicht mit gehöriger Seelenstärke und Heiterkeit gearbeitet hat. Wahrscheinlicher Weise wird ein andrer dies Werk nicht fortsetzen. Auch ist es nicht zu rathen, denn das, was davon vorhanden ist, macht schon mehr aus, als eine biblische Kindergeschichte überhaupt ausmachen sollte. Die Millersche hat im Ganzen noch viele Vorzüge!

Kleine Beschäfftigungen für Kinder. Zweyte Ausgabe. Magdeburg und Leipzig, 1772. In der Scheidhauerschen Buchhandlung, 243 S. in 8.

Daß der Herr Funk, der itzt Rector zu Magdeburg ist, diese Sammlung gemacht hat, ist schon im zwölften Bande unsrer Bibliotheck gesagt worden. Wir freuen uns sehr, daß

schon die zwente Auflage hat veranstaltet werden müssen. Denn der häufige Gebrauch derselben muß ohne Zweifel ungemein viel Gutes bey der Jugend stiften. Die schon der ersten Auflage vorgesetzte Vorrede, welche von jedem Freund der Jugend gelesen zu werden verdient, ist mit vieler Einsicht geschrieben, und zeigt, wie viel erfordert werde, wenn man den Kindern etwas in die Hände geben will, das ihren Fähigkeiten angemessen ist, und zugleich schlechterdings nichts anstößiges in sich enthält. Der Verf. hat daher, auch selbst in Gellertschen Stücken, hie und da einiges geändert. Daß derselbe diese Aenderungen vorgenommen hat, ist ihm ohne Zweifel nicht zu einem großen Verbrechen anzurechnen. Dennoch wünschen wir, daß man niemals eines andern Arbeiten ändern möchte, wofern derselbe nicht selbst diese Aenderungen angenommen hat. Wenn man z. B. ein Stück von Gellert liest; so will man gerne sicher seyn, daß man desselben Arbeit habe, indem man sonst immer ungewiß ist, ob dies oder jenes er selbst, oder ein andrer, geschrieben hat. Ueberhaupt sollte man die Worte andrer so, wie die Geschichte, nicht ändern. Keiner wird auch es gerne sehen, daß man ihn in einer veränderten Gestalt zeige. Herrn Funk würde es indessen vielleicht schwer geworden seyn, eine Sammlung nach seinem Wunsch zusammen zu bringen, wenn er nichts hätte ändern wollen. Und das Wohl der Jugend ist nun freylich eine so wichtige Sache, daß derentwegen die Sache leicht zu entschuldigen ist. Bey mehr heranwachsenden Jahren liest die Jugend überdas die Schriften gemeiniglich, woraus die Stücke genommen sind, und sieht also, was jedem eigentlich gehört. Aus der zweyten Vorrede sieht man, daß wegen der gemachten Aenderungen schon Erinnerungen gemacht sind. Das, was diese Ausgabe von der ersten unterscheidet, sind fast bloß Vermehrungen. S. 6. in der Vorrede, ist eine Anmerkung, die Rousseau betraf, weggeworfen. Es wurde auch nur einer und der andere, der nichts von Rousseau wußt, dadurch veranlaßt zu denken, daß Gedanken, die sich zugleich bey einem nach der Anmerkung übelberüchtigten Mann fanden, wohl selbst verdächtig seyn möchten. S. 46. ist eine vorher ausgelassene Zeile hinzugesetzt. Im 40. Stück ist auch etwas hinzugesetzt. Das 62. 64. 65ste Stück u. s. w. bis ans 88. Stück fehlten in der ersten Ausgabe ganz, so wie auch das 93. 94. und 95ste. Die hinzugesetzten Stücke sind auch zu der Absicht der gegenwärtigen Sammlung ungemein gut gewählt. Es ist ein Verzeichniß aller Stücke mit den Namen derer, welche Verfasser davon

sind,

sind, hintenangehängt. In einer folgenden Ausgabe wünsch-ten wir, daß die Namen sogleich unter den Stücken gesetzt würden, damit die Jugend desto eher es im Gedächtniß be-halte, wer jedes Stück geschrieben hat.

S.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Beyträge zur allgemeinen Naturlehre. Erfurt, 1773. 4 Bogen in 4. 1 Kupferbl.

Es ist dieses ein erster Versuch, dem noch mehrere über kurz oder lang folgen sollen, und worinn der Verfasser die wichtigste Theile der allgemeinen Naturlehre zu bearbeiten unternimmt. Derselbe entschuldigt sich im Vorberichte, warum er mehr Noten als Text, und selbst zu den Noten noch Noten geschrieben. Mangel der Zeit konnte hiezu ein desto hinreichenderer Grund seyn, da die Ordnung, so der Verfasser zum Texte gewählt, nicht wohl anders als durch vielmalige Umschmelzung desselben, ganz rein und vollkommen hätte erhalten werden können, gesetzt auch, daß der Stoff ganz vorräthig wäre. Wir sehen inzwischen dieses erstere Stück als einen Versuch an, wie weit man es ohne tiefere mathematische Kenntnisse, wenigstens ohne diese mit einzumengen, in Untersuchung der Grundgesetze der Natur, in Absicht auf die Schwere und die Verbindungskräfte der Körper bringen kann. Der Verf. gebraucht dabey die noch immer zu wenig gebrauchte Methode, daß er Gründe aus Erfahrungen herleitet, oder aus diesen geradehin auf jene schließt. Dadurch vermeidet er allerdings den bisher so gewöhnlichen Fehler, wo man die Natur erklären will, ehe man sie zureichend kennt. Indessen ist der Stoff, den der Verf. hier bearbeitet, schon großentheils auch mathematisch bearbeitet worden. Und dieses kann Anlaß geben, eine Vergleichung anzustellen. Der Unterschied äussert sich auf mehrere Arten, z. E. 1. in Absicht auf die genaue Bestimmung der Größen, Grade, Figuren, welche bey blos physischen Betrachtungen meistens wegbleibt. 2. In Ansehung der Ausdrücke, weil die Mathematicker die allgemeinen mechanischen Grundsätze, Begriffe und Kunstwörter sehr gut bey Betrachtung der Kräfte der Natur gebrauchen können. 3. In der Auswahl der geringsten Anzahl von Grundbegriffen und Erfahrungen, wo man in blos physischen Betrachtungen gewöhnlich mehrere gebraucht, und

und dennoch nicht wohl Rechnung tragen kann, ob sie zureichen oder nicht ꝛc. Unser Verf. zieht nun z. E. §. 17., aus dem, daß kleine Tropfen flüßiger Materien rund, größere aber abgeplattet sind, überhaupt die Folgen, daß die Theilchen dieser Materien eine anziehende Kraft haben müssen, die mit der Entfernung abnimmt, und gegen die Kraft der Schwere gehalten, geringe zu seyn scheint. Hr. von Segner hat diese Sache, (wenn wir uns recht erinnern,) in einem der ersten Bände der Göttingischen Commentarien mit vielem Scharfsinn mathematisch betrachtet, und die Figur der Tropfen durch Berechnung bestimmt. Im §. 8. 9. sieht der Verf. die Kräfte nur so weit sie noch ferner wirken können, als Kräfte an, und in dieser Bedeutung hört eine bereits ganz angewandte Kraft auf, eine Kraft zu seyn. Diese Redensarten sind etwas uneigentlich. Ein Magnet, der 10 Pfund Eisen zieht, hat eine Kraft von 10 Pfund, er mag sie durch die Anhängung des Eisens wirklich äussern oder nicht. Indessen hat die Folge, die der Verf. im §. 10. aus diesen paradox scheinenden Sätzen zieht, allerdings etwas auf sich. Denn wenn z. E. die Theilchen des Magneten einen Theil ihrer Kraft anwenden, sich selbst untereinander anzuziehen, so sind die erstbemeldten 10 Pfund Kraft nur der Ueberschuß der sämtlichen in den Magnetheilchen befindlichen Kräfte. Es scheint uns aber die hievon im 11. §. auf die Kraft der Schwere gemachten Anwendung noch etwas zweifelhaft zu seyn, übrigens aber allerdings eine genaue Untersuchung zu verdienen. Denn sollte z. E. die Kraft der Schwere nur der Ueberschuß der nicht wirklich auf den Zusammenhang der Theilchen verwendeten Kräfte seyn, so würden sich viele neue und wichtige Folgen daraus herleiten lassen. Im 16ten §. finden wir es unrichtig, wenn gesagt wird, daß eine Cubiclinie Bley im Wasser eben sowol als ein Cubicfuß Bley zu Boden falle, weil der Theil des Wassers so der Cubiclinie Bley widersteht, auch nur eine Linie groß ist. Dieser Grund gilt nur in Absicht auf die verminderte Schwere des Bleyes, und nicht in Absicht auf den Widerstand des Wassers, weil letzterer sich nicht nach dem cubischen Inhalt, sondern nach der Oberfläche und den Einfallswinkeln richtet. Der §. 26. und 27. kann ebenfalls genauer ausgedruckt werden. Denn wenn man den Fall setzt, wo sowol das Eisen, als der Magnet sich frey bewegen kann, so bewegt sich jedes mit Geschwindigkeiten, die in umgekehrter Verhältniß ihrer Massen sind, und der Mittelpunkt der Schwere bleibt in Ruhe. Liegen aber beyde auf dem Tische, so kömmt die Friktion mit in Betrachtung, und dann

dann ist der in bemeldten §. §. vorgetragene Satz sehr unbestimmt. Hiedurch erhalten nun auch die Sätze des §. 38. eine andere Wendung, weil daselbst eben diese verschiedene Fälle vorkommen, ob nemlich die Körper sich frey bewegen können, oder nicht. Wenn im §. 32. gesagt wird, daß die Verbindungskraft nichts als der Hang sey, welchen die Theile der Materie haben, sich mit einander zu verbinden; so wird dieses wohl schwerlich als eine logisch richtige Erklärung der Verbindungskraft angesehen werden können. Man müßte immer im voraus beweisen, daß die Theilchen der Materie einen solchen Hang haben. Es könnten aber auch die verbindenden Kräfte ausser der Materie seyn, die dadurch in Verbindung erhalten wird. Jedoch wir brechen hier ab, um die Recension nicht länger zu machen, als die Abhandlung selbst ist. Aus allem erhellet, daß der Verfasser in der That nachgedacht hat, und wir wünschen, daß ihm Zeit und Muße bleibe, die Fortsetzung dieser Beyträge zu liefern. Denn wenn auch, zumal in den Ausdrücken, noch verschiedenes mehr zu berichtigen seyn sollte, so gereicht es dem Verfasser doch immer zum Ruhme, daß er neue Aussichten gezeigt hat.

Lt.

Io. Ant. Scopoli Annus quintus historico-naturalis. Lipsiae, 1772. 8 Bogen.

Wollten wir alles merkwürdige, was in diesem Bändchen vorkömmt, nach Würden anzeigen, so würde unsere Anzeige unverhältnißmäßig gegen diese 8 Bogen werden. Dem Liebhaber der Naturkunde, und sonderlich der Mineralogie, das ist denen, die nicht bloß Naturalien sammlen, um sie einmal vorzuzeigen, empfehlen wir diese artigen Untersuchungen des Hn. Professors, der auch den Titel Bergrath hat. Zu Anfangs stehen einige Zusätze zu den vorhergehenden Jahren, auch einige Verbesserungen. Nun will Hr. S. doch auch Trivialnamen in der Botanick erlauben; aber wie war es möglich, nicht so gleich die Bequemlichkeit zu bemerken, die diese Namen leisten! — der Gordius gregarius des L. kann kein Gordius seyn. Lehrreich ist die vollständige Untersuchung des Weisgüldens und des Fahlerzes. Beyde enthalten Kupfer, Silber, Eisen, Spiesglas, Arsenick und Schwefel, und jene Namen müssen gebraucht werden, nachdem die Miner an Silber oder Kupfer reicher ist. Recht sehr merkwürdig ist die weitläuftige Untersuchung des Schwefels, wo nebenher auch

 die

die Entstehung des Kieses, des Röschgewächses und vieler andern Mineralien Erläuterung erhält. Die Goldmacher mögen auf die Geburt des Quecksilbers horchen, die freylich bedenklich ist. S. 41. Wie viel Schwefel von jedem Metalle angenommen wird. S. 53. Untersuchung der Scheinnitzers Blende; imgleichen ein paar Worte vom Auripigment, dessen genauere Untersuchung gewiß mit Dank zu erkennen wäre. Vielleicht könnte uns Hr. Scopoli auch eine zuverläßige Nachricht von dem Geburtsorte des türkischen Auripigments verschaffen. — Viele Versuche mit Auflösungen der Metalle in Säuren. S. 70. Zoologische Bemerkungen. Lemur latta soll wegen der Sitten zu den Affen gehören; aber theilt denn Hr. S. die Thiere nach den Sitten ein? — Der Proteus anguinus ist ja offenbar eine Larve einer Eidechse; und Hr. v. H. muß nicht wissen, was man in der Thiergeschichte Larve nennet, wenn er dieses Urtheil, das schon Linné gefället hat, verspottet. Der Zuwachs, den Hr. S. in Ungarn der Entomologie verschaft hat, ist ansehnlich. Mit Vergnügen lesen wir hier, daß auch Hr. Pater Schiffermüller auf die rechte Art für die Naturkunde arbeitet. Am Ende sind die Arten der Sepia etwas genauer bestimmet. — Gewiß, die Naturkunde kann von Hn. Scopoli noch wichtige Verbesserungen und Erweiterungen hoffen.

A.

Des Abts von Felbiger zu Sagan, Anleitung, jede Art der Witterung genau zu beobachten, in Karten zu verzeichnen, zu vergleichen, und daraus besonders für die Landwirthschaft nützliche Folgen zu ziehen. Sagan, bey Lauche. 4. 1773. 12½ Bogen, nebst 2 Tabellen und 1 Kupferblatt.

Es ist unstreitig, daß eine der wichtigsten Wissenschaften, die Meteorologie oder Witterungskunde, noch sehr zurücke bleibt. Einige tausend Jahre durch gründete man sich ganz auf astrologische Grillen, und füllte die Calender mit Vorherverkündigungen des Wetters aus. Wenn es nicht eintraf, so mußte das Astra inclinant se non necessitant zur Ausrede dienen, und Landleute, die aus Begierde sich nach dem Wetter zu richten, oft genug nach dem Calender sahen, fanden sich nöthen bey dennoch bemüßigt, sich selbst Regeln zu machen, die noch großentheils unter dem Namen von Bauernregeln bekannt,

theils

theils unzuverläßig und falsch sind. Um solche Regeln zu finden, fehlte es an der gehörigen Art zu beobachten, die Beobachtungen, den Mittelstand und die äussersten Gränzen in der Abwechslung der Witterung zu bestimmen, und dann auch jeder Abweichungen Rechnung zu tragen. Leutmann beschrieb die zu solchen Beobachtungen dienliche Instrumente, so gut sie zu seiner Zeit bekannt waren. Und wenn er seinem Tractate nicht Jurins Einladungsschreiben eingerückt hätte, so würden vollends alle Regeln das Wetter zu beobachten, vermißt worden seyn. Unser um die Aufnahme der Wissenschaften auf manche Arten verdiente Prälat, holt diese zurückgebliebene Unvollständigkeiten sehr ein. Die vor uns liegende Anleitung ist auf Verlangen der Schlesischen patriotischen Gesellschaft verfertigt worden. Diese Gesellschaft ist vorhabens, die Witterungskunde mit der Landwirthschaft genauer zu verbinden, und mit sehr vollständigen Beobachtungen den Anfang zu machen. Sie läßt sich correspondirende Instrumente verfertigen. Diese werden hier kurz, doch hinreichend, angezeigt. Desto umständlicher aber wird die Art beschrieben, wie man so wohl die Instrumente, als die Witterung, und deren Wirkung auf die Pflanzen und Thiere beobachten, aufzeichnen und vergleichen soll. Alles wird durch wirkliche Beyspiele erläutert. Wir erwarten von der wirklichen und viele Jahre durch fortgesetzten Ausführung dieser so umständlichen Angaben viel vorzügliches. Der Hr. Verfasser äussert den Wunsch, daß das 7te Hauptstück vom Nutzen der Witterungsbeobachtungen noch vollständiger möchte gemacht werden. Wir wollen hiebey nur kurz anmerken. 1) Daß die genauere Kenntniß sehr vieler Naturgesetze davon zu erwarten ist. 2) Daß diese Naturgesetze das Vorhersehen der Witterung zur Folgen haben, wenn es auch nicht gleich anfangs sich biß auf jede kleinere Umstände erstrecken sollte. 3) Daß wenn einmal nur das Verhältniß der Jahrsgänge, in Absicht auf das Gerathen und Mißrathen der Feldfrüchte, durch eine Reyhe von Beobachtungen bestimmt worden, die Sache schon dahin gediehen seyn wird, daß Assecuranzcomptors können errichtet werden, wo der Landmann seine Felder wird können assecuriren lassen, eben so, wie die Sterbregister zu Leibrenten, Tontinen rc. oder auch die Abzählung der verunglückten Schiffe zu den Assecuranzgesellschaften für dieselben Anlaß gegeben haben.

Im.

Jo-

Johann Jacob Well's, Apothekers in Wien, Forschung in die Ursache der Erhitzung des ungelöschten Kalches; nebst einigen freymüthigen Gedanken über die dessen Erhitzung bewirken sollende Feuermaterie. Wien, bey Krausen, 1772. 4 Bogen in 8.

Die Erhitzung des gebrannten Kalches mit Wasser, ist allerdings immer der größte Stein des Anstosses gewesen, welchen die blackische Theorie noch nicht heben können; denn es will noch nicht begreiflich seyn, daß aus der puren Bewegung des von der Luft befreyten Kalchsteins und dem Wasser, oder überhaupt in der ganzen Natur, eine Hitze entstehen könne, ohne eine solche elementarische Materie in denen sich erhitzenden Körpern vorauszusetzen, welcher man die besondere Eigenschaft zuschreibt, daß sie nach demjenigen Grade, nach welchen sie in Bewegung gesetzt wird, unter dem Begrif einer Wärme oder Hitze von unsern Nerven empfunden wird. Die äusserlich angebrachte Bewegung bey diesen oder jenen Körper, um denselben zu erhitzen, ist also nicht weiter, als causa movens, die hierdurch aber gereitzte Feuermaterie bleibt causa efficiens, von der auf die Bewegung erfolgten Wärme. Diesen Umstand, welcher in einer gesunden Naturlehre gegründet ist, scheinen die Anhänger der blackischen Theorie aus den Augen gesetzt zu haben. In der vor uns liegenden Abhandlung ist nun der Verf. bemühet, nach Blacks Grundsätzen zu beweisen, daß die Erhitzung des gebrannten Kalchs einzig und allein von der durchs Wasser mehr oder weniger nothwendig zu bewirkenden Trennung des Kalchs abhange. „Das Wasser „soll also einen gemeinen lebendigen Kalch beym ersten Aufguß „mit einer ungemeinen Heftigkeit in die kleinsten zärtesten „Theile, und zwar in einer sehr kurzen Zeit zerreissen; welch „Wunder, wenn diese schnelle Zerreissung nicht ohne merkliche „Erhitzung geschehen kann! wenn hingegen eine eben so zarte „Vertheilung schon vorher bewirket worden, nun so wird auch „beym ersten Angusse, weil das Wasser den Kalch schon in „die kleinsten Theile getrennet findet, weder Hitze noch Wärme „erfolgen.„ Dieses ist die Hauptsache, welche der Verfasser in diesen Bogen durch folgende Versuche bestätigen will. 1) Eine Unze von einem durch Salpetersäure aufgelößten und mit aufgelößten Weinsteinsalz niedergeschlagenen Kreidenpulver. 2) Eine Unze rohes Kreidenpulver. 3) Eine Unze von eben der

der Kreide, jedoch in ganzen Stückchen, und 4) eine Unze von einem gemeinen gelöschten, geschlemmten und wieder wohl abgetrockneten zarten Kalkpulver hat Hr. W. in einem gleich starken Calcinirfeuer sieben Stunden lang unterhalten, und als er eine jede Portion mit Wasser überschüttet, befunden: daß ein eingesenkter Thermometer bey No. 1. fast um 4 Grad, No. 2. um 27 Grad, No. 3. um 41 Grad, und bey No. 4. nur um 3 Grade von der, durch diese Kalche, dem Wasser beygebrachten Hitze gestiegen sey. Alle vier Kalche sind übrigens vollkommen kaustisch gewesen. Hieraus ziehet er den Schluß: „daß die Erhitzung des Kalchs mit Wasser keine dem Kalche wesentliche, sondern eine blos zufällige und von den vor dem Ablöschen mehr oder weniger zusammenhangenden Kalchtheilchen einzig und allein herrührende Eigenschaft sey.„ Sollte bey diesem Schlusse keine Partheylichkeit und Vorurtheil mit herrschen? No. 1. 2. 4. haben ja Hitze gezeiget, und besonders N. 2. merklich genug; alle aber freylich nicht in dem Grade als N. 3. welches die in ganzen Stückchen kalcinirte Kreide war. Wir wollen uns in diesen Streit nicht einlassen, und verbitten auch, uns nicht mit hinein zu ziehen, aber wir wollen doch den Hr. Verf. zu erwegen vorlegen: daß es einen beträchtlichen Unterschied in den Graden einer Erhitzung ausmachen könne, ob ein erhitzender Körper zertheilt oder nicht zertheilt ist, ohne daß seine Meynung dadurch etwas gewinnet. Erhitzet sich etwa ein in Stückchen zerbrochener Kalch, als bey N. 3. geschehen, deßwegen mehr, weil das übergossene Wasser nur die äusserliche Oberfläche dieser Stückchen bedecken, ins innre des Steins aber nicht so geschwinde dringen kann: wodurch also die im innersten vorhanden seyn könnende Feuermaterie Zeit bekommt, durch die von aussen beschehene Reitzung rege gemacht zu werden, und ihre hitzende Wirkung, welche eine Folge ihrer Bewegung ist, dem Wasser mitzutheilen? Und kann diese Erhitzung etwa im Gegentheile nicht in dem Grade erfolgen, weil das Wasser alle Oberflächen der zartesten Stäubchen, wie es bey No. 1. 2. 4. geschehen, in einem zertrennten Zustande auf einmal bedecket, und eine erhitzende Materie in der Zerstreuung nicht diejenige Kraft äussern kann, welche sie in einer engern Verbindung beweiset? eine feste glüende Kohle von einer Unze erhitzet eine gewisse Portion Wasser mehr, wenn sie hinein geworfen wird, als eben so viel zarter Kohlenstaub in eine gleiche Portion Wasser geschüttet. Denn der Satz bleibt wohl in allen Fällen richtig: daß das Feuer vom Wasser gelöschet wird. Aber es

wird

wird die Bedingung hierzu erfordert, daß das Wasser das Feuer überall berühren muß, widrigenfalls es Fälle geben kann, daß das Wasser vom Feuer überwältiget wird, und wenigstens dessen Wirksamkeit, die Erhitzung nemlich, nicht verhindern kann. Muß nicht eine Bewegung und Wirkung der Kraft, die in den Körper wirkt, proportionirt seyn? Lassen sich nicht die Kräfte der Dinge zusammensetzen? und steiget nicht die Wirksamkeit dieser Kräfte mit ihrer Zusammensetzung? Sind diese physikalische Grundsätze richtig, nun so ist es auch schon erklärt, warum ein zartes Kalchpulver, wenn es mit Wasser übergossen wird, das Wasser nicht so stark erhitzen könne, als ein eben so schweres Stück gebrannter Kalch. Weil nemlich in letztern die Feuermaterie mit zusammengesetzter Kraft eine ungleich vorzüglichere Wirkung vorbringen muß, als es nach aufgehobener Zusammensetzung unmöglich geschehen kann. Allem Ansehen nach wird also der geschickte Hr. Well durch seine Beschäftigung für Blacks Theorie nichts gewonnen, und der mehr gründlichen Erklärung der Eigenschaften des gebrannten Kalchs vermittelst der Feuermaterie keinen Schaden gethan haben. Man wird es leicht glauben, daß der Verf. bey dieser Gelegenheit noch immer gegen die Widersacher der Theorie von der fixen Luft streitet. Er ist mit H. D. Weigel, D. Bucholz und dem Recensenten der Prager gelehrten Nachrichten nicht zufrieden. Bey einigen gemachten Einwürfen pflichten wir ihm bey; wenn er aber schließt: weil erstere beyde die Meyerische Theorie von der Natur und Beschaffenheit eines Feuerwesens, dem die Eigenschaften des gebrannten Kalches zugeschrieben werden, abgeändert und durch Versuche geleitet, von der Natur desselben elementarischen Wesens sich einen andern Begriff gemachet, so sey die ganze Theorie von einem Feuerwesen zur Entstehung des gebrannten Kalchs falsch, und verdiene nicht weiter in Erwegung gezogen zu werden; so schließt er nach bewandten Umständen falsch. Die Hauptsache der Meyerischen Anhänger war, so viel uns bekannt ist, die Phänomena des Kalchs aus dem Beytritt einer Feuermaterie zu erklären. Sind nun die angestellten Versuche diesem Begriff nicht zuwider, sie bestimmen aber den Begriff von der Natur dieses Feuerwesens anders als vorhero, so sehen wir nach aller Billigkeit nicht ein, warum dieser Begriff mit allem Rechte nicht soll können geändert werden, ohne daß die Hauptsache dabey leidet; und so ist es mit der Meyerischen Theorie gegangen. Dadurch hat nun aber die Blackische Theorie noch nicht ein Haarbreit gewonnen. Unter andern ist S. 10. u. f.

den

der Verf. bemühet, die aufgeworfene Frage, ob ohne Feuerwesen Kalch gemacht werden könne? mit ja zu beantworten; nemlich durch den Blackischen Versuch mit kaustischen Laugensalze. Aber das beweiset nichts, indem doch Kalch zum kaustischen Salze erfordert wird, und Kalch im Feuer gewesen ist. Wir möchten selbst gerne wissen, wie ein Kalch gemacht werden könne, aber ohne irgend einen Körper, welcher im Feuer gewesen wäre. Es wird auch ferner S. 12. der bey dem Blackischen Versuch von Meyern angegebenen Transpositionstheorie der Feuermaterie folgender Versuch entgegengestellet: Man schüttet in einen gewissen Theil der kaustischen Lauge eine gewisse hier bestimmte Menge Kreide und tropfet sodann Salzsäure zur Sättigung der kaustischen Lauge hinzu. Hier sollte nun der Meyerischen Theorie zufolge, wie Hr. W. sagt, das Feuerwesen vom alkalischen Salze geschieden und mit der Kreide verbunden werden; dieses erfolgte aber nach des V. Versuch nicht also, sondern die Kreide war in ihrem rohen Zustande geblieben — Das glauben wir selbst. Ist denn nicht bey chemischen Verbindungen, in Ansehung des Erfolgs, ein großer Unterschied, ob eine Verbindung mittelbar oder unmittelbar zuwege gebracht wird? Sind nicht viele Fälle bekannt, wo sich die Möglichkeit von dergleichen Verbindungen nur auf einzelne Fälle beziehet, und gar nicht unmittelbar erfolge? Das brennbare Wesen, wodurch der Eisenkalch in Berlinerblau verändert werden kann, bringt diese Wirkung nur allein unter der Bedingung hervor, wenn dasselbe zuvor mit dem alkalischen Salze, und das Eisen mit einer Säure verbunden worden. Wie, wenn man verlangen wollte, daß sich dasselbe unmittelbar an das Eisen legen sollte, wenn man Eisenfeil in die Blutlauge legte, und eine Säure nachgöße, um das brennbare Wesen von der Blutlauge auszuscheiden und ans Eisen zu bringen. Gleichergestalt kann es nun hier auch einen großen Unterschied machen, ob die Kreide in roher Gestalt, oder in einem aufgelößten Zustande angebracht wird. Zu dergleichen subtilen Verbindungen gehört mehr, als ein grober mechanischer Begriff. Es kann also durch diesen Versuch jene Transpositionstheorie gar nicht widerlegt werden.

Ti.

Catalogue raisonné des Auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la Suisse par *M. de Haller*, Pils, 166 S. in 4.

Ver-

Verzeichniß von 573 Schriften über Helvetiens allgemeine und besondere Naturgeschichte, Clima, Krankheiten, Berge, Mineralogie, Seen, Flüsse, Bäche, 50 Gesundbrunnen, Salzquelle, Pflanzen, Thiere, Lufterscheinungen und Erdbeben. Diese mühsame neue Frucht der Arbeitsamkeit des jüngern Hrn. von Haller verräth durch die beygefügten Urtheile einen Litterator, welcher mit Titel und Register nicht vergnügt, auch was zwischen beyden steht, gelesen hat. Das Charakteristische der Urtheile fehlt sonst in dieser Art Schriften gemeiniglich.

So lernen wir am leichtesten die Verdienste eines Volks um eine Wissenschaft mit Richtigkeit schätzen. Hr. v. Haller hat Fleiß und Geschick zu ähnlichen Sammlungen, welche in künftigen Jahrbüchern der helvetischen Nation dem litterärischen Kapitel einen Reichthum verschaffen können, welchen es in keiner andern Provinzialgeschichte so leicht haben wird. Was wir vor uns haben, ehrt die Nation, welche einen Gesner und Haller zeugte.

Diese Schrift steht auch in den Acta physico-botanico-medica Helvetica T. VII. wo aber das sehr nöthige Verzeichniß der Druckfehler, die Tafel des Inhaltes und das ungemein bequeme alphabetische Register der Verfasser fehlt. Besonders, sind nur 40. Exemplarien gedruckt und mit zween Bogen vermehrt. Nach S. 54 hat man aus Basel eine neue prächtige Ausgabe von Hallers Alpen mit 50 Vignetten zu erwarten. Diese Erkenntlichkeit hat der Werth dieses Gedichtes von den Schweizern schon lange gefodert. Haller, der Sohn, sammelt helvetische Münzen und Medaillen, patriotische Besitzer solcher Schätze werden gebeten, zur Vervollkommung seines Werks beyzutragen.

Sh.

Novae species insectorum. Centuria I. Auctore *Ioanne Reinoldo Forstero*, S. A. S. Londini, 1771. 100 Seiten in 8.

Wir zeigen dieses Werkchen an, weil der Verf. ein Deutscher ist, der ehemals als Prediger bey der reformirten Gemeine zu Nassenhuber, unweit Danzig, stand, die er verließ, nach St. Petersburg, hernach von da nach Saratow, dann nach London, und von da nun kürzlich nach der Südsee mit einem Sohne gieng. In London hat er Kalms Reise ins Englis

Englische zu übersetzen angefangen, auch hat er verschiedene kleine eigne Werke daselbst drucken lassen, die wir noch nicht alle haben erhalten können. Wir kennen ihn persönlich als einen geschickten, fleißigen und unermüdeten Beobachter der Natur.

In diesem kleinen Werke hat er eine große Menge Insecten beschrieben, die vorher noch gar nicht beschrieben worden. Einige hat inzwischen Drury abgebildet. Die Beschreibungen sind alle kunstmäßig gemacht worden, und es fehlt ihnen nichts als die Abbildung. Aber in einem andern Buche, Philosophia entomologica, verspricht er von vielen die Abbildungen zu liefern; ein Versprechen, was nun durch die angetretene weite Reise sehr zweifelhaft geworden; aber gewiß wird er uns nach seiner Rückkunft dafür schadlos halten.

J. H. G. von Justi, Königl. Berghauptmanns, Geschichte des Erd-Körpers aus seiner äusserlichen und unterirrdischen Beschaffenheit hergeleitet und erwiesen. Berlin, 1771. 8.

Ein unsinniger philosophischer Roman, in dem viele alte Ketzereyen mit wahren, aber verdreheten Beobachtungen der Natur, und mit noch mehr Erdichtungen durchwebet sind. Ein schreckliches Beyspiel, wie sich ein sonst vernünftiger Mann ein All der Dinge erdichten und solches selbst für wahr halten kann. — Das Weltgebäude sey unendlich; der Raum ewig; und weil zwey ewige, unendliche, ursprüngliche und selbstständige Wesen nicht zugleich und neben einander existiren können, so muß Gott der Raum, und der Raum Gott seyn. So sollen auch schon des Cartes und Wolf gedacht haben. Weil aus Nichts Nichts werden kann, so müssen die Atomen ewig seyn und zum göttlichen Wesen gehören. Die Atomen wurden einmal läufisch, stiessen aneinander, wurden eine Kugel, geriethen in Gährung, und erzeugten dadurch Erde, Quecksilber, Oel, brennliches Wesen und Wasser. Hernach gerieth die ganze Masse einmal in Brand, da rissen sich große Stücke loß, und wurden Planeten und Cometen. — Ich denke, unsere Leser werden uns nicht zumuthen, noch mehr Unsinn auszuzeichnen. Wir setzen also nur noch hinzu, daß auch hier Hr. Delius derb widerlegt wird.

A.

9. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Litteratur von Seybold, Prof. in Jena. Eisenach, bey Griesbach, 1772. 51 Seiten in 8.

Diese zur Ankündigung einer Handausgabe des H. anfänglich bestimmte Schrift enthält im Grunde wenig eigne Bemerkungen, sondern meistens flüchtig gemachte Anmerkungen aus dem Blair, den Herderischen Schriften, Goguet und andern vom Verf. genannten und nicht genannten kritischen Arbeiten. Auch Woods Essay on Homer zwar nicht selbst, aber doch die Recension davon in den Gött. Anz. scheint der Verf. gekannt und wie andre Herrn, die sehr begierig auf die Uebersetzung des Ganzen warten mögen, gebraucht zu haben; alles recht gut, aber schade, daß es so eilig gebraucht und in nichts tief hereingegangen ist, um die Schrift mit Grunde jungen Freunden der Litteratur empfehlen zu können. Nach einem witzig seyn sollenden Eingange, der sich zu dem ganz unerträglichen Ton der Schrift, aber nicht zu ihrem erwarteten Inhalt schickt, wird bis S. 8. manches unverdaute oder bekannte über Griechenlands Vorzüge in Ansehung des Geschmacks gesagt; endlich lenkt der Verf. S. 12. ein, und verspricht den Charakter der Homerischen Gedichte besonders zu bestimmen, d. i. zu untersuchen, was und wie Homer gedichtet hat. Wir beneiden den Verf., daß er dies alles in weniger als 40 Seiten hat sagen und noch so viel fremde nicht gehörige Dinge, auch wie es scheint, Reste von Cathederscherzen, die den Herrn Studenten in J. mögen sehr gefallen haben, einmischen können. Nach einer Anmerkung über die Dichter vor dem Homer, wird das an unserm Dichter gerühmt, daß er einen Theil aus der Geschichte seiner Nation und zwar eine der glänzendsten und merkwürdigsten Expeditionen gewählt, keine an einander hängende Erzählung, sondern jedes Süjet besonders, den Krieg und die Folgen bearbeitet habe. S. 15. Recht gut, aber nun, wozu noch die — doch wohl nicht neue? — Bemerkung, daß H. nicht moral. Maximen gelehrt, noch weniger die Subjekte nach ihrer Chronologie erzählt habe? Welchem Vernünftigen fällt das ein? Und wozu also alle die unbedeutenden Fragen und Exclamation S. 16. fg. „Wer gab ihm die neue „Manier an ꝛc. Welcher Genius gab es ihm ein ꝛc. Welche „Muse lehrte ihn die Kunst ꝛc. ꝛc.„ Fragen die sich der Verf. alle

alle hätte ersparen, und statt deren er mit zwey Worten hätte sagen können: Alles das ist Genie beym Homer! Oder nach seiner Sprache zu reden: „Siehe da den Coloß des Homerischen Genies! Nun folgt eine nicht ganz verunglückte aber auch dem Verf. nicht eigne und doch zu kurz und flüchtig gerathene Betrachtung über den Einfluß des Homerischen Zeitalters auf seine Gedichte S. 17-20. und von da geht er zu der Betrachtung des Einflusses fort, den die Zeit des Trojanischen Krieges auf die Sitten, Beschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte. Tapferkeit war das höchste Verdienst dieser Zeit, daher die epische Rangordnung nach dem Grade dieser Tugend. S. 21-24. Die Sitten waren noch roh, daher der offenherzige Ausdruck von natürlichen Dingen, der neuern Zeiten der Schamhaftigkeit entgegen zu seyn scheinen könnte S. 25. fgg. „und man muß also dem „Homer nicht übel nehmen, daß er nicht sagte, Ajax wäre, „mit Respekt zu sagen, in den Koth gefallen.„ Weil wir doch einmal beym Abschreiben sind, so wollen wir von dem witzigen Styl des Verf. hier eine kleine Probe geben. Sie steht S. 27.

„In unsern tugendreichen Tagen würde freylich Phryne „von der Gesellschaft der ehrbaren Matronen ausgeschlossen „seyn, und das von rechtswegen! sollte es auch nur geschehn

Aus Neid, wies oft genug geschiehet!

„Aber in Griechenland lesen wir nicht, daß sie wären von „der Canzel geworfen, und ihre ärgerliche Aufführung andern zum Abscheu vorgestellt worden, sogar von Xenocrat, „einem Manne, der doch einen ziemlichen Bart hatte, besinnen wir uns nicht, daß er wegen dem gefährlichen Anschlag, „den sie auf seine Tugend machte, seine lieben Zuhörer ermahnte, vor besagter Phryne, als vor einer Schlange, zu „fliehen.„ — Wir möchten doch wissen; für wen der Verf. solche — wir wissen nicht wie wir sie nennen sollen — Bemerkungen, eingeschaltet hätte. Nach unsrer geringen Einsicht können sie gerade dazu dienen, Geschmack und Herz seiner jungen Freunde der alten Litteratur (eine Hrn. S. gehörende witzige Antithese S. 9.) irre zu führen. Aber weiter! der Einfluß der Homerischen Zeiten auf seine Beschreibungen d. i. auf die Erzählungen kleinerer Umstände ist gleichfalls in seinen Werken sichtbar; sowol was die körperliche Gestalt betrift S. 28-30. als die Materialien z. E. kein Geld, sondern Tausch rc. S. 31. fg. und endlich die Gleichnisse, die größtentheils aus

dem Naturreiche genommen sind S. 33 : 35. Die hier vorkommenden Vergleichungen zwischen Oßian und Homer sind sehr mager ausgefallen. Hr. S. hätte immer seinen eignen Ausspruch S. 35. „Parallelen, zwischen Dichtern verschiedner Nationen gezogen, haben nicht immer das Glück, richtig zu seyn„ auf das von ihm gesagte anwenden können!

Endlich vom Einfluß seiner Zeiten auf seine Sprache S. 36. fgg. meist aus andern zusammengetragen, hie und da mit eignen Unrichtigkeiten vermischt, z. E. mit einer ganz falschen Idee von διοςθωσις die wir glauben, schon anderswo gerügt gelesen zu haben. Die S. 43. vorkommende Bemerkung, daß die Homerischen Götter nichts mehr und nichts weniger als eine Art von Dämonien oder Genien, und nicht das sind, was wir uns sonst unter dem Worte, Gott, denken, ist gut, und hätte noch weiter ausgeführt werden können. Aus dem bisher gesagten, folgert nun der Verf. die gegründete Hochachtung für den Homer S. 45. fg. sagt mit zwey Worten S. 47. den Nutzen, den man aus dem Studium des Homer schöpfen kann, widerlegt die Klagen seiner jungen Freunde, daß H. so schwer zu studieren sey S. 48. fg. und doch soll er nach S. 39. eben weil man ihn nicht verstand, in den ersten Jahrhunderten nicht so bekannt gewesen seyn — nun, „Heil uns„ — zu reden mit dem Verf. S. 1. „Heil uns, daß unser Morgen „in so erleuchtete Zeiten gefallen ist.„ Und endlich schließt er mit einigen Fragen über die verschiednen Dialekte, die uns so ganz unaufgelößt, so weit wir nemlich den Verf. verstehn, nicht mehr dünken. Den witzigen Schluß haben wir unsern Lesern doch auch nicht vorenthalten wollen. Hier ist er: „Leben Sie „wohl, oder vielmehr, als Grieche mit Ihnen zu reden, „freuen Sie sich, Ihrer Jugend!„ Ey, ey, daß Hr. S. zu Anfange seines Sendschreibens das beliebte χαιρειν και ευπραττειν! in der Geschwindigkeit hat vergessen können! So wäre der ganze Grieche fertig.

Wir haben uns mit Vorsatz bey dieser kleinen Schrift etwas verweilt, und dem Verf. unsre Gedanken offenherzig gesagt, nicht um ihn von ähnlichen Arbeiten abzuschrecken, sondern ihn vielmehr für das künftige zu einer größern Genauigkeit zu ermuntern. Wir wollen ihm nicht das zum Vorwurfe machen, daß seine Schrift keine neue Bemerkungen enthält, vielleicht weis er selbst am besten, wie nothwendig in gewissen Gegenden, wo alles sich aufs Brodstudium beziehen soll, die Einschärfung der von ihm vorgetragnen Gedanken seyn mag. Aber

das,

das, dünkt uns, kann man von einem Manne, der junge Leute zu Empfindung des Schönen in den besten Mustern des Alterthums anführen will, mit Recht fodern, durch seinen Vortrag sie nicht davon abzuführen oder ihnen wenigstens den falschen Geschmack, der in einigen Gegenden Deutschlands nur gar zu sehr zum Schaden der Gelehrsamkeit noch herrscht, durch seine Schreibart nicht beliebt zu machen. Vielleicht entschließt sich Hr. S. wenn auch, (wie wir doch nicht wünschen,) die Handausgabe des H. nicht zu Stande kommen sollte, zu einer umgearbeiteten und weiter ausgeführten Ausgabe dieses Schreibens, und da bitten wir ihn, diese Flecken zu vermeiden, und ausser den häufig vorkommenden deutschen und griechischen Druckfehlern, wovon die kleine Schrift voll ist, auch die Sprachfehler zu vermeiden, dergleichen das: denen, statt den, prieße, fiele, fochte u. s. w. ist.

Og.

D. Benj. Kennicott — Notae Criticae in Psalmos XLII. XLIII. XLVIII. LXXXIX. ex anglico vertit, et appendice auxit *Paul. Jac. Bruns*; notulas adspersit et praefatus est *Jo. Chr. Fr. Schulz*. Lipf. Weyg. 1772. 14 Bogen in gr. 8.

Das Buch enthält 1) Kennicott's Kritick, d. h. hier: gesammlete Varianten und deren Beurtheilung über Ps. 42 und 43; und diese sind unsers Wissens schon vor einiger Zeit im Druck erschienen, und vortheilhaft bekannt genung. 2) Desselben ähnliche Noten über den 48 und 89 Psalm. Sie dünken uns nicht von dem Werthe zu seyn, wie jene; und überhaupt möchten wir sagen, daß K. vielleicht zu dreist, zu oft blos ex ingenio, ändert; und darnach, wenn dies einmal schon geschehen ist, dann sieht er sich nach einem oder dem andern aus seiner Armee von Manuscripten, die ihm zu Gebote stehen, um, den er als Gewährsmann seiner gewagten Conjectur aufrufen möge. Auch vermissen wir an ihm, dünkt uns, das seltene Talent, was wir zu einem großen Critico erfodern: durchdringenden Scharfsinn, verbunden mit der äussersten Behutsamkeit, und demüthigsten Biegsamkeit. Seine beyläufig angebrachte Erklärung über das so oft behandelte 7. Cap. Jes. möchte wohl schwerlich Beyfall finden; sie scheint gar zu gezwungen. — Nächstdem kommen Bruns's weitläuf-

künftige Anmerkungen über diese Kennicottische Arbeit; und diesen treten wir freylich fast allenthalben gern bey. Sie enthalten beyläufig viele andre zur Aufklärung der biblischen Kritick dienliche Sachen. Den Beschluß machen Schulz gesamlete Varianten über diese vier Psalmen, aus dem Casselischen Codex, welche nicht unerheblich sind: ferner dessen Anmerkungen, erst über Kennicott, und dann Anmerkungen über Br. Anmerkungen über jene Anmerkungen. — — Mit allen ewigen Varianten! und mit allen Anmerkungen! werden unsre unhebräische und unkritische Leser sagen. Ist denn des Samlens noch kein Ende? — Geduld. — Angehängt sind zuletzt, Sch. kritische Anmerkungen, über die syrische Uebersetzung der Psalmen: Nur über die vier ersten; als eine kleine Probe oder Vorschmack nemlich, um den Leser nach der Fortsetzung lüstern zu machen.

No.

Die Wolken. Eine Komödie, aus dem Griechischen des Aristophanes übersetzt, und mit einer Zugabe von Aristophanischen Briefen begleitet, von Joh. Just. Herwich. Bamberg und Wirzburg, 1772. bey Göbhardt, 173 S. in 8.

Wider das Unternehmen, den Aristophanes zu übersetzen, liesse sich zwar allerley nicht ohne Grund erinnern. Das Eigne dieses Dichters in seinen Süjets, in seiner Sprache, und in seiner ganzen Manier dem ungriechischen Leser verständlich zu machen, wird jeder, der den Aristophanes nur einigermassen kennt, für schwer und an manchen Stellen für unmöglich halten. Auch hat der lehrbegierige in den Arbeiten grosser und mittelmäßiger Gelehrten, die über den A. geschrieben haben, und noch schreiben, Hülfsmittel die Menge, ihn meistens verstehen zu lernen. Aber bey dem allen wollen wir dem Manne, der Muth gnug bey sich fühlt, jene Hindernisse, so weit er kann, zu überwinden, und Geduld gnug, seine Fähigkeit auf ihn zu verwenden, durch die Menge der guten und schlechten Commentatoren sich hindurch zu arbeiten, und das Beste, oder doch das Verständlichste zu wählen, wollen wir keine Chikane darüber machen, daß er uns das zu leisten sucht, was wir wirklich für so gar nothwendig nicht, und bey dem allen doch für sehr schwürig halten. Es ist freylich etwas sonderbar, daß uns Hr. H. bey seiner vorhabenden ganzen Uebersetzung

setzung des komischen Dichters, gerade das Stück zuerst liefert, was wol den meisten Fleiß der Commentatoren erfahren, mit dem Fr. Dacier so lange sich amüsirt hat, und das auch dem ehrlichen ungriechischen Deutschen schon durch eine nicht unglückliche Uebersetzung des R. Goldhagen in seiner Anthologie, Th. 3. S. 75. und durch Hn. Clodius Versuche allenfalls am meisten bekannt ist, oder doch — seyn kann. So nach konnte es wol nicht anders seyn, als daß Hr. H. dadurch sich seine Arbeit sehr erleichterte, aber auch zugleich den kritischen Leser ausser Stand setzte, aus diesem Einen Stücke, dem, der Nachschrift zufolge, die Beylage von aristophanischen Briefen, nebst den übrigen Stücken, erst folgen soll, so bald er die Urtheile über dieses Stück weis, seine Geschicklichkeit mit rechter Gewisheit zu beurtheilen. Aus der Vorrede, die aber in dem immer mehr Mode werdenden witzelnden, uns aber sehr unangenehmen Tone geschrieben ist, z. E. S. 10. 15., siehet man, daß Hr. H. einige Kenntniß und auch Geschmack zu seiner Arbeit mitbringt; und in der Uebersetzung selbst hat uns der Dialog vorzüglich gefallen. Er läßt sich an vielen Stellen ziemlich fliessend lesen. Darinn übertrift diese Uebersetzung die erwähnte Goldhagensche sehr. Dieser sieht man bey ihrer übrigen Güte zu ängstliche Treue, und folglich das steife, das fast alle unsre deutschen Uebersetzungen der Alten haben, gar zu oft an. Es wäre zu weitläuftig, aus beyden Uebersetzungen Stellen zur Bestätigung unsers Urtheils anzuführen; jeder, der beyde in die Hand nimmt, kann sie auf allen Blättern selbst finden. Das können wir aber auf der andern Seite auch nicht verschweigen, daß sich beyde an vielen Stellen bewundernswürdig nahe kommen, so nahe, daß nothwendig die jüngre Schwester von der ältern zuweilen muß geliehen haben, und die jüngere hätte doch wol hierüber ein Wort sagen mögen! In der Vorrede heißt es nur kurz: „nicht als Tadler „des Hn. Goldhagen trete ich auf; seine Talente sind mir schon „lange bekannt. Ich habe nur deswegen mit den Wolken den „Anfang gemacht, weil diese Komödie meinen Dichter so sehr „verrufen, da sie ihm doch die meiste Mühe gekostet hat.„ (Darum hätte Hr. H doch immer mit einem im Deutschen noch nicht so bekannten Stücke den Anfang machen mögen.) Diese Uebereinstimmung beyder deutschen Uebersetzungen geht nirgends weiter als in den Anmerkungen, die zum Theil ganz wörtlich aus G. sind, ohne daß dieser citirt wäre. Beyspiele findet man S. 78. vergl. Goldhagens Anthologie Th. 3. S. S. 124; S. 84. fg. vergl. G. S. 128; S. 102. vergl. G. S. 139. ꝛc. Nur die erste kleine Stelle zur Probe:

Hr. H.	Hr. Goldhagen.
In den Rittern, Akt II. Sc. IV. sagt A: Es gehet dir, wie denen, die Aale fangen wollen: wenn der See stille ist, fangen sie nichts, wenn sie aber den Schlamm aufrühren, fangen sie. Auch du hast deinen Vortheil, wenn du die Stadt in Verwirrung setzest.	In den Rittern, sagt er: Es geht dir wie denen, die Aale fangen wollen: wenn der See stille ist, fangen sie nichts. Wenn sie aber den Schlamm aufrühren: fangen sie. Auch du hast deinen Vortheil, wenn du die Stadt in Verwirrung setzest.

Und eben so begegnen sich beyde bey andern erläuternden wichtigern Stellen auf eine wunderswerthe Art mit wenig oder gar keinen Aenderungen. Uebrigens zeigt sich der Vorzug dieser Uebersetzung auch in den Chören besonders. Hier ist die Prose viel harmonischer und doch verständlicher als bey G. und unter andern hat Hr. H. auch das dort wirklich zuweilen läppisch klingende: wahre und falsche Rede, oder: die die Rede, die alles verdreht, 2c. λογος δικαιος und αδικος, αδικωτατος 2c. viel besser bald: die wahre und falsche Dialecktick, bald, die wahre und die f. Kunst gegeben. So versteht doch der deutsche Leser bey diesem die zweyte und dritte Scene des 3ten Akts ungleich besser als bey jenem.

Auf Kritiken einzelner Stellen mögen wir uns aus schon zum Theil erwähnten Ursachen bey diesem Stücke am wenigsten einlassen. Vielleicht läßt sich das besser bey den Briefen über den A. nachholen, aus denen sich überhaupt Hn. H. gelehrte Kenntnisse näher werden beurtheilen lassen. Einige, vielleicht Provinzial-Sprachfehler, z. E. lernen, statt lehren, welches zweymal vorkommt, wegen mit der unrichtigen Endung 2c. lassen sich künftig leicht vermeiden. — S. 104 ist wohl aus Versehn eine Zeile ausgelassen. Sonst hilft Hr. H. auch aus den schmutzigen Stellen sich meistens ziemlich glücklich heraus. —

We.

Franken zur griechischen Litteratur. Erstes Stück. Wirzburg, bey Joh. Jac. Stahel, Hochf. Hof- und Univers. Buchhändler und Buchdrucker, 1771. 11 B. in 8.

Ein

Ein sonderbarer Titel, der freylich dem Leser nicht entdeckt, was er in diesen Bogen zu erwarten hat! Und eben so wenig sagt es ihm der Verfasser in den ersten Blättern, die ohne diesen Nahmen zu führen, die Stelle einer Vorrede vertreten. Er scheint vielmehr so voll von seiner Idee gewesen zu seyn, daß er es voraussetzt, der Leser wisse schon, was er ihm sagen wolle, und sagt es ihm nirgends. Nach der Versicherung, daß das Studium der griechischen Litteratur seine Lieblingsbeschäftigung sey, daß er den Nutzen und das Vergnügen seiner Leser zum Augenmerk habe, und sich nicht vor dem Richterstuhl der Kritick fürchten, fährt er fort:

„Mein Plan ist dieser: In der Schilderung eines jeden „Originals werde ich mich nicht mit dem Allgemeinen begnü„gen, zu sagen, wer und wo er gewesen, was er überhaupt „geschrieben, wie und wo er gestorben sey — Nach diesem „werde ich einen forschenden Blick in alle Schriften meines „Originals wagen. Zuerst werde ich sie im Ganzen, und „dem nach ihren einzelnen Theilen betrachten; die Ver„bindung des Plans so wie die Ausführung desselben beur„theilen; auf Schönheiten und Fehler merken rc.„ Da wissen wir noch immer nicht bestimmt, was er eigentlich sagen will, und von was für Originalen er eigentlich rede, sondern nur, wie er das, was er als bekannt voraus setzt, sagen will. Und das zeigt doch, am gelindesten zu urtheilen, wenigstens eine gewisse Unordnung im Denken, die nebst einigen schiefen Urtheilen und dem Mangel der Präcision im Ausdruck, einen jungen oder wenigstens jugendlich und übereilt denkenden Verfasser zu verrathen scheint, der mit dem Publikum oder seinem Vaterlande die Annehmlichkeiten, so er in der griechischen Litteratur findet, theilen will. Mit dem allem aber wollen wir den Werth dieser Schrift gar nicht niederschlagen. Ein Beytrag zur Griechischen Litteratur aus Franken und zwar, aus dem katholischen Franken, verdient allemal Aufmerksamkeit. Dieses erste Stück ist Homer überschrieben und enthält einen vollständigen Auszug aus den sämtlichen Büchern seiner Iliade: das nächste wird eben dieses in Ansehung der Odyßee leisten, und wo wir anders die Gedanken des V. recht errathen, so werden wir das nehmliche auch von Sophocles, Plato, Lucian und einigen griechischen Geschichtschreibern zu erwarten haben. Und das ist denn der Aufschluß von dem Titel: Franken zur griechischen Litteratur. Was er aber von eingestreuten Urtheilen über die Kunst des Dichters, seinen Plan und dessen Ausführung, über die

 Far-

Farbe des Ausdrucks, seinen Witz, Enthusiasmus und Moral, von sorgfältiger Bemerkung des ästhetisch *) schönen verspricht, davon haben wir wenig oder nichts in diesen ersten Stück finden können: doch, da wir nur erst ein Stück vor uns haben, so wollen wir dem V. deswegen keinen Vorwurf machen und vielmehr abwarten, wie er in den folgenden Theilen seinem Versprechen treu bleibe. Was er hierliefert, ist theils Uebersetzung, theils zusammenhängender Auszug der Iliade. Diese beyden Arbeiten fließen so ineinander, daß man vielmals nicht weis, ob man den Homer selbst oder seinen Epitomator liest, und hat uns mehr als einmal bewogen, den griechischen Text selbst nachzuschlagen. Dies ist nun wohl für diejenigen gut, die nur überhaupt einen Begriff von dem Inhalt und einigen schönen Stellen eines Gedichtes haben wollen, das man ihnen so oft vorgerühmt hat, und das sie im Original nicht lesen können. Für andere Leser hingegen wäre es doch wohl nicht unnöthig gewesen, wenn die eignen Worte des Dichters und dessen, der aus ihm erzählt, und bey der Erzählung ändert, wegläßt oder zusetzt, wäre unterschieden worden. Viele glänzende Stellen des griechischen Dichters hat der V. sorgfältig ausgedrückt: doch haben wir auch einige, sonderlich von Homerischen Gleichnissen, die sich so sehr ausnehmen, z. E. gleich das zu Anfang des III. Buchs von den wandernden Kranichen, das auch Virgil, wiewol minder glücklich nachgeahmt hat, vermißt.

Wie kann der V. sagen, daß er sich bey Beurtheilung der einzelnen Theile dieses Gedichts ausser dem Longin, Pope, Home, Batteux, Clodius (mit dessen Versuchen seine Schrift überhaupt viele Aehnlichkeit hat,) und Seybold **) u. a. m. auch nach Riedeln gerichtet habe, der wohl vom Homer viel schwatzt, aber kein Griechisch versteht?

Der greise Vater im V. Buch, statt γέρων, ist wohl ein Provinzialwort. Kennt der V. keine sicherern und nähern Hülfsmittel einer litterarischen Kenntniß von Homer, als wenn er S. 11. schreibt: „aus der Feder des Hrn. Boysen fahre ich „fort, meinen Lesern zu sagen, was sie in Ansehung der äusserlichen und innerlichen Struktur der beyden Homerischen „Gedichte zu wissen nöthig haben.„ Ist Hr. Boysen ein so wichtiger Gewährsmann, daß man ihn blos nennen darf, ohne auf

*) Ein Mann, der Griechisch versteht, hätte auch nicht ästhetisch schreiben sollen. Doch vielleicht ist es ein Druckfehler.

**) Wie kommen wohl Clodius, Seybold und Riedel mit Longin und Pope in eine Classe?

auf den Ort zu weisen, wo er es sagt? S. 70. ist vermuthlich ein Druckfehler, der die ganze rührende Stelle dunkel macht. Es heißt da bey dem Abschied der Andromache an den Hector: „auf dich allein werden die Achäer losstürmen und bald dich „erbarmen„ soll vermuthlich heissen: erwürgen: denn es steht im griechischen ἀποκτανεέουσιν.

Da wir dieses bereit geschrieben, erfahren wir, daß der nemliche Hr. Herwich, ein ehmahl. evangel. Prediger, nunmehriger Würzburgischer Commerz. Rath, der Verf. dieser Schrift sey.

Iz.

---

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Materialien zur evangelischen Religionsgeschichte des Fürstenthums Teschen in Oberschlesien von Gottlieb Fuchs, Pastor bey der Pfarrkirche zu Hünern ohnweit Breslau. Breslau, 1770. bey Joh. Friedr. Korn, dem ältern, gr. 8. 64 Seiten. Des Fürstenthums Troppau, der Oberschlesischen Rel. Gesch. Zweytes Stück, 1771. 80 Seiten. Des Fürstenthums Oppeln. Drittes Stück, 1772. 168 Seiten. Der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor. Viertes Stück, 1772. 108 Seiten.

Der Titel ist gut gewählt, weil diese Stücke noch keine eigentliche Geschichte, sondern nur Dokumente zur Geschichte enthalten. Da die ehemaligen protestantischen Einwohner von Oberschlesien, preußischen Antheils, sich der ungekränkten Gewissensfreyheit nicht zu erfreuen hatten, welche die itzigen geniessen, so würde eine Kirchengeschichte dieses Landes wichtige Begebenheiten genug zu erzählen haben, die vormals dort, wie anderswo, von dem unchristlichen Verfolgungsgeist und blinden Religionseifer veranlasset worden. Schon diese Stücke liefern unterschiedene lesenswerthe und interessante Beyträge dazu, und wenn erst mehr dergleichen Materialien beysammen seyn werden, so wird sich ein Ganzes daraus bauen lassen. Bis dahin muß man sich damit begnügen, und dem V. Dank wissen, daß er so viel mühsamen Fleiß anwendet, künftigen Geschichtschreibern wenigstens so viel Stoff zur geschickten Bearbeitung zu sammeln, als ihm aufzufinden möglich gewesen ist.

Die

Die Unterdrückung der Protestanten hat sie ehedem eben verhindert, ihre eigenen Schicksale zu beschreiben. Katholischer Seite ist nichts bekannt gemacht worden, sondern ihre Schriftsteller haben sich blos auf Nachrichten von ihrer Kirche eingeschränkt, und Buckisch von Löwenfells, den der V. genutzt, hat in seinen rar gewordenen Religionsakten auch nicht mehr anführen können, als was er in einem oder dem andern Archiv gefunden. Hr. F. vermuthet indessen, daß noch hie und da authentische, die Oberschlesische Kirchenhistorie angehende Nachrichten versteckt sind, und ersuchet die Gelehrten, wenn sie ihm dergleichen mittheilen können, besonders zur Geschichte des Fürstenthums Jägerndorf, welches noch übrig ist, dazu willfährig zu seyn. Wir sollten denken, daß sich dazu niemand lange würde bitten lassen. Vielleicht, weil doch die gegenseitige Duldung und verträgliche Freundschaft, durch das Beyspiel edelgesinnter katholischer Fürsten und Geistlichen aufgemuntert, hoffentlich zwischen Protestanten und Katholicken mehr zu als abnehmen wird, wovon sich ja in unsern Tagen schon ein glücklicher Anfang zeigt, werden selbst Oberschlesische Klöster und katholische Privatpersonen so gut seyn und in ihren Archiven oder Bibliotheken nachsuchen, ob sich nicht Nachrichten darinn finden, die dem fleißigen V. ein angenehmer wichtiger Beytrag zu seinen gemeinnützigen Sammlungen seyn könnten. Sollte es auch niemand thun, so thut es gewiß der würdige Abt Felbiger, dem wir es zutrauen, daß er dem wackern Manne, wo er kann, behülflich seyn wird. Was könnte ihn davon abhalten. Wenn wir itztlebenden um der Religion willen niemanden hassen und verfolgen, weil wir menschlicher und christlicher denken, als man ehedem gedacht hat, so dürfen wir uns auch nicht schämen, der Welt zu sagen, daß unsre Väter aus Irthum gehaßt und verfolgt haben.

B.

Merkwürdige Lebensgeschichte aller Cardinäle der Römisch-Katholischen Kirche, die in diesem jeztlaufende Seculo das zeitliche verlassen haben ꝛc. von M. M. R. Dritter Theil, und IVten Theils 1te Hälfte. Regensburg, verlegts Montag und Grüner, 1772. 1773. 2 Alph. 6 Bogen gr. 8.

Wöl

Völlig wie die beyden ersten Theile, von denen wir ehemals (A. D. B. XVI. S. 301. fg.) unser Urtheil gefällt haben. Ein Paßionei, Querini, und einige andere Cardinäle hätten weit lehrreichere Lebensbeschreibungen verdient; viele dagegen von den übrigen waren gar keiner werth. Der Verf. vertheydigt sich zwar gegen einen gewissen Recensenten, der ihm vorgeworfen hatte, er sey blos ein Sammler; allein der Augenschein lehrt, daß ihm gar nicht unrecht geschehen sey: was er hinzusetzt, zeigt noch mehr, daß er von der biographischen Kunst die nöthigen Begriffe nicht besitze. Unter andern beruft er sich auch darauf, daß eine Menge seiner Lebensbeschreibungen in die neueste Fortsetzung der kurzen Fragen aus der Kirchenhistorie neuen Testaments unverändert eingerückt worden wären, und daß sie also der Verf. dieser Fortsetzung vor brauchbar müsse angesehen haben; gleichsam, als wenn dieser Verf. nicht selbst zugestanden hätte, wie es auch die ganze Einrichtung des höchst mittelmäßigen Werks mit sich bringt, daß darinne blos Materialien zusammen getragen worden sind, aus denen man mit Zuziehung anderer Sammlungen, mit Wahl, eigener Einsicht und Beurtheilung erst etwas einer edeln Geschichte ähnliches abfassen könnte.

Ml.

Ausführliche Nachricht von den Churfürstl. Sächs. Land- und Ausschußtagen, v. 1185. bis 1728., auch wie die Steuern nach einander eingeführt und erhöhet worden. Nebst einem vierfachen Anhange, herausgegeben von D. Daniel Gottfried Schrebern. Zwote verbesserte Auflage. Halle, bey Joh. Justinus Gebauer, 1769. 8. 10½ B.

Die erste Auflage dieses Buchs erschien 1754. In demselben edirte Hr. Schreber eines ungenannten sächsischen Gelehrten handschriftlichen Aufsatz von der Beschaffenheit und Gestalt der sächsischen Landtage, nebst einer Anzeige, wenn und wo selbige seit den ältesten Zeiten her gehalten worden. Eben dieser Aufsatz ist hier wieder mit einigen hieher gehörigen Zusätzen und zur Sache dienlichen Anhängen begleitet wieder aufgelegt worden. Zuerst untersucht der Verf., wer auf diesen Landtägen Sitz und Stimme hat, wie die gesammte Landschaft in drey Klassen, der Prälaten, Grafen und Herren, ferner

ner der Ritterschaft, und endlich der Städte eingetheilt werde, und was für Sachen fürnemlich auf diesen Landtägen verhandelt, und in Berathschlagung genommen werden. Weil die Landstände in neuern Zeiten vornemlich wegen der Contributionen, Steuern, und andern Abgaben zusammen berufen werden, hält sich Hr. S. hiebey am längsten auf, und zeigt, wie nach und nach die Landesanlagen eingeführt wurden. Er zeigt dies genau und deutlich mit der Landsteuer, die 1550. ihren Anfang nahm, und anfänglich 5 Pfennige von jeden Schock oder jeden 60 gl. Werth eines Immobilis betrug, imgleichen wie diese Steuer nach und nach erhöhet und als beständig eingeführet ward; der Tranksteuer, diese ward 1469. zuerst bewilligt; der Fleischsteuer, ingleichen den extraordinären Steuern, der Pfenningsteuer, Quatember und Accise. Zuletzt wird noch von der Verwaltung des Steuerwesens gehandelt, und auf was Art die Deliberationen auf diesen ständischen Versammlungstägen gehalten werden. Am Ende dieser Abhandlung stehen von S. 77-110. einige Zusätze, welche manche gute Erklärung, Verbesserung der ersten Abhandlung enthalten, die aber im Text gehörigen Orts eingeschaltet, oder als Noten unter demselben allerdings für die Leser bequemer stünden. Die lange Ausschweifung von S. 83-107. über die Streitigkeiten wegen des Interims und andern Spaltungen sächsischer Theologen, bis auf die Abfassung der Concordienformel, und deren kurze Geschichte hätte füglich in der zweyten Auflage wegbleiben können, indem darinn nicht eine Spur vorkömmt, sich von den Deliberationen über geistliche Sachen auf sächsischen Landtägen zu unterrichten. Die Vorzüge dieser Ausgabe vor der vorhergehenden, bestehen in einem wörtlichen Abdruck der 1728. publicirten, und gesetzmäßig gewordenen Land- und Ausschußtagsordnung, nach welcher jetzt die sächsischen Landtage gehalten, und die Berathschlagungen der Stände angestellt werden; in der Religionsversicherung und Administration der Verfassung chursächsischer Lande, vom damaligen Administrator, dem Prinzen Xaver, 1764. publicirt, und dem Abdruck, der den Ständen vom jetzt regierenden Churfürsten Friedr. August, den 17. Junius 1769. ertheilten Religionsversicherung. Endlich schließt Hr. Schreber diese Ausgabe, wie die vorhergehenden, mit der 1731. zu Dresden gedruckten Tabellen aller in Sachsen v. 1185. bis 1731. gehaltenen allgemeinen Landausschuß- und Deputationstage und der freywilligen Zusammenkünfte, worinn zuleich ihre Dauer, und der Ort, wo sie gehalten werden, angezeigt wird.

Et.

Museum Casimirianum. Particula prima, Dissertationes historicas complexa. Instruxit & praefatus est *Erhard. Andreas Frommann.* Coburgi, apud Rud. Aug. Wilh. Ahl, 1772. 1 Alph. 2½. pl. 8.

Mit Vorbeylassung alles desjenigen, was so vielmal bereits von dem Nutzen einer mit kluger Auswahl, besorgten Samlung kleiner akademischen Streitschriften gesagt worden, empfehlen wir Freunden nützlicher Kenntnisse, diese mit Recht auserlesene Sammlung von historischen Abhandlungen. Hr. Frommann hat hier die kleinen historischen Programmen und Dissertationen einiger Lehrer am Coburgischen Gymnasium zusammendrucken lassen, die sich sowol wegen ihres Innhalts, als auch ihrer Ausführung von ähnlichen Arbeiten, oder den Probestücken junger Gelehrten unterscheiden. Der folgende Band soll die philologischen Abhandlungen enthalten. Ob noch mehrere folgen werden, hat Hr Fr., oder der eigentliche Herausgeber, Herr Briegleb, dem Hr. Fr. in seiner Abwesenheit dies Geschäfte übertragen, unbestimmt gelassen. Da alle bereits einzeln erschienen sind, und die meisten durch ihren interessanten Innhalt jedermann, dem daran gelegen, bekannt genug sind, begnügen wir uns mit einer blossen Nomenclatur, der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze. Der erste, eine Arbeit des Prof. P. H. Verpoorten, untersucht die Geschichte des Königreich Salamis auf der Insel Cypern. Die zweyte Abhandlung de Ducatibus in veteri Germaniae Regno hereditariis gehört eben diesem Verf. Obschon sie manche Hypothesen vorträgt, und bereits 1726. von Zschackwitz mit weitläuftigen Anmerkungen edirt worden, verdient selbige allerdings hier eine Stelle. Hier sind Zschackwitz Noten weggeblieben, und blos des V. eigene Anmerkungen unter dem Text gesetzt. Hingegen sind einige beygeschriebene Noten aus des sel. Verf. Exemplar hinzugekommen, die der Herausgeber aber nicht hoch in Anschlage bringen darf. 3) A. M. Verpoorten Salfeldiae initia ex prioris aevi monumentis repetita. Der Gegenstand scheinet zwar sehr speciel zu seyn, allein das Thema ist sehr gelehrt untersucht, und der V. streut mit unter allerley feine Bemerkungen ein, über die alten Sitze der Wenden in Thüringen, den Anfang der thüringischen Markgrafen ꝛc. 4. I. C. Schwarz Diss. de nova designatione veteris Helvetiae finium longius quam vulgo solet protrahen-

bendorum. Diese Abhandlung will eigentlich eine Stelle des Cäsar ((L. I. c. II. de Bel. Gall.) retten, und ist gegen den Cluver gerichtet, der in seiner Germania antiqua sie durch Abschreiber verfälscht hält. Cäsar rechnet die Länge der Schweiz auf 240,000. und ihre Breite auf 180,000 Schritt. Hr. S. zeigt aus den Zeugnissen des Strabo, Tacitus, und des Cassius, daß Cäsars Angabe allerdings richtig, und Cluvers Erinnerungen von keinem Gewichte sind, die alten Grenzen der Schweiz zu verengen, oder auszudehnen. Zugleich emendirt unser Verf. eine Stelle des Tacitus in seiner Beschreibung von Deutschland. Tacitus sagt daselbst, daß die Helvetier die ganze Gegend zwischen dem Hercynischen Wald, und dem Rhein und Mayn bewohnt hatten. Hr. Schwarz liest für Moenum Oenum, dadurch erlangt diese Stelle voller Schwierigkeiten, Licht und wird deutlich, und die Helvetier behalten ihre gewöhnlichen Grenzen, wie sie von den alten Geographen angegeben werden. Von eben diesem Verf. ist die 5. Abth. de recondita Theologia Epicuri. Stolle in Jena hat bereits 1713. in einer eigenen Abhandlung den Epicur von den Vorwürfen seiner Wiedersacher gerettet, die ihn zu den Gottesläugnern zehlten. Ohne diese gesehn zu haben, vertheydigt Hr. S. diesen Weltweisen ebenfalls sehr gründlich, er untersucht genau, was alte und neuere Schriftsteller dem Epicur für Begriffe vom göttlichen Wesen angedichtet, oder aus seinen Schriften gezogen haben, welche eigentlich die Meynung dieses Weltweisen von Gott und der Vorsehung gewesen, und zeigt, daß seine vornehmsten Ankläger unerwiesene Consequenzen aus seinen Schriften gezogen haben. Den Democrit, welchen viele in dem Begriff vom göttlichen Wesen, eben so wenig für orthodox gehalten, vertheydigt Herr Schwarz in der 6. Abhandlung de Theologia Democriti. Er führt aus verschiedenen Zeugnissen an, worinn die alten Weltweisen, seine Meynungen anstößig gefunden, und woher es wahrscheinlich gekommen, daß er bey den alten und neuern, welche jene Beschuldigungen wieder nachschrieben, den Namen eines Atheisten erlangt habe. Er zeigt seine Verdienste um die Wissenschaften, und sucht den Democrit, von der Anklage seiner Feinde, durch eine Vergleichung zwischen ihm und dem Pythagoras zu retten. Ob die Beweise, welche der V. zur Rettung unsers Weltweisen vorbringt, und die am Schlusse zur Abhandlung nur sehr kurz berührt sind, viele Leser und Democrits Widersacher von seiner Unschuld überzeugen werden, glauben wir kaum. Was er 256. 257. aus dem Sextus Empiric

piricus anführt, zeigt freylich, daß des Democritus Meynung von Gott und der Vorsehung, an einigen Stellen seiner Schriften anders gewesen, als seiner Feinde Vorgeben, aber dadurch sind ihre Vorwürfe keinesweges ganz gehoben. Siebentens folgt eine Programm von Hrn. H. W. Fratzscher, de Academia Erfordiensi de Luthero optime merita et evangelicae, quam is adseruit veritatis teste ac vindice. Dies enthält sehr viel Anekdoten von Luthers Studien, von dem Anfang seines Mönchsstandes, seinen akademischen Freunden, und mancherley litterarische Nachrichten von den Erfurtischen Lehrern der damaligen Zeiten. Als eine Seltenheit ist hier das sehr wenigen Verfassern der Reformationsgeschichte bekannt gewordne Programm des Erfurtischen Rektors Ludwig Plaz, gegen die wider Luthern ergangene, und vom Dr. Eck in Erfurt publicirte päbstliche Bulle mitgetheilt, zwar nur in der Uebersetzung, wie es 1521. von Wolfgang Russen verdeuscht worden, weil Hr. Fr. das gedruckte lateinische Original dieser Bulle bezweifelt, aber der Herausgeber erinnert in der Vorrede, daß dieses von dem sel. Riederer in Altorf aufgefunden, und 1761. besonders gedruckt worden, ingleichen, daß sich aus der lateinischen Urschrift sehr viele Dunkelheiten der deutschen Uebersetzung erklären lassen. Vom Hn. Herausgeber ist hier 8) seine 1767. edirte Abhandlung de Lucifero Calaritano mitgetheilt. Vier Programmen von eben demselben, über den von *Baronius* und andern bestrittenen Satz: Saeculum decimum prae caeteris medii aevi nomine obscuri insigniendum non esse, folgen hierauf zusammengedruckt. Der Verfasser hat in dieser Abhandlung ein sehr getroffenes Gemählde, vom Zustande der Wissenschaften im mitlern Zeitalter entworfen. Er vergleicht das zehnte Jahrhundert mit der Barbarey der vorhergehenden, und erweiset seinen Satz, daß das zehnte Jahrhundert, mit nichten den vorzüglichen Namen eines Barbarischen verdiene. Er zeigt, wie sehr Carl der Große und einige seiner Nachfolger bemüht gewesen, die Gelehrten zu ermuntern, und die Wissenschaften empor zu bringen; daß selbst verschiedene Großen aus diesem Zeitalter, unter andern die Ottonen in Deutschland Liebhaber der Gelehrten gewesen; daß sehr viele berühmte Schulen in diesem Jahrhundert gestiftet worden, und die Anzahl der Gelehrten, die sich durch Schriften gezeigt, mit nichten im zehnten Jahrhundert geringe oder unbeträchtlich gewesen. Den völligen Beschluß macht ein Programm vom Hr. Pr. J. A. Chladenius

mus über einige grammatische Ketzereyen, die 1276. auf der Oxforder Akademie verdammt wurden.

Sch.

Introductio ad Historiam Ungariae critico-politicam. Sapere aude. *Horat.* Viennae, typis a Ghelenianis, 1770. 12¼. Bogen in 8.

Zuerst steht eine kurze Beschreibung und Eintheilung von Ungarn: lange nicht hinlänglich, doch lehrreich genug. Weiter handelt der Verf. von den verschiedenen Völkern, welche Ungarn bewohnet haben. Hier erklärt sich der Verf. (S. 26. sq.) daß er die Meynung des Deguignes (Deguinesius, schreibt er, statt Deguinius, so wie man auch nicht eigentlich Cartesius und Hobbesius, sondern Cartius, Hobbius schreiben sollte) vom Ursprung der Hunnen aus der Sinesischen Tartarey nicht annehmen könne. Aber seine Ursach ist sehr seltsam: weil so viele europäische Gelehrte, welche im vorigen und jetzigen Jahrhunderte die Bibliotheken der Sineser untersucht haben, nichts von dieser Abkunft der Hunnen darinne entdeckt hätten. Es giebt ganz andere Zweifel, die man dem Hrn. D. entgegen stellen könnte. Den Zigeunern, die sich so häufig in Ungarn aufhalten, wünscht der V. S. 48. einen Theil der königlichen Huld, damit sie in Menschen verwandelt werden. Er tadelt auch gleich darauf die Ungarn, daß sie die sämtlichen in ihrem Reiche wohnenden Völker als ausländische betrachten. — Von den Sprachen, die man in Ungarn spricht. Er leugnet S. 52. die Uebereinstimmung der ungarischen Sprache mit irgend einer asiatischen, die türkische ausgenommen. — Von den verschiedenen Sitten der Einwohner von Ungarn, nicht über drey Seiten. — Vom Zustande der Kirche in Ungarn, eine kurze Kirchengeschichte. Die verläumderische Vorstellung von den Lehrsätzen der Protestanten S. 71. u. f. können wir ihm nicht vergeben. Sie sollen, wie er sagt, blos deswegen so großen Fortgang erlangt haben, weil sie sich nach den höchstverdorbenen Sitten ihrer Zeiten richteten, und da sie daran verzweifelten, dieselben bessern zu können, den Menschen einbildeten, ihre Verbrechen würden ihnen nicht zugerechnet werden, und man komme auch unter einem lasterhaften Leben in den Himmel. Doch gesteht er, die römische Geistlichkeit zu den Zeiten der Reformation habe fast gar nichts geistliches an sich gehabt, als den

auß

äusserlichen Anzug der Religion: desto leichter, meynt er, habe man ihr den ehelosen Stand verhaßt machen können. Also anstatt der unzüchtigen Ausschweifungen der Geistlichen, ihnen den Ehestand anpreisen, heißt die verdorbenen Sitten billigen! — Von den Mönchsorden in Ungarn. — Von der alten Staatsverfassung des Reichs, zwey Seiten. — Verzeichniß und kurze Geschichte der Ungarischen Könige bis auf unsere Zeiten. — Von den Staatsbedienungen, dem innländischen Rechte, und den Reichsgerichten. — Von der Gelehrtengeschichte des Reichs. Die Geschichte des berühmten Cardinal Pazmany wird weitläuftig erzählt. Gegen den Tadel der Ausländer behauptet der Verf., daß die Wissenschaften in Ungarn blühen; doch fehle es an der Bearbeitung der Arzneykunst, an Gesellschaften der Wissenschaften, und an der Aufnahme der mechanischen Künste. — Vom Ursprunge des Adels, dessen Classen und Vorzügen, von der Handelschaft, von der königlichen Schatzkammer, vom Münzwesen, von der Kriegsverfassung, von den ungarischen Ritterorden und von den Wapen des Königreichs.

Zuletzt werden diejenigen Länder angezeigt, welche ehemals zu Ungarn gehöret haben. Der V. schreibt überhaupt patriotisch, bisweilen auch partheyisch. Man würde ihn mit noch größerm Vergnügen lesen, wenn nicht das meiste zu seicht und mangelhaft gerathen wäre. Manchmal sind wir auch auf gröbere Fehler gestoßen: er läßt die alexandrinische Bibliothek durch die Türken verbrennen; S. 139. schreibt Hypocrates und Syrmium. In Ansehung der Schreibart ist er ziemlich auf den Weg gerathen, die Alten nachzuahmen; er wird aber doch oft zu gezwungen, verworren und rauh. Ob die Geistlichen der römischen Kirche superorum immortalium sacerdotes S. 69. genannt seyn wollen, wissen wir nicht.

Ml.

Beobachtungen über den Orient, aus Reisebeschreibungen, zur Aufklärung der heil. Schrift. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von Joh. Ernst Faber. Erster Theil. Hamburg, bey Bohn. 1772. 462 Seiten in 8. ohne Vorrede.

Daß eine genaue Kenntniß des Orients, und besonders der Sitten und Lebensart seiner Einwohner, sehr viel zur richtigen Erklärung der heil. Schrift beytrage, ist ein Satz, in dem längst alle vernünftige Ausleger derselben übereinstimmen. Ohne sie die Bibel erklären wollen, ist in der That eben so ungereimt, als den Homer ohne Kenntniß der Mythologie und alten Heldengeschichte, oder einen lateinischen Autor ohne römische Historie und Alterthümer zu erläutern. Nur wird es hauptsächlich auf die Art ankommen, wie dies gute Hülfsmittel angewandt wird. Es ist ein vortrefliches Hülfsmittel, so lange es neben den vielen andern in gehöriger Masse gebraucht wird; aber es kriegt gewiß, wenn man aus ihm allein, oder nur zu viel, erklären will, indem man Kritick, Sprachkenntniß und dgl. nur zu weit aus den Augen setzt; wir wollen nicht sagen, ganz vernachläßiget. — Dem Verf. des Originals (dessen Name nach unserm Uebersetzer, Harmar seyn soll) kann es niemand absprechen, daß er seine Beobachtungen über die Morgenländer mit vielem Scharfsinn auf die Bibel anwendet: daß er überhaupt mit Einsicht, Verstand und Behutsamkeit verfährt, und dabey angenehm schreibt. Nur dies einzige blieb dem Recens. zu wünschen übrig, daß seine Erklärungen nicht so einseitig seyn möchten: nemlich, daß er dies vortrefliche Hülfsmittel nie anders, als in freundschaftlicher Verbindung mit den übrigen, gebraucht hätte. Dagegen finden wir, daß es ihm zu sehr an Sprachkenntniß und an Kritick fehlt. Wo jene mangelt, oder wo diese spricht, daß der Text nicht richtig ist, was kann man sich da von der schönsten und ausführlichsten Erläuterung versprechen?

Diesen Mangel ersetzt nun der deutsche Uebersetzer recht nach Wünsch: so, daß wir es für ein wahres Glück halten, daß dies Buch keinem andern, als ihm, in die Hände gefallen ist. In den hinzugefügten ziemlich starken Noten berichtiget der Uebersetzer mit vieler Sprachkenntniß und guter Kritick des Verf. Erklärungen: manchmal widerlegt er sie auch; und setzt also jenes Hülfsmittel wieder in seine gehörige Stelle, nemlich neben den übrigen, herunter.

Fünf Hauptstücke hat gegenwärtiger erster Theil, in welchen von dem Wetter, von dem Aufenthalt in Zelten, von den Häusern und Städten, von der Lebensart, und endlich von den Reisen im Morgenlande, gehandelt wird. In dem ersten Abschnitt zeichnet sich besonders die Abhandlung vom Früh- und Spatregen aus: sie ist mit vielem Fleiß gemacht, und verdient

dient Beyfall, oder wenigstens Prüfung. Auch des Uebers. Noten enthalten hier viel Gutes; bis auf das von לשד. Der Rec. kann sich noch immer nicht überzeugen, daß die aus dem arabischen لثّ und chald. לתת gesuchte Erläuterung rechtmäßig sey; gesetzt, daß auch die dadurch erforschte Bedeutung, ein mit Oel eingemachter Kuchen, noch so bequem wäre. Ueber den tödtenden Ostwind, Samum, hat er in der letzten Note viel Gutes, das allerdings im Original mangelte, beygebracht. Nur, daß er es waget, aus den bisher bekannten Datis die, über diese so sonderbare als fürchterliche Naturbegebenheit von Hn. H. R. Michaelis aufgegebene, Fragen (in den Fr. an die Arab. Reis.) zu beantworten, das dünkt uns zu dreist. Und noch mehr wagt er sich offenbar zu weit in ein fremdes Feld, wenn er die Wirkungen dieses schrecklichen Windes an menschlichen und thierischen Körpern, physiologisch erklären will. Der Rec. hat weder Medicin noch Physiologie studirt; aber er befürchtet sehr, daß gelehrte Aerzte bey dieser Erklärung viel auszusetzen finden möchten. — Daß die nomadische Lebensart, das herumziehende Hirtenleben, auch die Raubsucht der Araber, ihre Emirs u. d. gl. gute Aufklärungen in der ganzen patriarchalischen Historie geben, lassen wir als bekannt, weg. Aber vorzüglich glücklich und neu, scheint uns dessen Anwendung auf die Rechabiten, und ihren Stifter Jonadab. Der kluge Mann, meynt unser Verf. S. 82., verbot seinen nomadischen Nachkommen den Wein, wie den Ackerbau, hauptsächlich mit aus dem Grunde, damit den öftern Verbitterungen und Streitigkeiten zwischen ihnen und den Israeliten, ein vor allemal, vorgebauet würde. Dahin rechnen wir gleichfalls eine, wie uns dünkt, glückliche Erklärung über das, was 1 Mos. 31. erzählt wird. Es läßt sich in der That kaum begreifen, wie Jacob mit Weibern und Kindern so heimlich von seinem Schwiegervater Laban habe entfliehen können, daß dieser es erst den dritten Tag darnach erfahren. Allein aus dem, was der Verf. S. 130. ff. von den in Morgenland gewöhnlichen Sommerdörfern beybringt, heitert sich diese Stelle mit einemmal auf, und giebt eine ganz befriedigende Erklärung; auch vielleicht sogar zu dem Vers 27. erzählten Umstande mit dem Singen bey Abreisen. Aus der morgenländischen Manier, das Korn zu dörren, aus ihrem Gebrauch der Krüge, oder irdener Gefässe, aus ihrem Molkenwerk und Milcharbeiten, aus den Cisternen, u. s. f. kommen viele gute Erläuterungen vor. Als gute Conjecturen, die zum wenigsten

weitere Prüfung verdienen, wollen wir nur die von Ariel, warum Jerusalem so genannt sey? S. 190. ferner über das im Koth liegen der Elenden, Klaglieder 4, 5. S. 230. und besonders die Behauptung, daß Johannis des Täufers Kost und Lebensart nicht so ganz singulär; vielweniger ein wirklich anachoretisches, oder Mönchsleben, gewesen sey, S. 274. ff. auch die über das קיץ, 2 Sam. 16, 1. S. 381. anführen. — Ueberhaupt ist der Engländer in seinen Erläuterungen ungemein scharfsinnig, und nachdenkend; aber manchmal, dünkt uns, geht er hierinn auch zu weit. Er spürt einer vermeinten Uebereinstimmung zwischen den Bemerkungen der Reisenden, und den Erzählungen der Bibel zu eifrig nach; und dann wird seine Erklärung zu sinnreich, zu künstlich, zu weit hergeholt, und eben deswegen zweifelhaft. Indessen vergütet er diesen Fehler (wenn es ein Fehler ist) fast immer durch Behutsamkeit, Bescheidenheit, und unterhaltenden Vortrag. Ein fast unvermeidlicher Fehler, sobald ein Exeget sich in der Absicht hinsetzt, die Bibel bloß aus diesem Hülfsmittel allein erklären zu wollen, oder auch nur die übrigen dabey zu weit aus dem Gesichte verliert.

Noch ein Wort von den Noten unsers Uebers. Wir haben es bereits gesagt, daß wir es ihm recht vielen Dank wissen, daß er gerade das ersetzt, was dem Original noch zu seiner Vollkommenheit fehlte, nemlich Kritick und Sprachen. Aber, da der Engländer selbst so viel rühmliche Selbsterkenntniß besitzt, daß er diese seine Schwäche mehrmals aufrichtig gesteht, und sich gern von jedem besser unterrichteten belehren lassen will; irren wir denn, wenn wir es nicht billigen können, daß der Uebers. in seinen Noten den guten Mann mehrentheils so ziemlich kurzum zurecht weiset, anstatt ihm freundschaftlich zu Hülfe zu kommen? So viel Bescheidenheit verdiente, dünkt uns, eine andre Behandlung —. Ueber des Jonas Kürbis ist in der Note S. 140. ff. ungemein viel kritischer Fleiß und Genauigkeit angebracht, aus welcher wir nur die Späße, den gesuchten Witz, und dann auch die mit unterlaufenden übertriebene kritischen Subtilitäten wegwünschten. Am Ende läßt er uns im Zweifel, ob es ein wirklicher Kürbis oder der Wunderbaum ricinus, gewesen sey? Und hiebey müssen wir uns vorerst auf Hofnung bessrer Zeiten beruhigen. Indessen ist das beste, daß es zur Hauptsache gar wenig thut, was für ein Gewächs es gewesen. — In der Erklärung über das אשפת Klagl. 4, 5. kann der Recens. dem Uebers. nicht beytreten. Der engl. Verf. hatte diese Stelle, dünkt uns, ziem-

ziemlich richtig dadurch aufgeklärt S. 231. daß er die orientalische Gewohnheit, trocknen Mist wie Torf zu brennen, auf diese Stelle anwandte. Man gebrauchte ihn, bey dortigen großen Holzmangel, zur Feurung: man sammlete ihn, man schüttete ihn in gewissen Torfkammern oder Schuppen sparsam auf; und dergleichen Behältnisse oder Oerter sind hier zu verstehen, sagt er; so daß der Sinn ist: die vorhin in Seide gingen, müssen jetzt auf den Misthaufen (in der Torfkammer nach unsrer Idee) wohnen. Gegen diese Erklärung trit der Uebers. mit der Einwendung auf, daß der Parallelismus gegen dieselbe sey. Aber hier, dünkt uns, geht er in der Foderung an den Parallelismus ein wenig zu weit. Sind nicht nach aller poetischen Kritick: Seide (oder Purpur) tragen, und, im Koth oder Mist liegen, immer eben so starke und richtige Gegensätze (Opposita) als die unmittelbar vorstehenden: delicat essen, und, auf den Gassen schmachten? und dazu kommt, daß das Wohnen auf Misthaufen, oder Koth, ja ein recht gewöhnliches Bild des Elendes und der Noth bey den Morgenländern zu seyn scheint. Man sehe z. B. nur, was die 70 Dollmetscher bey בתוך־האפר (im Staube, nach Luthers Uebers. Hiob 2, 8.) worinn der elende Mann gesessen haben soll, übersetzen, oder vielmehr periphrasiren (wie sie denn in diesem Buche überhaupt viel umschreiben:) ἐκαθητο ἐπι της κοπριας ἐξω της πολεως: er setzte sich (oder wohnte) auf den Misthaufen draussen vor der Stadt. Und man vergleiche hiemit, was der Verf. selbst S. 233. aus dem Philo beybringt, nemlich daß dieser klaget, daß eben auch die Misthaufen vor Alexandrien der Zufluchtsort der damals so gedrängten Juden haben seyn müssen — Dagegen finden wir die Noten über קורא, über Sprüch. 25. 11. über das קץ über die Heerleuchten der Caravanen, auf den Zug der Israeliten durch die Wüste angewandt, u. a. m. sehr gelehrt, gründlich, und voll feiner Kritick. Noch zeichnet sich eine ziemlich neue Erklärung des Uebers. über die so oft gehandhabte Stelle Jes. 7, 14. ff. vortheilhaft aus. Der Recens. hält sie der schärfsten Prüfung unsrer größten Exegeten würdig, und muß gestehen, daß sie ihm sehr annehmenswürdig scheint. Nur dies scheint vielleicht ein wenig zu künstlich, daß, Butter und Honig essen, Entvölkerung des Landes; aber nicht Armuth, anzeigen soll; und dann erklärt er die Schwangerschaft der Mutter des Immanuel am Ende doch für übernatürlich — Die neulich bekannt gewordne Entdeckung, oder Muthmassung:

daß unsre sogenannte 70 Dollmetscher aus einem zwar hebräischen, aber mit griechischen Buchstaben geschriebenem Texte übersetzt haben, finden wir auch hier in den Noten einigemal zur Erklärung angewandt. Die Erfindung gehört dem Uebers. nicht; aber der davon gemachte gute Gebrauch in drey Exempeln, beweiset so handgreiflich, wie was von der Welt, daß diese Hypothese, so gewagt sie auch anfangs scheinen mag, doch eben deswegen höchstwahrscheinlich sey, weil sie uns Erscheinungen in dieser griech. Uebersetzung begreiflich macht, die sonst allemal unergründliche Geheimnisse bleiben würden.

Auf die Fortsetzung des Buches können wir nicht anders als begierig seyn, zumal da der geschickte Uebers. eine genauere Nachricht von den Quellen hinzuzufügen verspricht; so wie auch auf des letztern versprochne hebräische Archäologie, auf welche er uns ja wohl zwanzig und mehrmal verweiset.

Na.

Schauplatz des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland und der Pforte, historisch und geographisch beschrieben. Zweyter Band. Hamburg, in Commißion bey Buchenröder und Ritter, 1771. 14 Bogen in 8.

Wer etwan selbst keine eigne Zeitungsbände sammlet, oder doch nach Verlauf eines Jahrgangs, die den Krieg betreffenden Artickel mit einemmal übersehen will, und zwar der Reyhe nach, so wie wahres und falsches, Ankündigungen und Wiederrufe, gemachte Hofnungen ohne Erfüllungen, Nachrichten aus dem Archipel, aus Constantinopel, Warschau und Petersburg wöchentlich unter einander stehen; dem kann allenfalls dieser Schauplatz angenehm und brauchbar seyn, und ihm wenigstens die Mühe des Durchblätterns der Zeitungsstücke ersparen. Er enthält weiter auf der Welt nichts als die gesammleten Zeitungs-Nachrichten, und der Sammler hat sich nicht einmal die Mühe genommen, nur den Schein eines Plans, einer ordnenden Wahl, oder einer pragmatischen Erzählung anzunehmen, und wo er hie und da ein Raisonnement mit einflickt, so ist es so trivial oder schielend, daß man es ihm lieber gar geschenkt hätte. Z. E. S. 44. „An den mehresten Orten in Pohlen war eine solche Hungersnoth, daß „man auch die zum Leben höchst nothwendigen Sachen nicht „für

„für vieles Geld haben konnte und folglich mußten auch die „Reichen selbst die äusserste Noth erfahren.„ Bey der Erzählung, daß die Rußische Geistlichkeit ihrer Monarchin eine freywillige Beysteuer zur Fortsetzung des Kriegs gegeben, wird die Anmerkung gemacht S. 38. „Gewiß, dieser andächtige „Orden kann denen Geistlichen vieler Nationen, welche ge„meiniglich stolz und gierig sind, zu einem herrlichen Bey„spiel dienen; allein dergleichen Unterthanen zu haben, ist „nur einer Catharina II. durch ihre Weisheit eigen.„ Und was heißt das S. 36. „Selbst der Prinz Heraclius, welcher „unter der Decke der Treulosigkeit seine Staaten zu erwei„tern und seine Schätze zu bereichern suchte, befand sich (durch „die Erscheinung des Grafen Tottleben) in seiner Hofnung „gar sehr betrogen.„ Wenn die Treulosigkeit die Decke ist, was soll denn damit verborgen werden, die Ehrlichkeit vielleicht? S. 32. „Bey dieser Gelegenheit (der Pest) zeigte „sich der Aberglauben in denen pohlnischen Staaten in seiner „vollkommenen Stärke; es gab daselbst Menschen, die sich „rühmten, die Weisheit zu besitzen, die Vampyrs und Hexen„meister durch das bloße Ansehn vollkommen zu unterscheiden „und zu bestimmen, wer nach dem Tode ein Vampyr werden „würde. Ein so hoher Grad der Unvernunft und Unwissen„heit läßt sich nur noch in einem so verwirrten Reiche, „als Pohlen ist, gedenken.„ An einem andern Ort heißt es: daß das Heer der Russen aus lauter gerüsteten Helden, das türkische aber aus pöbelhaften Leuten bestehe.

II.

Claudii *Fleurii* Abbatis Historia Ecclesiastica a quodam Anonymo continuata, atque a R. P. *Alexandro A. S. Ioanne de Cruce* Carmelita excalceato Provinciae Bavaricae Definitore provinciali, olim S. Theol. ac SS. Can. Lectore latine reddita, notisque castigata. Continuatoris Tom. XIV. - - XXVII. seu in ordine Tom. XXXVIII. - - L. ab Anno Christi 1541. - 1589. Augustae Vind. et Oenoponti. Imp. Ios. Wolfii, 1770. - 1772. 8.

Wir könnten die Anzeige dieses neuen Theils eines Buches, das in Deutschland schon im Original und durch eine deutsche Uebersetzung bekannt ist, unsere vaterländische Litteratur auch nur wegen der Anmerkungen des lateinischen Uebersetzers angeht, mit der bloßen Zurückweisung auf unser Urtheil über die ersten Bände (S. den Anh. zu dem 1 : 12. B. dieser Bibl. S. 454.) abthun, wenn wir nicht eben dieses Urtheil in einem der vor uns liegenden neuen Bände, nemlich in dem vier und vierzigsten, *) angefochten fänden. Indem wir das wieder überlasen, was wir damals geschrieben hatten, so kömmt es uns noch immer vor, daß wir, auch nach dem, was der P. Alexander dagegen erinnert, nicht davon abgehen dürfen. Wir haben ihn mit der Achtung begegnet, die er wegen seiner Geschicklichkeit und seiner gelehrten Verdienste in seiner Kirche zu geniessen scheint, ja wir getrauen uns zu behaupten, daß er selbst aus unserer Beurtheilung nicht werde schliessen können, zu welcher christlichen Religionsparthey sein Recensent gehöre. Wir glaubten ihm diese Art der Unpartheylichkeit, ihn nach den Grundsätzen seiner Kirche zu beurtheilen, schuldig zu seyn; wir hoften aber auch, daß er sie erkennen und uns dafür Dank wissen werde. So sehr wir uns in dieser Hofnung betrogen sehen: so wenig wollen wir ihm die Hitze, womit er uns behandelt, mit gleicher Hitze vergelten. Wir wollen nemlich aus den eilf Bogen der Vorrede, worinn unsere viertehalb Octavseiten widerlegt worden, mit Vorbeylassung der wortreichen Umschweife unsers Gegners dasjenige, was zur Sache gehört, kürzlich herausziehen, und was wir dabey zu erinnern finden, eben so kurz hinzufügen.

1.) Wir hatten gemißbilligt, daß der P. A. die ultramontanischen Meinungen, in Ansehung der Gewalt des Pabstes, zu heftig verfechte, und die freyere Denkungsart des Verfassers, als eines Gliedes der Gallikanischen Kirche der Seinigen vorgezogen. Uns dünkt, um so zu urtheilen, habe man nicht nöthig, wie der P. den Protestanten Schuld giebt, alle Handlun-

*) Dieser Theil hat eine Vignette, welche die Arche Noah auf den Gewässern der Sündfluth vorstellt, mit der Ueberschrift: Nulla salus extra. Dieses Sinnbild soll andeuten, daß nur in der wahren Kirche die Seligkeit zu erwarten sey. Wenn man bedenkt, daß der Erhaltenen in der rettenden Arche nur acht vernünftige Geschöpfe, der draußen untergehenden aber viele Millionen waren: so kann man sich des Schauders bey dem Anblicke der seligmachen Kirche, die sie vorstellen soll, nicht erwehren.

lungen der Päbste mit unversöhnlichem Hasse zu verfolgen. „Quid ergo est, cur de meis notis queratur doctissimus „Criticus, S. XX. cui nullatenus incognitam esse credo „illam, primamque Artis criticae regulam, quae prohibet, „ne quis scribat tantum, quae putat cedere in depressio„nem illius, quem odio aut minori affectu prosequitur: „immerito igitur ipse, cum Continuatorem suo affectui „magis indulgentem, factaque Pontificum, *quos plerique* „*Acatholici odio plus quam Vatiniano abominantur*, libe„rius increpantem videret &c.„ Wenigstens denken wir, daß dieser mehr als Vatinianische Haß aus dem, was wir gesagt, nicht abzunehmen sey. Wir glaubten hinlänglich berechtigt zu seyn, die Untrüglichkeit des Pabstes und seine Unabhängigkeit von den Kirchenversammlungen, nicht als einen Glaubensartickel der katholischen Kirche anzusehen, da wir sie von ganzen Staaten, als Frankreich und Venedig, und ansehnlichen Lehrern dieser Kirche, als einem P. de Marca, Edmund Richer, Ludewig Elias du Pin rc. ausdrücklich verworfen, von andern aber, als z. E. dem B. Bossuet in der Hist. des Var. und, wenn wir einen unbeträchtlichern nennen dürften, dem Maimbourg in s. Hist. de l'Etabl. & des Prerog. de l'Egl. de Rome aus der Zahl der Glaubensartickel ausgeschlossen fanden. Selbst diejenigen, die sonst mit dem P. A. einerley Meynung sind, möchten doch eben so ungern, wenigstens wenn sie zu Ketzern reden, die sie dem röm. Hofe zu gewinnen suchen, so geradezu mit ihm die Untrüglichkeit des Pabstes behaupten, als sie mit andern läugnen. So vorsichtig ist z. E. der Verfasser der Remarques d'un Theol. sur l'hist. de l'Etabl. &c. des Maimbourg. „S'il n'est pas à „*propos*, sagt er, de faire entendre aux heretiques comme „*un Article de foi* dans les Conferences, *que le Pape est* „*infaillible*, il n'est pas non plus à propos de faire des „Livres pour *combattre l'infaillibilité*.„ Wir überlassen es übrigens den Parlementern und Gelehrten in Frankreich, die Freyheiten der Gallikanischen Kirche, die der P. A. als Neuerungen vorstellt, zu vertheydigen. Wir sind begierig zu wissen, was er gegen die Abhandlungen des du Pin: 1) in qua probatur Romani Pontificiis judicium non esse inreformabile und 2) de Concilii generalis supra Romanum Pontificem autoritate zu sagen habe. Im Jahr 1561. mußte die Sorbonne auf Befehl des Canzlers, Michael de l'Hopital, in Gegenwart des Parlamentspräsidenten, Christoph de Thou, und einiger Räthe, die Sätze widerrufen, die ein gewisser Can-

Tanquarell in einer gelehrten Streitübung daselbst für die Oberrichterliche Gewalt des Pabstes behauptet hatte. Dafür wird nun freylich diesem vortreflichen Canzler von dem P. A. das novae sectae studium vorgeworfen. Wenn man aber so verfahren will, so kann man in diesem ganzen Streite niemals zu Ende kommen. Zeigen wir nun auch in den frühern Zeiten unserm Gegner ganze Staaten und ansehnliche Lehrer, die die Monarchie des Pabstes nicht erkannt; so sind dieses Empörer gegen den römischen Stuhl und ihre Beyspiele erhärten nichts. Wir würden also die vergeblichste Arbeit thun, wenn wir diesen Streit im geringsten weiter fortsetzen wollten. Das Wenige, was wir noch über die übrigen Punkte sagen werden, soll nicht mehr seyn, als was zu unserer eigenen Rettung gerade erforderlich ist. Denn wir möchten nicht gern dafür angesehen seyn, dem P. A. unrecht gethan zu haben.

Was also 2) den Canon der 4ten Seßion der Costnitzischen Kirchenversaml. anlangt, so ist doch gewiß ausgemacht, daß wenigstens die streitige Stelle von den mehresten französ. Gottesgelehrten, z. E. von dem L. E. du Pin, dem Arnauld, dem Maimbourg für ächt erkannt wird. Der letztere hat von einem zuverläßigen Manne die Handschriften der Bibliothek von St. Viktor zu Rathe ziehen lassen, und unter drey Handschriften die Stelle in zweyen gefunden. Hardt hat auch gründlich genug bewiesen, daß die Verabredung der Abgeordneten der Nationen, den Cardinälen zu Gefallen, etwas an dem Decret abzuändern, sich keinesweges auf die streitige Stelle bezogen, daß daher der Cardinal Zabarella nicht ganz ehrlich gehandelt, daß er eigenmächtig etwas von dem Dekrete bey der Verlesung geändert. Es ist hier der Ort nicht, zu zeigen, wie überhaupt alle Verschiedenheiten in die Abschriften der Concilienschlüsse, und selbst des von der Baselschen Kirchenversammlung veranstalteten Auszuges gekommen sind. Aus den Beweisen deß l'Enfant erhellet zur Gnüge, daß Zabarella das Dekret der Kirchenversammlung verstümmelt. Allein, — wie wir schon Anfangs dem P. A. nachgegeben, — es sey mit der vierten Seßion wie es wolle, so ist doch die fünfte eben so stark und vielleicht noch stärker gegen die Oberrichterliche Gewalt des Pabstes und alles, was unser Gegner dagegen aufbringen kann, ist, daß auch diese von der Baselischen Kirchenversammlung geändert worden; in welcher blossen Vermuthung er auch nicht einmal den Schelstraten zum Vorgänger hat, der doch päbstlicher Bibliothekarius des Vatikans war, und nicht weniger als drey beträchtliche hieher gehö-

hörige Bücher, nemlich: das Compendium Chron. die Acta Conc. Const. und die Dissert. über das Kostnitz. Conc. geschrieben.

3) P. A. hatte die Zusammenberufung der Kirchenversammlung zu Pisa von Ludewig 12. das abscheulichste Verbrechen genannt. Wir waren ihm hierinn nicht beygetreten. Darinn haben wir wiederum das Beyspiel der französ. Gottesgelehrten auf unserer Seite. Wenn er also andere Gelehrte des römischen Hofes, sonderlich Jesuiten für sich anziehet, so beweiset er gegen uns nichts. Wir wollten immer nur deutschen Lesern zu erkennen geben, daß es in der katholischen Kirche noch eine andere Theologie gebe, als die Ultramontanische.

4) In dem §. X. bleibt P. A. nicht mehr in den Gränzen der Mäßigung, womit er seine Vorrede angefangen. Schon die Ueberschrift dieses Paragraphen lautet: Censoris *ineptiae* de unitate theologica et morali. Wir bescheiden uns gern, daß unsere Grundsätze von diesen beyden Arten der Einigkeit unserm Gegner nicht gefallen können; ja wir gestehen sogar, daß wir sie mehr für eine gewisse Classe unserer Leser, als für ihn hingeschrieben hatten. Wir halten es aus den nemlichen Gründen für unmöglich, uns hier weitläuftiger darüber mit ihm einzulassen. Denn wir geben es gern zu, daß sich über diesen Punkt auch noch in den protestantischen Kirchen genug zu erinnern findet, und wir überlassen es den Vertheydigern der theologischen und Störern der moralischen Einigkeit unter den Protestanten, die Argumente ad hominem nachzulesen, die unser Gegner aus protestantischen Schriftstellern anführt, um zu zeigen, daß beyde protestantischen Kirchen ebenfalls die Nothwendigkeit der theol. Einigkeit erkannt haben, daß sie aber auch zur Erhaltung derselben wie J. Andreä, wenigstens stillschweigend behaupten müssen: statum tranquillum tueri difficile esse, nisi ad supremum Pontificem et Administratorem rerum summa deferatur. Wir können diese Stelle, die unser Gegner aus dem Hospinian anführt, nicht gleich selbst nachschlagen. Der Schluß scheint uns aber ganz richtig: denn die Einigkeit in den Meynungen in einer Gesellschaft kann durch nichts anders als durch ein untrügliches Oberhaupt erhalten werden. Nach des Recensenten Begriffen kann alles das den ächten Protestantismus nicht treffen, was der P. A. von der Nothwendigkeit eines untrüglichen Oberhauptes beybringt. Denn alle die Zwistigkeiten, wovon die protestantische historia motuum voll ist, würden entweder gar nicht, oder doch unschädlich gewesen seyn,

wenn

wenn man nicht auf eine theol. Einigkeit gedrungen, und mancher schwache Mensch sich ein untrügliches Richteramt angemaßt hätte.

5) Wir wollen es dem P. A. fernerhin nicht übel nehmen, die pios Theologos Colonienses, oder, — unter welchem Namen sie in unsern Gegenden besser bekannt sind — die obscuros viros, nemlich, den Ortuinum Gratium, Pfeffercornium, Iacob Hochstraten etc. in seinen Schutz zu nehmen, und die Verfasser der epistol. obsc. vir. als die verruchtesten Buben herunter zu machen. Wir begnügen uns, ihm bloß einen Mann aus seiner eignen Kirche entgegen zu setzen, nemlich den du Pin, der in seiner Bibl. des Aut. Eccl. mit aller Achtung von den Verfassern dieser Briefe spricht, die Briefe selbst aber des plaisanteries facetieuses nennt.

6) Wir hatten getadelt, daß der P. A. ein Schreiben Franz I. an die protestantischen Fürsten in Deutschland vom J. 1537. nicht habe erkennen wollen, und daß er gesagt: haec epistola a Sleidano et Frehero mere ficta habetur. Wir glaubten, der V. wolle damit sagen, Sleid. und Freher haben diesen Brief für erdichtet gehalten, und wir zeigten, daß dieses wider den Augenschein laufe. Wir fragen einen jeden Leser, ob die angeführten lateinischen Worte nicht den von uns angezeigten Sinn haben können. Indeß erklärt uns der H. G., daß er damit habe sagen wollen: man glaube, Sl. und Fr. haben diesen Brief erdichtet. Ein jeder ist seiner Worte bester Ausleger. Wenn also P. A. wirklich das letztere hat sagen wollen: so hat er unserm Bedünken nach, etwas sehr ungegründetes gesagt. Denn sein Grund, eine solche harte Anklage zu beweisen, ist nur immer noch, daß sich „ein solcher Brief von einem so christlichen Fürsten als Franz I. nicht vermuthen lasse.„ Er erkennt, daß ein solcher Grund freylich politisch betrachtet, sehr mißlich sey, daß „man ihn doch aber nach der christlichen Liebe müsse gelten lassen.„ Aber die christliche Liebe gegen den Sleidan und Freher! Ist P. A. diesen Männern dergleichen nicht schuldig? Das befriedige wenn es kann!

7) Was endlich die Stelle aus dem P. Sarpi betrift, woraus erhellet, daß der H. von Mantua keine fremde Besatzung während der Kirchenversammlung in seiner Hauptstadt habe leiden wollen: so müssen wir zu unserer Rechtfertigung, warum wir die Nachricht des P. Sarpi durch das Stillschweigen des Pagi und Pallavicini nicht widerlegt halten, den kleinen Umstand anführen, der vielleicht dem P. A. mag unbekannt seyn.

Sarpi

Sarpi hatte geraume Zeit, in den Diensten des H. v. Mantua gestanden, während seines Aufenthalts in Mantua den Zutritt zu den Herzogl. Archiven und verschiedenen Bibliotheken gehabt; ja, da er daselbst mit dem Camillo Oliva, der auf der tridentinischen Kirchenversammlung Secretar des Cardinal Ercole Gonzaya gewesen, in vertraute Bekanntschaft gerieth, und durch ihn einen Schatz der zuverläßigsten Nachrichten, diese Kirchenversammlung betreffend, erhielt, so faßte er zuerst zu Mantua den Entschluß, die Geschichte derselben zu schreiben. Sollte P. A. über diese Nachricht Beweise von uns fodern: so sind wir bereit, sie ihm zu geben. Wir können uns nicht enthalten, auch von der Vorrede zu dem 49. Theile ein paar Worte zu sagen. Ihr unduldsamer Inhalt liegt uns zu schwer auf dem Herzen, und es gehört zu wesentlich zur Vollendung des Gemähldes der gesamten deutschen Litteratur, es vor die Augen aller Leser hervor zu ziehen, was man in vielen deutschen Provinzen für unmöglich halten wird, nemlich daß in dieser Vorrede der Parisischen Bluthochzeit das Wort geredet wird; daß es von der Ermordung des Amiral Coligny gleich auf der 1. Seite heißt: daß Colinius Architalassus sectae suae Antesignanus, perduellionis Author, ac Galliae incendiarius *promeritas suae in Deum*, Regemque rebellionis *poenas dare* coactus fuerit &c. und S. 48. daß der König die Hugenotten, weil sie sceptrum sibi vindicare, nec non catholicam religionem penitus evertere moliti sunt, non tamquam Calvinistas, sed velut rebelles subditos — promeritis poenis ad officium redigere decrevisse. Dergleichen wird in dem katholischen Theile von Deutschland noch ungeahndet geschrieben, was in Frankreich hinreicht, einen Abt Caveyrac mit allgemeinen Abscheu zu belegen. Sollte es nun in Deutschland so unnöthig seyn, Voltaires Rath zu folgen, und uns durch die Nachtwächter statt der Stunden, lieber die religiösen Grausamkeiten zurufen zu lassen, die die Menschen wider einander verübt haben.

Am.

Philip Wilhelm Gerken *ICti*. Vermischte Abhandlungen aus dem Lehn- und deutschen Rechte, der Historie — — mit archivalischen Originalurkunden und Siegeln erläutert. Erster Theil. Hamburg und Güstrow, bey Buchenröder und Ritter, 1771. 15½ in gr. 8.

Der

Der Name des Verfassers, der in seinen bekannten Märkischen Urkundensammlungen, so reiche Materialien zur Aufklärung der Geschichte, und deutschen Rechtsgelehrsamkeit geliefert hat, erweckt diesem neuen Werke schon ein günstiges Vorurtheil. Hr. Gerken will darinn aus Urkunden, zweifelhafte Rechtsfragen erläutern, und einzelne historische Umstände aus diesen und andern sichern Quellen prüfen und von verjährten Irrthümern reinigen. Dieser Theil ist, bis auf die zehnte Abhandlung, einzig auf die Markbrandenburg eingeschränkt, in den folgenden aber sollen, die Geschichte, und Gewohnheiten der benachbarten Provinzen, fürnemlich wenn sie mit der Mark in Verbindung stehen, ebenfalls untersucht werden. Wir sind versichert, daß die Auswahl der Materien, die kritische Bearbeitung des Stofs, die genaue und sorgfältige Benutzung der Quellen, und die glückliche Belesenheit, die dem Verf. so manche Dunkelheit in der Geschichte aufzuklären erleichtert, dieser Sammlung viele Leser verschaffen werden, ob gleich manche mit uns wünschen werden, daß der Verf. etwas sorgfältiger im Ausdruck und sein Styl zusammenhängender, reiner deutsch, und weniger durch Allegaten, und fremde Einschiebsel bundschäckigt seyn möchte. Flecken, die man einigermaßen übersieht, wenn nützliche Untersuchungen, und neue Wahrheiten den Leser für seine Mühe schadlos halten, aber allemal Fehler bleiben, und ein Werk sehr verunstalten.

Zuerst verneint der Verf. die Frage, ob eine Witwe ihr Leibgeding verliert, wenn sie sich wieder verheyrathet, gegen Hrn. Estors Meynung, welche dieser Gelehrte in der Abhandlung de Dotalitio propter secundas nuptias cessante äussert. Hr. G. versteht unter Leibgeding (Dotalitium) nach deutschen Rechten, die Einkünfte, so der Wittwe nach dem Tode ihres Mannes, wegen ihres Eingebrachten, weil dieses in des Mannes Gütern verbleibt, zu ihren standesmäßigen Unterhalt ausgesetzt sind. Er erweiset aus verschiedenen Urkunden, fürstlichen und adelichen Ehepakten des mittlern Zeitalters, daß das Dotalitium als ein Gegenvermächtniß, und zur Vergeltung des Eingebrachten in Deutschland allezeit angesehen worden, ingleichen das Leibgeding nicht mit dem lateinischen Wort vitalitium übereinstimme, als ob dies Gegenvermächtniß aus den Gütern des Mannes blos für eine Witwe bestimmt sey, sondern näher durch das alte deutsche Lipgeding (vom Fränkischen Lip. Lib. vita) oder wie es in einigen Urkunden heißt, dotalitium vitae ausgedruckt werde, nemlich daß es Zeitlebens

dens gelten solle. Mit dieser Abhandlung ist die zwote verbunden, von dem vormaligen rechtlichen Gebrauch des Witthums in der Mark Brandenburg, und Hr. G. zeigt aus Beyspielen fürstlicher und adelicher Witwen, daß sie ihr Leibgeding in der Mark, eben so wie in übrigen deutschen Reichsländern auch bey Verruckung ihres Witwenstuhls zeitlebens behalten häben. Ja man hat Beyspiele, daß markgräfliche Witwen, als Markgraf Henrichs ohne Land Gemahlin *Agnes* ihr Dotalitium Sangerhausen und Landsberg als ein Eigenthum angesehen, und diese gar damit ihre Tochter *Sophia* ausgesteuert habe. Im funfzehnten Jahrhundert ward das Leibgeding in der Mark verändert, nachdem man die üblen Folgen erkannte, wenn die Witwe ihr Witthum durch eine zweyte Heyrath an einen fremden Prinzen brachte. Man gab ihr nemlich in diesem Fall statt der Leibgedingsgüter ein verhältnißmäßiges Geld. Beyläufig sind in dieser Abhandlung einige bisher dunkele Begebenheiten der Brandenburgischen Geschichte aufgeklärt, besonders ist hier von S. 17-24. sehr deutlich erwiesen, auf was Art sich Herzog Otto von Braunschweig und Marggraf Ludwig von Brandenburg über die alte Mark 1323. verglichen haben. Ein Punkt der den Geschichtschreibern bisher so viele Mühe gemacht! Fünf hieher gehörige Urkunden, wovon die vierte und fünfte Leibgedingsverschreibungen sind, sind dieser Abhandlung angehängt. In der dritten Abhandlung wird die Frage untersucht, wie weit die gesamte Hand nach Sächsischer Art bey den Märkischen Lehngütern statt gefunden. Hr. G. findet davon die ältesten Spuren seit Marggraf Albrechts Regierung ungefehr um 1470., da das Lehnwesen viele Veränderungen erlitt, nur mit dem Unterschied, daß vermöge der gesamten Hand nach Sächsischer Art alle Mitbelehnte, ohne Absicht der Sippzahl auf den ledigen Anfall succediren, hingegen nach märkischen Lehnrecht nur allein die nächsten von gleichen Grad zur Lehnsfolge kommen, und die entferntern ausschliessen. Weil es den Vasallen aber sehr beschwerlich war nicht allein in casum mutati Domini directi, sondern auch in casum Vasalli die gesamte Hand zu verfolgen, suchten sie verschiedentlich vom letzten Fall eine Befreyung, die sie auch durch den Landtagsschluß und das Lehnsedikt von 1602. erhielten. Ungeachtet aber das Lehnsedikt nicht zur wirklichen Observanz gekommen, und die Lehnscanzeley immer von den Vasallen gefordert, die gesamte Hand bey allen Fällen zu verfolgen, so bleibt der Umstand, weil sich die Landstände beständig auf den Landtagsreceß v. 1602. bezogen haben, zweifelhaft, ob die Gesamthänder, auf alle und jede Fälle die

sich in dem Geschlecht der Lehnträger zugetragen, der gesamten Hand Folge geleistet. Hingegen ist es, bis 1717. da die Märkischen Lehngüter, jedoch nur lediglich in Betracht des Lehnherrn, in Erbgüter verwandelt wurden, unveränderlich geblieben, daß die Gesamthänder beständig zur Pflicht gehabt, bey Veränderung des Lehnherren auf jeden Fall die gesamte Hand zu verfolgen, und daß kein Agnate zur Lehnsfolge gelangen mögen, er sey denn namentlich in dem Lehnbrief benannt. In der vierten, einer Erläuterung des Obstagii, oder Einlagerrechts, wird nicht allein die wesentliche Beschaffenheit des Einlagerrechts beschrieben, sondern auch aus Urkunden manche besondere Nebenumstände angeführt, daß Geistliche sich durch andere zum Einlager verbürget, Fürsten für ihre Person ins Einlager einzureiten versprachen, ja sogar gegen ihre eigne Unterthanen. Die Herzoge Berend und Heinrich von Lüneburg verpflichteten sich 1393. gegen ihre Ritter und Landschaft in eigener Person in Hannover einzureiten, und Marggraf Ludewig der Römer 1354. gegen einige Bürger zu Frankfurt, wegen 235 Mark Silbers, zum persönlichen Einlager. In der Mark finden sich noch bis 1620. Spuren von diesem Recht, indessen hatte es schon merklich von seiner alten Strenge nachgelassen. Einige beygefügte Urkunden erläutern, wie man um 1588. zum Einlager einforderte. Von einem andern Verf. dem Zinsemeister C. E. Hoppe in Stendal, sind die folgenden Anmerkungen über die ehemalige Stendalische Münze und deren Werth, ein sehr schätzbarer Beytrag zur Geschichte des deutschen Münzwesens, den wir aber wegen seines reichhaltigen und mannichfaltigen Inhalts nicht in Auszug bringen können. 6. Nachricht von der 1311. gehaltenen berühmten fürstlichen Zusammenkunft bey Rostock, und dem darauf erfolgten Kriege Marggrafs Waldemar mit dem Marggraf Friederich von Meissen, worinn der letztere gefangen worden. Für die Meklenburgische Geschichte macht der V. hier keine Entdeckungen, in dem bereits Nettelbladt, Kluver, Frank, und andere, das von ihm berichtigte Jahr 1311. als die Zeit dieser großen Zusammenkunft, so vieler deutschen und auswärtigen Fürsten angaben. Allein er erläutert hiedurch unterschiedliche dunkle Begebenheiten, und kleine Nebenumstände, des um eben diese Zeit zwischen Brandenburg und Meissen geführten Krieges. 7. Untersuchung der Nachrichten von der genauen Bestimmung der Zeit und des Tages an welchem Marggraf Waldemar von Brandenburg 1319. gestorben. Die Brandenburgischen Historicker sind über den

Tag

Tag seines Todes sehr getheilt, auch Hr. Buchholz, dessen Brandenburgische Geschichte von unsern V. an sehr vielen Stellen verbessert wird, hat ihn unrichtig angegeben. Hr. G. glaubt, daß Waldemar zwischen den 15. August und 16. September im Closter Chorin gestorben sey. Die achte Abhandlung handelt von des Herzog Rudolfs von Sachsen angemaßter Herrschaft in der Mark nach Marggraf Waldemars Tode. Herzog Rudolf hatte Absichten auf die Mittelmark, als nächster Askantischer Agnat, wenn der Mannsstamm des Regierenden Hauses würde ausgestorben seyn. Anfänglich betrug er sich als Vormund von Waldemars Witwe, bis sich Agnes mit dem Herzog Otto von Braunschweig vermählte, damit ein mächtiger Herr ihre Gerechtsame gegen ihren Vormund schützen möchte, der sich die Regierung des ganzen Landes anmaßen wollte. Nach dieser Heyrath maßte er sich als nächster Agnat die Vormundschaft über den minderjährigen Marggrafen Heinrich an, ob gleich diese schon Herzog Wratislav von Pommern führete. Nach Heinrichs Tode übte er alle landesherrliche Gerechtsame aus eigener Gewalt aus. Er behauptete sich darinn, und ward von verschiedenen Städten als Oberherr erkannt, bis nach der Schlacht bey Mühldorf, der Kaiser Ludewig von Bayern die Churmark für ein eröfnetes Lehn ansah, und seinen ältesten Prinzen Ludewig damit 1324. feyerlich belehnte. Der V. berichtigt bey dieser Gelegenheit unterschiedene ungewisse Punkte der Brandenburgischen Geschichte, unter andern widerlegt er die gewöhnliche Meynung, als ob Herzog Rudolf von Sachsen, als nächster askanischer Agnat, deswegen, und ungerechter Weise von der Mark verdrängt worden, weil er ein Anhänger Kaisers Friedrich von Oesterreich gewesen. Kaiser Ludewig von Bayern konnte allerdings die Mark Brandenburg als ein erledigtes Lehn ansehen, weil in getheilten Reichslehnen keine andere Erbfolge statt hat, als die sich auf eine wirkliche Mitbelehnschaft gründet, und Herzog Rudolf von Sachsen nicht über die Mark war mitbelehnet worden. Ueber die erste Erscheinung des falschen Waldemar sagt Hr. G. S. 176. auch allerhand, welches die Geschichte dieses Betrügers erläutert. Diese Abhandlung ist mit fünf bisher ungedruckten Urkunden versehen. Die folgende neunte ebenfalls mit einem Diplom des falschen Waldemars vom Jahr 1348., davon das Siegel, das einzige, was sich bisher von ihm gefunden, auf dem Titelblatt abgestochen ist. Die Abhandlung selbst erzählt aus ächten Quellen die Aussöhnung Carls IV. mit Marggr. Ludewig von Brandenburg,

und die wegen des falschen Waldemars zu Nürnberg 1350. angestellte Untersuchung. Bey dieser Gelegenheit werden wieder eine Menge zum Theil nicht unerheblicher Fehler beym Buchholz im 2ten Th. S. 428. rc. seiner Brandenburgischen Geschichte gerügt und verbessert. Untersuchung, ob die bisher angenommene Meynung, daß Herzog Wilhelm von Lüneburg um das Jahr 1355. sein Fürstenthum an Chursachsen zu bringen, keinen Zweifel leide. Hr. Hofrath Rudlof hat in seiner Einleitung zur Geschichte der deutschen Chur- und Fürstlichen Häuser S. 71. mit andern Braunschweig-Lüneburgischen Scribenten bereits diese Meynung verworfen. Eben daher S. 82. hätte der V. noch einige andere Gründe zur Unterstützung seiner Meynung entlehnen können, über deren Vorbeylassung wir uns allerdings wundern. Hr. G. schließt aus den eigenen Worten beyder kaiserlichen Lehnbriefe, daß Kaiser Carl IV. aus eigenen Triebe, entweder um die Herzoge von Sachsen, wegen der an Marggr. Ludewig verlohrenen alten Mark zu entschuldigen, oder um sich hiedurch an der Bayerschen Parthey, (Wilhelms Mutter war Kaiser Ludewigs von Bayern Schwester,) zu rächen. Die Herzoge von Sachsen erstlich 1355. anfallsweise, und nach Wilhelms Tode 1370. völlig mit diesem Fürstenthum, als einem dem Reiche eröfneten Lehen beliehen habe. 11) Versuch einer Abh., um welche Zeit die deutschen Reichsfürsten angefangen, das Jus Fisci in ihren Landen auszuüben. Der Hr. V. glaubt, daß von ihnen die Macht große Geldbußen zum Vortheil ihrer eigenen Kammer zu verordnen und einzuziehen, seit der Zeit ausgeübet worden, da die Kaiser ungefehr mit Ludewig von Bayern aufhöreten, in den Reichslanden herum zu reisen, feyerlich Hof zu halten, und daselbst concurrente Jurisdiktion auszuüben. Nur Schade, daß er keine Beweise mehr für seine Meynung aufgefunden hat, als das einzige Beyspiel Marggrafs Ludewigs von Brandenburg, der in einigen Urkunden v. 1343. und 1344. die Juden camere nostre servos nennt. Andere Fälle, daß vorher dergleichen Geldbußen der kaiserlichen Kammer zugeeignet wurden, daß die Kaiser oft Klöstern dies Recht verliehen haben, ingleichen daß italienische Fürsten bereits im 11. und 12. Jahrhundert, das Jus Fisci ausgeübet, wird mit verschiedenen Beyspielen erwiesen. Den Schluß macht eine kurze Untersuchung, was das Wort Frustum in Brandenburgischen Urkunden bedeute. Hr. G. zeigt aus mancherley Urkunden, daß man den Ertrag der Ländereyen nach Frustis berechnet, und die Zollhebungen nebst andern Anlagen zu Frusta angeschlagen habe.

habe, welches Wort deutsche Urkunden Stücke Geldes übersetzen, ingleichen daß ein Wispel hart Korn zwey Wispel Haser und ein Pfund Pfenninge einander gleich gewesen, und jedes ein Frustum ausmache.

Gf.

D. Johann Carl Conrad Oelrichs — zuverläßige historisch-geographische Nachrichten vom Herzogthum Pommern und Fürstenthum Rügen, welche ein historisch-kritisches Verzeichniß aller diese Länder angehenden geographischen Schriften auch Land- und fürnehmsten Seekarten, insbesondere aber eine ausführliche Geschichte und Beschreibung der lubinischen ausserordentlich großen und gar merkwürdigen Landkarte von Pommern in sich enthält. Berlin, bey Andr. Haude und J. C. Spenern, 1771. 7 Bogen in 8.

D. J. C. C. Oelrichs — Entwurf einer Pommerschen vermischten Bibliothek von Schriften, zu den Alterthümern, Kunstsachen, Münzen und zur Naturhistorie, auch zum Oekonomie- Cameral- und Finanzwesen des Herzogthums Pommern. Ebendas. 1771. 7 Bogen in 8.

Beyde Schriften sind von einem Verfasser, der schon mehrere nützliche Beyträge zur Pommerschen Geschichte und Litteratur geliefert hat, und beyde sind dem Plan, der innern Ausführung und der Nutzbarkeit nach, völlig gleich, weswegen wir auch hier beyde zusammen bekannt machen. Schon der Titel ergiebt den Inhalt beyder Werke hinlänglich, und diese Ausführlichkeit überhebt uns eines Auszuges, den ohnehin der blos litterarische Inhalt (ob wohl Hr. Oe. manche Stelle mit gelehrten und nützlichen Anmerkungen versehen) so wenig wie die Absicht beyder Schriften verstattet, welche größtentheils, einige kleine Anekdoten, oder kurze Nachrichten abgerechnet, nur einem Liebhaber der pommerschen Specialhistorie oder einem Einwohner dieser Länder merkwürdig seyn können. Aus dem ersten Werk, das manche Punkte der Pommerschen Geographie verbessert, und künftigen Geographen dieser und der andern

zenden Länder ihre Arbeit ungemein erleichtert, empfehlen wir besonders Freunden der Geographie des Verf. genaue Beschreibung v. S. 62 : 110. der großen Lubinischen Landkarte von Pommern, davon man bisher in andern geographischen Büchern, als Haubers Versuch einer Historie der Landkarten, Hübners Museo geographico, Clefeckers Curis geographicis, entweder gar keine, oder doch unrichtige Nachrichten gehabt. Diese Karte ist 1618. in Holland auf 12 Kupferplatten, welche zusammen vier Rheinische Schuh in der Höhe, und sieben Schuh in der Breite betragen, in Kupfer gestochen, und blos einigemal zur Probe abgedruckt worden. Nachher verlohren sich diese Platten, wurden aber von Hrn. Oelrichs 1756. in Stralsund aufgefunden, und 1758. unverändert und unverbessert in Hamburg abgedruckt. — Unter den hier angeführten geographischen Scribenten von Pommern wird gewiß keiner diese Ehre weniger, als Hr. Ramler vermuthen, der durch sein fürtrefliches Gedicht, Lied der Nymphe Persanteis, in diese Gesellschaft vom Hrn. Herausgeber aufgenommen worden.

Durch den Entwurf einer pommerschen vermischten Bibliothek, hat der V. abermals eine Lücke in der allgemeinen pommerschen Bibliothek ausgefüllt, so daß nur noch drey Kapitel zur Vollendung derselben übrig sind, nemlich von den Schriftstellern zur Pommerschen Kirchengeschichte, von den Werken zur politischen Historie, von genealogischen und dazu gehörigen Schriften. Aber unter einer Menge brauchbarer Nachrichten (die wir in andern deutschen Provinzen von gleichen Kennern der einheimischen Litteratur, die Mühe eines künftigen deutschen *le Long* zu erleichtern nachgeahmt wünschten) finden wir hier auch eine Menge unwichtiger und mikrologischer Artickel. Was denkt ein philosophischer Leser bey einem Verzeichniß Pommerscher Schriften von seltsamen Wundergeschichten, Lufterscheinungen (in so fern sie nicht einmal von einem Mathematickverständigen verzeichnet sind,) als daß dem Sammler noch allerhand Vorurtheile eines abergläubischen Jahrhunderts ankleben. Was denkt ein solcher S. 6. bey des Verf. Gedanken, von dem daselbst abgebildeten vermeinten alten Götzenbilde. Wenn ihn hier nicht schon der Mangel tüchtiger Gründe ungläubig macht, so wird es gewiß die Nachricht noch mehr thun, daß dies Sonnenbild im Gipfel des Abteyhauses zu Colberg eingemauert gewesen. Dies wäre gewiß das einzige Beyspiel, wo die Römische Geistlichkeit, von ihrer gewöhnlichen Bekehrungsanstalt abgewichen, und anstatt die heydnischen Götzen zu zerstören, öffentlich aufge-

stellt

stellt habe. Für dergleichen Fabeln hätte Hr. Oe. seinem Werke andere wichtigere Vorzüge geben können, wenn er nemlich die elenden unbedeutenden Schriften, welche eine specielle Materie behandeln, von den brauchbaren abgesondert und unterschieden, oder von den kleinen Schriften, einen Auszug gemacht hätte, die zwar selten ausser dem Orte ihrer Entstehung bekannt werden, deren Inhalt aber auch ausser diesen Gränzen wichtig ist. So würde z. E. ein Auszug aus Joh. Sam. Herings beyden Schriften über den Anfang des Lumpenpapiers in Pommern, Stettin 1736. in diesem Buche am rechten Orte stehen, und nebst den Abschnitten, welche die Schriften über die Pommersche Naturhistorie, Gesundbrunnen, Salzquellen, Börnsteinfang — — mehr als eine Gattung von Lesern unterrichten. Von denen in den kritischen Noten vom Verf. beygebrachten litterarischen Nachrichten und Anekdoten bemerken wir unter andern, daß der bekannte Verf. der Memoires sur les Samojedes et les Lappons der Etatsrath, und jetziger Vicepräsident im Esth- und Liefländischen Justitzcontoir zu St. Petersburg Hr. Timotheus Merzahn von Klingstedt, ein gebohrner Pommer aus Bahrd ist, imgleichen, daß eine patriotische Gesellschaft in Berlin durch den Hrn. Prof. Sulzer auf den Generallieut. v. Werner und den Colbergischen Commendanten, Obersten von der Heiden, wegen der Befreyung dieser Vestung zwey silberne Medaillen prägen lassen, und daß Sr. Königl. Majestät von Preussen, das Gold zu den Stücken hergegeben, welche beyde Helden bekommen haben.

Et.

---

11. Gelehrte Geschichte.

M. Christoph Christian Sturm, Predigers an der h. Geistkirche zu Magdeburg, Handbuch zur Kenntniß der theol. Schriftsteller unter den Deutschen. Erster Theil, welcher die Schriftsteller vor dem sechzehnten Jahrhundert in sich begreift. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1770. 8. 260 Seiten.

Eigentlich nur ein Auszug aus den grösseren Werken des Cave, Mabillon, Fabricius, Hambergers u. s. w., deren Nachrichten hie und da ergänzt und verbessert worden. Der V. schränkt sich bloß auf deutsche Gottesgelehrten ein. Bey einigen setzt er die bloßen Namen und Schriften hin, bey andern merkt er ihre vornehmste Lebensumstände kurz an, und macht ihre Schriften, manchmal mit, manchmal ohne Urtheil über den Geist derselben, namhaft. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn er öfter ihren Charakter durch ein paar Züge kennbar gemacht, und das Verdienst, das jemanden, etwa als Gottesgelehrter, um die Theologie eigen gewesen wäre, angegeben hätte. Das Buch kann seinen Nutzen haben. Viele darinn vorkommende sogenannte Gelehrte mit ihren Schriften sind freylich ganz unbedeutend, und es würde nichts verlohren seyn, wenn ihre Namen allenfalls vergessen würden, da die Litterargeschichte ohnehin ein immer unabsehlicheres Feld wird, wo man unmöglich auf einem jeden, der einem begegnet, genau Achtung geben kann; Aber freylich zum Nachschlagen ist manchem damit gedient, wenn er wenigstens den Namen finden kann, den er sucht.

B.

Elogium Sacerdotis *Jacobi Pancratii Büstelli*, Pastoris, dum viveret, S. Bartholomaei in Valle Verzascha, Plebis Locarnensis in ditione Helveticae reip., S. S. Missionum Comensis Dioeceseos Praepositi. Auctore *I. R. Schinz*. Turicensi V. D. M. Turici, O. G. Füßli, 1773. 34 Seiten in kl. 8.

Dies ist das Gemählde eines würdigen Priesters der römischen Religion, gemahlt von einem Priester der protestantischen. Dieser empfange von allen gutdenkenden Menschen den Dank, welcher jedem löblichen Beyspiel, jeder guten That gehört. Die Lobrede ist für Prediger nützlich, das Latein ließt sich artig, daß aber Hr. Pfarrer J. R. Schinz von Zürich den Priester Bustelli von Locarno lobt, ist von allem das schönste. Der Antistes von Zürich ist auch kein Götze.

Sh.

Bibliotheca librorum rariorum universalis. Oder vollständiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den besten Schriftstellern mit Fleiß zusammengetragen und aus eigener vieljährigen Erfahrung vermehrt, von Joh. Jak. Bauer, Arg. Buchhändler in Nürnberg. Erster Theil, von A - F. Nürnberg, bey Mart. Jak. Bauer, 1770. 1 Alph. in 8.

• • • Zweyter Theil, von G - L. Statt einer Vorrede sind die sehr raren Epistolae 2. M. *Andr. Westphalii* de libris publica auctoritate combustis abgedrucket. — — 1771. 1 Alph.

• • • Dritter Theil, von M - R. Nebst einem Supplement zu der Notitia scriptorum de libris rarior. ebendas. 1771. 22½. Bogen.

• • • Vierter Theil, von S - Z. ebendas. 1772. 21 Bogen.

Der Nürnbergische Buchhändler Bauer, hatte ein zahlreiches Verzeichniß der seltenen Bücher verfertiget, um seinem Gedächtnisse aufzuhelfen, und sich dazu der überall bekannten Hülfsmittel bedienet. Dies gefiel mehrern, so bald es ihnen zu Gesicht kam, und sogleich ward die Mittheilung durch den Druck beschlossen. Bauers Tod, der bald im Anfang des Drucks erfolgte, gab andern Gelegenheit, diese Arbeit fortzusetzen, und sie merklich zu verbessern, indem sie die Titel der seltnen Bücher genauer anführten und allemal meldeten, wo etwa von denselben mehrere Nachricht vorkäme. Ursprünglich also ist dieser starke Katalogus allen Bücherkäufern und Verkäufern zu einem bequemen allgemeinen Handbuch zugedacht, um sogleich nachsehen zu können, ob ein vorkommendes Buch von den Kennern und Richtern wirklich unter die seltenen gerechnet werde, damit sie beym Kauf und Verkauf derselben für Schaden und Spott behütet würden. Der Vorrede zum ersten Theil ist eine sehr ausführliche Collectio scriptorum, qui de libris rarioribus vel ex instituto egerunt, vel aliud tractantes raritatem librorum simul respexerunt, vel saltem in bibliothecarum catalogis notam literariam et raritatis asteriscum addiderunt, angehängt; wozu noch einige Nachträge im 3 und 4 Theil gegeben werden.

So groß die Anzahl der hier aufgestellten seltenen Bücher ist: so leicht wird solche noch immer vermehret werden können; und das versprechen die Verfasser in einem eigenen Supplementenband zu thun, wozu wir ihnen folgenden kleinen Beytrag anbieten. Nämlich. Critici sacri: sive doctissimorum virorum in SS. biblia annotationes et tractatus. Opus summa cura recognitum et in novem Tomos divisum. - - Londini, excudebat Iac. Flescher 1660. - - (gr. Folio.) Criticorum sacrorum - - supplementum, - Tomus I. et II. Frf. ad Moen. Typis impensisque Ioh. Phil. Andreae, 1700, et 1701. (fol.) Initium evangelii S. Iohannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum, indicemque nova ratione illustratum - - per L. M. Artemonium (i. e. *Sam. Crellium*) Pars prior - - 1726. - - Pars II. eod. (gr. 8.) Νικηφορου Καλλιϛου ἐκκλησιαϛικης ἱϛοριας βιβλια ιη - - Adjecta est latina interpretatio *Io. Langi*, a *Frontone Ducaeo* cum graecis collata & recognita. Tomus prior et posterior. Lutetiae Paris. sumt. Seb. et Gabr. Cramoisy 1630. (fol.) *Dan. Fesselii* adversariorum sacrorum Tom. I. libros V. continens. Witteb. 1650. Tomus II. libro VI. ad X. constans. ib. 1677. (4to). Opusculum presbyteri *Simonis* Dalmatae ex civitate pharensi de baptismo sancti spiritus et virtute ejus. Impressum Venetiis per Magistrum Guilielmum Gallum 1477. (4to.) Belydenisse ofte Verklaringhe van't ghevoelen der Leeraren, die in de Gheunieerde Neder-landen Remonstranten worden ghenaemt, over de voornaemste Articulen der christelyke Religie. Ghedrukt in't Jaer ons Heeren 1621. (4to.) Des Konrad Wimpina Sectarum, errorum, hallutinationum et schismatum, ab origine ferme christianae ecclesiae, ad haec usque nostra tempora, concisioris anacephalaeoseos, una cum aliquantis Pigardicarum, Vuiglefticarum, Lutheranarum haeresium: confutationibus, librorum partes tres. — Francophordie ad Oderam. Anno 1528. (fol.) Defensio brevis anonymi (i. e. *F. Socini*) cujusdam, de ecclesia et missione ministrorum tractatus, adversus responsionem Andreae Miedziboz, a Theophilo Nicolaide (i. e. *Val. Smalcio*) ante annos quinque conscripta, nunc autem edita. Racoviae anno 1612. (8vo.) Doch wir müssen aufhören; wünschten aber, daß Hennings Bibliotheca librorum rariorum, die auch in unserer allg. d. Bibl. X. B. 1. St. 261. als ein wirklich im Druck vorhandenes Buch angeführt ist, hätte können gebraucht werden, weil darinn, nur

für

für die 3 ersten Buchstaben allein, sehr viele Zusätze anzutreffen. Im 3ten Theil 151. S. ist aus Osterod und Ostorod zwey gemächt, und ist nur einer. S. 16. Manaße hätte sollen a. d. 58. S. gebracht werden. Zuweilen ist das Format nicht angezeigt. Auch fehlen Edelmanns, Episcopii, Allirens, And. Müllers Schriften, Magiri Ceremoniale Brandenburgicum, Breswillibalds Scripture and reason one book; Angeli Märkische Chronick, Saftirii Zeitbüchlein der Mark Brandenburg, Aeg. Henningens gepriesener Büchermacher.

Kz.

Nicolaus Wilkens weiland I. V. D. und Archivarius der Stadt Hamburg. Hamburgischer Ehrentempel, in welchem eine Menge glaubwürdiger, und so viel möglich vollständiger Lebensbeschreibungen gelehrter und verdienstvoller Männer, die theils in, theils ausser Hamburg gebohren worden, und daselbst im geistlichen und weltlichen Stande der Stadt gedienet haben, oder auch in einem Privatleben geblieben, oder auswärtig befördert worden sind, aufgestellet werden. Aus den hinterlassenen Handschriften aufgerichtet von M. Christ. Zigra. Hamburg, bey Schröder, 1770. 4. 4 Alph.

Da gelehrt und verdienstvoll relative Begriffe sind, so wollen wir den Titel nicht Lügen strafen. Für Hamburg mag ein größerer Theil dieses Buchs brauchbar seyn, als für die übrige gelehrte Welt. Der Verfasser, welcher ehemals schon verschiedener Gelehrten, als Holstens, der Lindenbroge, Albert Kranzens, Elmenhorsts, Lambecks u. a. Lebensbeschreibungen herausgegeben, hat zu diesem sogenannten Ehrentempel freylich nicht allemal festes Holz genommen, und überhaupt aus zu vielen kleinen unbeträchtlichen Stücklein zusammen gezimmert, als daß man ihn für ein dauerhaftes Monument halten könnte. Doch vielleicht thun wir dem Verf. Unrecht, und nur sein Herausgeber weyhete das zu einem Tempel ein, was eigentlich nur ein Magazin war. Dem sey, wie ihm wolle, so finden wir doch viele Materialien, die zur bürgerlichen Geschichte und gelehrten Historie Hamburgs nützlich sind; nur muß man eine eiserne Geduld haben, um sich durch eine trockne oft äusserst

posiers

poßierliche Schreibart, durch eine Menge nichtsbedeutender Familienumstände, und anderer unnützen Nachrichten durchzuarbeiten, um einiges Gute zu finden, besonders was zur Hanseatischen und Kirchengeschichte des 15. 16. und 17ten Jahrh. gehört. Die meisten Lebensbeschreibungen von bürgerlichen Personen sind kurz, von Superintendenten und Predigern hingegen desto umständlicher z. E. von D. Bugenhagen, J. Aepinus, P. von Eitzen, J. Westphalen, A. Hinkelmann. Hier war dem V. schon viel vorgearbeitet. Hätte er nur einiges Urtheil und Geschmack gehabt, so wäre viel unnützes weggeblieben. Die Lebensbeschreibungen der Geistlichen enthalten manches zur Reformationsgeschichte brauchbares, und vieles welches beweiset, daß der Geist des Friedens auch schon damals nicht auf allen Gliedern des Ministeriums geruhet habe. Unter den Leben der Professoren am Stadtgymnasium sind die von P. Laurenberg, und J. Jung noch etwas merkwürdig. Dann folgen einige Rektoren der Schule und zuletzt gebohrne Hamburger, die in auswärtigen Diensten gestanden; Hamburger die im Privatstande gelebt, und fremde Gelehrte die sich in Hamburg aufgehalten haben. Unter diesen haben wir des elenden Poeten Postels Leben bemerkt.

Sm.

Einige Grundsätze der Staatsklugheit in zehn Abhandlungen, vorgetragen von Cäsareon. Mietau, bey Hinz, 1773. 152 S. in 8.

Der V. will die Theologie mit der Staatskunst verbinden: Glück zu! das dürfte vielleicht der bequemste Weg seyn, die verschiedene Religionspartheyen auf allgemeine Grundsätze zurücke zu führen. Aber den Plan! Wir wollen versuchen, aus den 10 Abhandlungen ihn zu finden; in der Welt findet man Allmacht, Weisheit und Verstand; das contentum ist ein ander Ding, als das continens; das contentum ist Gott; dieser Gott liebt seine Welt, weil er sie auch erschaffen, oder hat sie erschaffen, damit er sie lieben könne — dieses haben wir nicht genug aus einander gesetzt gefunden, es kommt aber auch hier nicht darauf an, genug, daß er sie liebt — der Mensch muß aber um diese Liebe bitten und dafür danken, sein Bitten und sein Danken muß mit der göttlichen Vollkommenheit ein gewisses Verhältniß haben; er muß Gott gleich zu werden suchen, aber nicht halb, nicht unvollkommen und verküm-

stümmelt, sondern vollkommen gleich; Nun liebt Gott die Menschen; also müssen diese wieder Menschen lieben; das Ende ist: Der Mensch ist schuldig, Gott und seinen Nebenmenschen zu lieben und darauf kommen Deutschland, Rußland etc. als politische Körper, die aus dem physikalischen Schoose der Menschen erzeuget sind, als Monarchien, Aristokratien etc. deren Manchfältigkeit des Namens die Allgemeinheit des Grundsatzes nicht ändern muß, nemlich: „gemeinschaftliches „Wohl, wechselseitige Hülfe und Beystand für Gemächlich„keit, Ruhe und Sicherheit„ die Nation von diesen Begriffen, was man unter Wohl, Hülfe etc. Sicherheit etc. versteht, das ist Staatswissenschaft; der Witz oder der Verstand, Mittel zu erfinden, wodurch alle diese Vortheile erlangt werden können, das ist Staatsweisheit und die Fertigkeit diese Mittel anzuwenden, das ist Staatsklugheit; Länder und Völker glücklich zu machen, ist ein Vergnügen; Krieg und Grausamkeit sind unnatürlich; die Natur und ihre Erdbeben etc. stellen keine so große Unglücke an, als die vernünftige Menschen, zerstören keine Städte — das möchte in Portugall nicht ganz richtig seyn; auch ist die Pest ausgelassen — die Menschen sind erschaffen, um glücklich zu seyn, die wahre Staatsklugheit hilft ihnen dazu und die moderne Statsklugheit weis nichts davon; also die moderne ist nicht die wahre; nach der wahren läßt sich die Wohlfahrt des Fürsten von der Wohlfahrt seiner Unterthanen nicht trennen. Treue und Glauben sollen heilig seyn, auch die Gesetze müssen unter den Waffen nicht schweigen; alliirte sind mißlich, Kriege eine Raserey; Werbung und Rekruten-Aushebung geht gegen die Pflichten der Natur; wegen der bloßen anwachsenden Macht kann man den wachsenden Nachbar nicht bekriegen; aber die Gränzen, wo das Anwachsen gefährlich ist, sind noch nicht gefunden. Verträge und Bündnisse, die gegen ein natürliches Interesse eingegangen worden, sind unverbindlich und unsicher, das haben die Holländer gegen Spanien und Frankreich bewiesen und so, glaubt er, philosophiren noch heut zu Tag alle Mächte, und glaubt auch, daß sie Recht haben: hier ist er wieder bey der Theologie; Gott regiert die Welt, nach Gesetzen der Liebe, Güte und Gerechtigkeit, gegen diese können keine Bündnisse und Verträge bestehen. — Wir wünschen nicht, daß diese theologische Lehre de relaxando juramento gemein werden möchte, das wäre noch ärger, als: haereticis non est servanda fides.

Ueberhaupt ist jede gedruckte Staatsklugheit, so deucht uns, immer ein Ding, wie ein Spion, der unter diesen Na-

men reizet; das unverfänglichste, was man davon publiciren kann, möchte sich etwan noch auf die Fälle einschränken lassen, da keine Gesetze vorhanden sind; denn in den Fällen, wo unter mehrern Gesetzen das beste zu wählen ist, da ist es nicht sowol Staatsklugheit als gemeine Klugheit, sonst müßte die Klugheit von einem jeden Gegenstand, wobey sie gebraucht wird, einen eigenen Namen annehmen. Wir haben Justi Natur und Weesen der Staaten, und allenfalls H. Scheidemantels Noten, die ohnedem dieser V. meistens kopirt zu haben scheint, und dann haben wir auch noch Holbergs politischen Roman; so viel, dächten wir, möchte für unsere politische Jugend immer genug seyn.

---

12. Haushaltungskunst.

Anweisung zur Bienenzucht, dritter Theil, (wäre es doch der letzte) — nebst einem Anhange vom Seidenbaue von C. L. Hase, Pfarrer zu Wildenbrück — und wirklichen Mitglied der Oberlausitzischen Bienengesellschaft — Berlin, in Verlag der Realschule, 1772. 8. 376 Seiten.

Noch hört der Verfasser nicht auf unseren Ohren unausstehlich widrige Dinge vorzuplaudern, dabey weis er sich wegen dem Vergangenen gar artig aus der Schlinge zu ziehen. Z. E. manches habe er wohl gewußt, wenn er es schon als unwahr hingeschrieben. — Wer ihm glauben will, dem saget er in der Vorrede: „das Buch (der erste Theil) war eigentlich für den Landmann, und besonders für den Baurenstand „bestimmt. Es mußte daher wohlfeil seyn, (als Makulatur wird es schon wohlfeil werden) und viel vom alten Geschmacke, „wie der Calender den Wetter-Anzeiger, beybehalten„ das ist: das Tödten der Bienen habe er nur der Bauren Mode zu Gefallen hingeschrieben. Lachte er doch über manches hönisch, und was Klüglinge aus Scheingründen angeben, nennte er beym Lichte besehen Schwindel; „was an einem Orte thunlich, gehet an andern Orten (hier zu Lande) nicht an.„ Was ist nun also löblicher, als durch einen schnellen Tod ein Ende aller ihrer Arbeit zu machen ꝛc. Wohlfeil mußte das Buch seyn; war es dann Kürze wegen nöthig, den Bauren Dinge vor-

vorzusagen, die sie doch nun nicht mehr glauben: z. B. wenn vom Könige und Königinnen die Rede war? wird der V. aber keinen Schwindel haben, so muß er seine Irrthümer ganz anderst widerrufen, und zwar wie ein aufrichtiger Traugott Schmidt gethan hat.

Nur durch solch eine Weise kann er sich der Gnade, des großen Königes, höchst welche sich so weit herabgelassen, ihn mit einem gnädigsten Handschreiben aufzumuntern (Beyspiele von Ermunterung, die man nur von Josephen und Friedrichen erwarten darf) und zugleich auch wieder des Vertrauens beym Publikum würdig machen. Ists verzeyhlich, das Buch nicht ganz unter die Kritick zu setzen, so wollen wir von diesem 3ten Theile anzeigen, daß von S. 1. bis 165. ein fürchterlich langes, und wenig bedeutendes Bienendiarium befindlich seye, und das war doch nur erst ein Versuch dazu!

S. 166 : 295. befinden sich schon wieder Recensionen, sie sind aber nichts für uns; und warum soll es S. 234. so ohnmöglich seyn, sich allgemein verständlich ausdrücken zu können, so wenig als die Endigung des Babilonischen Thurmes! wer wird dies dem V. glauben?

S. 243. bekennet der V. seine Schwäche, daß er den Weiser zum Ablegen nicht greifen könne! Warum nicht? Konnte er es doch S. 234. bey Nachschwärmen! wie hier, so ist die Königin auch bey jenem Verfahren auf einem Tuche aufzusuchen; der V. muß sie aber ja nicht im Korbe voller Bienen, noch weniger zwischen den Rosen und hinter den Fenstern aufsuchen wollen. Kann er es jezt noch nicht begreifen, so lese er Sprengers unvergleichliche Einleitung in die neuere Bienenzucht 8. Studtgard 1773.

S. 246. zieht der V. auch die Begattung in Zweifel, und zwar so lang bis er solche gesehen habe. Lehrte er uns doch selbst in seinem ersten Theile unter seinen Erfahrungen, die gewiß über 30 Jahr alt sind, wie man solche beobachten könne. Damit er sich daran erinnere, wollen wir den Zusammenhang seiner schönen Erfahrungen aus beregtem Theile über die Fortpflanzung niederschreiben. S. 92. „So bald die Bienen die „Hummeln austreiben, so ist das ein sichrer, (wir sagen un„sichrer) Beweis, daß das Schwärmen nun ein Ende hat — „folglich müssen sie die Insekte der Fortpflanzung seyn„ — Der V. eräfnete, um der Sache gewiß zu seyn, die Dröhnen, die doch männlichen Geschlechtes sind, und fand bey einigen Milch, bey andern ordentliche Eyer als ein Mohnkorn gros — er mag aber wohl zu unsäuberlich mit den ersten umgegangen

seyn,

seyn, daß er die Testickel, die er für Eyer ansah, verdrückte, und daher Milch fand: „die Thränen sagt er weiter, legen die „Eyer, und verrichten die Bruth, der König und die Köni„ginn besamt die gelegten Eyer.„ (Wie sah dann der König und die Königinn aus?) „Noch mehr werde ich in meiner „Meynung bestärket, wenn ich sie zu verschiedenen Zeiten auf„geschnitten. Sie,„ (das muß die Königinn, doch nicht der König gemeynet seyn!) hat ein ganz Nest von Maden in sich — Erstaunliche Erfahrungen! — ferner „wer genau „auf einen angehangenen Schwarm siehet, mit einem Finger „darinn wühlet, bis er den König entdecket, der wird leicht „überzeiget werden, der König sey eine Königinn„ — was widersprechendes Geschwätz, oben gabs Könige und Königinnen, jetzt ist der König eine Königinn, und doch sollen die Thränen nach des V. Meynung Eyer legen! Endlich kommt dann der Beweis, wie der V. die Begattung sehen kann: „Fasset man sie (die Königinn) bey dem Schwärmen in die „beyden Finger, und läßt sich den Schwarm an die Hand zie„hen, da kann man die Begattung leicht sehen.„ Das heißt die Welt was weis machen: Im ersten Theile war sie leicht zu sehen, so viel Mühe es auch Reaumürn und dessen Nachfolger gekostet; jetzt zieht der V. seine so leicht angegebene Sache in großen Zweifel! Dieses Gemisch von Erfahrungen schließt der V. folgends: „die Begattung geschiehet auf Fliegen- und Mücken-Art — wem war das nachgebethet? doch es ist noch nicht alles; „diese lebendige Maden leget die Königinn bey ihrem herumkriechen in die mit einem Ey angefüllten Zellen, „die sich alsdann ins Ey eingefressen„ was sollen wir dazu sagen! Kaum können wir begreifen, aus was für Büchern der V. diese abentheuerliche Beschreibungen entlehnet habe? Er selbst konnte es nicht beobachtet haben, weil er die englische Tracht nach seinem eigenen Bekenntnisse nicht liebet, und keine Beobachtungskästen hat; denn die von ihm in Berlin gesehenen englischen Kästen verwirft er schlechterdings für sich und andere, weil man dadurch nichts als Bienen und Rath (die Rosen) sehen könne! Er hat aber bey allem dem noch einen Beweis für sich, „wann man die schon längst erwiesene Ent„deckung der Saamen-Thiere dabey zu Hülf nimmt: so ist „immer diese Meynung die beste!„ gegen Kamraden des Nikel Jakobs wird sich der Verfasser wohl verantworten können: Aber was wird er den Kennern zur Antwort geben, wenn sie ihn zur Rede stellen, warum er so ungereimte Sachen (wir bedauren nur den Verleger) drucken lassen? Doch er hat sie uns

uns schon zum voraus mitgetheilt, hier ist sie: „ich mußte „manche alte Modefehler unangetastet lassen, wie vom Wet„teranzeiger im Calender, andere sonst wichtige Sachen nur „berühren, die ich doch gern weitläuftiger abzuhandeln ge„wünscht hätte,„ heißt das berühren, oder die Sache besser gewußt haben?

So gut wir auch im III. Abschnitte manche Stelle heissen müssen: und so angenehm wir den Honigkoffe im IV. Abschnitte, aber nicht wohlfeil gefunden haben; denn wenn wir allgemein Honigkoffe machen wollten, wo Honig genug hernehmen? der würde theurer als der levantische Koffe werden! so wenig gefährlich ist die Bereitung desselben, wenn uns schon der V. S. 364. getreulich warnet, „damit man die Pro„be nicht mit seinem Leben und Gesundheit bezahlen müsse.„ Das war ein unnöthiges verwarnen! Nicht das Brennen des Honigkoffee, sondern die Kohlen in einem verschlossenen Zimmer können jenes verursachen. Gottlob, wir leben noch, und machten doch in Beyseyn von 4 Personen dergleichen Honigkoffee in einem Zimmer, darinn wir nur ein Fenster öffneten, um den Kohlendampf ausziehen zu lassen.

Auch vom Seidenbaue unterfängt sich der Verf. endlich das zum zweyten Theile schon angerühmte hier anzuhängen. Wäre sein Eifer für die gute Sache nicht anzusehen, so würden wir auch dieses unter die Kritick setzen. Dieser Aufsatz ist kurz und nur von 12 Seiten, aber doch so voller Fehler, die wir kaum überblättern dürfen: und bedauren, daß wir den Verf. den Kennern des Seidenbaues so nackend hinstellen müssen.

Gleich im Anfange zeiget der Verf. was ihn zu dieser kurzen Abhandlung Anlaß gegeben, nämlich ein doppelter Einwurf, der ihm bey Besichtigung einer Plantage gemacht wurde. Er saget S. 365. 1) „Wenn man den Würmern nach der „letzten Häutung nicht Blätter von vierzig bis sechzigjährigen „Bäumen geben könnte, so stürben sie alle.„ — Und S. 370. 2) „Im Kleinen käme allerdings bey dem Seidenbau was „heraus, im Großen aber schlüge die ganze Zucht und der Bau „fehl.„

Was den ersten Einwurf angehet, so falsch ihn der Verf. angiebt und so leicht er ihn zu widerlegen gedenket; so hat er dennoch nichts weniger als die rechte Quelle des häufigen Abganges der Seidenwürmer nach der letzten Häutung entdecket; er giebt sich Mühe, den Grund in einer guten Anlage und Pflege der Maulbeerbäume zu finden, und um etwas zu sagen, (wir besiegeln es, daß der V. in Allem etwas, im Ganzen aber

nichts gesaget habe) beschreibt er eine wohleingerichtete Plantage und vergleicht sie mit Entgegenstellung einer schlechten: er vergißt bey einer weitläuftigen Anzeige der Fehler, seinen sich vorgesetzten Einwurf zu widerlegen, und verräth dadurch seine noch geringe Einsicht in den Seidenbau. Freylich lehret die Erfahrung, daß man, um Seiden zu ziehen, nicht nöthig habe, das Laub von 40. bis 60jährigen Bäumen zu nehmen, weil man mit dem Laube junger Bäume und Maulbeerensträuche auch seinen Endzweck erreichen kann; ein Beweis, daß es auf das Alter der Bäume nicht ankommt, eben so wenig als auf die schlechte Wartung derselben, wenn nur die Würmer keinen Mangel an Laub haben: es muß also eine ganz andre Ursach seyn, warum die Würmer öfters bey überflüßigem Futter, der beßten Aufsicht und Wartung nach der letzten Häutung so häufig zu Grunde gehen; dies ist eine andere Frage, und der V. würde seinem Endzwecke näher gekommen seyn, wenn er diese beantwortet hätte: wenn er würde gezeiget haben, daß es zwar nicht auf das Alter der Bäume, aber auf die Natur und Beschaffenheit des Laubes ankäme; dies letztere zu beweisen, lehret die Erfahrung, daß ein, in einem gutgedüngten und wohlbearbeiten Lande stehender Maulbeerbaum ganz ander Laub trage, als einer in mittelmäßig und mageren Felde; das Laub des ersten ist ohnwidersprechend nach der Farbe, Größe und Dicke, von dem Laube des letztern unterschieden; es ist fetter und hat in seinen innern Theilen ohnstreitig mehr Feuchtigkeit in sich, ist von Natur kühlender und die Würmer fressen es auch lieber, als das magere und trocknere Laub des letztern: aber es ist nach der letzten Häutung ihrer Gesundheit weniger zuträglich, als das Laub von magern Bäumen: Ferner lehret die Erfahrung, daß den Seidenwürmen nichts schädlicher ist, als das Füttern mit nassem und feuchtem Laube, um desto mehr hat es seine Richtigkeit, daß man bey allen Krankheiten der Würmer, und insonderheit nach der letzten Häutung, mit der Fütterung des fetten und nassen Laubs, ohne auf das Alter der Bäume zu sehen, vorsichtig seyn muß, damit man sich keiner unangenehmen Folgen aussetze.

Den zweyten Einwurf: Im Kleinen käme bey dem Seidenbau was heraus, im Großen aber nichts. Diesen an sich unrichtigen Satz suchet der V. zu vertheydigen, und zeiget einige Fehler, warum bey dem Seidenbaue im Großen bis jetzo meistentheils nichts herausgekommen, den ersten suchet er in der Ungleichheit der Wärme in den Stuben. Er sagt: „der „Wurm will von seinem Auskriechen, bis zur Vollendung sei-

„nes

„nes Lebens, eine genaue temperirende Wärme haben. Es
„verschrumpelt daher bey uns gemeiniglich entweder gleich
„beym Auskriechen, oder in der Mitte, oder doch zuletzt bey
„dem Beschluß seines Lebens. Selten wird man die beständ-
„dige Nüchternheit an ihm bemerken. Sie sind ein heisses
„Klima gewohnt. Sie haben die flüchtigsten wohlfeilen Ge-
„tränke gehabt. Diesen Mangel merket ihre Natur; sie be-
„dienen sich unserer schweren starken Wasser, dadurch sie ihre
„gesamten Tagewerke in Verdrossenheit und Taumel verrich-
„ten, ꝛc.„ Welch herrliche Ausdrücke, schier hätten wir bey
Durchlesung dieser Stelle geglaubet, der Verstand wäre dem V.
voll vom schweren und starken Wasser in taumelnden Vergnügen
eingeschrumpelt, welches unsere Meynung beynahe bestärkte,
als wir auf der andern S. 378. seinen Vorschlag gelesen, „daß
„man aus Mangel hinlänglichen Raums auf denen Dörfern
„um die abgestreifte Maulbeerenblätter für der Erhitzung zu
„bewahren, die Kirche, wenn sie vorher wohl ausgefeget,
„dazu nehmen könnte„ Es scheint, daß der V. gar nicht ab-
geneigt ist, seine Kirche zum Laubmagazin für die Seidenzucht
anzulegen: was werden aber seine Bauern dazu sagen? Viel-
leicht würde er weniger Einwand und Widerspruch von ihnen
zu erwarten haben, wenn er ihnen den Vorschlag thäte, um den
Seidenbau im Großen betreiben zu können, etliche Monate, so
lange man Zeit dazu nöthig hat, den Gottesdienst gänzlich ein-
zustellen, und diese Zeit hindurch die Kirche der Seidenzucht zu
widmen; man könnte auf den Bänken eine große Anzahl Wür-
mer verlegen und bey einer guten Behandlung eine zeimliche
Menge Seide erhalten: Die Gemeinde könnte auch, im Fall
sie die Kirche bauen und unterhalten müßte, von einem Theil
des Gewinnstes alle Kosten bestreiten; dieses wäre vielleicht
etwas, welches der V. nicht so, wie seine Klage am Schlusse
des Anhanges vom Seidenbau, zu verwerfen Ursache hätte.

Was übrigens der V. von den Hindernissen meldet, warum
bey dem Seidenbau im Großen nichts heraus komme, mag
zum Theile anderswo, und besonders bey ihm seine Richtig-
keit haben. Die dagegen angegebenen Mittel und Vorkeh-
rungen, diesen Fehlern abzuhelfen, sind allgemein und man
findet sie in einer jeden gedruckten Anweisung vom Seiden-
bau. Ohngeachtet dieser kurze Anhang nichts neues enthält;
so waren dennoch die vorgeblichen Einwürfe hinlänglich ge-
nug, dem Verfasser eine schickliche Gelegenheit an die Hand
zu geben, seiner Eigenliebe zu schmeicheln und der Welt zu
zeigen, daß er auch Einsicht in den Seidenbau habe; es ist

wahrscheinlich, daß er sich dadurch den Weg zu einer zukünftigen Abhandlung von der Seidenzucht zu bahnen gedenket, und wenn seine Wünsche nicht bald erfüllet werden, daß niemand sich Gesetze von ihm vorschreiben lässet, und nach seinem angegebenen Maaßstabe arbeiten will, so stehet zu befürchten, daß er selbsten, unter dem Vorwande, den Landmann von der Seidenzucht besser zu belehren, als bisher geschehen, die Zahl der unnöthigen Schriften, von dergleichen Art zu vermehren über sich nehmen wird, wie man dieses auch hier aus seinen eigenen Worten abnehmen kann, wenn er saget: S. 375. „Damit aber dergleichen Leute eine richtige Kenntniß vom „Seidenbau erhielten, so müßte dafür gesorget werden, daß „jemand für die Landleute, eine solche Anweisung zum Sei„denbau entwürfe, wie ich es für die Bienenzucht gethan. „Es müßte aber diese Anweisung, so einfältig und kurz, als „möglich seyn, ob gleich keine Handgriffe ausgelassen werden „dürften. Die bisherigen schriftlichen Anweisungen verachte „ich durch diesen Vorschlag nicht. Nur dies gestehe ich, daß „sie für den einfältigen gemeinen Mann, zu unvollkommen, „und zu gelehrt geschrieben sind. Ein solches Buch müßte man „mit in die Schule geben, daß es in der Woche ein paar „Stunde in der Schule gelesen würde, die Kinder würden es „baldigst fassen.„

Ob man gleich noch ein und andere Anmerkungen machen könnte, so wollen wir es doch dabey bewenden lassen, und dem Verfasser anrathen, in Zukunft mit mehrerer Vorsicht und Behutsamkeit seine Schriften der Welt bekannt zu machen.

Will er sich aber näher unterrichten, so empfehlen wir ihm unter andern guten Büchern 1) Steinberts Anweisung 1765. 2) Georg Friedrich Gleditsch gründliche Anleitung zum Seidenbaue und Wartung der weisen Maulbeerbäume fleißig zu lesen. Zu Bestreitung der Vorurtheile, kann dem V. das Beyspiel im Brandenburgischen dienen, davon in unserer Bibliotheke dem XIII. B. 2. St. S. 591. Meldung geschehen.

Sollen wir von dem ganzen Buche, oder den dreyen Theilen überhaupt ein Lob anführen, so ist alles was wir thun können, mit des V. eigenen Worten S. 289. möglich, wenn er glaubet: daß durch seine Schriften der Abgang des noch so werth und als ein Heiligthum gehaltenen, aber größtentheiles vergriffenen Grüwelaschen Bienenbuches wieder ersetzet sey.

Zs.

13. Ver-

13. Vermischte Nachrichten.

Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswissenschaft theoretisch und praktisch abgehandelt von Johann Carl May. 2 Bände. Neue vermehrte und verbesserte Auflage, Altona und Lübeck, bey Iversen, 1770. in 8.

Wir nehmen bey dieser zweyten Auflage eines Werks, dessen erste nicht unvergriffen hat bleiben können, Gelegenheit anzumerken, daß der V. ausser seiner durch dieses Werk bezeigten Geschicklichkeit in seinem Fache, noch das Vorzügliche hat, der erste in Deutschland gewesen zu seyn, der bey der jetzigen Lage der Politick einsah, daß die Handlung als eine Wissenschaft betrachtet zu werden verdiene; und der zuerst ein Werk in unserer Sprache darüber zu schreiben unternahm, welches um so besser gerathen mußte und gerathen ist, weil der V. seine Theorie aus seiner erworbenen Praxis gezogen; ohne letztere und durch bloße Theorie es nicht so füglich und so gemeinnützig zu machen gewesen wäre. Denn es ist schwerlich ein Fach, in welchem ein jeder Mensch praktisch richtig handelt, und dennoch in der Theorie verschieden zu seyn, als das Fach der Handlung, und ist es daher um so viel schwerer, selbiges durch bloße Theorie richtig zu behandeln. Selbst Hr. May ist, so gerne auch zugegeben wird, daß seine Theorie nicht zu den fehlerhaftesten gehört, mehr durch seine praktische Kenntnisse schätzbar. Deßwegen ist das, was der V. von der Landwirthschaft und den Fabricken praktisches sagt, uns nicht so genugthuend, als darinn, was er von dem, welches der Kaufmann Handlung nennt, nemlich von Rhedereyen, Assecuranzen, Waaren- Commißions- und eigner Handlung, Cambio rc. uns sehr gründlich und einleuchtend vorträgt. Deswegen, sagen wir, weil der V. in jenen nicht die eignen Erfahrungen gesammelt, als in diesen, die er sehr richtig zu nutzen gewußt, und dadurch sein Werk in manchem Betracht schätzbar gemacht. Zu bedauern ist nur, daß durch dergleichen Werke derjenige Nutzen nicht geschaft wird, der für das gemeine Wohl der handelnden Staaten daraus entspringen könnte, weil die Finanz- und Commerzien-Räthe von mancher irrigen und allgemein schädlichen Meynung nur durch die Zeit zurücke gebracht seyn wollen; und da die Zeit es unausbleiblich gewiß

 thun

thun wird, so wird das Verdienst derjenigen, die in unserm Jahrhundert gründlich über die Handlung und das höhere Finanzwesen geschrieben haben, etwas spät erkannt werden. Unterdessen kann dies Werk von manchem Finanzrath und Handlungseinrichter ganzer Nationen gelesen werden, ohne ihrem Haß ausgesetzt zu seyn, weil er das Allgemeine nur berührt, und niemand mit der Nase auf seine begangene Fehler stößt, welche aus Unkundigkeit oder aus Privatabsicht in unserm Jahrhundert hier und da häufig begangen worden, begangen werden, und noch einige Zeit begangen werden möchten.

Es wäre aber zu wünschen, daß der V. in diesem nutzbaren Werk alle Ausdrücke berichtiget hätte, deren Zweydeutigkeit manchen unkundigen Leser und selbst den Kaufmann auf irrige Begriffe leiten könnte; so sagt derselbe z. E. bey dem Ursprung der Münzen 1ter Theil S. 247. in einer Note. „Bis in das Jahr 1530. prägte Hamburg seine Thaler zu „24 Schillinge, als aber nachher schlechtere Schillinge zum „Vorschein kamen, so stieg der Thaler auf 32 Schillinge, dann „auf 36. 40. bis 52. und 1621. bis auf 54.: im folgenden „Jahr aber wurde derselbe auf den Werth von 48 Schillinge „festgesetzt.„ Da aber Hamburg seine Thaler vor und nach 1621. zu 2 Loth a 14 L. 4 Gr. f. ausgemünzt, so ist die Benennung der Schillinge nur verändert worden, und müßte heissen: Der Thaler, der vor Errichtung der Bank in Hamburg 24 Schilling genannt ward, und einige Zeit vorher durch auf Heckmünzen schlecht ausgemünzte Schillinge bis auf 54. und auf eine ungewisse Benennung gerieth, wurde bey Errichtung der Bank auf die Benennung von 48 Schillinge festgesetzt; Weil der Thaler deswegen derselbe 2 Lothige Thlr. nach wie vor geblieben ist.

Das Capitel von den Interessen ist in vielen Stücken richtig und größtentheils gründlich durchgedacht. Nur können wir des V. Meynung nicht beypflichten, daß der Werth der liegenden Gründe die Interessen festsetzt. Vielmehr stehet zu beweisen, daß die Interessen und ihre durch Gesetze geschehene Festsetzung den Preis der liegenden Gründe regiere.

Uebrigens ist der Abdruck dieser neuen Auflage ziemlich richtig, ungeachtet der vielen Calculationen, und wird in allen Rechnungen, die in der Handlung vorkommen, eine gründliche Anleitung gegeben. Noch hat diese neue Auflage viel wesentliche Vorzüge vor der ersten; sie ist in manchem Artickul erweitert und berichtigter, und jedem Theil ist der Inhalt der Paragraphen vorgesetzt.

Ka.

Todesfälle.

Der geh. Justizrath und Professor Hr. Achenwall, zu Göttingen, starb 1772. im 53ten Jahre seines Alters.

Jul. Gustav Alberti, Pred. zu St. Katharinen in Hamburg, starb den 30ten März 1772.

G. Fr. von Arnim, Majoraths-Herr auf Sukow in der Uckermark, starb zu Prenzlow im 56ten Jahre seines Alters am 16ten Jenner des 1772ten Jahres. Verschiedene sowol deutsche als französische Schriften, die ohne seinen Namen erschienen, noch mehr aber das nachahmungswürdige Institut der Uckermärkischen Landesbibliothek und anderer patriotischer Anstalten, die zum Theil nach seinem Tode fortgesetzt werden, erwarben ihm Beyfall.

Jo. Sam. Fr. von Böhmer, Königl. Preuß. Geh. Rath, Direktor und Ordinarius der Juristenfakultät in Frankfurt an der Oder, starb daselbst am 20 März 1772. im 68 Jahre seines Alters.

Jo. Fr. Danneil, Konsistorialrath und Pastor zu St. Aegidii in Quedlimburg, hatte sich durch unterschiedene theologische und erbaul. Schriften bekannt gemacht, und starb am 10 Febr. 1772.

Rudolph Ant. Fabricius, ordentlicher Prof. der Philosophie und Senior der Univers. zu Helmstädt, ist den 26ten Febr. 1772. im 71ten Jahre seines Alters verstorben.

Der Hr. Geh. Justizrath Gebauer in Göttingen, der wegen seiner Kenntniß in der Geschichte und Jurisprudenz auch durch seine neue Ausgabe der Pandekten bekannt ist, starb daselbst am 27 Jan. 1773. im 83ten Jahre seines Alters.

Hr. Gottlob Adolph Heidenreich, Doct. Jur., Fürstl. Sächs. Weimarischer Hofrath und geheimer Archivarius, starb den 11ten Febr. 1772. im 59ten Jahre seines Alters.

Hr. D. Jo. Georg Hofmann, ordentl. Prof. der Theologie, starb 1772. zu Altorf in einem Alter von 48 Jahren.

Hr. D. Leon. Elias Hirschel, der durch viel nützliche prakt. Schriften bekannt war, starb 1772. zu Berlin im 31ten Jahre seines Alters.

Hr. D. Hommel, Lehrer des Staatsrechts zu Erfurth, starb den 8ten März 1773. in seinen besten Jahren.

Karl Ferd. von Jung, Brandenb. wirklicher geh. Rath und Konsistorialpräsident, ist am 2ten März 1772. zu Anspach im 72 Jahre seines Alters verstorben.

Hr. D. Köcher, Weimarischer Kirchenrath, Prof. der Theol. und Verfasser viel wichtiger Schriften, starb in Jena den 21 Sept. 1772.

D. Joh. Georg Kraft, dritter ordentl. Lehrer der Theol. und Pastor an der Universitätskirche zu Erlangen, ist am 2ten Julii 1772. schon im 32ten Jahr seines Alters gestorben.

Freyherr von Kramer, Assessor des Reichskammergerichts starb am 18 Junii 1772. im 73 Jahre seines Alters.

D. Christ. Gottl. Ludwig, Professor der Therapevtik, beständiger Dekanus der Medic. Fakultät, der Akademie Decemvir und Senior ꝛc. starb zu Leipzig den 7ten May 1772. im 65 Jahre seines Alters, nachdem er in seinen Schriften sich unter den Aerzten einen unsterblichen Namen gestiftet.

Hr. D. *Mathia* Med. Prof. ordin. honor. starb zu Göttingen den 10ten May 1773.

Hr. Jo. Benj. Michaelis, ein Dichter, welcher zur Poesie viel Genie hatte, starb den 30 Sept. 1772. im 25 Jahre seines Alters, an Schwindsucht und Hypochondrie.

Hr.

Hr. Ignat. Mulzer, zu Bamberg Soc. Jesu, beyder R. Professor, Beysitzer der Juristenfakultät rc. starb daselbst, 1772. im May.

D. Jo. Phil. Nonne, Senior und erster Prof. der medic. Fakultät in Erfurth, ist am 14ten März 1772. im 44ten Jahre seines Alters verstorben.

Johann Joachim Quanz, Königl. Preußischer Hofcomponist starb 1773. den 12 Jul. zu Potsdam im 77ten Jahre seines Alters. Er war einer der größesten Instrumentalcomponisten, der die tiefste Einsichten in alle Geheimnisse der Composition hatte. Seine Concerten für die Flöte, deren er an 300 gemacht, haben sehr viele Vorzüge, wie er denn einer von den ersten Componisten war, die den Concerten in Deutschland eine vollkommere Einrichtung gaben. Er war bis in sein hohes Alter einer der größten Virtuosen auf der Flöte, und hat schon vor mehrern Jahren eine vortrefliche Anweisung, dieses Instrument zu spielen, herausgegeben.

Der Herr Oberhofpred. Quandt, Prof. in Königsberg, ist daselbst 1772. verstorben.

Herr Joh. Jak. Reinhard, Markgräfl. Badenscher wirklicher Geh. Rath, Dokt. der Rechte, und Verf. vieler nützl. Schriften, starb zu Carlsruh den 4 Sept. 1772. im 58. Jahr seines Alters.

Herr D. Th. Aug. Schleger, Hofr. Leibmed. und Prof. der Arzn. W. in Cassel, starb das. im Dec. 1772. in einem Alter v. 45 Jahren.

Herr Joh. Balth. Schmidt, erster Prof. der Theol. starb zu Erfurt am 12 May 1772. im 59 Jahre seines Alters.

Herr Joh. Fried. Schöpperlin, Rektor des Nördlingischen Lycäums, starb den 15 Apr. 1772. im 40 Jahr seines Alters. Er hat ausser unterschied. andern Schriften, den größten Theil des Schulmagazins verfertigt und über dies Journal die Aufsicht gehabt.

Herr D. Phil. Georg Schröder, Leibarzt und ordentl. Prof. der medicin. Fakultät in Göttingen, starb den 14 März, 1772. im 43 Jahre seines Alters.

Herr Carl Gottlieb Sperbach, Senior der Wittenberg. Univers. und Prof. der oriental. Sprachen, starb daselbst am 6 Jul. 1772. im 80 Jahre seines Alters.

Herr Joh. Christoph Sticht, ehemaliger Professor der Theologie und oriental. Sprachen, starb zu Altona den 12 Jan. 1772.

Freyherr Gerhard van Swieten, Kaiserl. Königl. Leibarzt, Ritter des St. Stephansordens, Direktor der medicin. Fakultät, oberster Bibliothekar, Präsident der Büchercensurcommißion, ist am 10ten Junii 1772. zu Wien verstorben. Dieser große Arzt hinterläßt einen unsterbl. Nachruhm.

Der Ritter und bekannte Augenarzt, Hr. Taylor, starb im Junius 1772. in einem Kloster zu Prag, wohin er sich vor einiger Zeit begeben hatte.

Hr. Jo. G. Teske, ordentlicher Prof. der Naturlehre zu Königsberg, starb am 25ten May 1772. im 69 Jahre seines Lebens.

Herr Toussaint, Verfasser des bekannten Buchs les Moeurs und Prof. der Beredsamkeit bey der Königl. Ritterakademie allhier, starb am 22. Jun. 1772. im 57 Jahr seines Alters. Er war vorher Parlamentsadvokat in Paris, gieng 1761 nach Brüssel, und wurde von da nach Berlin beruffen.

Hr. Jo. Jak. Wund, Doct. Theol. und erster reformirter Professor zu Heidelberg, starb im Jahr 1771. im November.

Hr. D. Just. Friedr. Zachariä, Prof. der Theol. zu Kiel, starb den 8ten Febr. 1773.

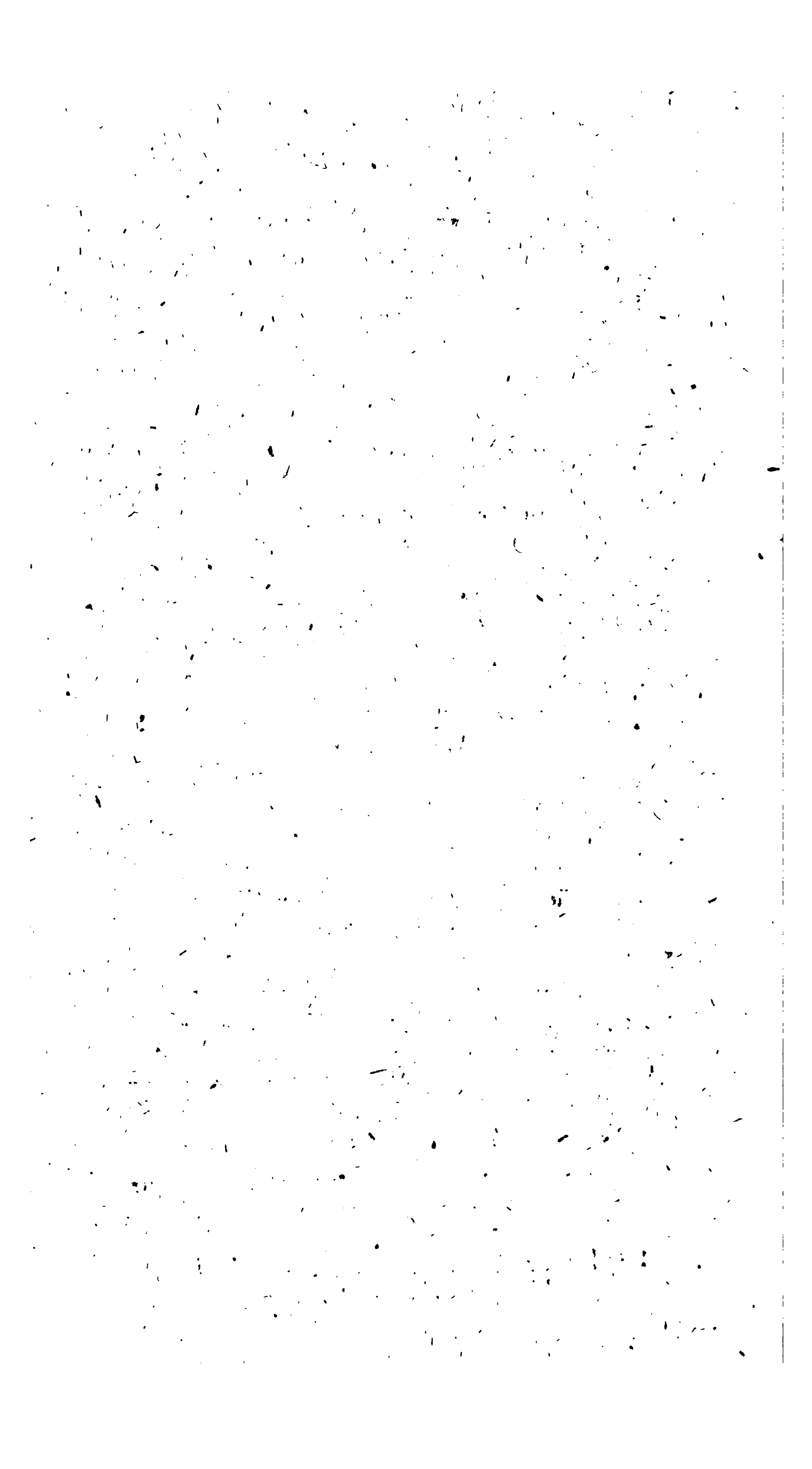
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1773.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

M.

Ver-

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

Eben-

Zwey

7) Erziehungsschriften.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

9) Philologie, Kritick und Alterthümern.

10) Geschichte, Diplom. und Erdbeschr.

11) Haushaltungskunst.

VIII.

Versuch über die gesellige Ordnung.

Es flammt ein Weltenheer in angewiesnen Gränzen;
Es ist im lichten Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung alles unterthan.
Zur Ordnung war was ist, eh' etwas war, erlesen.

Uz.

Basel, bey Schweighäuser, 128 S. in 8.

Man erkennet in diesem Buche sogleich Iselin, den Philosophen und den Menschenfreund.

Was die französische Physiokraten in 6 Bänden, sehr weitläuftig vorgetragen haben, hat der deutsche Philosoph in einen kleinen Band zusammen gedrängt, und auf einen einzigen Grundsatz gebracht, der sich überall auf eine gewisse Ordnung bezieht. Diese Ordnung ist hier so einleuchtend und empfindbar gezeichnet, so passend auf unsern deutschen Grund und Boden naturalisirt, daß man einen heimlichen Unwillen gegen sich empfindet, den in den physiokratischen Büchern liegenden Schatz nicht schon eher entdeckt und ausgegraben zu haben.

So klein diese Schrift ist, wenn man sie mit ihrem Gegenstande vergleicht, so ist sie doch eben deswegen, weil in einem so engen Raum ein so köstlicher Schatz eingeschlossen ist, um so viel mehr werth, zer-

gliedert und den Freunden solcher Kenntnisse nach ihrem innerlichen Verdienste bekannt gemacht zu werden.

Der Hr. V. hatte vorher ein gewisses Vorurtheil gegen die Schriften der Physiokraten, gegen ihren dunkeln, schwerfälligen auch wohl empirischen Vortrag, welches ihn aber verließ, so bald er mit einer andern periodischen und patriotischen französischen Schrift, Ephemerides du Citoïen, vertraut wurde; wo er denn insonderheit bey den Arbeiten des Hn. Quesnay stehen geblieben, weil er die Lehre von dem reinen Ertrag, die jener V. so natürlich entwickelt hatte, für die wichtigste Entdeckung hielt, die jemals in den wirthschaftlichen Erkenntnissen gemachet worden, und sie eines Newtons würdig wäre, besonders deswegen, weil dadurch die Quelle des wirthschaftlichen Elends am leichtesten gefunden, und die Kraft des Gegenmittels, nemlich die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung in der Gesellschaft bestimmet werden kann. Der Hr. V. bekennet hier mit einer edelmüthigen Aufrichtigkeit, daß er durch das, was bey dieser Gelegenheit in seiner Seele vorgegangen, dahin gebracht worden, eine seiner jüngern Schriften, die wir noch nicht angezeigt hatten, Anfangsgründe der bürgerlichen Weisheit, dazu anzuwenden, um diese neue Ueberzeugungen, auf welche er in dem Wege der Physiokraten gekommen, den Freunden der Ordnung und der Wirthschaft mitzutheilen, und zu diesem Ende den ersten Theil davon ganz umzuarbeiten und in die Form zu bringen, in welcher wir ihn hier vor uns haben.

Daß Tugend, Gerechtigkeit und Ordnung die Menschen alleine glücklich machen, und daß hingegen Handlungen, wodurch die Menschen ihre sittliche Vollkommenheiten vermindern, die Rechte anderer verletzen und den Gesetzen der Ordnung entgegen handeln, den

den reinen Ertrag ihrer Arbeiten vermindern und sie sich überall unglücklich machen, diese Wahrheiten werden in diesem Büchlein bewiesen.

Der Gegenstand ist für das ganze Geschlecht der Menschen viel zu wichtig, als daß wir nicht unserm V., so weit unsere Augen reichen, nachsehen sollten, um wo möglich, auch einen Theil des Vergnügens dabey zu empfinden, das nur dem wärmern Theile der Menschen fühlbar ist.

Wir wollen vor allen jene deutliche Begriffe von dem reinen Ertrage, die dem Hn. V. so viel Gedult gekostet hatten, und die er uns hier uneigennützig mittheilet, so wie sie auf uns gewirket haben, hier ganz mechanisch vorlegen, aber uns dabey so kurz als möglich fassen.

Wer 1000 Malter Frucht auf 300 Juchart Landes erbauet, ernähret wenigstens alljährlich 300 Menschen, mittel- und unmittelbarer Weise, nemlich 85 unmittelbar, und 215 mittelbar, darunter alle die Gattungen von Menschen gehören, die an den Bequemlichkeiten und Bedürfnissen einer Familie arbeiten, welche jährlich 1000 Malter einerndtet. Der Unterhalt der 215 mittelbaren, ist also hier schon gewissermassen gewonnen, aber es ist noch nicht reiner Gewinn. Und nun müssen wir uns den Wirth, der der Speisevater von 300. Menschen werden will, als einen Anfänger gedenken und bemerken, was er im ersten Jahre für Aufwände zu machen habe, bis er zu dem Genusse der 1000. Malter gelangen kann. Er muß also ein Kapital von 18000. Fl. anwenden, um Viehe, Geschirr, Ackergeräthe anzuschaffen. Der Werth des Kapitals bleibt ihm auf dem Guthe sicher; aber er mag das Kapital dazu entlehnen, oder er mag es selbst besitzen; so muß er doch immer entweder dem Glaubiger die Interesse davon bezahlen oder sie ein-

gehen ihm selbst; diese zu 5. vom Hundert gerechnet, betragen 900. Fl., für sie muß also am ersten gesorgt werden, weil sie gleichsam zu einer andern Kasse gehören; sie mag nun eine seiner eigenen Kassen oder die Kasse seines Glaubigers seyn. Wenn er diese 900. Fl. bezahlt haben wird, dann muß er noch 1900. Fl. haben zu Ausgaben, die nicht unter dem Grund-Kapital der 18000. Fl. stecken, vermuthlich deswegen, weil dazu kein Vorschuß nöthig ist, sondern diese Ausgaben aus den Vorräthen selbst von Zeit zu Zeit bestritten werden können, als da sind: die Unterhaltungskosten von Menschen, Viehe, Geschirr, die Kosten der Saat, Erndte rc. beyde Aufwände erfordern also eine Summe von 2800. Fl. So viel muß der Wirth herausziehen, wenn er auch weiter nichts dabey suchte, als alle Kosten zu bezahlen und niemanden etwas schuldig zu bleiben. Nun muß er aber auf das folgende Jahr denken und also dazu nothwendig Geld in Händen haben, wenn er auch selbst auf den Ueberschuß renunciiren wollte, ein Fall, den man wohl annehmen könnte, weil es viele 1000. Menschen und Wirthe in der Welt giebt, die sehr zufrieden seyn würden, wenn sie nur immer ihr Kapital erhalten könnten, ohne etwas dabey zu gewinnen.

Indessen ohne diesen sorglosen Kapuzinerwirthschaftssatz, der der Industrie immer höchst gefährlich wäre, anzunehmen, verlangen unsere Physiokraten, daß der Wirth über alle seine Aufwände, die er nun gemacht hat, gerade noch einmal so viel, nemlich wieder 2800 Fl. übrig habe, und das ist alsdenn reiner Ertrag.

Wir behalten uns vor, besser unten unsere Gedanken zu sagen, wie ferne wir es in Deutschland, oder in Frankreich, für möglich oder unmöglich halten, daß mit der Landwirthschaft 100 Procent gewon-

wonnen werden können, denn wenn hier nicht mehr als 2800 Fl. jährlich in die Wirthschaft verwendet werden, so kann der Wirth zu 5 Procent nicht mehr als 140 Fl. reinen Ertrag verlangen; sobald er aber 2800 Fl. verlangt, so verlangt er die einfache Interessen 20 mal, und das sind 100 Procenten.

Jetzt wollen wir unsern Verfassern auf der Spur nachgehen, um zu sehen, wie sie ihren Wirth mit seinem reinen Gewinne des ersten Jahrs, mit seinen 100 Procenten, wirthschaften lassen.

Man muß nun den Landwirth in 2 Personen theilen, in den Herrn und in den Pachter, oder Verwalter; und wenn gleich der Herr beydes zugleich ist, so muß er doch in seinen Gedanken immer 2 solche Wirthe vor sich haben. Der Herr (Grundherr, Proprietär,) muß alle Ausgaben tragen, die dem Eigenthümer eines vermietheten Hauses obliegen, der Miethsmann trägt nichts von den Kosten, die an die Mauer, den Grund und an solche Theile des Hauses gewendet werden, die man Mauer- oder Nagelfest nennet, alle solche ähnliche Ausgaben werden in der Anwendung auf den Landbau hier Grund-Auslagen genennet, und der Landwirth, er heisse Pachter, Verwalter, Bauer, ist derjenige, der die Gelder empfängt, weil er auch derjenige ist, der die Arbeiten verrichtet, von deren Belohnung hier die Rede ist. Diese beyde Personen, der Herr und der Wirth, können mit den gewonnenen Früchten unmittelbar nicht alle ihre Bedürfnisse befriedigen, weil es möglich wäre, daß die Einkünfte eines solchen Guts, z. E. ganz in Heu bestånden, da denn, weil die Menschen das Heu nicht essen, nicht trinken, noch sich darinn kleiden können, sie nothwendig so viel davon verkauffen müßten, als ihnen nöthig seyn würde, nicht nur um sich jene Be-

dürfnisse anzuschaffen, sondern die ihnen dienende Menschen zu belohnen, die eben so wenig Heu essen.

Es ist also ein dritter Mann nöthig, der das zur Kleidung und andern Bestimmungen unbrauchbare Heu kaufe, entweder mit baarem Gelde, oder mit Diensten und Arbeiten, die er dafür verrichtet.

Und nun finden sich noch Gelegenheiten, von den 100 Procenten reinen Gewinn doch Aufwände zu machen; das sind: Unterhaltungskosten der Gebäude, oder auch wohl neue Gebäude, Verbesserungen der Feld Güter, Auszierungen der Gebäude oder Gärten, (Impensae voluptuariae.) Nach Abzug derselben findet man denn endlich den letzten reinen Gewinn.

Was also der Pachter über sein Pachtgeld und die ihm obliegende Aufwände noch erübriget, was der Künstler aus seiner Arbeit, der Kaufmann aus seiner Waare, zieht, und der Lohn, den der ganz versorgte Bediente noch oben darein empfängt, das alles ist reiner Ertrag; alles was ein Mensch von solchem reinen Ertrag besitzt, das nennt man Vermögen; dieses Vermögen hat keinen Verkaufswerth, wenn der Besitzer dessen selbst so benöthigt ist, daß er nichts davon sicher entbehren kann; je mehr er entbehren kann, je reicher ist er, und die Menge dieser Entbehrlichkeiten nennt man Reichthum.

Doch hat der Landwirth über den Besitz seines Reichthums oder seines reinen Gewinnst's nicht eher ein Recht, sich zu freuen, als bis er erst davon die Ausgaben oder Vorschüsse für das künftige Jahr genommen hat; denn ob sie ihm zwar dadurch nicht verlohren gehen, vielmehr eine neue Quelle weitern reinen Gewinnstes werden können, so hängt doch vieles noch von dem Zufalle der Witterung des künftigen Jahres noch ab, und auf allen Fall kann er doch vorher, ehe diese Provisionen auf das künftige Jahr gemacht

macht sind, nicht sagen, daß der reine Gewinn des vorigen Jahres sein freyes Eigenthum sey.

Wie nun der Wirth, was er auch für einer sey, Proprietär oder Pachter, seinen reinen Gewinn, den er nun gleich in den Kasten sperren könnte, weil er davon zu seiner Wirthschaft nichts anzuwenden braucht, doch noch anwenden könne oder anzuwenden pflege, das zeiget der Physiokrat oder vielmehr unser H. W. durch eine Eintheilung der Ausgaben in 4. Klassen, nutzbare und unnutzbare, fruchtbare und unfruchtbare; Unter die nutzbaren rechnet er alles, was aufgewendet wird, um unser Privat-Einkommen oder die Einkünfte einer ganzen Gesellschaft zu vermehren, die unnutzbaren hingegen theilt er in schädliche und unschädliche ein, subdividirt jene wieder in partikular schädliche, die den reinen Ertrag des Landwirths und in gemeinschädliche, die den reinen Ertrag der ganzen Gesellschaft vermindern, in diesen findet er den allgemeinen Luxus und in jenen den relativen oder die Quelle des allgemeinen; unter den unschädlichen Ausgaben versteht er solche, die den reinen Ertrag nicht vermindern; fruchtbare Ausgaben sind solche, die unmittelbar den Ertrag des Bodens vermehren, z. B. eine Wasserleitung auf eine dürre Wiese, unfruchtbare, die den Ertrag des Landes nicht unmittelbar vermehren, z. B. die Ziehung der Gräben durch Wiesen, Wälder rc.

Der reine Ertrag muß also nicht in den Kasten gesperret, sondern unter jenen Ausgaben immer zu den Besten verwendet und unter den Personen, die zu dieser Gesellschaft gehören, welche in unserm Falle 300 Köpfe stark ist, in Umlauf gesetzt werden; von einer solchen Gesellschaft sagt man alsdenn, daß sie im Aufnehmen sey; der entgegengesetzte Zustand, da sie im Abnehmen ist, erfolgt, wenn die Produkten

in der Produktion gehindert, wenn nicht genug fruchtbare Ausgaben aufgewendet werden, und es also an umlaufenden Dingen fehlt. Den Zustand, da die Gesellschaft weder zu- noch abnimmt, nennen die Verfasser sehr natürlich den mittlern Zustand, oder den Stillestand.

Jene 85 Personen, die unmittelbar ernährt werden, läßt unser H. V. aus 30 Personen von der Familie des Proprietars, aus 25. von der Familie des Landwirths und aus 30. vom Dienstleistenden oder Handwerksstande bestehen. Um nun den reinen Ertrag nicht in den Kasten zu sperren, sondern bestmöglichst zu verwenden, auch wohl zu vermehren, so wird hier angenommen, daß durch Fleiß und Aufsicht leicht 2 Bediente und 2 Pferde erspahrt werden können — wiewol den Viehe-Stapel zu verkürzen, und die Dünger-Menge zu vermindern, sonst für keine gute Wirthschaft gehalten wird — wodurch jährlich 22 Malter Frucht gewonnen werden, für einen Bedienten 6 kleine Malter, zu 240 ℔. und für ein Pferd 5 Malter gerechnet, ferner wird angenommen, daß noch viel ödes Land bey dem Guthe sey, welches durch Fleiß zu Wiesen gemacht werden kann, so daß der bisherige Ertrag der Wiesen noch um $\frac{1}{4}$ reicher und z. E. auf 83 Mltr. gebracht würde, wodurch also über 100 Malter jährliche Einkünfte gewonnen werden, damit, daß der Mann jenen reinen Gewinn nicht in den Kasten gelegt, sondern in Umlauf gebracht hat; dadurch wird also sein Vermögenszustand sehr merklich besser und er kommt jetzt in Stand mehr Viehe zu halten und mehr Dünger zu machen — damit löst sich auch unsere obige Anmerkung vom Viehe-Stapel einigermassen auf, weil die Verfasser nur müßige Pferde annehmen, solche, für welche noch nicht Land genug da ist; doch sind die Beyspiele im-

mer seltner, da der Wirth für sein Land zu wenig als zu viel Vieh hat. —

Hat nun der Mann dieses einige Jahre getrieben, so, daß er die fruchtbaren Auslagen von Jahren zu Jahren hat vergrößern können, so kann er in kurzem den Ertrag seines Ackerlands eben sowol wie bey dem Wiesenlande um den 4ten Theil erhöhen, wenn er zumal diese Industrie auf alle Zweige der Wirthschaft anwendet, daß er an der Zeit, an der Arbeit, am Saamen, an Bedürfnissen, an Arbeitsleuten sparen kann, das wird ihm einen Zuwachs von 116 Malter gewähren. Von diesen 116 Malter Zuwachs ernähret der H. Verfasser denn nun wieder 25 Personen — eigentlich zu 6 Malter gerechnet, 19 Personen — weiter und vermehret damit immer fort den Ertrag des Guths.

Jetzt zeigt der V. die schlimme Folgen von einer entgegengesetzten Wirthschaft, daß derjenige, der zur Zeit, da ein anderer neue Wassergräben macht, und dadurch den Ertrag seiner Wiesen vielleicht um $\frac{1}{4}$ erhöhet, nicht nur keine neue Gräben macht, sondern die alten eingehen lässet, seinen Wiesen Ertrag um $\frac{1}{4}$ vermindert und diese Verminderung verhältnißweise bey allen Theilen seiner Wirthschaft empfindet, folglich den reinen Ertrag, diesen zu 464. angenommen, nicht nur um 116. herabsetzt, sondern auch so viel Personen ausser Brod setzt, die davon sonst ernährt wurden und die also endlich Hungers sterben müssen, wenn man nicht annehmen will, daß andere Wirthe diese Personen angenommen und sich mit sehr ausserordentlicher Industrie, um sie zur Arbeit anzustellen, und bey Leben zu erhalten an gestrenget haben, wodurch also am Ende die Bevölkerung leiden muß, weil das Ausserordentliche nicht zur

Regul gehört, sondern selten ist, die Bevölkerung aber eben das ist, was den Produkten den Werth giebt, weil durch die Menge der Verzehrer der Werth der verzehrbaren Dinge erhöhet wird.

Von diesem einfachen Beyspiel eines Guthes wird nun der Uebergang auf eine ganze Provinz von 400000 Juchart Land, worunter der 4te Theil noch nicht urbar ist, aber doch werden kann, gemacht, und gezeigt, daß nach jenem Verhältnisse 85000. glückliche und nützliche Menschen darinn wohnen und diese in 10 bis 20 Jahren sich auf 110000. vermehren können; die moralische Vortheile setzt der V. darinn, daß, gleichwie jede Familie sich über ihr vermehrtes Vermögen freut, also auch die Masse der Freude, der Zufriedenheit, der Trieb zu mehrern Fleiße und zu jeder Tugend dabey gewinne; in dem entgegengesetzten Falle vermindert sich die Bevölkerung, die über 85000. auf 110000. gestiegen war, um so viel und fällt unter die Mittelzahl auf 74000. in derselben Zeit herab; durch die Verminderung der Zahl der Arbeiter werden den nicht arbeitenden Ständen viele Nahrungsmittel entzogen, und 55000 Menschen müssen sich jetzt mit dem begnügen, was sonst nur 50000 Menschen hatten; sie werden dadurch unzufriedener, die Familien entledigen sich der Mitesser so gut sie können, sie lassen weniger arbeiten, weil der rohen Produkten immer weniger, folglich sie auch immer theurer werden; und auf diese Art wächst das Elend von Jahren zu Jahren, endlich werden die Menschen verdrieslich darüber, die Armen stehlen, betrügen, die Großen brauchen Gewalt, die Schwachen List; und zuletzt wird Elend das allgemeine Loos.

Diese Klassifikation der Menschen ist metaphysisch, und fast jeder Mensch gehört in alle Klassen zugleich; aber um die Begriffe nicht zu verwirren, muß jede

jede Klasse doch in ihrer Abstraktion gedacht werden. Und nun ziehet H. Iselin seine Reguln heraus, worunter der Spruch Cicerons: omnium rerum ex quibus aliquid acquiritur nihil est agricultura melius etc. und des ältern Catons bene pascere die erste Stelle haben, und kommentirt darüber mit so viel Licht und Wärme, daß man nun erst die Augen auswischen, die weggelegte Physiokraten noch einmal aufschlagen und sie jetzt erst verstehen kann; die wirthschaftliche Tabelle des H. Quesney ist nun ganz entziffert, man kann alle ihre Winkel und Linien durchschauen und stehet denn endlich gerüstet da, vor den letzten Abschnitten der Schrift von der sittlichen und bürgerlichen Ordnung.

Ohne den wirthschaftlichen Wohlstand kann die Tugend sich nicht hoch schwingen; ohne den Feldbau und die Künste würden die Menschen immer noch wild und dumm seyn, sich verfolgen, im Müßiggang ihr Vergnügen, und in Gewalt ihre Ehre suchen. Ein rohes armes Volk kann nie tugendhaft werden, was auch die Poeten von den seeligen Folgen der Armuth daher singen; ein einzelner Mensch kann wohl allenfalls arm und glücklich seyn, aber nicht ein ganzes Volk; die Gesellschaft muß in einer Art von Ueberflusse leben, wenn sie glücklich und tugendhaft werden soll, ob ihn schon die Philosophen den Zunder des Lasters nennen.

Die Armuth hindert die Verfeinerung der Sitten und die Entwickelung der erhabnern Gefühle des Herzens; die Begierde reich zu werden ist, troz den Philosophen, die den ausgearteten mit dem natürlichen Triebe verwechseln, die conditio sine qua non bey einer jeden wirthschaftlichen und moralischen Tugend — weil man nemlich ohne Ueberfluß in seiner Wirthschaft nicht im Stande ist, in der moralischen

Welt

Welt viel auszurichten, oder an seinen bedürfenden Freunden Tugenden auszuüben, die ihnen nützen können — also zwar nicht selbst Tugend, aber doch Stoff darzu, wie Waitzen und Rocken Stoff zur Speise der Menschen geben, ob sie schon durch Mißbrauch zu Kleister, zur Wäsche, zu Perücken-Pasteten, Haarpuder rc. auch gebraucht werden können; bey dem Genusse dieses Ueberflusses schwingt sich die menschliche Seele zu größern Wahrheiten, und findet selbst in den unvermeidlichen Uebeln des Reichthums Mittel, die Tugend zu entwickeln. Hier werden die wirthschaftlichen und sittlichen Tugenden eines jeden Standes glücklich geschildert und in dem Mangel der sittlichen Tugend, von dem Proprietär anzufangen, wird endlich der Luxus und die Ueppigkeit gefunden; die Gränzen beyder Begriffe bestimmt der V. genau; nicht jeder große Aufwand ist Luxus, nicht jede sinnliche Vergnügung ist Ueppigkeit. Auch der allerkleinste Aufwand, wodurch der reine Ertrag oder die Quellen der Einkünfte eines jeden Hauswesens geschwächet werden, ist ihm Luxus, und jeder Genuß der sinnlichen Vergnügen, der die Quelle derselben, die Leibes- oder Seelenkräfte schwächet, ist ihm Ueppigkeit, jenes ist ein wirthschaftliches und dieses ein sittliches Uebel.

Diese Erklärung vorausgesetzt, kann man eine Menge schlimmer Folgen aus beyden Begriffen ziehen, Schwächung der nützlichen Bevölkerung, (unter die unnützliche Bevölkerung rechnet der V. die Galanteriehändler und Arbeiter) unfruchtbare Beschäftigung vieler Menschen rc. und es ist blendender und verblendeter Witz, beyde als Werkzeuge der allgemeinen Glückseligkeit vorzustellen, hingegen auch mürrische Philosophie, die Reichthümer, den Aufwand, die Freuden des Lebens zur Ursache aller menschlichen Uebel zu machen; nur der Misbrauch des Reichthums ist ver-

verderblich; und so glauben wir auch, daß nur das mißbräuchliche im Luxus, den man sonst auch unter den Freuden des Lebens verstehen kann, nicht verdiene, für ein Werkzeug der allgemeinen Glückseligkeit gehalten zu werden.

Jede Verminderung des wirthschaftlichen Wohlstands erniedriget die Seele zu unordentlichen Leidenschaften, und jede unordentliche Leidenschaft schwächet den wirthschaftlichen Wohlstand; das Gegentheil von beyden ist die sittliche Ordnung. Die bürgerliche Ordnung formirte sich zuerst in den rohen Zeiten, da man Feldbau und Viehzucht noch nicht kannte, in sehr kleinen Gesellschaften, deren jede hinreichend war, sich ihre rohe Bedürfnisse leicht zu verschaffen; die Vermehrung der Volkzahl war nicht ihre Politick, weil sich darüber ihre Nahrung verminderte — fast wie in einigen kleinen Städten, wo man eine geschlossene Zahl Häuser und Bürgerrechte hat, die nicht überschritten werden darf — zu selbiger Zeit war ein ausgebreitetes Wohlwollen, menschenfreundliche Aufnahm mehrerer Mitbürger unpatriotische Thorheit; die Menschen hatten keine andere Mittel, die höhern Kräfte ihrer Seele zu üben, als etwa den Krieg, deßwegen haßten sie den Frieden und brauchten die Freundschaft ihrer Nachbarn nur zum Kriege gegen ihre Feinde, und der kühneste unter ihnen wurde dabey ihr Anführer; dadurch wurden von den Stärkern die Schwächern unterdrückt, zu Dienern ihres Vergnügens und ihrer Bequemlichkeiten gemacht, und die Stärkern gewannen dadurch Zeit, Lust und Mittel, die bessern Fähigkeiten ihrer Seele zu entwickeln; der Priester nützte das Hülfsmittel der Einbildung, um den Menschen und ihren Kindern, die zu den höhern Begriffen von einem göttlichen Wesen noch zu roh waren, erdichtete Götter vorzubilden; der Sänger, ein Gehülfe des Prie-

sters, erhitzte durch seine Lieder die rohen Enkel zu den kühnen Thaten ihrer rohen Voreltern; der Knecht führte anstatt der unsichern und gefährlichen Jagd die sicherere und nützlichere Viehzucht ein, machte sie seinem Herrn angenehm, baute ihm bequemere Wohnungen, ꝛc. und der Herr lernte durch den Knecht den Werth des sichern Unterhaltes, des Eigenthums, kennen. Zu der Liebe für das Eigenthum, welches immer nur noch auf bewegliche Sachen sich bezog, worunter auch die Knechte gehörten, gesellete sich bald nebst dem Eifer, es gegen jedermann zu bewahren und zu vertheydigen, auch ein gewisses Gefühl von Gerechtigkeit; durch die Menge der eroberten Knechte vergrößerte sich die Macht der Herren und die Anführer in den Kriegen, die Glück dabey hatten, kamen dadurch zu einem gewissen Ansehen, das man das obrigkeitliche nennen könnte. Daraus entstanden gewisse Vereinigungen, unter deren Schutze zwar Fähigkeiten und Tugenden sich besser als zuvor, aber doch nicht genugsam ausbreiten konnten, weil es ihnen am Ueberflusse fehlte, den der Landbau gewähret. Sobald hingegen dieser erfunden und zu einer gewissen Höhe gekommen war, so schlossen sich viele Künste an ihn an, um ihn zu vervollkommnen, die Handelschaft war die weitere Folge davon; unter dem Ueberflusse, der die Menschen von den wilden Beschäftigungen abhält, geriethen sie auf mildere, ihre Erkenntnisse und stillere Fähigkeiten zu erweitern und die Reitze von der Tugend der Wohlthätigkeit fühlen zu lernen.

Nachdem die Gesellschaften sich vergrößerten, so wurden auch ihre Fähigkeiten größer, sich feindlich anzugreiffen, weil die Neigung dazu, die Habsucht allzu nahe mit der Vergrösserung des Wohlstands verknüpfet ist. Weil nun die Jagd durch den Landbau und die Künste verdrungen, mithin dem guten Bürger der

Krieg

Krieg gar nicht mehr so bequem, wie vormals bey der Jagd war; so bedurfte er gegen den schlimmen Bürger, oder Gränznachbar, einen besondern starken Schutz, damit er seine Arbeiten indessen ruhig abwarten könne. Die kleinen Conföderationen wurden nun zu schwach, nicht nur zur Vertheydigung gegen feindliche Angriffe, sondern auch vornemlich zu den großen Bequemlichkeiten der vergrösserten Gesellschaften, zum Landbau, zur Urbarmachung wüster Gegenden, Anlegung der Strassen, Canäle, Erweiterung der Flüsse, Einrichtung der Schiffahrt: aus schwachen Conföderationen wurden stärkere Staaten. Reste dieses Conföderationsgeistes findet man noch fast überall, der Hr. V. rechnet insonderheit dahin die Landstände, die Zünfte; diese stärkere Gewalt hatte aber doch ihre philosophischen Feinde, die alle ein Verdienst darinn suchten, der höchsten Gewalt ein Gegengewicht entgegen zu setzen, daraus sind so vielerley Regierungsformen entstanden. Alle diese Künste helfen nichts; nicht die Menschen können die Regierungen und bürgerliche Gesellschaften formen, sondern Gott und die Natur sind Stifter davon. Man braucht also keinen chimärischen Contrât social anzunehmen, um zu beweisen, daß ein Mensch den andern ohne Ungerechtigkeit sich unterthänig machen könne. Gott und die Natur haben das Gesetz gegeben, den Vertrag gestiftet, den weder die Beherrscher, noch die Beherrschten ungestraft übertreten können. Der Fürst muß gerecht seyn, weil ihm dieses bey Strafe seines eigenen Unglücks, welches mit der Ungerechtigkeit verbunden ist, die ewige Gesetze befehlen; dies ist die große Sanction des allgemeinen Staatsrechts, das die Geschichte bestätiget auch bey ermordeten Fürsten, die in ihrem Leben die größte Wonne der Zufriedenheit über jede gute Handlung genossen, und bey Tyrannen, die auf dem Bette starben,

ben, aber nie eine wahre Zufriedenheit geschmecket hatten.

Durch dieses Gesetz ist die Wohlfahrt der Obrigkeit und der Unterthanen unzertrennlich zusammengeknüpfet, durch dasselbe kann ein Staat blühend werden: diese Gesetze wirksam zu erhalten und die darinn gegründete Veranstaltung großer Unternehmungen für den höhern Wohlstand vieler Menschen, die ihn verdienen, ist unmöglich, wenn derjenige, der das Ganze der Gesellschaft überschauen und immer vor Augen haben, die dazu gegebene Gesetze immer handhaben soll, mitten unter der Gesellschaft und nicht dergestalt über alles erhoben ist, daß nichts seine Aussicht über das Ganze hindern, beschränken oder blenden kann. Diese Erhebung ist die einzige höchste Gewalt im Staate, eine göttliche Stiftung, keine menschliche Erfindung, ein für die Menschen unentbehrliches Ding, ohne welche sie ein Raub der Ungerechtigkeit seyn würden.

Weil aber doch dieselbe höchste Gewalt, wie die Geschichte bezeuget, sehr gemißbrauchet werden kann; so ist kein Wunder, daß die Menschen noch nicht ganz einig sind, ob, und wie sie die höchste Gewalt mit ihren Obern theilen wollen. Daraus ist die schlimme Folge entstanden, daß die Menschen immer ihre Ahndungen des Conföderations-Geistes in ihre Unternehmungen eingemischet, und in der Absicht ihre Freyheit zu behaupten, sich in die Theilnehmung an der höchsten Gewalt eingedrungen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch ihre Freyheit verlohren haben, welche nicht darinn bestehet, zu regieren, denn je besser der Regent ist, je mehr muß er Sklav von der Wohlfahrt seiner Unterthanen seyn, sondern die persönliche Rechte des Menschen, Sicherheit und Eigenthum ungestört unter dem Schutze der Obrigkeit zu genießen, welchem

Schutz

Schutz also keine Gränzen gesetzet werden müssen, weil dadurch jene persönliche Rechte weit mehr zerstört würden, als die unumschränkteste obrigkeitliche Gewalt thun könnte, wenn diese nicht etwan zufälligerweise in den Händen eines ganz vernunftlosen Regenten wäre.

Nun gehet der V. näher auf den Feind des bürgerlichen Standes, auf den Vertheydiger des Standes der Natur los, läßt ihm seine Puppen, womit die Natur alle Menschen in der vollkommensten Gleichheit gleich gros, gleich glücklich, gleich vergnügt machen, die ungerechte Namen von Großen, Reichen, die unmenschlichen Unterdrücker vertilgen soll, und beruft sich auf die Geschichte, daß dieser Stand der Natur nicht in der wahren Natur gegründet, sondern ein Stand der Unordnung sey; daß der stärkere den schwächern unterdrückt, das ist der wahre Stand der Natur, der Thiere und der rohen Menschen, den zwar der unerforschliche weise Schöpfer zu gewissen Zeiten aus besondern Ursachen zugelassen haben mag, nun aber, da die Menschen besser sind, unmöglich mehr zulassen kann, weil sonst einzelnen Menschen sowol als dem ganzen menschlichen Geschlechte der Fortgang zu einer höhern Vollkommenheit abgeschnitten wäre.

Die Großen und Mächtigen sind nur Werkzeuge der Vorsehung um den Kleinen und Schwachen wohl zu thun; ihre Macht ist kein Eingriff in die Rechte der Menschheit, sie werden vielmehr durch sie beschützt und ruhig ausgeübt, ohne sie würden alle Menschen dumm oder wild seyn; die unvollkommenste Regierungsform ist doch immer fähiger, dem Menschen ein angenehmes Leben zu verschaffen, als der bloße wilde Stand der Natur. Die Welt wird immer besser und das Schicksal unserer Nachkommen wird das unsrige

an Güte immer so weit übertreffen, als unser Zustand besser ist, denn der Zustand unserer Vorfahren.

Alles Menschliche fängt vom Kleinen an; so gieng es auch der bürgerlichen Gesellschaft; durch sie können die Vollkommenheiten des menschlichen Geschlechts stufenweis erreichet werden, die ihm zugedacht waren; dieser Zeitpunkt wird alsdenn erscheinen, wenn Licht, Weisheit, Gefühle der Menschlichkeit und der Tugend durch die ganze Masse der Menschheit oder eines Staats sich werden ausgebreitet und durch ihr Uebergewicht die rohen Triebe werden verdrungen haben, wie der Pfropfreiß einer köstlichen Frucht auf dem Stamm eines wilden Baumes.

Diesem Zeitpunkt ist das glückliche Chinesische Reich am nächsten — wenn die Einwohner auch sonst kein Verdienst darum hätten, als daß sie, wie der Jesuite Noel berichtet, um das Reich mit geschickten und tugendhaften Menschen zu bevölkern, gleich bey der Einbildungskraft der Schwangern anfangen, indem sie ihnen alle Gelegenheiten abschneiden, etwas häßliches, unanständiges, lasterhaftes ꝛc. zu sehen oder zu hören, vielmehr sie mit dem Schönen, mit der Tugend und den lebhaftesten Bildern davon unterhalten — wir andern alle sind noch nicht so alt, *) also können wir auch vor der Zeit nicht Wunder verlangen, aber wir können doch in dem Zustand, in welchem wir jetzt sind, glücklich seyn und die Staaten können dabey blühen.

Unter den dazu gehörigen Anstalten stehet die Religion oben an, das Gefühl für sie, für Ordnung, Gerechtigkeit und Anständigkeit, muß den Bürgern eingeflösset, durch sie muß die Unwissenheit vertrieben und das

*) Ein ganz neues Argument ad hominem von dem Alterthum der Chinesischen Zeitrechnung, das wir hier nicht unterdrücken können.

das Uebel unschädlich gemacht werden, welches aus verkehrten moralischen gottesdienstlichen Uebungen entstehen kann; indessen daß die Obrigkeit dafür wachet, damit die Menschen, die über das Unsichtbare nicht immer vollkommen gleich denken, darüber das Gesetz der allgemeinen Ordnung und Ruhe im Staate nicht stöhren, das sind die obrigkeitliche Rechte über Kirchen, Schulen und öffentliche Sitten.

Weil diese Verschiedenheit im Denken über die Religion verursachet, daß solche Gesetze, die einen allgemeinen Gehorsam erfodern, nicht aus der Religion vorgeschrieben werden können; so muß die höchste Gewalt durch ihr Ansehen solche Gesetze geben, welche dieselbe Wirkung thun; und damit die Gesetze nicht durch Uebertretungen entweihet und unwirksam gemacht werden, so müssen Anstalten zu ihrer strengen Beobachtung, müssen Richterstühle angeordnet werden. Da auch die einzelne Menschen nicht aller Hindernisse mächtig sind, die sich ihrem einzelnen Wohlstand entgegen stellen, sondern dazu eine stärkere Macht erfodert wird, gleichwie auch die einsamen häuslichen Freuden nicht immer erquickend genug sind, für den Patrioten, der seine Freude gerne mit allen seinen Mitbürgern theilen möchte, deswegen um die Annehmlichkeiten des Lebens gemeiner zu machen auch gemeinschaftliche Unternehmungen und Arbeiten nöthig sind; so ist dazu sowol als überhaupt zu Beförderung des Wohlstands von der ganzen Gesellschaft, vom ganzen Staat eine obere Gewalt unumgänglich nöthig, nemlich die Polizey, die alle diese Anstalten und Arbeiten anordne, vorzeichne und die Glieder der Gesellschaft immer gesund und fähig erhalte, um sowol an ihrem eigenen als an der Wohlfart der größern Gesellschaften, wozu sie gehören, ungehindert zu arbeiten, nicht nur aber ungehindert von ihren Bürgern,

sondern auch vermög des Juris belli sicher vor ihren neidischen oder treulosen Nachbarn, vielmehr gedeckt durch Freundschaft mit ihnen durch das Jus foederum.

Alle diese schöne Absichten können aber unmöglich erreicht werden, wenn es dem Staat an den Mitteln fehlt, die dazu nöthige Aufwände zu bestreiten; die Kammer- und Finanz-Einrichtung ist also das Element, in welchem die ganze Staatskunst lebt und schwebt; alle diese Anstalten, die erste wie die letzte, können nicht bestehen, wenn sie nicht von der höchsten Gewalt im Staate beseelet und nach den unveränderlichen Gesetzen der Ordnung und der Gerechtigkeit erhalten werden. Die höchste Gewalt und was sich zugleich darunter versteht, die derselben untergeordnete Einrichtung, was man die Verfassung nennet, ist also unter allen geselligen Bedürfnissen das vornehmste und das wichtigste.

Hier ist demnach kein Contrât social sondern Ordre social, die nicht die Menschen sondern Gott und die Natur zum Urheber hat. Man muß diese kleine aber mit desto mehr Schärfe im Denken, Beobachtung und Wärme für das Glück der Menschen geschriebene Schrift selbst lesen, um nicht nur die Wahrheiten zu prüfen, sondern auch zu empfinden.

Der Recensent bekennet zwar aufrichtig, daß so widernatürlich ihm die Religion des Genfer Weltweisen, seine Contrakte und sein Emile vorgekommen und bey aller Reitzung ihrer Einkleidung ihm noch immer vorkommen, ihm doch auch die Philosophie der französischen Physiokraten viel zu unpraktisch, viel zu spekulativisch auffalle, als daß er sie geradezu unterschreiben könnte.

Gesetzt auch, man könnte ihre wirthschaftliche Regul der 100 Procent annehmen und es fiele dadurch

die

die ganze Lehre von dem Judenzinnse, der doch nur bis 12 höchstens 25 Procent gehet und meistens noch sehr scharf in der Zucht gehalten wird; gesetzt, gewisse Kaufleute, die auch 60 bis 100 Procent eingeführet haben, erlangten damit in der Regul, was sie bisher nur durch Ausnahme genossen, so ist es doch immer etwas sehr seltenes bey der Landökonomie das alterum tantum rein zu gewinnen. Es ist gewiß, daß dadurch das Verhältniß aller andern Stände in kurzem völlig zerrüttet werden würde, weil der Landmann das Recht häte, dem Bürger oder dem dienstbaren Stande 100 Procent abzufodern, indeß daß er ihm für seine Dienste und Arbeit kaum 1 Procent bezahlte, denn der Schmid, der ihm seine Pferde beschlägt, fodert für die Hufeisen, die er ihm verfertigt, nicht nach Abzug des Eisens, das er dazu kauft, der Kohlen, die er dabey verbrennt, was ihn während der Zeit, da er daran arbeitet, sein und seines Hauses Unterhalt kostet rc., das duplum aller dieser Aufwände oder 100 Procent, sondern öfters kaum 1. 2. Procent, hingegen müßte der arme Schmid dem Landmann für den halben Scheffel Korn, den dieser am Anfang des Jahrs ausgesäet und woraus bey der Ernde wenigstens 4 Scheffel geworden, davon er dem Schmid einen einzigen giebt, für diese etlich monatliche Arbeit und Vorschuß des halben Scheffels, wobey ihm doch 3 Scheffel in Handen bleiben, noch einen ganzen Scheffel oder 100 Procent bezahlen; dabey empfindet man einen gerechten Widerwillen; der Schmid kann nicht hindern, daß der Landmann für ein Körnchen, das er aussäet, deren 8. oder 10. einernde, das ist wahr, es giebt sogar 100fältige Früchte, sie gehören aber nicht zur Regel, sondern zum Wunderbaren; aber wenn der Schmid nicht auch mit einem Pfund Eisen so viel verdienen kann, um 8. oder 10. andere Pfund dafür

kaufen zu können, so sind alle Stände, die nicht 100 Procent reinen Profit haben, — und wie wenige können den haben? — gleich wie der Schmid, Sklave des Landmanns; das ganze Ebenmaas der Stände ist verrücket und in Gefahr gar umgestürzt zu werden.

Uns deucht immer, der reine Ertrag in der Wirthschaft sey so etwas, als die Proportion zwischen Gold und Silber bey den Münzwesen. Ueberall schlagen petitiones principii mit ein, man rechnet das Gold nach dem Silber, und das Silber nach dem Golde; wo es weniger Silber giebt, da steigt, und wo es weniger Gold giebt, da fällt der Werth des Silbers verhältnißmäßig; es gehört ein sehr geübter Negotiante dazu, sich in alle diese Verschiedenheiten der Proportion zu finden und sie auf seinen Fall anzuwenden; der geübteste Münzkameraliste muß sehr oft die Feder darüber hinwerfen, und die Aufgabe unaufgelößt lassen. Der größte Haufe, darunter die hellesten Köpfe seyn können, begreift gar nichts davon. Wir glauben sogar, daß der reine Ertrag noch einen weit ungewissern und schwereren Kalkül habe, als das Agio. Da sind Unglücksfälle, Hagel, Regen, Wassergüsse, Fröste, Feuersbrünste, Heerzüge, Mäuse, Ungeziefer, Familienfälle, viele Kinder, ungerathene Kinder, unglückliche Processe, ꝛc. diese und mehr ähnliche Zufälle können sich so enge mit der Wirthschaft verflechten, daß man sie nicht absondern kann, wo indessen sie doch den reinen Ertrag vermindern, verwirren oder gar verzehren, ehe man ihn abstrahiren kann.

Indessen, wie es auch damit sey, so liegt doch ein Keim einer höchstwichtigen ökonomischen Wahrheit darinn, der da verdient kultivirt und entwickelt zu werden. Der Landwirth von der feinern oder plumpern Gattung nehme sich nur feste vor, immer eine oder andere Stücke seiner Wirthschaft, das seyen nun

ge-

gewisse Aecker, Wiesen, Wald, Viehe, oder gewisse Früchte, als reinen Gewinn zu nutzen und mit dem übrigen zu seinen Auslagen hinzureichen, so wird sich seine ganze Wirthschaft gleichsam ungesucht und ungekünstelt dahin drehen, er wird immer befürchten, an den Erfordernissen Mangel zu leiden, wodurch er in den Fall kommen könnte, seine Reserve-Stücke anzugreifen, er wird also in allen, auch in den kleinsten Geschäften seiner Wirthschaft, diese beyde Augen-Punkten anbringen, mit seinen ordentlichen Fond auszureichen und den Reserve-Fond, so hoch als möglich, zu nutzen, welches am Ende mit dem französischen Physiokraten auf eines hinauslauft, nur mit dem Unterschiede, daß nicht soviel dabey kalkulirt zu werden braucht.

Jener Kalkül ist auch von den Männern eigentlich nur dazu erfunden, um die Regierung mit den allerengsten und geheimsten Winkeln des Privatmanns bekannt zu machen, welches gerade das ist, was auch dem dümmsten Bauer unerträglich fällt; man sehe nur die Orte an, wo Vermögens-Steuern eingeführt sind; ein jeder würde sich mit Freuden der doch so verhaßten Kopfsteuer unterwerfen, wenn er jener damit entkommen könte; und wo er das nicht kann, da wird der Reiche wie der Arme, in heimlichen Schulden steckende Bürger lieber einen falschen Eid schwören, oder Geld entlehnen, als die Wahrheit sagen; er glaubt ein größeres Recht zu haben, vielleicht ist ihm auch wohl mehr daran gelegen, diese Wahrheiten heimlich zu halten, als jene, die er dem Priester im Beichtstuhl als Geheimnisse anzuvertrauen das Recht hat.

Im übrigen ist dies Büchlein ein sehr nützliches Büchlein. Wer es liest, der merke drauf, insonderheit ist die Monarchie, ob sie schon nicht genennt ist, (man kann zwar auch die Aristokratie darunter verste-

hen, aber die französische Physiokraten, die den Stoff dazu hergegeben, sind doch wenigstens ganz für die Monarchie, (das heißt nach ihrer Sprache Physiokratie,) denn ohne jene kann diese nicht wohl aufkommen) hier mit so lieblichen Farben abgemahlt, daß man unvermerkt hingerissen werden möchte, zu wünschen, daß doch die ganze Welt, daß doch das Vaterland lauter Monarchie wäre!

Unsere Leser werden uns hoffentlich gerne verzeihen, daß wir sie so lange mit diesem kleinen Buche unterhalten haben; Es ist so viel werth, als die ganze französische Physiokratie in 6 Bänden und damit haben wir sie auch zugleich mit diesem Werke bekannt gemachet.

IX.

Gerardi L. B. van Swieten, Commentaria in Hermanni Boerhaave Aphorismos de cognoscendis & curandis morbis. Tomus quintus. Lugd. Bat. apud Io. & Herm. Verbek, 1772. In gros 4. vier Alphab. 8 Bogen, wozu noch kommt: Herm. Boerhaave Libellus de materie medica & remediorum formulis, quae serviunt Aphorismis, 12 Bogen.

Ohne von dem längst entschiedenen Werthe dieses seit 1742. nach und nach erschienenen Werks überhaupt zu urtheilen, begnügen wir uns, blos den Inhalt dieses letzten, kurz vor dem Tode des vortreflichen Verfassers ans Licht getretenen Bandes zu recensiren. So einförmig wie das ganze Werk ist, hat auch dieser Theil völlig eben dieselben großen Vollkom-

kommenheiten und kleinen Mängel der vorhergehenden. Gründliche Erläuterungen, lange Ausführungen, und bündige Beweise der wichtigen Sätze eines sehr kurzen trocknen Textes, mit nicht überflüßiger, doch ausgesuchter Belesenheit, besonders in ältern Schriftstellern, und den schätzbaren Beobachtungen und praktischen Cautelen eines solchen Arztes, wie van Swieten, bereichert; dabey aber alle Unannehmlichkeiten eines jeden, auch des beßten großen Commentars, die Anhänglichkeit des Commentators an seinen Schriftsteller, die ihn gegen manches Neuere, was sein System bessern oder ergänzen könnte, kaltsinnig macht, der Zwang, seinen Vortrag nach den Worten eines andern zu ordnen, wodurch Weitschweifigkeit, Wiederholungen und Zerstreuung der Sachen unvermeidlich gemacht werden, und endlich bisweilen ein Mangel der neuesten Beobachtungen, den eine allzuspäte Ausgabe der Theile verursacht hat, und der oft den Leser, besonders in gegenwärtigem Theile in der Abhandlung von den Blattern, um ein Dutzend Jahre zurück setzt: Alle diese Vorzüge und Mängel zusammen genommen, haben wohl unstreitig dem Werke das Schicksal zugezogen, daß es von Allen gepriesen, von Vielen angeführt, von Wenigen gelesen, und von den Wenigsten zweckmäßig gebraucht worden ist. Dem allezeit fertigen Prakticus, der es statt seines Woyts oder Weißbachs zum Tröster in geschwinden Nöthen gebrauchen wollte, mißlung seine Hofnung bey einem Werke, das zu viel höhern Absichten bestimmt war, als den Empyrismus zu begünstigen; und da seit Boerhaavens Zeiten der Beobachtungsgeist sich weit über den Geschmack an Theorien und Systemen geschwungen hat, so lesen selbst würdigere Männer ihren Boerhaave und van Swieten mit wenigerm Enthusiasmus, als es vor einem Viertelhundert Jahren die

 ersten

ersten Bewunderer beyder thaten. Nichts destoweniger werden Schriften von dieser Würde allezeit ihre Verehrer behalten, und wann einst der Beobachtungsgeist alle Magazine der Kunst mit seinen gesammleten Materialien angefüllt haben wird, so wird man bald empfinden, daß dieser ganze Schatz verloren und unnütz sey, wenn nicht geschickte Baumeister ihn anwenden, um Lehrgebäude davon aufzuführen, und dann wird man sich glücklich schätzen, die treflichen Plane noch zu besitzen, die uns ein Boerhaave und van Swieten hinterlassen haben. Jetzt zur Sache.

Der gegenwärtige Theil beschließt das große und unsterbliche Werk mit sechs lehrreichen Abhandlungen über die Blattern, die epidemischen Krankheiten, über die Steinkrankheit, die Lustseuche, die Rachitis und die Rheumatismen. Das so lange gewünschte Register und die Materia Medica, nebst dem Formulare des Boerhaave, sind am Ende beygefüget. Wir wollen die sechs Abhandlungen kürzlich durchgehen.

Wer in den neuesten Schriften der Aerzte belesen ist, wird sich aus der Abhandlung von den Blattern wenig erbauen. Vor etwa 15 Jahren hätte sie vielleicht eben das Aufsehen verursacht, als die Tissotischen Schriften. Jetzt kommt sie um so viel zu spät. Die neuern Aerzte, die sich der Boerhavischen Commentarien, so wie der übrigen Quellen des Herrn van Swieten, bedient, haben uns das, was dieser uns nun hier zu sagen hat, großentheils, wenigstens in den Hauptsachen, worinn sich die neuen Einsichten von den alten vor Sydenham unterscheiden, schon so geläufig gemacht, und sind in manchen Stücken schon so viel weiter über das hin, was hier noch unvollständig, nach Vorurtheilen, oder unbestimmt und furchtsam vorgetragen wird, daß man nur selten auf Stellen kommt, die jetzt noch ungesagt und unerörtert wären. Doch wol-

wollen wir verschiedenes anführen, das das Studium dieses Kapitels noch immer empfehlen kann, nicht zu gedenken, daß man hier die ganze Blatternlehre weit gründlicher, als in den meisten neuern Schriften, aus den Boerhaavischen Grundsätzen erklärt und hergeleitet findet.

Von den Blattern ungebohrner Kinder sind S. 8. 9. Fälle gesammlet, wo Früchte zugleich mit ihren Müttern; wo die Mütter, nicht aber ihre Früchte; und endlich wo eine Frucht von der Mutter mit den Blattern angesteckt worden, die eine blatternde Magd in der Schwangerschaft oft besuchte, ohne selbst angesteckt worden zu seyn, weil sie die Krankheit vor vielen Jahren schon überstanden hatte. Das Kind war gesund gebohren, hatte aber, nach des Medici, Watsons, Urtheile, wahre Blatternarben. Es ward nach vier Jahren mit seinem Bruder zugleich, auf einerley Weise, mit einerley Eiter inoculirt, und bekam keine Pocken, die doch beym Bruder erschienen. Ob es gleich möglich wäre, daß die Frucht in Mutterleibe geblattert hätte, ohne eben durch die Mutter, wegen ihres Umgangs mit der Magd angesteckt worden zu seyn; so passen sich doch die Umstände hier so sonderbar, daß der Fall immer sehr merkwürdig bleibt. Wider das mehrmalige Blattern erklärt sich der V. S. 10. weitläuftig. Gar besonders haben uns S. 18. u. f. wie auch S. 180. rc. die Gedanken über den Ursprung ansteckender Krankheiten und ihre Vertilgung gefallen. Es kann eine Krankheit von innerlichen Ursachen bey Jemanden entstehn, die durch gewisse selten zusammentreffende Umstände ansteckend wird, und von der Zeit an graßiret. Wiederum kann sich die Landes- und Leibesbeschaffenheit eines Volks mit der Zeit so ändern, daß ein äusseres Gift, welches bisher an ihm haftete und es ansteckte, nun nicht mehr

haftet

haftet noch ansteckt; und so kann sich die Seuche wieder gänzlich verlieren. Der V. unterstützt seine Meynung mit den Beyspielen des Aussatzes, der Lustseuche, der Ruhr, des englischen Schweißes rc. Wider das sinnreiche System des Hrn. v. Hahn, daß die Blattern nur eine Entwickelung der Endungen der Blutgefäße sind, lieset man S. 25. verschiedene nicht unerhebliche Gründe. Von einer natürlichen Ansteckung der Blattern, als ob sie sich am Velo palatino selbst eingeimpft hätten, steht der merkwürdige Fall S. 39. Dergleichen Ansteckung hält der V. vermittelst des Speichels, besonders im Magen, für gewöhnlich. S. 41. Im Vorbeygehn bemerken wir S. 42. daß ein Priester, der Pestkranken beystehn müssen, sich dadurch präservirt zu haben geglaubt, daß er stets ein Stück von der St. Ignatzbohne im Munde geführt, die ihrer Bitterkeit wegen das Verschlingen des Speichels verhütet hat. Eine der wichtigsten Warnungen in diesem Kapitel, die auch noch jetzt ziemlich neu, und um der neuern Schriften willen desto nöthiger ist, besteht darinn S. 54. daß man die Blattern keinesweges ohne Unterschied für eine Entzündungskrankheit halten müßte, indem dieß nur in den Fällen geschehen darf, wenn die ansteckende Materie gleich anfangs ein hitziges Fieber erregt, nicht aber, wenn sie sich durch eine allgemeine Entkräftung und Schwachheit ankündigt. Hieraus folgt, und wird S. 59. u. f. wie auch S. 69. umständlich bewiesen, daß die antiphlogistische Curart bey Blattern, der letztern Art sehr verkehrt angebracht sey, welches schon Boerhaave gar wohl erkannt, S. 72. mancher von den neuern Schriftstellern hingegen, und besonders Tissot, nicht genug eingeschärft hat. S. 59. wird noch der Zucker als ein Gegengift des Pfeilgifts gerühmt. Es ist doch besonders, was S. 61. angeführt wird, daß eine Frau, die andere

Ursa-

Ursachen wegen am Osse sacro ein Emplastrum Vigonis cum Mercurio in quadruplo angelegt, und beym Ausbruche der Blattern dasselbe abgenommen hatte, an dieser Stelle von Blattern frey geblieben ist, obgleich übrigens der ganze Leib damit besetzt war. In der Cur werden S. 78. dünne Fleischbrühen, aber säuerlich gemacht, erlaubt, und S. 79. wird noch von der Zulassung der kühlen freyen Luft ziemlich furchtsam gesprochen. Doch hat sich der Verf. gegen das Ende der Vorrede, die erst lange nachher geschrieben worden, über diesen Punkt viel dreister erklärt. Mit vieler Zuversicht wird S. 86. und S. 140. ꝛc. behauptet, daß die Blattern nicht blos die Haut; sondern auch die innern Theile, Mund, Nasen, Hals, Schlund, Magen, Gedärme, die Lungen, ja so gar die Hirnhäute besetzen, und daß vom letztern das nach dem Ausbruche der Blattern noch anhaltende Delirium herrühre, und der Verf. will es so gar aus eigner Erfahrung wissen. Er schlägt S. 88. einen Versuch vor, welchen nun schon Herr Hofmann (von den Pocken I. Th. §. 392.) entscheidend ausgeführt hat, um zu entdecken, ob der Speichelfluß wirkliches Blatterngift abführe. Man solte nämlich mit solchem Speichel die Inoculation versuchen. Bald aber findet er Bedenken, da dieser Speichel gemeiniglich bey schlimmen und zusammenfliessenden Pocken Statt findet, jemanden der Gefahr auszusetzen, ihn mit bösartigen Pocken anzustecken, welche Furcht doch nichtig ist, seitdem man weis, daß sogar der Eiter der bösartigsten Pocken zum Inoculiren ungefährlich sey. S. 96. hält er es für unerwiesen, daß jemals ein Mensch Pocken und Masern zugleich gehabt habe. Hingegen bestätigt er, S. 105. daß der zu Pocken hinzukommende Friesel durch Ausleerung der Gedärme verhütet werde, oder auch wieder verschwinde, und mithin, daß

daß bey solchem doppelten Ausschlage schickliche Purganzen nützlich und nöthig sind. S. 107. scheinet es, als glaube der Verf. noch, daß die Inoculationswunden wie Fontanelle wirken, und den Eiter ableiten. Das Gegentheil ist kaum mehr streitig. Zur Zeit der Eiterung befiehlt er dem Kranken, stets das Bett zu hüten: S. 109. doch ist er auch von diesem Vorurtheile in der Vorrede noch zurückgekommen. Vom Gebrauche des Opium im hitzigen Blatternfieber bleibt es S. 111. 112. überhaupt bey Sydenhams Methode. Zu der höchstnöthigen Erweichung der Pocken im Gesichte, die doch durch Bähungen nicht immer zu erhalten möglich ist, schlägt er S. 119., von der Eiterung an, erweichende Pflaster, namentlich von Meliloten, vor, deren schöne Wirkung er rühmt. Wer die Vorschläge der Neuern, die reifen Blattern zu öffnen, für eine mißliche Neuerung hält, der kann S. 120. lesen, wie viel schon Avicenna, Rhazes, Paräus, Morton, Diemerbrock und der Verf. selbst davon gehalten. Er billigt beym Abtrocknen die Purganzen, S. 126. und in der Eiterung den Wechsel der Wäsche, S. 129. auch will er, um die Ansteckung zu verhüten, daß man die vom Eiter starre Wäsche verbrennen soll. Sollte dies wirklich die Ansteckung verhüten, und nicht vielmehr sie verbreiten, wie man noch neuerlich in England angemerkt haben will, und widerspricht es nicht dem offenbar, was der Verf. weiter unten S. 166. u. f. selbst anführt? Von den mineralischen Säuren hat er die hohen Begriffe der Neuern nicht, und geht damit S. 129. nicht weiter als Sydenham. Vom frühen und häufigen Gebrauche derselben bey Pocken, bringt er Hofmanns Warnung wieder, daß davon das Pockengift ätzend geworden und tiefe Löcher in die Haut gefressen habe. S. 130. den Gebrauch der Fieberrinde beym zweyten Fieber, scheint

er

er S. 131. aus eigner Erfahrung nicht gekannt zu haben. Dem Blutlassen ist er in diesem Termine günstig, S. 132. Doch ist er sehr kurz in der wichtigen Bestimmung der Fälle, die sowol dies, als das Purgiren erlauben oder erfordern, S. 133. Da doch schon Freind, der mit unter die mäßige Reihe der Schriftsteller gehört, die er anführt, ausführlich davon geschrieben hat. Wider die umherziehenden heftigen Schmerzen am Ende der Krankheit, haben die Bäder ihm nicht genug gethan, wogegen er das Laudanum rühmt. S. 134. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß nach inoculirten Pocken noch natürliche wieder nachgekommen, S. 148. und er getraute sich, als er diesen Aufsatz beschloß, noch nicht, die Inoculation jemanden anzurathen. S. 151. Wie sehr sich aber nach der Zeit hierinn seine Einsichten gebessert, kann man aus der Vorrede ersehen.

Im folgenden Aufsatze von den epidemischen Krankheiten, hält sich der V. hauptsächlich an Sydenham. Nach ihm schärft er gleich anfänglich ein, daß die gemeinsten Krankheiten, so bald sie graßiren, etwas Besonderes haben, das sie von andrer Natur macht, und daß zu solcher Zeit alle andre vorfallende Krankheiten die Art der graßirenden annehmen, worauf ein Arzt in seinem Verfahren wohl Acht zu geben hat. So kann z. B. eine Pleuresie, wogegen gemeiniglich reichliches Blutlassen dienlich ist, zur Zeit einer Epidemie, welche weder starkes noch öfteres Blutlassen leidet, sondern sich etwa durch Schweiße zu entscheiden pflegt, kein Blutlassen, sondern vielmehr schickliche schweißtreibende Mittel erfodern. S. 153. u. f. Bey graßirenden Seuchen haben die besten Aerzte, vom Hippokrates und Galenus an, bis auf Sarcone, bemerkt, daß es nicht rathsam sey, um sich zu präserviren, in der Diät große Veränderungen

gen vorzunehmen, sondern vielmehr nur sich der Mäßigkeit zu befleißigen. S. 155. 2c. Es wird aus vielen Gründen gezeigt, daß das Gift der grassirenden Krankheiten in der Luft wohne, oder vielmehr, daß diese das Vehiculum sey, wodurch es sich ausbreitet: doch bleiben dabey noch immer einige Schwierigkeiten. S. 157. 2c. Das Anzünden großer Feuer hat in der Pest zuweilen nichts geholfen, zuweilen gar die Krankheit sehr verschlimmert. S. 165. Aus vielen Zeugnissen erhellet, daß durch das Verbrennen der Geräthschaften, Kleider, u. s. w. die Seuchen ausgebreitet werden. S. 166. Sehr deutlich wird S. 170. 2c. gezeigt, daß nicht jede, sondern nur manche Pestfäulniß von der Art derjenigen sey, die durch die Wärme vermehrt wird, und S. 172. 2c. daß nicht alle Epidemien von Fäulniß, noch von faulenden Ausdünstungen herrühren, welche vielmehr wider einige ein Gegengift gewesen sind; auch nicht allezeit von solchen Dünsten, die sich bey Erdbeben ausbreiten, noch von andern, welche gleichwol sonst erstickend und tödtlich zu seyn pflegen. Daß die Pest nicht von Würmern herrühre, wenigstens gewiß durch sie nicht fortgepflanzt werden wird, S. 176. 2c. besonders wider Reaumür erinnert. Heisters altdorfisches Universitätsfieber S. 178. sieht einem Mährchen sehr ähnlich. Nicht alle Epidemien sind ansteckend. S. 179. Wunderbare Arten der Ansteckung. S. 181. Der V. hält doch dafür, daß die Furcht die Seuchen verbreite, da es hingegen de Haen leugnet. Er erklärt, das scheinbare Paradoxon, vom Blutlassen bis zur Ohnmacht, im Anfange der Pest, auf Veranlassung der Sydenhamischen und Botallischen Erfahrungen, S. 196. 2c. so vernünftig und faßlich, daß es durch diesen Aufschluß den Empyrismus nicht begünstigen kann, welches nicht ohne Grund zu befürchten wäre, wenn

so etwas geradehin und ohne Erklärung nacherzählt wird. Manche Pest fängt sich mit einem hitzigen Entzündungsfieber an, und in diesem kann die Beschaffenheit des Bluts gar wohl mit einer Pestfäulniß bestehen, welches Sydenham erkannte. Nun war dieses sein Fall, wo er in der Pest entweder ausserordentlich, oder nur mäßig Blut ließ, und, im letzten Falle, hernach einen heftigen Schweiß durch erwärmende Mittel beförderte. So sieht weder das Unternehmen, noch die gute Wirkung davon parador aus. Sydenham war noch so vorsichtig, das Blutlassen nur vor dem Ausschlage und ehe Beulen erschienen, zu wagen, welches de Haen mit dem Botallus nicht einmal für nöthig hält.

Das ganze Kapitel vom Steine ist voll von ausgesuchten Beobachtungen, deren einige von dem V. selbst angestellt worden sind. Es ist nach Boerhaavens Grundsätzen, denen er völlig beypflichtet, in den thierischen Säften, besonders im Urine, stets, wiewol mehr oder weniger, eine Grundmaterie zum Steine, die sich an jeden festen unauflösbaren Körper nach und nach als um einen Kern anlegt, und den Stein formirt. Dies zeiget der V. sehr umständlich und gelehrt, S. 201. ꝛc. und hierauf gründet sich die ganze Theorie vom Steine. Wir wollen, da diese bekannt genug ist, nur einige Besonderheiten auszeichnen. S. 218. lesen wir, daß der V. selbst einen Stein gesehen, welcher in einem Ochsen die ganze Höhle des Herzens ausgefüllt hat. Es folgen S. 242. ꝛc. viel gesammlete Beyspiele von Steinen, die in verschiedenen Theilen des thierischen Körpers gefunden worden sind: doch warnt der V. hierbey vor dem nicht ungewöhnlichen Betruge, da man andre Steine für thierische ausgiebt, und lehrt, wie man ihn entdecken könne, aus der chymischen Zergliederung der letztern.

 Er

Er berührt gelegentlich die Versuche und Beobachtungen, welche die Gegenwart des Eisens im Körper beweisen. S. 242. Weiterhin S. 248. warnt er, daß vieles Liegen, besonders in einerley Lage die Erzeugung des Steins befördere. Darüber, daß diese Krankheit fortgeerbt werde, äussert er nirgends einigen Zweifel. S. 273. Wenn Blut aus den Nieren in die Blase kommt; so erzeugt dies zuweilen sehr lange zähe Faden, dergleichen Tronchin von 12 Ellen lang gesehen, und dem V. gezeigt hat. S. 277. Pringlens Leser werden sich gewisser durchsichtiger Fäserchen erinnern, die er im Urine rheumatischer Personen gesehen, und die er für die pituitam vitream der Alten hält. Da bey dieser Krankheit oft sehr ähnliche Zufälle mit der Steinkrankheit vorkommen, so äussert der V. über diese Fäserchen S. 278. seine Gedanken, welche gelesen zu werden verdienen. Eine sehr wichtige Betrachtung haben wir S. 287. u. f. mit vielem Nutzen gelesen, zumal da uns die Fälle selbst einigemal vorgekommen sind, und uns immer zweydeutig geschienen haben. Es geht nemlich bey großen Blasensteinen oft eine große Menge von einer zähen, klebrigten stinkenden Materie mit dem Urine ab, die Jedermann für Eiter halten sollte, und es doch nicht ist, da wahrer Eiter sich beym Umschütteln mit dem Urine leicht vermischt, dieser Schleim aber sich am Gefäße fest anlegt, und den Urin stets hell läßt, und da sich in der Urinblase solcher Leute, von denen er Jahre lang abgegangen ist, nach dem Tode kein Geschwür findet. Es scheint blos der natürliche Schleim der Blase zu seyn, dessen Erzeugung aber der unnatürliche Reitz des Steines sehr vermehrt: denn nach dem Steinschnitte verschwindet er zuweilen schon nach vierzehn Tagen, worinn ein so großes Geschwür, als die Menge des Abgangs voraussetzt, nicht heilen könnte. Der V. bestätigt dieses noch mehr S. 289.

aus

aus Goulards Erfahrung von der Erzeugung eines ähnlichen falschen Eiters in der Harnröhre von einem unnatürlichen Reitze. Den Palucci, der diesen Schleim der Blase mit den meisten Steinschneidern, für Eiter hält, widerlegt der V. S. 291. und beweiset unter andern aus v. Haens Beobachtungen, daß er selbst eine Steinhärte annehme. Bey dieser Gelegenheit wird auch etwas von dem kreidenhaften Urine gesagt, S. 293. den viele aus Hundertmarcks Abhandlung davon schon umständlicher kennen werden. Wie mißlich und schwierig die Untersuchung des Blasensteins mit dem Catheter sey, S. 296. ꝛc. sollte man sich kaum vorstellen. Den Gebrauch des Opium bey Steinschmerzen räth der V. zwar an, S. 304. erwähnt aber nichts von den reichlichen Dosen, die Young dazu, wie es uns scheint mit Grunde, für nöthig hält. Vom Nierensteinschnitte hält er nicht mehr als Hevin, der ihn nur da erlaubt, wo ein Absceß dem Arzte den Ort und Weg anzeigt. S. 310. Von den Lithontripticis, dem Kalke, Kalkwasser, Carlsbader- und Birkenwasser, von der Seife, Bärentraube, und allen diesen Mitteln, die so viel Hofnung und so wenig Trost geben, wird S. 312. weitläuftig gehandelt, wie auch zuletzt von der Operation des Blasensteins. Eine Stelle S. 317. wollen wir noch aus diesem Kapitel für nachdenkende Leser auszeichnen: „Putridam carnem, et vix non diffluentem, foetoris intolerabilis, immisit *Macbride* liquori fermentanti: intra horae spatium foetor jam multum imminutus erat, post 5 horas omnino deletus, simulque caro, quae antea vix ullam cohaesionem habebat, denuo firma facta est: idem contigit, dum putridissima caro suspendebatur supra halitum fermentantis liquidi, ita, ut undique ab illo allueretur. Notum autem est de fermentantibus

 liqui-

liquidis exire aërem copiosum, qui antea fixus fuerat: hoc est *Gas* illud *Sylvestre* dictum *Helmontio*; quod, ubi copiosum inspirando hauritur, homines et animalia necat subito: illudque ipsum domat omnem putredinem, et, debilitatam per hanc cohaesionem cito firmat, restituto, ut videtur, aëre, qui, dum putrescebat caro, separatus ab unione cum reliquis partibus avolaverat. Merentur haec omnia experimenta summam considerationem in morbis curandis pluribus; unde ab omnibus Medicis attente videntur consideranda. „

Eine der vorzüglichsten Abhandlungen in diesem Theile ist die von der Lustseuche, die Astrucs Werk viel verbessert, das doch der V. selbst für vortreflich hält. S. 374. Zuerst wird vom Ursprunge der Seuche aus Amerika 376. rc. und von der Ansteckung ohne unreinen Umgang gehandelt, wovon ein besondrer Fall 382. angeführt wird. Von den Yaws scheint der V. S. 389. nichts zu wissen. Er widerlegt 396. Astrucs Gründe wider Boerhaavens Theorie vom Sitze des venerischen Gifts im Zellgewebe. Uns scheint es, nach dem, was Bancroft, Meckel, u. a. Neuere bemerkt haben, doch wahrscheinlicher, daß sich das Gift durch die lymphatischen Gefäße zuerst auf die Drüsen wende, und so in die übrigen Säfte gebracht werde. Er selbst scheint es 439. bey den Leistenbeulen einigermaßen zu erkennen, da er gesteht, daß in diesen Drüsen das Gift nicht nach Art einer Metastase abgesetzt werde, sondern sich gleich nach einer geschehenen Ansteckung vom Anfange an darinn äussere. 440. Daß die Gonorrhoe eine spätere Krankheit sey, als die Lustseuche. 413. Der V. gesteht es mit Sharp rc. zu, S. 423. daß die Materie mancher Gonorrhoe kein Eiter, sondern blos der natürliche

Schleim

Schleim der Harnröhre sey. Er warnt 430. die damit befleckten Hände nicht an die Augen zu bringen, weil eine venerische Ophthalmie davon entstehen kann. Die Carunkeln in der Harnröhre will er doch nicht ganz leugnen, 449. wie noch neuerlich Camper gethan. Aus der gelehrten und gründlichen Critick über Darans Kerzen, S. 458. erhellet, wie wenig es folge, daß in der Harnröhre Geschwüre seyn, wenn die Kerzen einen dem Eiter ähnlichen Schleim zeigen, indem dies auch bey Gesunden geschieht. 459. Gelegentlich wird hier des Geheimnisses des le Dran gedacht, Stücken Bley in der Harnblase durch Einspritzen flüssig zu machen. Sharp hält es für ein Amalgama von einer Unze Queckſilber mit einem halben Quentlein Bismuth. 469. So günstig der V. bey der Cur der Gonorrhoe den anfangs gelinden, nachher aber starken Purganzen ist, 481. so wenig hält er die mercurialischen für nützlich, 479. und eben so wenig das Blutlassen, das Astruc für so nothwendig hielt, 480. Nach hinlänglichem Purgieren und in Verbindung mit erweichenden Decokten, gestattet er den Gebrauch der natürlichen Balsame, nicht aber der künstlichen, 485. Vor dem innern Gebrauche spanischer Fliegen warnt er ernstlich, ob er gleich Th. Bartholins und Meads Zeugnisse wider sich hatte, 486. Nach der Cur der Gonorrhoe kann noch einiger Abgang des Schleims der Harnröhre statt finden, den die Genesenen vergeblich fürchten würden, da dieser Abgang, wie der V. versichert, den Gesundesten eigen ist, 488. welches doch keinesweges von allen gilt. Die Cur der Phimosis und Paraphimosis, mit guten Cautelen, lieset man S. 443. und 493. ꝛc. Das frühe Oefnen der Leistenbeulen wird 495. widerrathen. Die Ausrottung der venerischen Warzen, S. 504. Nach der Erzählung vom Ursprunge der Speichelcur,

510. ꝛc. beweißt der V. wider Boerhaaven, daß das Quecksilber nicht blos durch seine Schwere und Theilbarkeit wirke, 520. und gesteht 521. offenherzig, daß er überhaupt dessen Wirkung eben so wenig begreife, als wie das Rhabarber purgiere und das Opium Schlaf mache. Wie mancher Student, der alles dies zu erklären weis, wird sich hier über den großen Mann in dummer Selbstzufriedenheit erheben! Die Schmiercur hat er nie gerathen, 522. ꝛc. Zur innerlichen Speichelcur wählt er den weißen Präcipitat, oder das dreymal sublimirte versüßte Quecksilber. Vom Calomel und der Mercurialpanacee sagt er, sie seyn theuer und von mindern Kräften, 532. Er schränkt S. 540. Boerhaavens Rath klüglich ein, den Speichelfluß so lange zu unterhalten, bis alle Zufälle verschwinden, und erzählt, wie meisterhaft er Jemanden gerettet, der sich durch unvorsichtige Uebertreibung des Speichelflusses fast umgebracht hätte. Hiernächst erklärt er, wie er auf den Gebrauch des Sublimats verfallen ist, 548. Er hatte schon selbst viel darüber nachgedacht und eigene Versuche angestellt, als Sanchez an ihn schrieb. 550. Seine und des Sanchez Proportion ist ein halber Gran auf eine Unze Brantwein; die andern erklärt er für falsch. Locher hat so binnen acht Jahren 4880 Kranke curirt. 551. Den meisten hat er im Tage nur einen Löffel voll, höchstens aber deren viere gereicht. 553. In spätern Zeiten erst hat er die Proportion bis 16 Gran auf 40 Unzen Brantwein, und die Dosis auf einen Löffel voll Morgens und Abends erhöht, welches täglich über einen Gran beträgt. 555. Der V. beschreibt den innern und äussern Gebrauch des Sublimats mit großer Genauigkeit und praktischer Klugheit, und mißbilligt gar sehr Turners große Doses. 556. Zuletzt erklärt er noch eben so lehrreich die Curen mit

Fran.

Franzosenholz, mit und ohne Schwitzbad, 558. xc. mit der Sarsaparille, besonders nach Fordyce und Störcks Versuchen, 567. mit der Chinawurzel, 571. dem Schirling, 573. dem Aconit. xc. Das ganze Capitel enthält einen grossen Schatz von Erfahrungen, Versuchen, praktischen Vortheilen und Cautelen.

Die englische Krankheit, Rachitis, wird im fünften Capitel hauptsächlich nach Glißonii Grundsätzen abgehandelt. Der V. erklärt sie für eine neue Krankheit, die sich zuerst in England um das Jahr 1620. geäussert hat. 578. Sie wird schwerlich angebohren, obgleich Glißon ein Beyspiel davon anführt. 584. Wenn die Aeltern sie auf die Kinder bringen, so geschieht es weit weniger durch den Genuß des Zuckers, den man stark in Verdacht gezogen, als durch den Mißbrauch des Thee und Caffee und andrer schwächender Getränke, 586. auch ist sie keine Folge von der Lustseuche bey den Aeltern. 587. 614. Alle entfernte Ursachen der Krankheit bringt der V. auf die Schwächung, und wider diese ist auch die Cur und das Verhalten lediglich eingerichtet. 589. xc. Eine kröpfigte Mutter hat eilf rachitische Kinder gehabt. 592. Das Uebel scheint fast ansteckend zu seyn, allein die Gründe für diese Meynung, besonders des Daubenton seine von den krumbeinigten Hunden, sind nicht weit her. 593. xc. Unterscheidende und fast allgemeine Zufälle dieser Krankheit sind grosse, übrigens meist gesunde Lebern, und grosse Köpfe. 594. Nicht immer sind harte Drüsen im Unterleibe. 595. Den Knochen mangelt die Proportion von Erde, die sie zu ihrer Festigkeit bedürfen, und welche die Krankheit von ihnen abhält, und oft an fremden Orten zusammenhäuft. 598. xc. Die Muskeln werden schwach, blos durch die Abzehrung, nicht wegen eines Fehlers im Gehirne. Die Kinder sind gemeiniglich frühklug.

 602.

602. Von der Weiche und Unvollständigkeit des Hirnschedels und der unnatürlichen Größe der zum Kopfe gehenden Adern ist die Größe des Kopfs herzuleiten. 604. Nun folgt 605. eine wichtige Betrachtung nach Boerhaaven. Wenn die härtesten Knochen von Säuren angegriffen sind, so kann sie gemeines Wasser ganz auflösen: hingegen erfolgt das Gegentheil, wenn irrdische Körper mit kalischen Salzen innig vereinigt werden. Daher sind die meisten Speisen der Thiere säuerlich, um zur Verdauung desto auflösbarer zu seyn: die daraus verdaueten Säfte hingegen, die nun zum Wachsthume fester Theile bestimmt sind, alcalesciren. Wie natürlich war es nicht, nach dieser Theorie, den Hauptfeind in der englischen Krankheit an der scharfen Säure zu finden, und die Cur eigentlich dawider zu richten! Allein Boerhaave hatte dies nicht gethan, und der V. übersieht es mit ihm, ob er gleich wußte, daß de Haen die Kinder aufs glücklichste mit Gegensäuren curirte. 630. Die hier beschriebene Cur ist blos wider die Schwäche des Zusammenhangs sowol in den festen, als flüßigen Theilen gerichtet, (denn das Blut ist ebenfalls dünn, wäßerig und schleimig, 612.) aber ohne besondre Hinsicht auf die Säure zu nehmen, die diese Schwäche verursacht. Der V. räth also fettes Bier, besonders braunschweigische Mumme, Zimmetwein, 618. Boylens Ens Veneris, das er wie eine Eisenarzney zu wirken glaubt, mit Sarsaparillen-Decocte, und Frauenmilch, oder die Tinct. Vitrioli Martis auream Boerh. 629. Wegen der großen Biegsamkeit der Knochen schärft er viel Vorsicht beym Sitzen, Heben, Tragen und Tanzen der Kinder ein. 621. Bey den Blasenpflastern und Brechmitteln giebt doch der V. seinem Boerhaave nicht vollen Beyfall. 624. Er erwähnt auch der Störckischen Versuche mit dem Schirling, und gar kurz der Levretischen mit der Färber-

berrühe. 630. Mehr hält er sich auf, um Floyers Thorheit zu widerlegen, daß das abgeschafte Untertauchen bey der Taufe die englische Krankheit veranlaßt habe. 632. Er setzt überhaupt in die kalten Bäder sein Vertrauen nicht. Die gekrümmten Knochen werden durch die Gewalt der Muskeln, ohne andre Künste, wieder gerade gezogen, wenn sie nur durch die Cur zeitig genug ihre Stärke wieder erlangen. 631. Wir glauben überhaupt, daß bey dieser Krankheit, oder vielmehr bey der Cur, beyde große Männer den wahren Gesichtspunkt verfehlt haben. Weit besser nach Boerhaavens eignen obangeführten Gründen behandelt Roseen v. Rosenstein dies Uebel, dessen Cur vornehmlich wider die Säure gerichtet ist, und auch hier kommt also unser V. insofern mit seinem Werke zu spät.

Den Beschluß des Ganzen macht das Kapitel vom Rheumatismus. Der V. klagt mit Recht über Verwirrung und Mangel unterscheidender Merkmale in den Begriffen, und begnügt sich blos die Verwandschaft und Aehnlichkeit des Rheumatismus mit der Gicht, dem Podagra und Scorbute zu zeigen. 638. rc. Die Materie des Uebels ist eine Schärfe, 645. verdickte Säfte, und, nach Raulin, auch wohl ein venerisches Gift. 646. Diese Schärfe wirft sich leicht auf die Glieder und Eingeweide, 653. und geht zuweilen in Abscesse über. 661. rc. Zur Cur wird das Blutlassen erfodert. Ein Arzt zu Montpellier soll dies, mit glücklichem Erfolge, bey seinen rheumatischen Kranken so übertrieben haben, daß er ihnen in 36 Stunden bis zwanzig Pfund Blut abgenommen. 663. Dazu müssen auch antiphlogistische Purganzen kommen. 667. rc. Im Gebrauche der Opiate, wie auch der von Floyer empfohlenen kalten Bäder, ist der V. sehr vorsichtig. 668. 670. Die Blasenpfla-

 ster

ster werden als wirksam gepriesen, noch mehr aber, nach Störcks Beobachtungen, die zu Brey gestampften aufgelegten frischen Blätter des Ranunculi pratensis. 672. Das leichte Brennen, mit Lein, Schwamm, oder Moxa, hilft nicht immer, das tiefere mit heissen Eisen ist grausam, obgleich hülfreich. 674. Einige Versuche des Herrn Störcks mit dem Cicuta und dem Aconit, die wirklich etwas versprechen, sind S. 675. ꝛc. angeführt. Brocklesbys häufiger Gebrauch des Salpeters wird S. 678. nicht gemißbilligt, und zugleich merkt der V. hierbey nützlich an, daß die kältende Kraft des Salpeters nicht länger, als seine Auflösung daure, und daß so bald er völlig aufgelößt ist, diese seine Wirkung aufhöre. 679. Doch findet diese Cur nur in einem Rheumatismo mit Entzündung, und auch nur im Anfange statt. 679. Zum Getränk rühmt der V. besonders verdünnete Decocte von Sassafraß, Sandelholz, Liebstöckel, oder Süßholz, 679. und Boerhaave fand in seinem berühmten Rheumatismo die frisch ausgepreßten Säfte antiscorbutischer Kräuter vortreflich. 681. Aber dies alles erst gegen das Ende, oder im schon geminderten Grade der Krankheit. Huxhams Lob des Brechweins vom Spießglase, in so kleinen Dosen, von 20 bis 30 Tropfen gegeben, daß er nur schweißtreibend wirken kann, wird 681. blos erzählt. Die Elektricität lindert den Schmerz nur palliativisch, und treibt die Schärfe nicht ohne Gefahr zurück. 682. Beym Rheumatismus in den Lenden, wo die Schärfe tief sitzt, und sehr zäh ist, thun die Blasenpflaster, so lange sie ein dünnes scharfes Wasser ziehn, nicht genug; sondern man muß sie so oft vom neuen anlegen, bis sie ein zähes, leimigtes Serum ziehn, welches zuweilen so scharf ist, daß es die Knochen zerfrißt. Diese Warnung des Cotunnius bestätigt der V. selbst aus eigner

Er-

Erfahrung, 684. und wiederholt bald nachher, 685. auch dasjenige, was Ersterer von der nachdrücklichen Wirkung der allerschärfsten Clystiere eingesteht, daß sie zuweilen geholfen, nachdem sie den Mastdarm bis zum Bluten zerbeitzt hatten. Es ist aber eine marternde Cur, die, zum Unglücke, auch fehl schlägt. Zuletzt giebt der V. noch einen Auszug aus der vortreflichen Schrift des Cotunnius, de Ischiade nervosa, die allen würdigen Aerzten so bekannt seyn muß, daß wir es für überflüßig halten, diese schon allzuausführliche Recension mit der Wiederholung ihres Innhalts zu verlängern.

Hm.

X.

David Bechers der Arzneykunst Dokt. neue Abhandlung vom Karlsbade in dreyen Theilen. Prag, bey Wolfgang Gerle, 1772. in drey Octavbänden, nebst einigen Kupfertafeln, die Lage des Karlsbades vorstellend.

Ins innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Genug wenn sie uns nur die äussre Schaale weist.

Der Verf. gehört unter die glücklichen Zweifler, welche nicht allezeit blindlings glauben, was ihre Vorgänger gedacht, gesagt und geschrieben haben. Eben so schienen dem V. die Urtheile eines Friedrich Hofmanns, Gottfried Bergers, und Gottlob Springsfelds zum Theil verdächtig, da sie nichts als eine theils sauerbrechende, theils selenitische Erde; ein dem Glauberischen ähnliches Mittelsalz; und das Mineral-Alkali gefunden haben wolten. Er

fieng

fieng ohne Vorurtheile ganz neue Versuche an, und hieraus entstund gegenwärtiges mit vieler Einsicht in die Scheidekunst geschriebenes Buch. Den ersten Anlaß zu diesem Mißtrauen gab dem V. die verschiedene Meynung der Schriftsteller über das Daseyn der Eisentheile in den Quellen des Karlsbades. Gottfried Berger erkannte das Eisen in denselben, und Springsfeld sprach solches nicht allein diesen, sondern auch andern warmen Quellen ab, und dieses schreckte viele Aerzte ab, manchen Kranken das Karlsbad anzurathen, weil man es ohne die Eisentheile für nichts, denn ein salzigtes warmes Wasser, welches die Spannungskraft der festen Theile, und besonders der ersten Wege schwächen müßte, ansah. Springsfelds Nachrichten vom Karlsbade, werden durch gegenwärtige Schrift sehr verdächtig, weil er sich nur einige Sommer-Monate jährlich daselbst aufgehalten, und die Versuche nicht zusammenhängend anstellen können, auch vieles von Hörensagen hingeschrieben.

Im Karlsbade sind gegenwärtig fünf warme Quellen, die theils zum innerlichen, theils zum äusserlichen Gebrauch angewendet werden, als der Sprudel, das Mühlbad, der Neubrunn, und der Felsenbrunn. Der Sprudel bricht mit heftigen Triebe durch fünf Oefnungen hervor, und giebt in einer Stunde 165 Eymer Wasser. Die Wärme im Sprudel ist, wo derselbe zu Tage ausbricht, nach dem Fahrenheitischen Wärmemaaße 165. und nach dem Reaumurischen etwas über 59 Grade. Hineingelegte frische Eyer werden hart, und man kann das Federvieh wie auch Schweine darinnen brühen. Diese Wärme ist zu allen Zeiten und Witterungen unveränderlich. Der Dampf des Sprudels giebt einen starken laugenhaften Geruch, der Geruch des Neubrunnens hingegen ist schweflicht wie faule Eyer. Das Wasser aller dieser

Quel-

Quellen sich selbst gelassen, wird in 24 Stunden weißlicht, und trübe, und läßt ein weißlicht Pulver auf den Boden und die Seitenwände der Gefäße fallen. Nach 24 Stunden hingegen, wird die Erde blaßgelb, und endlich wird daraus ein röthlicher Schlamm. Die Wasser, wo sie hinfließen, setzen allezeit eine gelbe und röthliche Erde ab. Hingegen ist aller Sprudelsinter vom blaßgelben biß zum schwärzlich rothen, und pechschwarzen gefärbet. Die Erde welche durch das Verdampfen des Wassers erhalten wird, bleibt allezeit weiß, da hingegen alle Erde, die dieses Wasser freywillig an die Körper anlegt, gefärbet ist. Diese Farbe hängt lediglich vom Eisen ab; welches der V. nach chymischen Gründen gemuthmaßet, und würklich gefunden. Er vermischte nemlich eine kleine Quantität dieser durch das Abdampfen erhaltnen weißlichten Erde mit Schweinefett, und erhielt solche eine Viertelstunde in starken Kohlfeuer; und nachdem das gebrannte Pulver geschlemmt worden, so zog der Magnet Eisentheile an. Eine Unze dieser Erde lieferte sechs Gran Eisen. Diese Erde nennt der V. terra virginea, denn mit der Vitriolsäure aufgelöst, liefert sie keinen Selenit, welches doch geschehen müßte, wenn es eine wahre Kalcherde wäre. Daß in diesen Wassern ein wahres Alkali enthalten, beweißt der Violensyrup, welcher die Mischung nach vier und zwanzig Stunden grasgrün färbet. Das wohl gereinigte Mittelsalz des Carlsbades schießt in Krystallen, die ohngefähr einem sechseckigten Prisma gleichen, horinzontal an, dessen Geschmack gesalzen und etwas weniges bitter ist. Es zerfällt in freyer Luft, oder bey der Wärme in ein Pulver, ist folglich ein Sal mirabile Glauberi. Da bekannt ist, daß, wenn man auf geflossenes Wundersalz Kohlengestübe wirft, und davon ein Schwefel entstehet; so wundert dem Recensenten billig, daß der V. unter andern Ver-

suchen S. 59. Th. I. nicht ein Wort davon erwähnet. Verschiedene Schriftsteller, welche das Krystallisiren ohne Zusatz dem Karlsbader Wasser abgesprochen, werden hier abgefertiget. Das öftere Zerlassen im reinen Wasser, und wieder krystallisiren, scheidet das überflüßige Alkali ab, so diesem Brunnen Mittelsalze anhängt, das dabey befindliche Alkali, schwächt den Magen und die Gedärme, und erregt einen ziemlich großen Durst. Dieses Alkali wird weggeschaft, wenn die Lauge mit der Vitriolsäure gesättigt wird. Betrüger haben an dessen Stelle den alkalischen Theil durch den Alaun weggeschaft, wofür sich aber rechtschaffene Aerzte zu hüten haben. Das Kochsalz hat vor dem V. noch niemand in der Sprudelquelle des Karlsbades entdeckt, weil solches weit schwerer in Krystallen anschießt, alß das andere Mittelsalz. Der künstliche Handgriff, wodurch der V. das Kochsalz gewonnen, ist die ganz gelinde Abdampfung der Mutterlauge, und er nennt solches mit Rechte eine warme Krystallisation, weil die meisten andern Mittelsalze, nur in der Kälte zu Krystallen anschießen. Ein Pfund Sprudelwasser liefert 24 Gran Kochsalz. Die zurückgebliebene Mutterlauge färbt den Violensaft sogleich grasgrün. Das Spießglas mit dieser Mutterlauge gekocht, giebt einen schönen mineralischen Kermes. Die Lauge ins Trockne gebracht, und mit Schwefel geschmolzen, liefert die vollkommenste Schwefelleber. Die Lauge giebt beym Abdampfen, ehe sie völlig zur Trockne kommt, einen unerträglichen Gestank, und der V. zeigt in der Folge, daß das in derselben befindliche Brennbare und Eisentheile, hiervon die Ursache abgeben. Dieses mineralische Alkali in seiner Reinigkeit hält alle die Proben, so Marggraf mit dem gefundenen Grundtheile des Kochsalzes angestellet hat.

Die

Die Erden und Steine, die von den Quellen des Karlsbades in kurzer Zeit häufig gefärbt werden, sind der Farbe nach blaßgelb, röthlicht, braun, auch schwarzbraun, schwer von Gewicht, und in einigen Steinen, wenn sie zerbrochen werden, schwärzlicht glänzend. Springsfeld und alle andere Schriftsteller, welche vom Karlsbade geschrieben, und ihm nachgebetet haben, leugnen die Gegenwart des Eisens in demselben; ausgenommen Klinghammer wies in einem Briefe 1763. dem D. Springsfeld die Gegenwart der geleugneten Eisentheile. Auch Herr Zückert ist in diesen Irrthum verfallen. (S. Hr. D. Zückerts systematische Abhandlungen aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands 1768. Th. 2.) Brauner Sprudelstein, den das Wasser nahe an der Quelle ablegt, in Vitriolgeiste aufgelößt, wurde durch Galläpfel in wenig Minuten schwarz. Eben dergleichen Sprudelstein mit gepülverten Salmiak vermischt, und aus einer Sand-Kapelle destillirt, lieferte Harngeist in der Vorlage, und im Halse der Retorte Eisenblumen. (Flores Salis ammon. mart.) Dieser sogenannte Sprudelstein ist röthlich, fest, schwer, und gleichsam mit Eisensafran bestreuet; zerspringt, wenn man ihn auf einen Stein fallen läßt, mit einem Klang. Hätte D. Springsfeld seine mit dem Phlogiston geglüheten Steine geschlemmt, so würde er gewiß Eisen entdeckt haben. Der V. nahm 4 Loth geschlemmte trockne Erde, brachte solche mit Schweinfett, Kohlenstaub, ein wenig Borax in einen Schmelztiegel, bedeckte die Mischung mit Kochsalz, und erhielt den Tiegel so lange im Feuer, bis es nicht mehr rauchte. Durch diesen Handgrif erhielt der V. zwey und einen halben Scrupel Eisenpulver vermittelst des Magnets. Der Einwurf daß alkalische Salze die in der Vitriolsäure aufgelöseten Eisentheile niederschlagen müssen, wird

im

im 12ten Abschnitt sehr geschickt beantwortet, auch gewiesen, daß der D. Springsfeld sich durchaus geirret habe. Eben dieser Fall ist bey dem Pyrmonter und Spaawasser, die beyde ebenfalls mineralisches Alkali mit sich führen. Bey dem Sprudel des Karlsbades hingegen fällt das Eisen zu Boden, so bald die Vitriolsäure, die hier sehr flüchtig, verflogen ist. Der Versuch mit Galläpfeln, um die Eisentheile zu entdecken, ist bey diesen Wässern des Karlsbades aus dem Grunde mißlich, weil das Alkalische und die Mittelsalze die Oberhand haben. Die Wärme des Wassers kommt hier auch mit in Anschlag; Oft sind gute Stahlwasser deswegen verworfen worden, weil sie nicht sogleich von den Galläpfeln eine Veränderung erlitten. Die Meergrüne Farbe, die jedes Eisenwasser, bey welchem das Alkali vorwaltet, nach 24 Stunden von den Galläpfeln annimmt, ist ein sicherer Beweis von der Gegenwart der Eisentheile in demselben.

Bey den meisten Mineral-Quellen ist die flüchtige Säure die Seele solcher Wässer, ohne welcher sie oft, den gemeinsten Brunnen-Wässern ähnlich sind. Noch niemand hat vor dem V. seine Aufmerksamkeit auf dieses flüchtige Wesen gerichtet. Bey kalten Mineralwassern läßt sich diese flüchtige Säure durch das Destilliren entdecken, wie Friedr. Hofmann, *Duclos*, Lukas gewiesen. Die flüchtige Säure des Sprudels ist wie angebrannter Schwefel, und erstickend, wie der V. sich durch das Bohren des Sprudels davon überzeugt hat. Fettes Kiehnholz, das einige Zeit in diesem Sprudel gelegen, hat wie wahrer brennender Schwefel gerochen. Selbst das Kiehnholz, an welchem der Dampf des Sprudels eine Weile angebracht gewesen, äusserte einen starken Schwefel-Geruch beym Verbrennen. Der blaue Tornesol über den Sprudel aufgehängt, wurde roth. Ein Beweis von der Gegen-

gegenwärt einer Säure. Selbst die Eisenfeilspäne werden von diesem Wasser angegriffen.

Der zweyte Theil liefert die natürliche Geschichte der Karlsbader warmen Quellen. Der ältere Theil der Geschichte ist sehr dunkel, und stützt sich auf fortgepflanzte Nachrichten der Einwohner. Die älteste Nachricht ist aus des D. Summers hinterlassenen Traktate von 1589. de inventione, descriptione, temperie, viribus, et imprimis usu thermarum D. Caroli IV. Imperatoris libellus etc. Niemand zweifelt dran, daß es Kaiser Karl der vierte war, der diese Gesundheitsquellen 1370. entdeckt, oder besser zu sagen, bekannt gemacht hat. Die Grafen von Schlicken waren vor Zeiten Eigenthumsherren des benachbarten Dorfs Wari, der Kaiser aber begnadigte den Ort mit besondern Privilegien. Den Brand, welcher 1759. zwey Drittheile der Stadt Karlsbad verwüstete, hat der V. mit angesehen, und seinen Theil davon empfinden müssen. Wenn die Sprudelquellen sich selbst überlassen werden, stossen sie das Wasser zwar mit starken Andringen, doch aber auf keine sonderliche Höhe hervor, weswegen Ständer von zusammen genagelten Bretern aufgesetzt sind. Die größte Sprudelquelle schaft so viel Stein und Sinter zu Tage, daß selbiges jährlich zweymal weggeräumt werden muß. Die fünf Sprudelöfnungen hingegen liefern so viel Topfstein, daß selbiger vermittelst eines Bohrers, der am Ende sternförmig ausgekerbt ist, ausgezogen wird. Die Sprudelschaale (S. 17. Th. 2.) ist ein steinern Gewölbe, unter welchem sich der Sprudel aufhält, dessen Steinart kein gemeiner Felsenstein, sondern der festeste Topfstein ist. Dieses Gewölbe ist von undenklichen Zeiten her, vorhanden gewesen. Das große Wasserbehältniß des Sprudels nennen die Einwohner den Kessel. Die Schaale davon ist von festem Gestein,

 man

marmorartig roth gestreift, und wie Bimsenstein durchlöchert. Bey den Quellen finden sich hin und wieder in dem Erdboden Dunstlöcher, bald in, bald ausser dem Bezirk der Sprudelschaale; aus diesen dringen saure Schwefeldünste hervor, welche kleinere und grössere Thiere, sowol als Menschen, die sich dieser Gefahr aussetzen, ersticken. Der größte Theil dieser Dunstlöcher befindet sich von der Morgenseite des Sprudels bis zur Kirche, und kommen solche aus keinem festen, sondern einem weichen Erdboden hervor. Die Kraft der mineralischen elastischen Dünste wird S. 41. mit Beyspielen aus Boerhavens Chymie u. a. m. erwiesen. So ist z. B. die Destillirung des rauchenden Salzgeistes (spiritus salis fumans) sehr gefährlich, weil diese sauren Dämpfe die festesten Retorten mit Lebensgefahr der dabey gegenwärtigen zersprengen. Eben so zeigen die Vitriol- oder Schwefeldünste ihre Federkraft, feste Geschirre zu zersprengen, wenn die Wärme dergleichen Geister ausdehnet. Wie heftige Gewalt diese elastische Materie äussert, erfahren die Scheidekünstler oft, wenn ihnen die dauerhaftesten Gefäße zersprengt werden. Eine chymische Efferveſcenz ist sehr leicht zu erklären, wenn man sich gedenkt, daß hier Eisenerde, Vitriolsäure, alkalinische Erde und dergleichen Salz, aufgelößt bey einander seyn. (Das Brennbare oder Phlogiston nicht zu vergessen.) Daß der V. richtige Gründe der Naturlehre besitze, beweiset folgendes S. 49. Th. 2. „Wenn an einem heitern Tage ein Gewitter oder Regen folgt, wobey „das Quecksilber im Wetterglase den verminderten „Druck der Luft anzeigt, so stößt der Sprudel sein „Wasser mit mehrerer Gewalt, mehreren Geräusche, „und auf einer größern Höhe aus, und das aus der „Ursache, weil das elastische Wesen unter der Sprudel„schaale seine Schnell- und Federkraft gegen den ver-

„min-

„minderten Widerstand, den es in der äussern Luft „antrift, mehr und leichter anwenden kann.„ Die elastische Kraft, der unter der Sprudelschaale eingekerkerten Dünste, ist also die wahre Triebfeder des Sprudels, und der Wassersprünge. Denn unter der Sprudelschaale geschiehet die immer neue Erzeugung der Luft und der elastischen Dünste, und die Ausdehnung derselben durch die Wärme beständig und ununterbrochen. Durch den Zulauf des häufigen Wassers in diesem verschlossenen Kessel wird dies elastische Wesen also gepreßt, daß es die ganze Sprudelschaale in die Höhe heben, und zertrümmern würde, wenn es durch die fünf Sprudelöfnungen keinen Ausgang gewinnen könnte. Der Naturforscher kann demnach unter der Sprudelschaale alles das beysammen antreffen, was die Naturlehre von der Pressung der Luft und der Dünste; von ihrer Ausdehnung durch die Wärme; von der großen Federkraft, die sie durch beydes erhalten; und von der unmöglichen Zusammendrückung des Wassers, durch eine Reihe von Versuchen, lehret und beweiset.

Ausbrüche des Sprudels, in der Nachbarschaft der Hauptquelle, haben sich in jetzigem Jahrhundert wohl fünfmal ereignet; allein man hat sogleich Hand angelegt, diese fremden Ausbrüche zu verstopfen, und dieses geschiehet vermittelst eines hölzernen Keils, mit Werg umwickelt, welches alsdenn versintert. Denen fremden Ausbrüchen der elastischen Materie und des Wassers, wird nach den Rathschlägen des V. durch folgendes vorgebeugt. 1) Die Aufbohrung aller 5. Sprudelöfnungen darf nicht versäumt werden, 2) Die Einstellung der Ständer in die Sprudellöcher muß mit gehöriger Behutsamkeit geschehen. Wenn Sprudelwasser in hölzernen oder irdenen Gefäßen hingestellt wird, so entstehet in Zeit von 12-24. Stun-

den auf der Oberfläche ein zartes Häutchen, welches Badeschaum (cremor thermarum) genennt werden kann, und ein weisses Pulver darstellet. Mit diesem zarten weißen getrockneten Pulver oder Badeschaum brauset der Vitriolgeist lange und heftig, löset aber nicht viel auf. Der Salpetergeist hingegen äussert seine Wirkungen besser, und löset mehr auf, als der Vitriol- und Salzgeist thun. Pisoliten- oder Erbsensteine, werden in der Gegend der Quellen häufig angetroffen. Wenn eine einzelne Pisolite in glühende Kohlen gelegt wird, so zerspringt sie in unzählige Stücke mit einem Knalle, welcher einem Pistolenschusse gleichet. Vermuthlich hat eine elastische Luft sich in die schaalenhaften Lagen dieser Steine mit einschließen lassen, welche im Feuer diesen Knall verursacht. Oft findet man Pisoliten, welche noch eine äussere Rinde von Toffstein haben, dieselben liegen auch wohl in Toffstein zerstreuet, verwachsen. Die Farbe dieser Erbsensteine ist verschieden, bald ganz weiß, bald röthlich, bald kastanienbraun. Die Rinde der weissen, gleicht dem Badeschaum vollkommen.

Die Würkungen des Karlsbades, welche im dritten Theile vorkommen, werden vom V. sehr umständlich, und ausführlich abgehandelt, weil derselbe durch seinen beständigen Aufenthalt als ausübender Arzt, zum Beobachten Gelegenheit gnug gehabt. Freylich hat die Ausübung der Arzneywissenschaft im Karlsbade, so wie bey den meisten Gesundbrunnen, ihre große Mühseligkeiten, weil man oft gezwungen ist, Krankheiten, über deren Diagnosis die Aerzte, Jahre hindurch nicht einig worden, in 3 Wochen, als so lange sich die meisten Brunnen-Gäste nur aufhalten, zu bestimmen. Die Geschichte der wichtigsten Krankheiten, welche die Wirkung des Carlsbades sehr hätten erklären helfen, muß man unvollkommen endigen,

so

so bald der Kranke die Stadt verläßt, dieses ist die gerechte Klage des V. Ehe der V. von der Würkungsart des Karlsbades zu reden anfängt, schickt er eine kurze, doch gründliche Einleitung in die Erkenntniß der Entstehungsart langwieriger Krankheiten voraus. In Verstopfungen der Eingeweide, zähen scharfen Säften äussern diese Wässer eine vorzügliche Wirkung. Ohne die Gegenwart der Eisentheile und dem wenigen geistigen, würde das Carlsbader Wasser ein wärmes salziges Wasser seyn, welches in jetzt gewöhnlicher Menge kaum gesunde Körper lange vertragen würden, ohne sich Krankheiten auf den Hals zu ziehen, die von den geschwächten festen Theilen entstehen; die gütige Natur aber hat, durch die Einverleibung des Eisens, den Sprudel so allgemein brauchbar gemacht, daß auch schwächliche Frauenspersonen, ohne Erschlaffung der festen Theile, solches Wasser lange vertragen können. Stärken ist nicht des Carlsbades Haupt- sondern nur eine Nebenwirkung. Der V. schätzt diese stärkende Nebenwirkung sehr hoch. In Krankheiten, welche von unordentlichen Bewegungen der Nerven herkommen, dient besonders der flüchtige Theil des Wassers. Freylich müssen auch andere dienliche Mittel oft mit daneben gebraucht werden. Die Wirkung des mineralischen Brunnen-Alkali ist nicht mit derjenigen vom feuerbeständigen Alkali aus dem Gewächsreiche zu verwechseln, denn jenes ist irdisch und mild, und dieses feurig und scharf. Wenn durch den Gebrauch des Brunnen-Alkali das acidum spontaneum zerstört wird, so macht solches in den ersten Wegen ein wohlthätiges Mittelsalz. Bey verhaltener Reinigung, auch wo diese eine Melancholie verursacht hatte, erzehlt der V. einige Fälle, die in der That zu den merkwürdigsten gehören, und welche durch den Gebrauch dieser Gesundheitsquelle gehoben worden. Gleichergestalt hat sich auch dieses Wasser in Stein-

schmerzen kräftig bewiesen, und diese Wirkung ist aus dessen Bestandtheilen höchst wahrscheinlich. Anfangende Podagristen, oder arthritische, können durch den Gebrauch des Carlsbades so viel gewinnen, daß die Anfälle einige Jahre nicht zurück kommen. Auch giebt dieses Wasser denen Nerven eine andere Art der Spannung, dringt bis in die feinsten Gefäße derselben, hebt allda oft unbekannte Hindernisse, wodurch zuweilen ungemeine Nervenzustände verbessert, auch gänzlich geheilet werden. Der Gebrauch des Badens mit diesem Wasser ist beynahe in eine gänzliche Vergessenheit gekommen, da es doch von der Entdeckung an, 150. Jahre lang, blos allein zu diesem Behuf angewendet worden, welches die ältern Schriftsteller D. Payer und D. Summer in ihren Nachrichten angemerkt haben. Im vorigen Jahrhunderte, und zu Anfange des jetzigen, war noch die gewöhnlichste Curart, daß die Kranke 6. oder 7. Tage den Sprudel trinken, alsdenn durch eben so viel Tage baden, und dieses zweymal wiederholen mußten. Im Jahr 1759. brannten gegen 40. Häuser ab, deren jedes mit ein oder zwey Bädern versehen waren. Wir müssen wegen Mangel des Raumes noch viel Gutes überschlagen, und gestehen gerne, daß wir eine solche gute, reine Schreibart von einem böhmischen Arzte nicht vermuthet hätten.

Dr.

XI.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Mathias Schröckh, ordentl. Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Wittenberg. Dritter Theil. Leipzig, bey Engelhard Benjamin Schwickert, 1772. 430 Seiten in 8.

In

In Rücksicht auf das, was der Recensent des 2ten Theils dieser Geschichte erinnert hat, erklärt sich H. Schröckh in der Vorrede zu gegenwärtigem Theil: „es sey nie seine Absicht gewesen, die christliche Kirchengeschichte blos für Ungelehrte zu schreiben. Dies Werk sollte zwar ein Handbuch für solche Leser werden, die entweder nach der eigentlichen theologischen Wissenschaft nicht trachten; oder die christliche Geschichte anders als blos zum theologischen Gebrauche abgefaßt, vor sich haben möchten. Und die Anzeige der Quellen und Hülfsmittel der Erzählung verrückte diesen Entwurf noch nicht. Zugleich aber, sagt er, fieng ich auch an auf angehende Freunde der Theologie zu sehen, welche wahrnahmen, daß sie das Buch nützen könnten; und überredete mich es sey möglich, zugleich auch für sie zu schreiben. Wenn man in einem Buche, setzt er hinzu, mehrere verschiedene Absichten zugleich zu erreichen sucht, so erreicht man meistentheils entweder nur eine, oder gar keine. Die Leser mögen urtheilen, ob es mir auch so ergangen sey.„ — Nach diesem freymüthigen Geständniß wird wohl der Recensent nichts weiter zu erinnern haben, und dem Leser das Urtheil gern überlassen.

Daß es der Verf. vorzüglich zur Erfüllung seines Endzwecks gerechnet, die Geschichte und Meynungen der christlichen Lehrer sowol, als der sogenannten Ketzer getreu darzustellen; dafür wird ihm der theologische und untheologische Leser Dank wissen. Wenn es mit der Unpartheylichkeit geschieht, deren er sich befleißiget; so kann es nicht anders als beyden Arten nützlich seyn: jene ermuntert es zum genauern Studieren und Lesen der Quellen selbst, welche ihnen hier auszugsweise mitgetheilt werden; und bey diesen wird der nun rege gewordene Untersuchungsgeist genährt und aufgeklärt, daß sie die Denkungsart und das

Maaß der Einsichten der alten christlichen Lehrer und unsrer gegenwärtigen Zeiten mit einander vergleichen, und theils das Gewicht neuerer theologischen Lehrsätze und Behauptungen selbst beurtheilen, theils die unter uns herrschende Denkungsart und Einsichten richtig schätzen können. In dieser Absicht müssen die vollständigen Auszüge, welche der Verf. aus den Schriften der alten Kirchenlehrer, oft mit ihren eigenen Worten, in diesem Theile geliefert hat, sehr willkommen seyn: und in unsern Augen geben sie seinem Werke einen vorzüglichen Werth.

Es muß in der That den vernünftigen Leser zu verschiedenen lehrreichen Betrachtungen veranlassen, wenn er mit dem Geist und den Religionsbegriffen der alten Kirchenlehrer näher bekannt wird, und die Wahrheit und den Werth ihres Vortrags selbst wägen kann: eine Prüfung, wozu er durch ihre gelehrteste Ausleger selten geleitet wird, welche sie fast immer nur einseitig darstellen und behandeln, entweder historische und kritische Data aus ihnen zu berichtigen, oder sie zum Vortheil ihres eigenen Systems sprechen zu lassen. Nahet man sich ihnen selbst mit gesunder Vernunft und sucht nur gesunde Vernunft bey ihnen; so erblickt man sie erst in ihrer eigenen wahren Gestalt, und erkennet den Grad des Werths oder Unwerths, den sie für uns haben, und siehet ohne Vorurtheil ein, wie wenig ihre theologische Begriffe, (ich rede nicht von den simpeln Religionsbegriffen, die sie ganz ohne Kunst und Verbrämung aus der Bibel nahmen,) mit den unsrigen übereinstimmen, einem neuern System das Wort reden, oder uns in der Philosophie der Religion zum Muster dienen können. So lange ein Justin der Märtyrer, ein Athenagoras, ein Irenäus, ein Clemens von Alexandrien, ein Tertullian u. s. w. die christliche Lehre und den Gottesdienst der Christen

wie-

wider die Heyden vertheydigen, oder die Christen ganz simpel nach der Lehre der Schrift in ihren Glaubens- und Lebenspflichten unterrichten; so erblickt man in ihnen nicht allein treue, redliche und von der Wahrheit ihrer Lehren selbst innig überzeugte Männer, sondern auch einen richtigen und gesunden Verstand, der sich an einleuchtende und zuverläßige Gründe hält, die in der Natur der Sache liegen, und eben die Wirkung auf jeden andern gesunden Verstand thun, der sich in ihre Lage versetzt, als sie auf den ihrigen gethan haben. Gerathen sie hingegen in das Bilderdeuten und Allegorisiren; so werden sie unerträglich, und hören auf die vernünftigen und lehrreichen Männer zu seyn, dafür man sie sonst erkannt hatte. Kommen sie auf den unglücklichen Einfall, das Christenthum mit der damals herrschenden Philosophie zu verbinden und das eine durch das andere aufzuklären; so kann man sich nicht genung wundern, wie diese sonst helldenkende Köpfe so sehr in Nonsense haben versinken, sich in ein Labyrinth zweydeutiger oder vager Ideen verirren, und doch dabey glauben können, wie schön die von ihnen erfundene Harmonie sey, und wie viel Licht und Ueberzeugung sie über ihre vorgetragene Lehrsätze verbreitet hätten. Dieser seltsame Kontrast könnte ihren Geist um des Lesers ganze Achtung bringen, und hat es auch wohl bey solchen, die dem ersten Eindruck gefolgt sind, gethan; wenn er nicht mehr der damaligen Erziehung und Philosophie, die aus vielen unzusammenhängenden Systemen gemischt, und auf luftige, phantastische und unnatürliche Grundsätze großentheils erbauet war, als dem Mangel ihrer Beurtheilungskraft zugeschrieben werden müßte. Ihre Zeiten hatten keine bessere Grundsätze zum philosophischen Denken, diese Männer konnten also auch selbst zu keinen bessern gewöhnt seyn: wie konnten sie denn,

da sie es nun einmal wollten und es für nützlich hielten, ihre Religion andern Grundsätzen anpassen, als die vorhanden waren? Wie konnten sie nun aber auch, möchte man weiter fragen, im Philosophiren über die Religion unsere Muster seyn? — Einen gleichen Kontrast bemerkt man in ihrem Moralisiren. War der Kopf kalt, oder nur durch die Eindrücke der simpeln evangelischen Sittenlehre und der ruhigen Ueberlegung erwärmt, so waren sie in Beurtheilung der Pflichten eines Christen billig, sanft, nachgebend und voll mitleidiger Geduld gegen schwache Gewissen. War aber der Kopf von Natur heiß und die Einbildungkraft finster und schwermüthig, wurde sie durch die damalige Lage der Christenheit, oder durch vorher angenommene finstre philosophische Strenge, oder durch schwermüthige Uebungen unter traurigen Aussichten noch mehr überspannt; so war auch ihre Moral überspannt, und verwandelte die geselligste und menschenfreundlichste Sittenlehre in übertriebene, seltsame und quälende Uebungen, in beschwerende und doch unnütze Lasten, und in ungesellige und unnatürliche Pflichten. In solchen, wiewol gutgemeynten Schwärmereyen bedauren wir sie, und entschuldigen sie auch; aber wer dieselben für christliche Moral halten wollte, würde dem Christenthum großes Unrecht thun, und den Sinn und Werth der evangelischen Sittenlehre nicht verstehen: Tertulliane (und wir haben auch welche gehabt,) müssen nicht Sittenlehrer der Christen seyn.

Auf diese und ähnliche, wie mich dünkt, lehrreiche Betrachtungen wird man durch die sorgfältigen und kernhaften Auszüge geleitet, welche der Verf. diesem Theil seiner Kirchengeschichte aus den überbliebenen Schriften der Kirchenlehrer einverleibet hat, welche in dem Zeitraume vom Antonin dem Frommen an bis zum Ende der Regierung des Kaisers Severus ge-

gelebet haben. In dieser Absicht scheint mir dies Werk zur allgemeinen Lektüre in der That wichtig zu seyn: und vielleicht reizt es mehrere Leser und erweckt mehrere Betrachtungen dieser Art: wenn ich einige Proben aus dieser Geschichte anführe, welche den Geist und die abstechende Denkungsart der alten Kirchenlehrer charakterisiren.

Justin der Märtyrer redet in seiner Schutzschrift für die Christen S. 19. f. mit großer Simplicität und mit einer treuherzigen Beredsamkeit, die aus Gefühl der Wahrheit entsteht und wieder Gefühl der Wahrheit erzeugt, von der Beschaffenheit ihrer Glaubenslehren. Unter andern sagt er, ohne etwas arges daraus zu haben S. 22. „Christus, der Sohn des wahren Gottes, hat uns gelehret, den Schöpfer der Welt durch Gebet, Lob und Danksagung zu verehren; dem wir nach dem Vater die zweyte Stelle in unserer Verehrung, die dritte aber dem prophetischen Geiste geben.„ So wenig dachten noch die Christen damaliger Zeit daran, über Vater, Sohn und Geist viel zu grübeln und zu raisoniren: so wie ihnen diese Sache begreiflich war, so sprachen sie darüber; und verargten es ihrem Lehrer nicht, sich menschlich darüber auszudrucken. Wie übel würde aber dieser heilige Mann und eifrige Christ jetzt damit angekommen seyn! — Eben dieser simpel denkende Mann aber sagt auch in eben der Schrift S. 25. „Wer unter den Heyden nach der Vernunft gelebt hat, der ist ein Christ gewesen; der aber gottlos und ein Feind Christi, der ohne Vernunft gelebt hat:„ wo er offenbar mit der Zweydeutigkeit des Namens λογος, welcher von Johanne Christo beygelegt wird, spielt und alberne Schlüsse daraus macht. Nach S. 26. war ihm „das Kreuz das größte Zeichen der Macht und Gewalt Christi, und seiner Meynung nach geschiehe in

der

der Natur, und im menschlichen Leben wenig erheb-
liches ohne das Kreutz. Die Segelstangen mit aus-
gespannten Segeln, die Werkzeuge des Pflügens und
Grabens, die Römischen Fahnen, die Bilder der Kay-
ser sogar, alles hat die Gestalt des Kreutzes.„ „Das
Osterlamm, S. 37. im Gespräch mit dem Tryphon,
soll am Spieße vollkommen ein Kreutz abgebildet ha-
ben,„ u. s. w. — Man kann sich nicht genung wun-
dern, daß vernünftige und alberne Gedanken sich
so nahe beysammen finden können.

Ein anderer noch vortreflicherer Schutzredner der
Christen war Athenagoras. Er vertheydiget die Chri-
sten so bündig gegen die ihnen aufgebürdete Verbre-
chen, und zeigt aus ihrer Lehre sowol als aus ihrem
Wandel, und aus den Leiden, die sie um deswillen
erduldeten, wie unmöglich sie dieser Verbrechen schul-
dig seyn konnten; und in seiner Schrift von der Aufer-
stehung der Todten spricht er von der Möglichkeit und
Vernunftmäßigkeit derselben mit solchem nüchternen
und philosophischen Geiste, daß man seinem hellen
Verstande und richtigen Beurtheilungskraft die gebüh-
rende Achtung nicht versagen kann. Wenn er es aber
philosophisch erklären will, daß Gott einen Sohn habe;
so verfällt er in ein sehr unphilosophisches Gewäsche,
und mischt platonische Metaphysik und Vorstellungen
der Schrift so seltsam durch einander, daß keins von
beyden übrig bleibt. Man höre ihn nur selbst nach
S. 122. 23. „Der Sohn Gottes ist das Wort oder
die Vernunft des Vaters, im Urbilde sowol, als in
der Wirkung. Denn von ihm und durch ihn ist al-
les gemacht worden, indem der Vater und der Sohn
Eines sind. Da nun der Sohn in dem Vater, und
der Vater in dem Sohne ist, durch eine geistliche Ein-
heit und Macht; so ist der Sohn Gottes der Verstand
und die Vernunft des Vaters.„ Dies will er noch
deut-

deutlicher machen, wenn er in der Folge sagt: „Er ist die erste Zeugung des Vaters: nicht als wenn er gemacht worden wäre; — sondern dergestalt, daß er hervorkäme, um allen körperlichen Dingen der unförmlichen Natur und Erde, nach der innersten Vereinigung und Vermischung der leichtern Theile mit den dichtern, den urbildlichen Begriff und die Wirkung zu ertheilen.„ Wer Lust hat, der bringe hier Gedanken und Zusammenhang hinein, und setze es dann mit den simpeln Vorstellungen, welche uns die heil. Schrift vom Sohne Gottes giebt, in Uebereinstimmung. Man merke auch: es war nicht Sektengeist oder polemische Wuth, welche den Athenagoras so weit von seinem eigenen Verstande entfernte; beyde können es sonst recht gut: sondern es war Begierde, etwas unerklärbares erklären, und durch noch unerklärlichere Phantasien einer scheinbar glänzenden Philosophie deutlich machen zu wollen. Und die Philosophie dieser Männer sollte eine Richtschnur unsers philosophischen Denkens über die Religion seyn?

Irenäus giebt uns ein neues Beyspiel. Sein kurzgefaßtes Glaubensbekenntniß S. 196. ist in Absicht der Glaubenslehren mit gesundem Urtheil gewählt, und in Absicht der Faßlichkeit mit großer Weisheit ausgedruckt. Man hört einen überlegenden Mann sprechen, wenn er S. 199. sagt: „Der Unterschied zwischen den Christen, daß einer gelehrter oder beredter ist als der andere, hebt in Absicht dieser allgemeinen Lehren die Uebereinstimmung im Glauben nicht auf, sondern bringt nur eine größere Geschicklichkeit in der Erklärnng desselben hervor.„ Wodurch er offenbar den Lehrern das Recht abspricht, den Christen noch andere Glaubensmeynungen als nothwendig aufzudringen — Man freuet sich, die Sprache des richtigen Selbstgefühls und der wahren Demuth von

ihm

ihm zu vernehmen, wenn er S. 204. eine weise Unwissenheit in Absicht dessen empfiehlt, was nur aus Vorwitz erforscht wird S. 204. „Wenn man, sagt er, Gott glaubt, ihn liebt, und gewiß weis, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes gekreuziget worden sey: so ist es besser, als sich wegen einer eiteln Spitzfindigkeit aufzublähen. Ein gesunder, vorsichtiger und wahrheitliebender Verstand ist nur bereit, solche Dinge zu betrachten, und sich durch tägliche Uebung recht geläufig zu machen, welche Gott seinen Kräften völlig angemessen hat. Dergleichen sind Dinge, welche in die Augen fallen, welche offenbar und ohne alle Zweydeutigkeit in den göttlichen Schriften ausgedruckt sind. Nach solchen muß man auch die Gleichnisse erklären; nicht aber die Dunkelheit derselben mißbrauchen, um deutliche Stellen und Lehren in Verwirrung zu setzen. — Eben weil die Ketzer Gott gar nichts überlassen wollten, sind sie auf thörichte Meynungen gerathen. — Ein sehr wahrer Satz, den er noch vor Augen hatte, da er sich über die Zeugung des Sohnes S. 205. ganz bescheiden erklärte. Aber eben dieser Mann erklärt S. 223. das Sehen Gottes, das sich nicht wohl anders als durch Erkennen erklären läßt, auf eine seltsame Art; wie auch S. 226. die Menschwerdung Christi; ist bey allem seinen gesunden Urtheil ein sehr leichtgläubiger Mann, und glaubt ein irdisches tausendjähriges Reich Christi. Indessen ist doch das an ihm zu loben, daß er sich am meisten vor der Vermischung der herrschenden Philosophie mit den Begriffen der christlichen Religion gehütet; ja selbst ernstlich dagegen geeifert hat.

Ich wollte noch den Tertullian, von dessen Leben und Schriften H. Schröckh, und mit Recht, ausführlich gehandelt hat, mit sich selbst vergleichen, der sehr sonderbare Widersprüche in seinem Geiste vereinigte:

ich

ich würde aber weitläuftiger werden müssen, als es die Grenzen einer Recension verstatten. Für nachdenkende Leser wird das, was der Verf. von ihm sagt und aus seinen Schriften anführt, Stoff genung zu dieser Vergleichung und zu den daraus zu machenden praktischen Schlüssen darbieten.

Oa.

XII.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Enewold Brandts, wie auch zuverläßige Nachricht von seinem Betragen und Denkungsart in seiner Gefangenschaft bis zu seinem Tode auf dem Schafotte den 28 April. — Zum Druck gegeben von Jürgen Hee, Probst bey dem See-Etat, neue verbesserte Auflage mit Anmerkungen des Herausgebers, 1773. 8. 94 Seiten.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen und Königl. Dänischen geheimen Cabinetsministers Joh. Fried. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zur Aenderung seiner Gesinnungen über die Religion gekommen ist. Zum Druck gegeben von D. Balthasar Münter, neue verbesserte Auflage, mit Anmerkungen eines Freundes der Wahrheit, 1773. 8. 408 Seiten.

Die

Die beyden unglücklichen Freunde, deren Bekehrungsgeschichte hier geliefert wird, waren von einem sehr verschiednen Charakter, und selbst in Ansehung ihrer gemeinschaftlichen Irreligion sehr verschieden, auch wurden sie von zween Geistlichen von verschiedner Denkungsart und Einsicht, und nach einer sehr verschiednen Methode zum Tode bereitet, der Herr Probst Hee macht, seinem Vorgeben nach, die Nachricht von seinem Bekehrungsgeschäfte in der Absicht bekannt, um durch dieselbe gewisse zum Nachtheil des Grafen Brandt ausgestreuete Gerüchte, zu widerlegen und zu beweisen, daß derselbe wahrhaftig und gründlich bekehret worden. Wenn man nun gleich geneigt seyn möchte, nach der christlichen Liebe das Beste zu hoffen, so möchte man doch bey einiger Einsicht in die Forderungen des Evangelii und Kenntniß des menschlichen Herzens, sich nach Durchlesung dieser Bekehrungsgeschichte kaum aller der Zweifel erwehren können, die natürlicherweise aufsteigen müssen, wenn man in ähnlichen Bekehrungsnachrichten lieset, daß auch die frevelhaftesten, verruchtesten Bösewichter, wenn sie gleich im Anfange ihrer Gefangenschaft nicht die geringste Reue bezeuget hatten, nachdem ihr Tod gewiß geworden, in wenig Wochen zu einer völligen Aenderung ihres Sinnes und zu einer unbegreiflichen Freudigkeit und Zuversicht des Glaubens gelangt sind, und dem zufolge von ihren gutwilligen Bekehrern selig gepriesen werden. In der That haben wir in des Hrn. Probst Hee Nachricht wenig oder nichts gefunden, daß dergleichen Zweifel entfernen könnte. Seine bey dem Grafen Brandt angebrachte Bekehrungsmethode, welche sich von den gewöhnlichen Behandlungen der Missethäter in nichts unterscheidet und alle Mängel und Fehler derselben hat, war ohnedem dem Charakter und der Denkungsart desselben

gar

gar nicht angemessen. Graf Brandt war ein überaus leichtsinniger Mensch, der bey aller Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums und bey sehr lebhaften Empfindungen der Religion, die er gehabt zu haben vorgab, derselben nie einen Einfluß auf seine Gesinnungen und sein Betragen verstattet hatte, ja sogar ein Spötter gewesen war. Es war leicht, und läßt sich natürlich genug erklären, daß bey einem solchen Manne in dem Gefängnisse und bey der nahen Erwartung des Todes die ehemaligen religiösen Empfindungen wieder rege wurden, und zwar in ungewöhnlichen Stärke und Lebhaftigkeit, daß er nach dem einzigen Troste, der ihm übrig war, begierig griff, und bald zu Thränen der Reue und Wehmuth erweicht, bald zu entzückenden Hofnungen hingerissen ward; aber es war schwer, einem Gemüthe, das sich so lange mit einer ganz unkräftigen Ueberzeugung begnügt, und seine Religion nur auf einige flüchtige Rührungen eingeschränkt hatte, dieselbe wichtiger und wirksamer zu machen; es war schwer, daß die Religion, die bisher höchstens die Phantasey in müßigen Stunden beschäftigt hatte, die von allen gewöhnlichen Principien der Handlung abgesondert und in der Seele gleichsam insalirt war, der ganzen Denkungsart einverleibt, und mit den übrigen praktischen Grundsätzen dergestalt vereinigt wurde, daß sie in dieselbe eingreiffen, sie modificiren, und ihnen eine andre Richtung geben konnte. Dies letzte scheinet mir indessen zu einer gründlichen Bekehrung nothwendig zu seyn, und dies hätte billig das Ziel der Bemühungen des H. Hee bey dem Grafen Brandt seyn sollen. In diesen Falle hätte er vor allen Dingen den Grafen die Religion von einer andern Seite, als sie demselben bisher bekannt war, kennen lehren, ihm über manche Punkte Aufklärungen geben, insonderheit seine Urtheile über die Moral

litåt, über Recht und Unrecht u. s. w. mehr berichtigen und ihm zu einer genauern vollständigern Selbsterkenntniß, zu einer gegründetern und fruchtbarern Mißbilligung seiner bisherigen Denkungsart und Aufführung verhelfen müssen. Allein diesen Zweck hatte sich H. Hee, wie aus seinem Verfahren zu urtheilen ist, nicht vorgesetzt, vielmehr scheinet es ihm nur um die Erregung der zu einer eklatanten Bekehrung nöthigen Gefühle zu thun zu seyn. Er wendet sich hauptsächlich nur an die Einbildungskraft des Grafen, wenigstens konnte das, was er ihm vortrug, und wie er es ihm vortrug, eigentlich nur dieses Vermögen der Seele beschäftigen. Er hält ihm nach gewöhnlicher Art Gesetzpredigten, die ins Allgemeine gehen, mehr wider das sündliche Verderben überhaupt, als die besondere Unordnung desselben eifern, und weit geschickter waren, ihn niederzudonnern und durch ein gewisses verwirrtes Schrecken zu betäuben, als ihm über die wirkliche individuelle Lasterhaftigkeit seines Herzens und Lebens die Augen zu öfnen. Mit diesen Strafpredigten läßt er die Tröstungen des Evangelii ohne die nöthige Vorsicht und Einschränkung unmittelbar abwechseln, und macht es, wie der gemeine Mann von gewissen Predigern zu rühmen pflegt, stößt den Sünder erst tief in die Hölle hinab, aber weis ihn auch bald wieder bis in den Himmel zu erheben. Er sorgt so wenig für die Aufklärung des Verstandes, daß er dem Grafen nicht einmal die bildlichen und uneigentlichen Redensarten, worinn er gewöhnlich seine Unterweisungen einhüllte, noch die Kunstwörter des Systems, noch die theologischen Weidsprüche, noch die schematischen Vorstellungen, die er so gerne anbringt, in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt, um sie dem leichtsinnigen Höfling, der dabey nichts deutliches und bestimmtes denken konnte, einigermas-

sen.

sen verständlich zu machen. Was konnte dieser wohl dabey denken, wenn ihm sein Bekehrer zuruft: „er „solle jetzt gleich, ohne sich mit Fleisch und Blut zu „besprechen, sich den Lockungen der Gnade ergeben, „und dem Rufe des Hirten folgen„ u. s. w. Zwar findet der Herausgeber, in den beygesetzten sehr entbehrlichen Anmerkungen es gar erbaulich, daß H. Hee sich vorzüglich der Schriftsprache bedienet; allein so wie er sich derselben bedienet, kann ihr Gebrauch nur in dem Verstande erbaulich genannt werden, als der große Haufe unwissender und unnachdenkender Christen sich erbauet glaubt, wenn er geweihte Ausdrücke herdeklamiren höret, denen wegen der beständigen Verknüpfung mit Religionsmaterien und der Einschränkung auf dieselbe ein Nebenbegriff von besondrer Heiligkeit anhängt, und die ihm, weil er sie bey solcher Gelegenheit von jeher gehört, wenigstens geläufig und bekannt, obgleich in der That ganz unverständlich sind. Von dieser Art konnte auch nur die Erbauung seyn, die der Probst bey dem Grafen dadurch veranlaßte, wenn er um denselben zum Gebrauch des heil. Abendmahls zu ermuntern, sich der Worte Josuä zu den Kindern Israel, als sie über den Jordan gehen sollten, bedienet: „Bereitet euch zur Speise und Trank, „denn über drey Tage sollet ihr über den Jordan ge„hen. So sagte ich zu ihm, könnte er den Ausgang „aus der Welt als den Uebergang über einen Fluß „ansehen, wo er gleich jenseits das himmlische Ca„naan anträfe, und so sehe er wohl ein, wie noth es „sey, sich mit der Speise und dem Tranke des Lebens „und der Seeligkeit zu versehen, welches Jesus sein „Anführer ihm zum voraus bereitet habe.„ Dies war doch wohl weiter nichts als ein leerer Schematismus; indessen brachte es der Bekehrer durch diese und dergleichen figürliche Vorstellungen dahin, daß je ge-

wisser und näher der Tod ward, destomehr ein inneres eben so starkes als dunkles Gefühl der Freudigkeit zunahm, das H. Hee sehr gutwillig „mehr als eine na„türliche Freymüthigkeit oder Muth, sondern nach „allen untrieglichen Kennzeichen, Wirkungen des kräf„tigen Trostes des heil. Geistes und des lebendigen „Gefühls der Gnade in seiner Seele,„ nennet. Warum zeiget doch H. Hee diese untrieglichen Kennzeichen nicht näher an? waren sie wirklich von denen unterschieden, die er einige Wochen vorher an dem Grafen bemerkt hatte, und die er doch durch den wirklichen Erfolg für trieglich erkennen mußte, wenigstens konnte! Es hatte nemlich der Graf um ein lebendiges Gefühl der Gnade in seiner Seele gebetet, aber lange vergebens geächzet und gleichsam gebettelt, „endlich brach „ein so zusammengepreßter Seufzer aus seinem Herzen, „welchen er als eine gnädige Antwort von oben ansah, „ (wie es scheint mit völliger Zustimmung seines Bekehrers) „ und sogleich einen besondern Frieden und Ver„sicherung in seinem Gemüthe empfand.„ Und doch was geschah? Kaum zeigte sich einige schwache Hofnung, daß er das Leben behalten würde, so verfiel er beynahe völlig in seinen vorigen Leichtsinn zurück. Dieser Vorfall hätte doch den guten Probst ein wenig mißtrauischer gegen die Gefühle und geistliche Leidenschaften machen sollen.

Von einer ganz andern Beschaffenheit und ohne Vergleichung interessanter und lehrreicher auch in solchen Dingen die nicht unmittelbar zur Hauptsache gehören, ist die Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee vom Hrn. D. Münter. Allein Struensee war auch ein ganz andrer Mann als Brandt, und Münter ein Philosoph und vernünftiger Gottesgelehrter unterscheidet sich sehr vortheilhaft von dem unphilosophischen bilderreichen Hee. Struensee erscheinet in

dieser Nachricht durchgehends als ein Mann der seinen Verstand cultivirt hatte, und zur Untersuchung der Wahrheit nicht ungeschickt war, als ein Mann von gesetztem Gemüth, der jederzeit gesucht hatte, seine Einbildungskraft im Zaum zu halten und deswegen niemals Dichter gelesen hatte. Er war ein Ungläubiger, aber nicht aus der Classe der nachbetenden, sondern er hatte sich selbst ein System gemacht, dessen Fundament die Materialität und Sterblichkeit der Seele war, wovon er sich aus anatomischen und physiologischen Gründen überzeugt geglaubt hatte. Hiemit hatte er eine Theorie von der Sittlichkeit, zu vereinigen gesucht, die sich aber blos auf äusserliche Socialitätspflichten erstreckte und so seicht und mangelhaft war, als sie natürlicherweise seyn mußte, da sie auf so falschen Gedanken von der Bestimmung des Menschen ruhete. Diesem seinem System hatte er gemäß gehandelt, und wenn es ihn in seinem Gefängnisse nicht trösten und aufrichten konnte, so unterstützte es ihn doch einigermassen in der düstern Gleichgültigkeit, womit er den Tod zu erwarten gedachte, und zwar ohne Hofnung, aber auch ohne erschütterndes Schrecken, mit stillen Unmuth in die völlige Vernichtigung seiner Existenz hineinsah. In dieser Gemüthsfassung besuchte ihn der Hr. D. Münter, und ward von ihm mit einer finstern Mine empfangen, (von der sonderbaren Predigt oder vielmehr der Kanzel eben nicht anständigen Invective gegen ihn, die Hr. M. gleich nach seinem Falle gehalten, hatte er vermuthlich nichts gehöret) die sich aber bald aufheiterte, als H. M. ihm Freundschaft und Mitleiden bezeugte und sich erboth, sich mit ihm über einige angelegentliche Materien zu unterhalten, ein Antrag, der einen denkenden Kopf, wie St. war, bey der schrecklichen Langenweile in seinem Kerker und bey dem gänzlichen Mangel eines

 Freun-

Freundes, dem er sein Herz öfnen konnte, nicht unangenehm seyn mußte. Er entdeckte auch sogleich mit aller Freymüthigkeit sein freygeisterisches System; und H. M. bemühete sich nun zuförderst ihn von der Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen. Er stellete ihm zu diesem Ende die beyden entgegengesetzten Meynungen von der Natur der Seele als zwo Hypothesen vor, und suchte ihm aus der Natur und den Erfodernissen einer gegründeten Hypothese zu beweisen, daß die von der Immaterialität und Unsterblichkeit bey weitem die wahrscheinlichste sey. Dies war freylich der leichteste und kürzeste Weg, denn nun durfte sich H. M. auf die Widerlegung dessen, was für die entgegengesetzte Meynung angeführt werden kann, nicht einlassen; allein vielleicht würde doch die Belehrung vollständiger und die Ueberzeugung noch gründlicher geworden seyn, wenn H. M. nicht so gar leicht über die entgegenstehenden Gründe hinweggegangen wäre, und sich auf das, was St. zum Behuf seiner Meynung von der Sensibilität und Irretabilität vorbringt (welches doch in der That mehr als eine Menge von Kunstwörtern war, wofür es M. ansah) mehr eingelassen, und den Materialisten selbst aus Hallers Physiologie, worauf er sich berief, eines bessern belehrt hätte. Doch vielleicht besorgte er, daß ihm dies zu weitläuftig werden würde. Wenn er indessen auf diese Art einen leichten Sieg über den Grafen erhielt, so muß ohne Zweifel vieles davon der verschiednen Situation, worinn sich der Bekehrer und der zu Bekehrende befanden, zugeschrieben werden. Der erste konnte mit Muße und Ruhe dasjenige überdenken, und zu Papier setzen, was er vorzutragen hatte; der andre, der vielleicht den Tag und die Nacht vorher in seinen Fesseln und auf seinem rastlosen Lager sich mit traurigen Vorstellungen über seinen trostlosen Zustand und mit

neu

neu erregten Zweifeln gequält hatte, mußte nun sogleich ohne Vorbereitung reden, daher er auch behauptet, daß er seine Meynung unter andern Umständen würde beweisen können. Ohnedem läßt sich über Tod und Unsterblichkeit mit gar ungleichem Vortheil und Erfolg streiten, wenn der eine Theil gewiß sterben muß, und der andre gewiß leben bleibt. Doch dem sey wie ihm wolle, Str. ward von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, und hiemit war ein Grosses, ja beynahe alles bey ihm gewonnen. Denn nun ward er nicht nur überhaupt mißtrauischer gegen sein eignes Urtheil und gelehriger gegen fremde Unterweisungen, sondern er bekam auch insonderheit richtigere Gedanken von der Moralität, sahe seine bisherige Denkungsart, Gesinnung und Aufführung in einem ganz andern Lichte, als worinn er sie bisher betrachtet hatte, und war sehr geneigt, sich von den wichtigsten, bisher von ihm verworfnen Lehren der natürlichen Religion, dem Verhältniß Gottes zu den Menschen, einer Vorsehung, die sich auf alles erstreckt, zu überzeugen. Alle diese Ueberzeugungen erleichterte ihm sein Bekehrer gar sehr dadurch, daß er ihm einige vortrefliche Bücher, als Gellerts moralische Vorlesungen, Reimarus über die natürliche Religion, Jerusalems Betrachtungen zum Lesen gab. Von der natürlichen Religion führte ihn H. M. auf die geoffenbarte, indem er ihm Anfangs das Christenthum in seiner ursprünglichen liebenswürdigen Einfalt vorstellte, ihn hier abermals die besten Vertheydiger desselben, einen Nößelt, Leß, Bonnet, West u. a. m. zu lesen empfahl, und ihn anwies, das Christenthum aus dem N. Testament, der Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu, aus Spaldings Gedanken über den Werth der Gefühle aus diesen und Albertis Predigten u. a. m. kennen zu lernen. Da in der That die einfältige und

durch keine menschliche Zusätze und spitzfindige Hypothesen verstellte Lehre Jesu den Beweis ihrer Wahrheit mit sich führet und den Bedürfnissen und Wünschen eines sich seiner Schwachheit und Unsterblichkeit bewußten Menschen so sehr angemessen ist; so darf man sich eben nicht wundern, daß Str., nachdem er zu einer unpartheyischen Untersuchung derselben, sowol vorbereitet war, und in den vortreflichen Schriften, worinn er sowol den Beweis für das Christenthum als die eigentliche Natur und Beschaffenheit desselben studirt hatte, die etwanigen Zweifel seiner Vernunft gegen dasselbe aufgelöset fand, so bald von der Wahrheit desselben überzeugt ward, und an den Hauptlehren, die ihn beydes beruhigten und besserten, immer mehr Geschmack gewann, je mehr er sich bemühete, eine zweckmäßige Anwendung derselben auf sich selbst zu machen. Die Folge hievon war, daß er sich mit so vieler Redlichkeit und Unpartheylichkeit in die strenge Selbstprüfung einließ, wozu ihn H. M. aufforderte und auf eine solche Weise leitete, die allen Beyfall verdienet. Dies Stück hat uns in dieser Bekehrungsgeschichte vorzüglich gefallen. Weniger aber hat es unsern Beyfall, daß H. M. den Grafen in der Folge so tief in die Spitzfindigkeiten der akroamatischen Theologie hineinführet und alle gewöhnlichen Lehrbestimmungen des gelehrten Systems anzubringen sucht. Gesetzt, daß alles dies seine Richtigkeit hätte, so konnte doch der umständliche Vortrag dieser Hypothesen zwar den H. M. vor dem Verdacht strenger Orthodoxen, daß er seinem Bekehrten ein zu vernünftiges Christenthum gelehrt habe, einigermaßen sichern: allein wozu konnte es diesem nutzen, daß ihm so schwierige Untersuchungen aufgedrungen wurden, wozu er weder Zeit und Muße, noch Ruhe des Gemüths, noch Hülfsmittel hatte, und deren Resultat, wie es auch immer

aus-

ausfallen mochte, ihm zu seinem Zwecke seine Gesinnungen immer mehr zu berichtigen, und seine guten Vorsätze immer standhafter zu machen, wenig helfen, ihn gegen den Tod nicht beruhigen und in der Stunde desselben nicht unterstützen konnte? Dies sahe der Graf ohne Zweifel einigermaßen ein, daher erboth er sich, mehr als einmal diese systematischen Lehrbestimmungen allenfalls ohne eigne Untersuchung auf das Ansehen seines Bekehrers zu glauben, wobey er vermuthlich voraussetzte, daß, so wie es ihm vorgestellt ward, der Glaube derselben zur Seeligkeit nothwendig sey. Und was konnte er auch in diesen Fall für eine andre Parthey ergreifen? In der That hatte ihn H. M., nachdem er ihn von den wichtigsten Wahrheiten der natürlichen und der geoffenbarten Religion überzeugt hatte, so sehr in seiner Gewalt, daß er ihm, so wenig Hang auch St. auf diese Seite hatte, zu einem schwärmerischen Christen hätte machen können, wenn dies seine Absicht gewesen wäre, und wenn St. nicht durch das Lesen der Spaldingschen Gedanken vom Werth der Gefühle im voraus vor aller Schwärmerey wäre verwahrt worden. Ob indessen St. alle Lehren der Schultheologie, die ihm sein Bekehrer beyzubringen suchte, in dem sogenannten orthodoxen Sinn, worinn dieser sie nahm, begriffen und geglaubt habe, daran muß man billig zweifeln, wenn man die eigenhändige Nachricht des Grafen von seiner Bekehrung mit einiger Aufmerksamkeit liest. Dies ist in der That ein sehr merkwürdiger Aufsatz, und wenn hin und wieder Ordnung und Zusammenhang zu fehlen scheinen, so entschuldigt man dies gern mit den Umständen, worinn er geschrieben ward, und wird dafür durch die darinn herrschende Freymüthigkeit, Kenntniß des menschlichen Herzens und Einsicht in das Wesentliche der Religion, durch den Scharfsinn und die

edlen Gesinnungen des Bekehrten völlig schadlos gehalten. Hr. Münter hat sehr wohl gethan, daß er in demselben, wie er versichert, und wie man ihm billig glauben muß, nichts geändert hat; allein er hätte auch seinem Freunde nicht rathen sollen, selbst einige Stellen, die ihm einer Misdeutung fähig schienen, nach fremder Einsicht, zu ändern. An möglichen Misdeutungen war gewiß so viel nicht gelegen, als daran, daß wir erführen, wie der Graf über diese Stellen, die wohl eben nicht die unwichtigern waren, selbst dachte.

Merkwürdig ist mir in diesen Aufsatze das Bekenntniß des Grafen gewesen, daß er in den Tagen seines Unglaubens die Tugend blos in äusserlichen gemeinnützlichen Handlungen gesetzt, und die Gesinnung und Absicht, womit sie verrichtet werden, wenig oder gar nicht in Rechnung gebracht habe. Ich glaube hier eine Instanz zu der oft gemachten Anmerkung zu finden, daß Unglaube und Aberglaube in manchen Absichten einander sehr nahe kommen. Einem aufmerksamen Leser der Briefe Pauli kann es meines Bedünkens, kaum zweifelhaft seyn, daß der Apostel in den Stellen, wo er von der einen Seite Glaube, und von der andern Gesetz und Werke des Gesetzes einander entgegensetzet, eben diesen Irrthum bestreite, nemlich, daß die Tugend, oder Gerechtigkeit, blos in äusserlichen gesetzmäßigen Handlungen bestehe, eine Meynung, die zu seiner Zeit die abergläubigen Juden hegten, so wie sie hier von einem Ungläubigen behauptet ward. Wenn der Graf sich über die Erlösung J. C. deren Absicht und Nothwendigkeit erklärt, so scheinet sein Begriff von derselben mehr der Vernunft und der Vorstellung eines der besten Bücher, die er in seiner Gefangenschaft las, als den gewöhnlichen rohen und sinnlichen Vorstellungen gemäß zu seyn. Aus

den

dem ganzen Aufsatz erhellet indessen, wie viel er dem H. M. zu verdanken hatte, wenn er, wie man nicht zweifeln kann, in vielen wichtigen Wahrheiten besser unterrichtet, auf den richtigen Weg einer religiösen wahrhaftig christlichen Tugend gebracht, mit Ruhe und Hofnung aus der Welt gieng. Die wahre Frucht einer wirklichen Ueberzeugung hätte man erst sehen können, wenn er anstatt zu sterben, noch lange und in ruhigen und glücklichen Umständen gelebt hätte. Wer wird nicht wünschen, daß es möchte möglich gewesen seyn, diese Probe mit ihm anzustellen?

St. versichert seine Bekehrer mehr als einmal, daß er den einzigen Weg, auf welchem er zu gewinnen war, nemlich den Weg der ruhigen Untersuchung und der vernünftigen Ueberzeugung, eingeschlagen habe. Indessen wußte Hr. M. bey allem Raisonnement sehr gut den Grafen von seiner empfindlichen Seite anzugreifen, und sich seine zärtliche Empfindung gegen seine, durch ihn unglücklich gewordene Freunde, um ihn, zu erweichen, mit Vortheil und auf eine sehr geschickte Weise zu bedienen, die Erwähnung des Todes des Grafen Bernstorfs, die Vorzeigung eines Briefes von des Grafen Vater mußte ihm zu eben diesem Zweck behülflich seyn. Die Besorgniß, die der Graf äusserte, daß man dem H. M. seine vernünftige Bekehrungsmethode übel deuten würde, ist wirklich eingetroffen. Der Freund der Wahrheit, der die Bekehrungsgeschichte mit einigen sehr unerheblichen Anmerkungen versehen hat, macht dem H. M. diese Vorwürfe, daß er sich zu viel und zu lange mit vernünftigen Beweisen und Vorstellungen aufgehalten und daher die Zeit versäumt habe, dem Grafen genug und frühe genug von der Gnade, der Rechtfertigung u. s. w. zu sagen; hingegen ist Probst Hee sein Held, und dessen Bekehrung ein Meisterstück in den Augen dieses

Freun-

Freundes, nicht der Wahrheit, sondern eines sinnlichen, der Herrnhutherey nahe verwandten Christenthums. Allein mit Erlaubniß dieses Commentators, der schematisirende Hee würde aller Wahrscheinlichkeit nach, mit seinem typischen Gemengsel nur eine schlechte Figur gegen den Grafen Str. gemacht haben, und mit allen Deklamationen und Künsten die Einbildungskraft zu erregen, wenig bey diesen kaltblütigen Ungläubigen ausgerichtet haben. Ehe ihm das Vorurtheil der Vernunftwidrigkeit des Christenthums benommen ward, und er lernte deutlichere Begriffe mit den Lehren desselben zu verbinden, war er nicht zu gewinnen. Das letztere war um so nöthiger, da er selbst bekennet, daß er die Wahrheiten der Religion blos unter Bildern und gewissen Redensarten gekannt habe, die ihm durch die öftere Wiederholung zur Gewohnheit geworden, ohne daß er Begriffe damit verbunden. Man urtheile aus diesem Bekenntnisse, was doch wohl Brandt bey eben solchen Bildern und Redensarten deutliches kann gedacht haben. Diesem wäre Münter, wenn es sich etwa zugetragen hätte, daß er sein Bekehrer geworden wäre, ohne Zweifel völlig gewachsen gewesen, vermuthlich aber würde Brandt bey einer gleichen Methode nicht zu so hohen Entzückungen der Freudigkeit und nicht so bald übergegangen seyn, wenigstens würde Münter ihm schwerlich alle Freuden des Himmels so zuversichtlich und aus gleichen Gründen, als Hee zugesprochen, noch ihm mit dem letzten Seegen auf dem Schaffote den Paß zur Himmelsreise ertheilt haben.

Bf.

XIII.

XIII.

Ioannis David. Michaelis Spicilegium Geographiae Hebraeorum exterae post Bochartum. Pars I. Goettingae, sumt. vid. Vandenhoek, 1769. 1 Alph. 16 Bogen in 4.

Wenn von der heiligen Geographie, oder der Geographie der Ebräer die Rede ist, so versteht man darunter theils die innere, d. i. die Geographie von Palästina, als dem Lande der Ebräer selbst, theils die äussere, d. i. die geographische Bestimmung der angränzenden und andrer Länder und Völker, deren in der biblischen, und sonderlich mosaischen, Geschichte Erwähnung geschiehet. Bey der erstern hat man Hülfsmittel genug, worunter Reland, Cellarius und Bachiene, die vornehmsten sind; bey der letztern aber ist noch zur Zeit Bochart der einzige, dessen Phaleg bey allen geographischen Schwierigkeiten der heil. Schrift gebraucht zu werden pflegt. Aber eben weil er der einzige in diesem Fache ist, so ist er nicht von gewissen Mängeln frey, die theils dem Zeitalter, worinn er lebte, theils ihm selbst zuzuschreiben sind. Zu seiner Zeit war ein großer Theil von Asien noch unbekannt, dessen historische und geographische Kenntniß auch ein Licht auf die alte Geographie zurückwirft; er entbehrte des Dienstes so vieler sorgfältigen Reisebeschreibungen unsers Jahrhunderts nach Palästina und Asien, die so mancher geographischen Stelle der Schrift ein Licht gegeben haben; er kennte die Syrischen geographischen Hülfsmittel noch nicht, die erst nach seiner Zeit ans Licht gezogen worden sind. Ueberdem ist es ein Fehler an ihm, daß er alle eigenthümliche Namen der Völker und Länder fast blos ety-

mologisch, und zwar aus dem Ebräischen Dialekte erklärt, die Zeugnisse des Josephus so schlechterdings und nach einem gewissen Vorurtheil verwirft, Vermuthungen zu sehr nachhängt, und um eine Aehnlichkeit zwischen zweyen Namen herauszubringen, etwas gewaltsam mit Wegwerfung und Veränderung der Buchstaben eines Wortes umgeht. So bleibt denn also noch immer Stof zu einer Nachlese zur Geographie der Ebräer nach dem Bochart übrig: und Hr. Michaelis übernimmt es, solche zu liefern. Es ist dieses Werk aus seinen kritischen Vorlesungen entstanden, die er so wie über andre Stücke des Ebr. Codex, so auch über das 10 Cap. des 1 B. Mos. als den Hauptsitz der ältesten Ebr. Geographie gehalten hat. Es erstreckt sich aber der Theil, den wir vor uns haben, nur über die ersten 14 Verse dieses Capitels: die übrigen, worinn die Nachkömmlinge Sems erzählt werden, verspart er samt einer Abhandlung über das Paradieß, in den 2ten Theil, und in dem 3ten will er das 27 Cap. Ezech. welches gleichfalls ganz geographisch ist, erläutern. Die Einrichtung seines Werks ist ohngefehr diese: er betrachtet zuvörderst, da wo es nöthig ist, die Worte eines Verses nach der Kritik: weil man nicht wohl Vermuthungen über die Bedeutung eines Namens anstellen kann, wo seine kritische Richtigkeit nicht vorher erwiesen ist. Wo nun bereits Bochart den rechten Weg einschlägt, da wird der Leser auf ihn verwiesen, oder seine Vermuthungen mit neuen Gründen bestärkt: ausserdem bringt Hr. M. andere, doch nicht allemal neue und selbst erfundene Deutungen der Mosaischen Namen in dem Geschlechtsregister des Noah bey, und folgt dabey meistentheils der Aehnlichkeit des Ebr. Namens mit dem Stammbuchstaben eines Volkes oder Landes. Und das heißt nun freylich im Grunde Conjectur gegen Conjectur vertauscht. Denn was anders, als

als Conjectur ist es, wenn ich lese: die Söhne Japhets waren Gomer, Magog, Madai und Javan; und nun angeben soll, welches Volk (denn das setzt Herr M. gewöhnlicher Weise voraus, wie wir gleich sagen werden,) z. E. unter dem Gomer verstanden werde? ob ich mich mit Bocharten, an die Bedeutung dieses Stammworts halte, nach der es im chaldäischen φρυγειν, brennen, heißt, mich sodann auf den Namen eines Landes besinne, der damit eine Aehnlichkeit habe und nunmehr auf Phrygien falle, davon ein Theil κατακεκαυμενη, der verbrannte hieß; oder ob ich der Aehnlichkeit des Lautes nachspüre, und unter Gomer mit Luthern die Cimbrer, mit andern die Cimmerier oder sonst so was gleichlautendes, oder mit dem Josephus, mit dem es nun auch Hr. M. hält, die Galater verstehen, die vorher den Namen Gomorier geführt haben sollen? Wer sagt mir nun, wo ich am sichersten fahre, wenn ich eine Vermuthung der andern aufopfern soll?

Ehe aber Hr. M. die Erklärung der einzelnen Worte anfängt, schickt er vorher einige allgemeine Anmerkungen über dieses 10 Cap. Gen. voraus. 1. Daß die Namen der Enkel und Nachkömmlinge Noäh, die in diesem Cap. angegeben werden, eigentlich keine Namen einzelner Personen, sondern ganzer Völker, Länder oder Städte sind. So wenig dieses leicht jemand in Abrede seyn wird, daß in den meisten Fällen dieses so sey, oder wenigstens seyn könne: so sehen wir doch auch keinen Grund vor uns, daß dies allemal so seyn müsse. Wenn Moses im 1. V. sagt: Das sind die Geschlechter der Söhne Noäh, Sem, Ham und Japhets: auch sie zeugten Söhne nach der Sündfluth: so zweifelt kein Mensch daran, das Sem, Ham und Japhet nicht eigenthümliche Namen der Söhne Noäh seyn sollten. Wenn aber Moses in

2.

1. V. fortfährt: Die Söhne Japhets waren Gomer, Magog, Madai, Javan, Tubal ꝛc. so sollen das nun nicht mehr Namen der Söhne Japhets, und Enkel Noäh, sondern der von ihnen abstammenden Völker seyn. Was zwingt mich nun, daß ich glauben soll: die Worte Mosis heissen nicht: die Söhne Japhets waren Gomer ꝛc. sondern: die Abkömmlinge Japhets waren die Galater, Meder, Griechen ꝛc.? Und hat denn etwann Hr. M. diese Voraussetzung erwiesen? wir finden es nicht. Alles was er hierüber sagt, sind einige Schriftstellen, wo, wie er glaubt, der Name, der ein Name einer Person zu seyn scheint, gleichfalls der Name einer Stadt sey. Bey einigen derselben setzt er offenbar voraus, was er damit beweisen wollte, und beweist also durch einen Zirkul,*) oder er muß es für unmöglich halten, daß eben derselbe Name nicht zugleich der Name einer Person und einer von ihm benannten Stadt seyn könne.

2. Moses habe in diesem Cap. nicht alle Völker des ganzen Erdbodens, sondern nur diejenigen angeben wollen, die die damals den Israeliten, Aegyptiern und etwann Phöniciern bekannte Erde bewohnten. Wir glauben selbst nicht, daß Moses die Abstammung von Völkern haben lehren wollen und können, die damals nicht existirten oder wenigstens in einer den Morgenländern unbekannten Welt lebten. Der V. zieht aus diesem Axiom den Schluß, daß man folglich hier nicht an Amerikaner und nördliche Völker Europens, z. E. bey Mesech an Moscau, oder an mittelländische Gegenden Galliens oder Germaniens denken dürfe; Denn, fährt er fort, hätte ein Theil des mitternächtlichen Europens ein Recht, in diesem Grundriß

*) Man ist es aus andern Schriften des Hr. M. gewohnt, daß er allenthalben Spuren und Beweise einer Hypothese sieht, die er begünstigen will.

riß der ältesten Geographie erwähnt zu werden, so wäre es gewiß Brittannien und Preußen: jenes mußte wegen des Zinns, dieses wegen seines Bernsteins, den handelnden Phöniciern bekannt seyn. Allein man findet keine Spuhr von beyden Ländern: und daß Moses auch würklich nicht an sie gedacht habe, erhellt daraus, weil er sie sonst nach ihren eigenthümlichen Produkten beschrieben, und Brittannien das Vaterland des Zinns, Preußen aber des Bernsteins, genennt haben würde. — Nun warlich, ein sonderbarer Einfall!

3. Moses redet hier hauptsächlich von den mit den Israeliten verwandten Völkern, sodann von den Colonien der Aegyptier und Phönicier, von den Völkern an den Küsten Europens und denen an dem Caspischen Meere, und gehe gegen Abend nicht über Tarschisch, erwähne aber weder Indien noch China, weder das abendländische Afrika noch das mitternächtliche Europa. Es versteht sich, daß dies nur Resultate aus der Richtigkeit aller gegebenen Erklärungen sind.

Nach einer so umständlichen Erzählung von dem Plan und der Beschaffenheit der ganzen Schrift haben wir um so weniger nöthig, uns in eine Prüfung einzelner Erklärungen einzulassen, und wollen es bloß bey einigen Beyspielen bewenden lassen. Wir haben schon vorhin erwähnt, daß bey der Erklärung des Wortes Gomer Hr. M. dem Josephus folge, der darunter die Galater versteht, mit dem Zusatz, daß diejenigen, so jetzt von den Griechen Galater genennt würden, vorher Γομάρεις geheissen hätten: er merkt dabey an, daß die Galater eigentlich eine Colonie der Celten wären, diese aber in ihren Abkömmlingen in der Provinz Wallis noch jetzt den Namen Cymr führeten. Dem Einwurf aber, wie Moses die Galater

eine weit jüngere Europäische Colonie, habe verstehen können, macht er damit aus, daß er geneigter ist, lieber die Celten selbst, die Stammväter der Galater, darunter zu verstehen. Und weil diese als eine nördliche Europäische, obwohl alte Nation, dem Moses nicht wohl bekannt seyn konnte, oder weil es wunderbar seyn mußte, daß der Sohn Noäh keiner nähern, als der Celtischen Nation, Stammvater seyn soll, so pflanzt er sie, ehe sie sich in Gallien und Brittannien niedergelassen, vorher in die Gränzen zwischen Europa und Asien: und da konnte sie nunmehro Moses kennen. Wer nunmehr überzeugt ist: daß die Worte Mosis: die Söhne Japhets waren Gomer rc. so viel heissen: von Japhet, einem Sohne des ersten Stammvaters nach der Sündfluth, kommen mit Uebergehung aller nähern asiatischen Völker, die Celten her, dem wünschen wir von Herzen dazu Glück.

Der zweyte Sohn Japhets wird von Mose Magog genennt: darunter versteht Bochart mit einigen Kirchenvätern, die Scythen, und sucht seine Meynung mit vieler Gelehrsamkeit zu beweisen. Hr. M. aber dankt es den Entdeckungen unsers Jahrhundertes, daß er in der Deutung dieses Namens glücklicher sey. Er findet nemlich, daß die von Assemann in seiner oriental. Biblioth. hervorgezogene Syrischen Schriftsteller, (freylich aber nur Schriftsteller aus dem 12. und 13. Jahrhundert) die Namen Gog und Magog als bekannte geographische Namen eines Landes brauchen, dessen Gränzen in die nördlichen Gegenden von Indien und China fallen: Hr. M. versteht so unter diesem Namen die Tatarn. Unter den übrigen Söhnen Japhets, Madai und Javan, Thubal, Mesach und Thiras verstehen beyde, Bochart und M. Meder und Griechen, Moscher, Tibarener und Thracier, nur daß Bochart daraus Namen von Stammvätern, M.

aber

aber unmittelbare Namen von Völkern macht, und sonst einige Kleinigkeiten erinnert.

Wenn nun Moses hierauf im 3. V. fortfährt, die Söhne oder Abkömmlinge Gomers, des ersten Sohnes Japhets zu recensiren: so verlassen Hrn. M. seine Conjekturen. Er sollte nun nach seiner Hypothese angeben, wer denn die Colonien der alten Celten sind, die hier mit dem Namen Aschkenas, Riphath und Thogarma ausgedruckt werden: er bekennt aber offenherzig, daß er hierüber nichts sagen könne, weil die älteste Geschichte der Celten und ihre Sprache uns zu unbekannt sey, die sich aber vielleicht unsern Nachkommen noch aufklären könne. Denn wenn gleich die Meynung derer, z. E. des sel. Luthers, die unter Aschkenas die Deutschen verstehen, seiner Erklärung günstig schiene, weil man die Deutschen leicht für eine Colonie der Celten ausgeben könnte: so leugnet er doch beydes, sowol daß die Deutschen mit den Celten die geringste Verwandschaft hätten, als auch daß Aschkenas hier ein Name der Deutschen seyn könne, in welchem letztern wir ihm auch Recht geben. Bochart hingegen geht, unsern Bedünken nach, hierinne weit glücklicher zu Werke. Er hatte, wie wir oben erwähnt, unter Gomer, Phrygia Katakekaumene verstanden: nun findet er, daß der Name Ascan, in einem andern Theil Phrygiens, und sonderlich in Troas sehr gebräuchlich war, und von einem Meerbusen, See, Fluß, Stadt und Inseln gebraucht, ja daß auch der Pontus Euxinus, bisweilen auch Axinus genennt werde: natürlicherweise also konnte er vermuthen, daß dieser Theil Phrygiens unter dem Namen Aschkenas verstanden werde. Wenn nun bey allen Erklärungen, ja in allen Disciplinen, Hypothesen sich dadurch empfehlen, wenn mehrere Stücke aus ihnen auf eine leichte Art können erklärt werden: für wen muß wohl in die-

sem Stück das Urtheil ausfallen, für den alten Bochart, oder für seinen neuern Verbesserer?

Io. Reinoldi Forsteri Epistolae ad *Io. Dav. Michaelis*, hujus Spicilegium Geographiae Hebr. exterae jam confirmantes jam castigantes. Goettingae vid. Abr. Vandenhoeck, 1772. 5½ Bogen in 4.

Herr H. Michaelis bekennt sich selbst in der Vorrede zu dem Herausgeber dieser Briefe. Er meldet uns, daß dies der nemliche Hr. Forster sey, der nach den Zeitungen vor einiger Zeit, von England aus, auf Befehl des Königs nach der Südsee abgegangen sey, um die von Hrn. Banks und seinen Gefährten, angefangenen Entdeckungen fortzusetzen, nachdem dieser eine zweyte Reise verbeten hatte; daß er aber nicht, wie die Zeitungen sagten, ein Engländer, sondern ein Deutscher sey. Die Punkte, die er in diesen Briefen erörtert, sind folgende. 1) Woher Moses eine Kenntniß von so entlegenen Ländern haben konnte, und ob er nicht hierinne gelehrter scheine, als er seinem Zeitalter gemäß seyn konnte? Hr. M. hatte diese Frage in der Vorrede seines spicilegii gleichfalls berührt; und es war allerdings besser, sie aufzuwerfen, als solchen unter der Decke der Theopnevstie unberührt zu lassen. Er berief sich auf das Hirtenleben Mosis in Arabien (das ihm ausserdem nicht bekannt hätte seyn können) auf die Bemühungen, das Land seiner Vorfahren aus mündlichen Nachrichten und Lesung alter Bücher kennen zu lernen, auf die in Egypten genossene Erziehung, wodurch ihm einige Gegenden von Afrika und die Egyptischen Colonien bekannt werden konnten, auf die Schiffahrt und den weitläuftigen Handel der Phönicier u. s. w. Dazu setzt nun

H.

Hr. F. auf eine ganz unerwartete Art, die Feldzüge, die Moses unter dem Sesostris in Asien und Afrika gethan habe. Er zeigt zu dem Ende, daß der König Pharao, unter dem Moses lebte, kein andrer, als der Apappus des Eratosthenis seyn könne, und sodann, daß eben dieser Apappus und Sesostris einerley sey; und dies thut er mit vieler Wahrscheinlichkeit: daß aber Moses den weitläuftigen Feldzügen dieses Königs beygewohnt, nimmt er ohne Beweis an. Hr. M. hat ihm daher selbst, wie wir aus dem folgenden sehen, aus dem Stillschweigen Moses dagegen Einwürfe gemacht, die Hr. F. aus seiner Bescheidenheit, aus den Spuhren seiner Kriegswissenschaft, aus dem Zeugniß Stephani, daß er mächtig von Thaten und Worten gewesen sey, u. s. w. zu heben sucht. 2) Von den Inseln Gen. 10, 5. איי הגוים, in die sich die Nachkömmlinge Japhets zertheilt haben. Diese Stelle hat ihre Schwierigkeiten: Hr. M. stellte demnach eine sehr mühsame Untersuchung über die eigentliche Bedeutung des Wortes אי an, die wir würklich für einen der brauchbarsten Theile seiner Abhandlung ansehen; und bewies, daß es ursprünglich eine bewohnte Gegend bedeute: und daß diese Bedeutung richtig sey, zeigt nun Hr. F. durch eine Ableitung aus der koptischen Sprache, mit der der V. eine eben nicht gewöhnliche Bekanntschaft zu haben scheint. Eben daraus untersucht er No. 3-26. die Etymologien und Bedeutungen der meistentheils zur Egyptischen oder der angränzenden Länder Geographie gehörigen Namen, Mizraim, so er durch ager solaris übersetzt, Amalek, Phut, Ludim, Lehabim, Naphthugim, Pathrusim, Casluchim, Caphthorim, No Ammon, Gosen, Baal Tzephon, Migdal, On, Raamses, Beth Schemesh Etham und Pithom, Tzoan, Daphne, Sin, Noph, Chanes, Syene,

 Phul,

Phul, Pibeseth, (Bubastus) Cham. Welche Namen wir um deswillen abschreiben, damit diejenigen, denen dran gelegen ist, wissen, worüber sie eigentlich in diesen Bogen aus der altegyptischen Litteratur Erörterungen zu suchen haben.

Jz.

XIV.

Religion der Unmündigen. Entworfen von D. G. Fr. Seiler. Erlangen, Walther, 1772. 224 Seiten in 8.

Der Verf. hat an etlichen Orten dieses Lehrbuchs, das für Kinder unter dem eilften Jahre rc. bestimmt, und in 55 Gespräche eines Vaters mit seinem Kinde eingetheilt ist, viele Wärme gezeigt, und glücklich sich herabgelassen, insbesondre in den ersten Gesprächen von Gott viel erläuterndes und unterhaltendes aus der Naturgeschichte beygebracht; in dem eingeschichteten kurzen Begriff der Moral durch eingeflochtene Erzählungen rc. die Aufmerksamkeit rege gemacht, und Licht über die Materie verbreitet, — hiedurch ein gutes Muster gegeben, wie Kinder von ihren Obliegenheiten unterrichtet werden können; auch die Schriftstellen ganz hergesetzt, und zwar, am Ende jeden Gesprächs unmittelbar, die, seiner Meynung nach, dahingehörige. Dieses ertheilt demselben einen Vorzug vor verschiedenen ähnlichen neuen Lehrbüchern. — In anderm Betracht hat es aber auch manche Mängel, und zwar Einmal in Ansehung der darinn eingeschlagenen Ordnung. Der Leser mag selbst urtheilen. Hier ist das Verzeichniß der Gespräche: 1. von Gott, dem Urheber der Welt. 2.

Schö-

Schöpfungsgeschichte. 3. Große Macht Gottes. 4. Betrachtung des Menschen nach Leib und Seele. 5. Gott erhält alles geschaffene. 6. 10. Gott ist allgegenwärtig, allwissend, einfach, unsichtbar, ein überall allmächtig wirkender Geist, er hasset und straft das Böse; liebt und belohnt das Gute. 11. Güte Gottes aus der Einrichtung der Erde. 12. 13. Weisheit und Güte Gottes in der Einrichtung der Erdgewächse — wilden und zahmen Thieren, — und des menschlichen Körpers. 14. Pfl. der Dankbarkeit gegen Gott. 15. Pfl. Gott nachzuahmen. Aber wir sind jetzt Gott nicht ganz ähnlich, haben viel Böses an uns. 16. Gott schuf den Menschen ganz gut. — 17. Es sind — noch gute und böse Geister. 18. Fall des verführten Menschen. 19. Die Strafe der Sünde, der Tod. 20. Wiederherstellung des ersten seligen Zustandes durch den Tod und die Auferstehung. Gericht; ewige Seligkeit und Verdammniß. 21. Erweckung zum Gehorsam gegen Gott, aus der Betrachtung seiner Güte und seiner Gerechtigkeit. 22. 39. Pflichten gegen die Eltern. Billigkeit des Gehorsams und der Dankbarkeit gegen dieselbe. Billigkeit der Pfl. gegen die Obrigkeit, und übrige Vorgesetzte. Grundsatz: alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Liebe deinen Nächsten, als dich selbst, oder thätige Menschenliebe. Vom Neide; eigner Rache, Unversöhnlichkeit, Verträglichkeit im Umgang. Fleiß. Das irdische Vergnügen recht und mäßig genossen, ist wohl erlaubt. Mäßigkeit, Demuth, Geiz und Wucher mit ihren bösen Folgen. Sparsamkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit in den Geschäften des Lebens. Jede Untreue ist Diebstal, Schändlichkeit und Strafe der Lügen, Verläumdung, Behutsamkeit im Reden. 40. Auch böse Begierden sind Sünden. Pfl. gute Gedanken und Begierden zu haben. 41.

Kraft des Gewissens. 42. Wir haben unsrer Pflicht in keinem Stück genug gethan. Bustraurigkeit. 43. Jesus hat die Strafe, die wir verdient hatten, über sich genommen. 44. Abstammung und Leben Jesu. 45. Wie Jesus, als ein Unschuldiger die Sündenschuld und Strafe der Menschen getragen. 46. Jesus ist — auch wahrer Gott. 47. Durch den Glauben an Jesum werden wir von der Strafe der Sünde los, und der Seligkeit theilhaftig: aber die Pfl. der Heiligung ist auch nothwendig. 48. Der einige Gott ist Vater, Sohn und heil. Geist. 49. Der h. Geist heiligt den Menschen zuerst vornemlich in der Taufe. 50. Wirkung der Taufe, Taufbund und daraus entspringende Pflichten. 51. H. Schrift, und göttl. Ursprung derselben. 52. Nothwendigkeit der tägl. Busse. — 53. Pflicht und Lohn der guten Werke in der gänzlichen Heiligung aller unsrer Kräfte. 54. Das Vater Unser erklärt in 3 Betr. 55. Pflicht des öffentlichen Gottesdienstes.„ Anstatt, z. B. mit der Wahrheit, es ist ein Gott, zu beginnen, hätten etliche Gespräche vorangeschickt seyn können, theils das Kind unvermerkt einzuweisen, theils ihm die Religion interessant zu machen. Wie, wenn hierauf in einigen andern, die aus der Naturgeschichte entlehnte Erläuterungen, und andre Grundsätze, so gestellt worden wären, daß der Lehrling selbst am Ende die Folge hätte ziehen müssen: es ist ein Gott, und der ist höchst weise u. s. w. Die moralischen Gespräche, überhaupt die übrige Glieder dieses Religionssystems, hätten ebenfalls um die Ueberschauung des Ganzen wahrhaftig zu erleichtern, anders zusammengesetzt werden sollen. In diesem so wesentlichen Punkte der Ordnung, möchten wohl die Lehrbücher von Alberti, Robert und Dieterich (Unterw. zur Glückseel. nach der Lehre Jesu) das gegenwärtige übertreffen, wenn es jenen sonst auch an anderweitigen Vorzügen gebräche. Fer-

Ferner haben uns verschiedene der darinn vorgetragenen Lehrsätze, nicht sowol aus der Bibel, als aus der Dogmatick geschöpft, unverdaulich zu seyn geschienen; z. B. „der Leib der ersten Menschen war unsterblich„ S. 57. 59. Die Maschiene des menschl. Leibes überhaupt, ist wohl nicht zur unendlichen Dauer, sondern so eingerichtet, daß sie endlich, über kurz oder lang, stille stehen und zerfallen muß. Oder soll etwann der Leib der ersten Menschen von dem, der jetzigen merklich, oder gar wesentlich verschieden gewesen seyn? Man nimmt an, daß die Thiere, Gewächse ꝛc. in der Hauptsache noch so beschaffen, wie Anfangs, dem Wesentlichen nach den ersten gleich sind, — und der Plan der Natur hierinn nicht verrückt worden. Sollte er es in Absicht auf den Leib des Menschen geworden seyn? Stärker mag der Leib der ersten Menschen gewesen seyn, als der, der folgenden; wiewol selbst dieses vielleicht nicht allgemein wahr ist.

Auch der Satz: „alle Menschen sind zum Bösen geneigt„ S. 47. „alle von Natur verderbt„ S. 152. 161. Einmal beweisen die zur Unterstützung desselben zu Hülf genommene Schriftstellen nichts. 1 B. Mos. 8, 21. bezeichnet, wie 1 B. M. 6, 5. nur: die Menschen sündigen oft und schwer. Warum soll Joh. 3, 6. σαρξ „sündiges Fleisch„ heissen? Wahrscheinlich ist der Sinn dieser Stelle aus einem Gespräch mit einem jüdischen Gelehrten, entweder: wer so von der Treflichkeit der jüdischen Satzungen und Ceremonien (welches im N. T. oft σαρξ heißt) durchdrungen, sich allein an sie hält, der ist und bleibt solch ein unvollkommner Mensch, der nie ein ächtes Glied des Staats Gottes abgeben kann; oder: die Nationalabstammung, die leibliche Herkunft von Abraham, so sehr sie auch in manchem Betracht zu schätzen

 seyn

seyn mag, kann doch, an und vor sich allein, niemand zu einem würdigen Bürger des Reiches des Meßias bilden, als in welchem es hauptsächlich auf innere, (durch ganz andre Mittel zu erhaltende) Vollkommenheit ankömmt. Eph. 2, 3. will Paulus blos sagen: wir Juden waren, ungeachtet unsrer Abstammung von Abraham (φυσει) dennoch, wegen unseres lasterhaften Verhaltens, eben so sträflich, wie die Heiden. — Ferner kann diese Behauptung so wenig mit andern Stellen A. T. worinn Kinder in einem ganz andern Licht gezeigt werden, z. B. Jon. 4, 11. als mit verschiedenen Aussprüchen Jesu, und seiner Boten, im Neuen, z. E. Matth. 18, 3. 19, 14. Röm. 9, 11. 1 Kor. 14, 20. vereinigt werden. — Auch sind verschiedene, unter allerley Völkern sich darbietende, Erscheinungen, wie z. B. manche Menschen, die nie eine eigentliche Erziehung und Bildung genossen, sondern lediglich sich selbst überlassen gewesen, dennoch recht nützliche, gutgesinnte, rechtschafne Leute geworden, bey der Annehmung „daß alle Menschen von Natur verderbt seyen,„ nicht zu erklären; man müßte denn in Absicht auf solche Wunder annehmen: — Was man für — angeborne Sünde bey Kindern ansieht, ist theils nothwendiger Ausbruch unangenehmer Empfindungen; nothwendige Aeusserung eines gewissen innern Gefühls, daß sie zum Selbstwirken, zur Freyheit, bestimmt sind; nothwendiger Ausbruch der Selbstliebe, die erst nach und nach in eine wohlthätige Harmonie mit den übrigen Trieben gebracht werden kann; theils ihnen von uns, durch verkehrte Erziehungsmethoden, eingepropft worden, — z. B. Neid, Lügen, Verläumdungssucht ꝛc.

Aber „vornemlich in der H. Taufe geschieht die „Verbesserung an der Seele der Kinder, deren sie „bedürfen, weil sie mit einer verderbten Natur ge-

„boh-

„bohren werden,„ sagt der Verf. S. 147. darinn „macht der H. Geist aus uns neue Menschen„ S. 150. Wodurch bewirkt er aber diese Aenderung? Durchs Wort vermuthlich. Und freylich ist die Taufe damit verbunden. Wirkt der H. Geist aber überhaupt durch das blos gehörte, oder gelesne? Nein, sollten wir glauben, allein durch das erkannte und verstandene Wort Gottes. Der bloße Schall ist eine sittliche Aenderung zu bewirken, überall nicht fähig. Auch davon empfindet solch ein Kind nicht einmal etwas Röm. 10, 14. 17. — Die angeführte Stellen beweisen für jene Sätze nichts. Joh. 3, 5. heißt Wasser und Geist, nach einer Hendiadys, geistliches Wasser, die Lehre Jesu. Eben dieses gilt von Eph. 5, 25. 26. er hat sie gereinigt durchs Wasserbad; etwan äusserliche Reinigungen, wie im Judenthum, leibliche Waschungen? Nein, Paulus erklärt es selbst, ἐν ῥηματι, was ist dies anders, als das Evangelium, die Lehre Jesu? Und warum soll Tit. 3, 5. 6. von der Taufe die Rede seyn? weil λουτρον und ἐξεχεεν steht? Wir erklären das Bad der Wiedergeburt ꝛc. von einem reichen Maas der Heiligungsgaben. Diese Auslegung wird durch die oriental. Kühnheit in Bildern verstattet; sie klärt alles auf, da man sich hingegen bey der gewöhnlichen in Schwierigkeiten verwickelt; und durch den Zusammenhang, besonders v. 6. wird sie uns aufgedrungen. Eben so wenig unterstützendes haben die übrigen in reicher Maas ausgeschüttete Sprüche; wobey wir uns aber jetzt nicht aufhalten können. — Nach dem N. T. ist die Taufe nichts weiter, denn die Einweihungsceremonie, das Zeichen der Aufnahme in die christliche Gesellschaft, und für nichts mehr, auch in den erstern Zeiten des Christenthums angesehen worden. —

„Gott

„Gott hat seinen Sohn für uns gegeben, daß er „an seiner heiligen menschlichen Natur so viele Marter „und Pein, auch um unsrer Sünden willen aus„gestanden, daß er uns Vergebung der Sünden „und ewige Seligkeit zuwege gebracht hat. Wo „wir Jesum für unsern Versöhner annehmen, d. i. „an ihn glauben, denn haben wir gar keine Strafe „der Sünden mehr zu fürchten; es ist dann eben so „viel, als wenn wir ganz und gar nicht gesündigt „hätten. Gott sieht uns, um Christi willen, als „gerechte und heilige Leute an. — Wir haben da„her, als Gottes Kinder, Antheil an der Liebe Got„tes u. s. w.„ S. 136. 138. vergl. 130. u. a. m. Man erlaube mir einige Anmerkungen über diese Materie überhaupt. Daß durch die Sünden der Menschen auch der, welchen wohl alle für das Unendliche, Allgenugsame, Allerseligste Wesen ansehen, eigentlich an seiner Ehre gekränkt, und in seiner Glückseligkeit gestört werden, sollten wir nicht glauben. Wenn aber — sollte, unter andern Uebeln der Sünde, diese Kränkung nicht vom Urheber derselben allein, wieder aufgehoben werden können? überhaupt die Besserung, an und vor sich allein schon, jenes alles zuwege zu bringen, nicht hinlänglich seyn? Wenn der Mensch, so einen Theil seines Lebens in Sünden hingebracht, dieselbe einsieht, erkennet und misbilligt, zum Beweis seiner Reue, theils den, durch sie von ihm gestifteten, Schaden aufhebt, theils jenes Böse gänzlich unterläßt, und sein Verhalten überhaupt ändert; dadurch also seine Ueberzeugung von der Heiligkeit und dem Oberherrschaftsrecht Gottes, so wie von der Trefflichkeit seines Gesetzes, zu erkennen giebt, sollte der allgemeine Vater mit solcher Genugthuung von Seiten seines Geschöpfs, nicht zufrieden seyn? nicht jetzt ihm seine Sünden vergeben? nicht ihm so fort sein Wohlge-

gefallen schenken? Beut sich dieses nicht jedem von selbst dar? Wird in so vielen Schriftstellen A. und N. T. etwas weiteres, denn die bloße Besserung, als die Bedingung, der göttlichen Begnadigung theilhaftig zu werden, angegeben? Jes. 1, 16. 55, 7. 59, 1. 3. Jer. 18, 8. Ezech. 33, 11. 14. 16. Dan. 4, 24. Amos 5, 14. 15. Matth. 3, 7. 8. Luk. 3, 7. 8. Ap. Gesch. 3, 19. Kap. 26, 18. Nicht zu gedenken, daß die Sinnes- und Lebensbesserung, vergesellschaftet mit dem Bewußtseyn, daß aller Nachtheil seiner Sünden in der menschlichen Gesellschaft, nun zernichtet sey, ohnehin schon eine Quelle innerer Zufriedenheit für ihn eröfnen; daß auch die Tilgung des durch seine Sünden verursachten Uebels, seiner Nebenmenschen Vergebung, Liebe und Achtung ihm verschaffen, und dadurch jenes Vergnügen mehren werde. — Wie aber, wenn der reuige Sünder den durch sein unrechtmäßiges Verhalten hervorgebrachten Schaden nicht vollkommen tilgen kann? Die Folgen der Sünden gehen so weit, sagt man, verwickeln sich so in das Ganze, daß es oft, ja meist, unmöglich ist, sie völlig wieder heraus zu reissen. Und freylich kann solcher nicht immer alles Böse, das auf diese, oder jene, schlimme Handlung gefolgt, aufheben. Hier kann aber wieder gefragt werden: ist jedes Böse, welches auf eine Handlung gefolgt, auf die Rechnung des Urhebers allein zu setzen? Hat er alles vorher gewußt? Konnte er alles vorher wissen? Hat er alles intendiert? Konnten nicht nachher so manche Umstände ohne seine Schuld, dazu gekommen seyn, welche die schlimme Wirkung seiner That noch vermehrt und verstärkt haben? Dem sey, wie ihm wolle, wenn eine vollkommne Tilgung des Schadens unmöglich ist, oder gar keine geschehen kann, sollte bey solcher Gemüthsverfassung, — in diesen Umständen — das redliche Wollen

len einer vollkommnen, nicht für das Vollbringen gelten? 1 Chron. 3, 17. Luk. 21, 3. 2 Kor. 8, 12. Fodert doch ein billiger Herr von seinen Untergebenen nur, was sie nach ihren besten Vermögen leisten können. Und Gott sollte mehr vom Menschen verlangen, als was nach den Kräften und Umständen desselben möglich ist? Wenn dem Heiligsten der aufrichtige Abscheu eines solchen vor seinen Sünden nicht mißfallen kann, sollte der Allgütige sie nun nicht erlassen, und ihm seine Huld von jetzt an gönnen? Jes. 57, 15. 16. 66, 2. Auch wird der Versuch, den Nachtheil der Sünden vollkommen aufzuheben, seinen Mitmenschen gefallen, und das Bewußtseyn der Aufrichtigkeit desselben, ihm merkliche Beruhigung gewähren? — Oder muß um der Tugendhaften willen, die doch immer, sagt man, nicht ohne Mängel ꝛc. sind, solch eine ausserordentliche Dazwischenkunft, eine fremde Genugthuung, angenommen werden? Ohne dessen zu gedenken, daß dasjenige, was man Mängel, Schwachheiten der Menschen nennt, wo nicht immer, doch öfters nothwendig sey, aus der Einschränkung, dem Bau derselben entspringe, so lang wir Menschen sind und bleiben, nicht anders seyn könne: wollen wir blos fragen, ob der Gott, welcher, nach Mosis Bericht, um 10. Gerechter willen, eine Menge von Bösen retten will, nicht auch einem Tugendhaften, um 100. guter Handlungen willen, 10. Uebereilungen, oder Schwachheitssünden, wie man sagen will, zu gut halten werde? — Braucht es mehr? Nein! die erbarmende Liebe des Schöpfers, einzig und allein, ist und bleibt dem sich bessernden Sünder, so wie dem an seiner fernern Vervollkommnung redlich arbeitenden Tugendhaften, auch bey seinen Gebrechen, oder sogenannten Schwachheitssün-

den,

den, immer ein zureichender Zufluchtsort, eine reiche und nie versiegende Quelle von Beruhigung, und ein höchst sicheres Pfand der unendlichen Dauer, ja Erhöhung seines Glücks. — Ist aber jemands Denk- und Handlungsart verkehrt, und bleibt sie es, so kann ihn alsdann Gott ohnedem unmöglich mit Wohlgefallen ansehen, so kann er alsdann ohnehin nicht glücklich seyn, so muß er nicht nur hier die bittern Früchte der Sünden innerlich und äusserlich schmecken, sondern er wird auch noch andere Strafen hier und dort erfahren müssen. Wie sind denn die Menschen, nach S. 130. „durch Christum von viel tausend betrübten Stunden, von „Schmerzen, die sie hier und nach diesem Leben hätten ausstehen sollen, befreyet worden?„ — Sind alle diese aus der Natur Gottes, und des Menschen fliessende, diese nothwendige Verhältnisse und Einrichtungen, einer Veränderung fähig? Wie kann das gute Verhalten Jesu, der in seinem Verhältniß seine Pflichten bis an sein Ende redlich erfüllte, den Menschen zugerechnet werden? Wie dadurch die Lücken der menschlichen Tugend, wenn man dergleichen annehmen kann, ausgefüllt werden? Kann solch eine Zurechnung, wenn sie auch möglich, dem Gewissen wahre Befriedigung und Ruhe verschaffen? Wie kann durch das Leiden und durch den Tod Jesu, das einmal geschehene Böse verändert, aufgehoben, zernichtet werden? u. s. f. — Jesus setzt sich, bey verschiedenen Gelegenheiten, selbst in die Reihe der Propheten, die unter die Juden, sie zu lehren und zu bessern, ausgesandt, aber mit Undank belohnet worden. Er weissagte auch sich kein andres Schicksal. Wenn er aber solches, — Leiden und Tod — vorhergesagt, (und er konnte dieses leicht, denn seine Kenntniß von Menschen, seine eigne Erfahrung in seinem Vater-

land,

land, und fremde, zeigten ihm einleuchtend, daß seine Bemühungen, die Irrthümer, Vorurtheile, und Lieblingsleidenschaften, ohne Ansehen der Person, anzugreifen, die Juden vom Vertrauen auf ihren Moses, und auf ihr äusserl. Religionsgepränge abzuziehen ꝛc. ihm die Abneigung eines großen Theils derselben, daß der Beyfall, den er gleichwol hin und wieder gefunden, besonders den Neid und die Eifersucht mancher unter den Lehrern, hiemit Verkündungen und Kabalen, und zuletzt ein solches Ende, nothwendig zuziehen müssen) wenn er alles dieses vorher verkündigt, wo gedachte er der geheimen Ursachen und Staatsgründe, (wie sich manche ausdrücken) welche die Dogmaticker aller Zeiten davon ergrübelt haben? — Was sagt er vor seinem Leiden, Joh. 17, 4. „ich habe dich verkläret auf Erden: und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich thun sollte,„ und was hatte er in seinem Leben geleistet? An Wegschaffung der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Laster unter seinen Landsleuten, und an Bildung solcher, die dieses Geschäfte, bey seinen Lebzeiten, neben ihm betreiben, und nach seinem Tode, auch unter andern Völkern, es fortsetzen könnten, sollten, durch Lehren und Exempel, gearbeitet, auch durch verschiednes andre sich nützlich gemacht: — man sieht also, was ihm Gott für ein Werk gegeben, daß er thun sollte. — Mehr bey andern Gelegenheiten.

Daß die Gottlosen „auf immer zur Hölle verstossen werden,„ wie S. 60. steht, kann der Rec. auch nicht unterschreiben. Kann dieses gedacht werden, innerlich und äusserlich ohne Ende zu leiden? (denn daraus setzt man den Zustand der Verdammten zusammen). Wird nicht solch ein Zustand, = (wenn dem Gottlosen anders kein Ende dadurch gemacht wird)

wird) — vielmehr allmählig in eine Betäubung, Starrsucht, (oder wie man sagen will) worinn er so wenig das Angenehme, als das Unangenehme, zu empfinden fähig ist, übergehen müssen, folglich aufhören, Strafe zu seyn? Oder bleibt er etwan in der Ewigkeit nicht Mensch? wird in Ansehung seines Leidens kein Ziel noch Maas, Statt haben? werden seine Kräfte unzerstörlich seyn? — Es sey aber, das Gefühl werde endlich nicht abgestumpft, der Gottlose sey fähig, solche unaufhörliche Pein zu empfinden, so läßt es sich gleichwol aus andern Gründen darthun, daß ihm keine zugedacht sey. Man erwäge, daß der Mensch überhaupt, mit Vernunft zwar begabt, aber auch mit Sinnen, starken Trieben rc. versehen, und allerley Täuschungen deswegen ausgesezt sey, oft unter Umständen, die der Erkenntnis und Empfindung der Wahrheit und Tugend nicht sehr günstig sind, seufze, kurze Zeit nur hier walle, und im Anfang seines Lebens gar nicht einmal moralisch handle; daß der Gottlose, wenn gleich häufig, doch nicht immerfort, und darunter auch nicht immer geflissentlich und muthwillig sündige, durch seine Sünden Gottes — des Allerhöchsten, Allgenugsamen — Ehre und Glückseligkeit nicht kränke, denselben ungeachtet, doch hier in der Kette der Wesen nicht immer ein ganz unnützes, noch der Gesellschaft hier schädliches, Glied sey, auch hier schon theils die natürliche unangenehme Folgen mancher seiner Sünden, theils öfters anderweitige Bestrafungen wegen derselben, auszustehen habe; ferner: daß es nicht wohl einzusehen, wie der mit Vernunft ausgerüstete, und zu dauerndem Glück bestimmte, aber vom rechten Pfad abgezogene, und dadurch vom Ziel entfernte Mensch, immer auf dem Abweg beharren, und von seiner Bestimmung entfernt bleiben sollte, — besonders dort, wo so manche Gründe und Veran-

lassungen des Abweichens nicht Statt haben, dagegen verschiedne das Zurückkommen des Sünders erleichternde Umstände; daß uns die H. Schrift von Gott sagt: er sey der treue Schöpfer der Menschen, 1 Petr. 4, 19., die Liebe, 1 Joh. 4, 16., habe am Tode des Sünders keinen Gefallen, sondern wolle, daß er sich bekehre und lebe, Ezech. 18, 23. 2 Petr. 3, 9. wolle, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, 1 Tim. 2, 4.; züchtige den Menschen zu Nutz, daß sie seine Heiligung erlangen, Ebr. 12, 10. — welches alles sich nicht wol, blos in dieses Leben beschränken läßt — auch bedenke man, daß *αἰωνιος* im N. T. so wie עולם im Alten, nichts weiter, als eine lange, unbestimmte Dauer bezeichne, nie aber endlose Währung, Ewigkeit in dem jetzo gewöhnlichen Sinne; selbst die Stelle Matth. 25, 46. hier nicht in Betracht kommen, und aus ihr so wenig die Unendlichkeit der himmlischen Freuden, als der Höllenstrafen erwiesen werden könne: überlege alles dieses, und sage nun, ob es nicht annehmungswürdiger sey, daß die Gottlose, wegen ihrer Werke, zwar auch noch dort allerley Strafen werden auszustehen haben; diese aber zugleich so eingerichtet, daß sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit (Ebr. 12, 11. d. i. Rechtschaffenheit, nebst ihrer Frucht, der Zufriedenheit rc. bewirken); und wenn diese hervorgewachsen, alsdann jene ein Ende haben, und in Segnungen des Unendlichen, mit dem Wachsthum und der Erstärkung im Guten, in gleichem Verhältniß steigend, übergehen werden. — Wozu fernere Pein? wozu endlose? Etwann um die hier verübte Sünden aufzuheben? Wie kann denn aber dieses dort, dadurch geschehen? — Oder gar um den Gerechten dort eine immerwährende Augenweide zu verschaffen? Wenn ih-

ihnen der Anblick der Pein ihrer Nebenmenschen Vergnügen gewährete, so würden sie schadenfroh, nicht menschenfreundlich, nicht gut, nicht tugendhaft seyn. Und gesetzt, er sey für sie ein Vergnügen; so kann er nur eine Zeitlang, unmöglich aber immer, eines seyn; denn sie werden sich auch daran gewöhnen. — Aber vielleicht sollen die endlose Strafen der Gottlosen, zur Belehrung und Bewahrung der Tugend der vollendeten Rechtschafnen dienen. Solten wohl, die durch die Erfahrung im vorigen Leben gewitzigte, dort von Illusionen und Fallstricken freye, und durch den ungestörten Umgang mit so vielen guten Seelen ꝛc. gestärkte Tugend einiger Menschen zu erhalten, solche Anstalten noch erheischt werden? Anstalten, die mit der Aufopferung des Glücks mehrerer, vergesellschaftet sind. — Noch sagen andre: die Gottlose werden dort in die Gesellschaft der Teufel gestossen, wie können sie sich da ändern? müssen sie dadurch nicht nothwendig von der Besserung abgehalten werden, also immer neue Strafen sich zuziehen ꝛc.? — Solte aber Gott so strafen, daß zugleich die Umbildung des Gottlosen erschweret, ja vereitelt werde, und er immer strafen könne? Kann der Allmächtige etwann nicht anders strafen? Eine solche Verhinderung der Rückkehr zum Guten, und dessen Folgen, vereinige mit der Idee des treuen Schöpfers, der das Verderben des Sünders nicht will, sondern daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, sich bekehren, und leben; — und solche Straflust, oder Strafsucht, mit dem Begriff des Unendlichen Wesens, und barmherzigen Vaters, der nichts hasset, was er gemacht, — wer da kann. — Die Schriftstellen, aus denen man darthun will, daß die Gottlose dort in der Gesellschaft der Teufel seyn werden, möchten leicht einer andern Deutung fähig seyn. —

An etlichen Orten ist der Verf. zu mangelhaft, z. B. Gespr. 29. und 55. in Absicht auf die Gründe für die Pflichten; Gespr. 26. S. 78. wo wir verschiedene Hülfsmittel, sich diese Tugend zu eigen zu machen, wie an mehr Orten, vermissen; denn blos auf das Gebät zu verweisen, dünkt uns nicht hinlänglich zu seyn; S. 77. wo einige Erläuterungen wohl angebracht gewesen wären. Alles dieses hätte kurz, und doch faßlich, hinzugesetzt werden können.

Dann zu geschwätzig. S. Gespr. 20. S. 61. bey dem Punkte vom Ende der Welt, davon doch aus der Vernunft nichts bestimmt werden kann, und wovon auch die heil. Schrift keinen ganz deutlichen und entscheidenden Ausspruch enthält. Auch im 46. und 48. Gespr. von der Dreyeinigkeit. Unmündigen sowol, als Erwachsenen, wird es schwer, ja unmöglich seyn, die darinn enthaltene Sätze mit einander zu vereinigen, — bey der ganzen Materie überhaupt, etwas zu denken.

Auch herrscht nicht immer die größte Präcision, welche mit der Popularität dennoch bestehen kann, z. B. S. 150. „der heilige Geist wird durch Jesum „Christum über uns ausgegossen; Gott bringt durch „seinen Geist manche gute Bewegungen in uns her„vor;„ S. 172. „Gott regieret die Frommen mit „seinem heiligen Geist, daß sie immer mehr von der „Sünde — befreyet werden.„ Nur über das letzte etwas zu erinnern, so kann von Frommen doch nicht gesagt werden, daß sie Sünde an sich haben; wohl aber, noch Fehler rc.

Die Beweissprüche sind ebenfalls nicht sorgfältig genug vorher gesichtet worden. Um zu beweisen, daß „der Sohn Gottes gütig — von Ewigkeit Gott sey, wie der Vater,„ nach S. 133. kann wenigstens Joh. 10, 30. ich und der Vater sind eins, nicht gebraucht

braucht werden. Daß diese Stelle nicht unitatem *essentiae*, sondern *consensum*, unitatem *voluntatis* bezeichne, wie die meisten Väter, auch Erasmus, Kalvin, Bucer u. a. dafür gehalten, zeigt der ganze Zusammenhang, und die Zusammenhaltung ähnlicher Stellen, z. B. Joh. 17, 11. 21. — Und wie kann der Verf. den Geist der Poesie, der morgenländischen Poesie, so verkennen, daß er Ps. 34, 8. und Ps. 91, 11. 12. zu Hülfe zieht, um zu beweisen, daß Gott „die Engel zu unsichtbaren Wächtern der Menschen „bestellt hat„ S. 51. 52. Heißt doch jene Stelle nichts anders, denn: um die Rechtschaffene zu beschützen, muß Gott alles um sie her zum Werkzeug dienen, die ganze Natur zu Diensten stehen; und diese ist bloß eine Vorstellung eines, den Gott zu schützen beschlossen, — eines besondern Lieblings der Vorsehung. Mehrere Beyspiele unglücklich gewählter Beweisstellen anzuführen, verstatten die Gränzen dieser Bibl. nicht, auch sind bereits unter der zwoten Rubrick verschiedne vorgekommen.

Wir hätten noch allerley zu erinnern, als z. E. gegen die Einmischung eines „von den listigen und bösen Geistern„ bey dem Fall Adams ꝛc. S. 53-55.; gegen S. 177. wo von „einem besondern Segen, „womit Gott den Sonntag versehen, den jeder, ihn „recht heilig begehende, bald spüren wird — auch in „Absicht auf seine Berufsarbeit, in den 6. übrigen Ta„gen der Woche„ die Rede ist, und wovon wir nähere Beweise aus der heil. Schrift und Erfahrung hätten lesen mögen; gegen das 54 Gespr. vom Vater Unser, daß wir in andern Schriften, auf zwo Seiten besser, d. i. natürlicher und deutlicher erklärt gefunden haben, als hier auf sieben; verschiedne Sprachfehler und Nachläßigkeiten zu rügen, die besonders in Lehrbüchern für die Jugend vermieden werden müs-

 sen,

u. dgl. m. allein wir sind ohnehin schon zu weitläuftig gewesen. Nur noch etwas vom übrigen Inhalt dieses Büchl. Es folgen XIII. Predigten. Was er dadurch bewirken wollte, können wir nicht wohl absehen. Sie enthalten beynahe eben das, was in den Gesprächen vorkömmt. Die Dogmatische taugen nun vollends, namentlich bey Kindern, wenig oder nichts. — In den Erinnerungen an Eltern, Lehrer ꝛc. vom Gebrauch dieses Büchl. wird unter andern noch die Frage kurz beantwortet: „soll man den „Kindern, die etwann 10-13 Jahre alt sind, die „ganze heil. Schrift, nach der Reihe der Bücher „durchlesen lassen? wo das nicht ist, welche Stücke „sollen wegbleiben? und in welcher Ordnung soll man „das nöthige mit ihnen lesen?„ Nein, nicht die ganze heil. Schrift, antwortet der Verf. mit Recht. Was soll denn zur Lektüre für sie ausgesucht werden? Das 1te B. Mosis, etliche Kapitel ausgenommen; aus den übrigen Mos. Büchern, und andern historischen Schriften, nur diejenige Stücke, die nöthig, nützlich, und dem Alter der Kinder angemessen sind, — eben so ist im Hiob, in den Psalmen und Propheten eine geschickte Auswahl zu treffen. Ob aber, die Sprüche Salom. für solch ein Alter gänzlich zu gebrauchen sind, daran zweifeln wir. Auch ist der Rec. die apostolische Briefe im N. T. betreffend, andrer Meynung. Wenn auch der Lehrer alles erklärt, so wird doch solch ein Kind manches nicht verstehen, noch minder gebrauchen können. Der Br. an die Ebräer kann ganz weggelassen werden; aus dem Br. an die Römer das meiste; aus den übrigen vieles — Nur der 1 Br. Johannis, der 1 Br. Petri, und der des Jakobus möchten ganz gelesen werden können. —

Ar.

XV.

Fragen, betreffend die Wirkungen der Gnade zur Erläuterung der freundschaftlichen Unterredungen über diese Materie. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1771. 8. 112 S.

Da der ungenannte V., dessen Unterredungen im XIII. B. I. St. der Bibl. von mir beurtheilt worden, mich mit der Zuschrift dieser Fragen, öffentlich beehrt hat, so halte ich es für meine Pflicht, ihm auf sein Verlangen meine ohnmaßgeblichen Gedanken darüber, obgleich, nach Gewohnheit dieses Journals, etwas spät zu sagen.

1. Giebt es einen unmittelbaren Einfluß des Geistes Gottes auf die menschlichen Seelen? Und wenn es dergleichen giebt, wie stimmet damit die Behauptung überein: daß der Geist Gottes alle Veränderungen in der Bekehrung durch die Gnadenmittel hervorbringt. Der V. bejahet die erste Frage und führt zum Beweise an, „weil man sonst „den biblischen und richtigen Begrif von der Allgegen„wart Gottes und seines Geistes fahren lassen müßte,„ Ap. Gesch. 17, 27. — Der beständige Einfluß Gottes in alle Substanzen, in die physische und moralische Welt, die ein Ganzes zusammen ausmacht, ist wohl ohnstreitig. Wie er geschehe, das kann freylich niemand erklären. Aber das Gefühl der göttlichen Allgegenwart, wodurch wird es denn in der menschlichen Seele erregt? Es ist ja das Resultat aller Vorstellungen von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes, welche vermittelst der Betrachtung und anschauenden Erkenntniß der göttlichen Werke in ihr hervorgebracht worden. Wenn nun alle diese Vor-

stellungen durch diese oder jene Veranlassung einen gewissen Grad der Lebhaftigkeit erhalten, und sich dann mit einmal in der Seele zusammendrängen, so ist die starke Empfindung, das volle Gefühl der göttlichen Allgegenwart in ihr da. Kann man sagen, daß es unmittelbar gewirkt worden? Ohnstreitig mittelbar. Die Ursache von dem interno sensu numinis, worauf sich der V. beruft, ist doch der sensus externus. Jener also bleibt immer mittelbar — „Nach der „H. Schrift sollen Menschen, die noch keiner Erkenntniß fähig sind, dennoch gewisser Einwirkungen des „H. Geistes auf ihr Herz theilhaftig geworden seyn.„ Diese Behauptung werde ich nie zugeben. Eusebius nimmt seinen Beweis aus Luc. 1, 15., läßt sich aber offenbar durch das, im Mutterleibe, wie Luther das ἐκ κοιλίας μητρὸς übersetzt hat, verführen. Ἐν κοιλίᾳ müßte da stehen, wenn er seinen Schluß darauf gründen wollte. So steht aber nicht da, und ἐκ κοιλίας heißt von den frühsten Jahren der Kindheit und Jugend an, in den Jahren schon, da der Verstand nur erst anfängt aufzukeimen. So wird es der V. in der griechischen Uebersetzung der LXX. finden. Ps. 22, 11. ἐκ κοιλίας μητρός με θεός με εἶ σύ, daß ἐκ κοιλίας eben so viel ist als ἀπὸ μητρὸς, ἀπὸ γαστρὸς. Ps. 58, 3. Ps. 71, 6.; wo Luther auch nicht in Mutterleibe, sondern von Mutterleibe an übersetzt hat. Ἐκ νεότητος, ἐκ γαστρὸς μητρός με ὡδήγησα Hiob 31, 18., kann doch wohl nicht in Mutterleibe heißen. Jes. 48, 8. Kap. 49, 1. und andere Stellen mehr, könnte ich ebenfalls für mich anführen. Hieraus erhellet sattsam, daß die Erklärung „Johannes sollte künftig einmal (von den frühsten Jahren, da der Verstand sich zeigt, an)„ mit dem H. Geist begabt werden, so unnatürlich nicht sey, als sie der V. findet. — Wie die Mittheilung des H. Geistes an den Johannes

Luc.

Luc. 1, 80. deutlich genug beschrieben werde, sehe ich nicht, da offenbar von dem zunehmenden Wachsthum der Seelenkräfte des Kindes die Rede ist. Daß bey der Taufe der Kinder eine übernatürliche Wirkung des heiligen Geistes in ihre Erkenntnißleere Seelen erfolge, wird der V. in Ewigkeit nicht aus der Bibel beweisen können, in der weder von der Kindertaufe noch dem Kinderglauben eine Sylbe steht, ob es gleich noch zum Theil gelehrt wird. Ueberdies bin ich mit dem V. über die Bedeutung des Worts H. Geist in manchen Schriftstellen nicht ganz einig. Es wird eben so oft objektivisch als subjektivisch genommen, und bedeutet nicht immer die göttliche Substanz oder Kraft, oder deren übernatürliche Wirkungen, sondern auch oft die göttlichen Erkenntnisse und Gesinnungen in der menschlichen Seele. Johannes soll erfüllt werden mit dem H. Geist, heißt mir: er soll ausserordentliche Geistes- und Gemüthsgaben, ungemein große Talente der Seele von Gott empfangen; so wie ein Mann voll Glaubens und H. Geistes einen frommen und gottseligen Mann anzeiget. — Was auf solche Art auf unrichtige Grundsätze, und unrichtige Auslegung der Schrift gebaut ist, das kann der Rec. nicht für erwiesene Wahrheit gelten lassen; denn wenn die Prämissen nicht fest stehen, so wankt die Conclusion natürlicher Weise. — „Es muß eine Wirkung „des Geistes Gottes statt finden, die vor aller geistli„chen Erkenntniß vorhergeht, und indem sie das Ver„langen und Neigung dazu erweckt, den Grund zur „Fähigkeit derselben in der Seele legt.„ Ich sehe nicht ein, wie der unsichtbare Geist Gottes auf die einfache denkende Substanz der menschlichen Seele anders als durch Vorstellungen, oder Erkenntnisse wirken solle, davon die folgenden immer in den vorhergehenden gegründet sind. Was vor aller geistlichen

Erkenntniß vorhergehen sollte, mußten doch also ebenfalls Vorstellungen, Gedanken seyn. Was können das aber anders für welche seyn, als solche, die die Seele vermöge der ihr von Gott anerschaffenen, beständig wirksamen Kraft zu denken, aus sich selbst hervorbringt? Die Fähigkeit, oder Tüchtigkeit geistliche Erkenntnisse anzunehmen, liegt ohnfehlbar schon in der Natur der menschlichen Seele, denn wenn ihr die Receptivität dazu nicht beywohnte, so gehörte sie gar nicht in die Klasse vernünftig denkender Substanzen, so wäre sie eine Thierseele, oder eine leblose Maschine, oder eine todte Masse Materie. Das Verlangen, die Begierde nach moralischer Religionserkenntniß kann sich allerdings bey dem sinnlichen, animalischen Menschen, den Paulus ἀνθρωπον ψυχικον nennet, lange Zeit, weil die Sinnlichkeit bey ihm das Uebergewicht hat, actu nicht geäussert haben, kann ganz erstickt worden seyn; aber so bald die Sinnlichkeit, so zu reden, ausgetobt hat, die Seele sich nun zu besinnen anfängt, und ihre geistliche Dürftigkeit fühlt, so bald wird das Verlangen nach mehr befriedigender, göttlicher Erkenntniß, nach mehr Realität, so sie dadurch erhält, stark hervorbrechen. Veranlassungen, dasselbe zu erwecken, oder die Seele zum Nachdenken zu bringen, finden sich in und ausser dem Menschen tausendfältig, sie stehen wie alle Dinge in der Welt unter der Regierung des stets wirksamen Gottes, der sie zu der einen oder der andern Zeit herbeyführt. Daher rechne ich sie mit zu den Wirkungen des heil. Geistes auf die menschlichen Gemüther, und in so weit bin ich mit dem Eusebius eins. Eine solche Wirkung geht nun freylich vor der nochmals beständig zunehmenden Erkenntniß vorher, und wenn man sie, wie der V. eine Präparation der Seele, eine vorbereitende Wirkung nennen will, so bin ichs wohl

zu-

zufrieden; nur denke ich mir solche mit den Wirkungen des Heil. Geistes zur Erleuchtung, Bekehrung und Heiligung des Menschen, im Zusammenhange, nicht davon abgesondert, oder etwas dazwischen. Diese erfolgen, wie der Verf. gesteht, mittelbar, also, solte ich denken, jene auch. Noch einmal, jeder Mensch hat ein natürliches moralisches Gefühl von Recht und Unrecht, er ist seiner ihm anerschaffenen Natur nach schon fähig und tüchtig, ein guter, Gott wohlgefälliger Mensch und Christ zu werden. Der erste Augenblick seines Lebens, da jenes Gefühl rege wird, würde der Zeitpunkt seyn, da die Wirkungen des Geistes Gottes ihren Anfang in der Seele nehmen. Am Ende, das sehe ich wohl, stossen wir hier auf den großen Stein des Anstosses, nemlich die Blindheit des natürlichen Menschen, oder sein natürliches Verderben. So lange uns der im Wege liegt, komme ich mit dem Eusebius nicht nahe genug zusammen. Mich hindert er nicht. Wenn meine Sätze wahr sind, so habe ich ganz ebne Bahn. Hätte ich mich mit dem gelehrten Manne auch nur erst verglichen, was in der Bibel Natur, natürlicher Mensch, verdorbener Mensch, eigentlich bedeuten, so wollten wir uns bald vereinigen.

2. Ist die Meynung, daß die Gnadenwirkungen des heil. Geistes, nicht durch die Empfindung selbst als übernatürlich merkbar werden, dem Gebet um dieselbe zuwider? Oder kann dasselbe damit bestehen? — Auf die Empfindbarkeit der Gnadenwirkungen kommt es bey dieser Frage nicht an, sagt Eusebius, und glaubt, das Gebet könne nicht damit bestehen, wenn der Geist Gottes bey Beschäftigungen der Seele mit göttlichen Wahrheiten, nicht durch einen eigentlichen Einfluß auf dieselbe, wirksam wäre, sondern die Wahrheit nur nach der ihr eigenthümlichen Kraft wirkte. Wie gut ist es doch, wann wir aus

der

der Fülle des Herzens Gott um etwas moralisch gutes anrufen, daß unser Kopf nicht dabey über die Art nachgrübeln darf, wie wir solches von ihm erlangen werden. Ob ich gleich nicht in der Hypothese des Eusebius bete, so bin ich mir doch bewußt, daß ich aufrichtig und mit Nutzen bete. Jede Erhebung meiner Seele zu Gott stärkt mich in guten Gesinnungen, das weis ich aus Erfahrung, und glaube daher, „daß ich auch völlig dem biblischen Sinn, in welcher „sie uns beten lehrt, Genugthuung wiederfahren lasse„ woran der V. zweifelt.

3. Widerspricht es der Empfindbarkeit des göttlichen in den Wirkungen der Gnade, daß dieselben mittelbar hervorgebracht werden? — Herr Spalding hatte behauptet: „Bey einer jeden Wir„kung, die durch ein Mittel geschehe, könne man nur „das Mittel empfinden, als welches uns das nächste „ist, und uns so zu reden eigentlich berührt, nicht aber „die dadurch wirkende Ursache selbst, u. s. w.„ Der V. wendet S. 23 dagegen ein: „Es giebt im Leibli„chen mittelbare Wirkungen, dabey man weiter „nichts, als das Mittel empfinden kann; es giebt „aber auch solche, dabey ich mir der wirkenden Ur„sache bloß durch die unmittelbare Empfindung be„wußt bin.„ Nun wird vom sinnlichen aufs geistliche (wo es eben so seyn soll) geschlossen. „Kann ich „an der sinnlichen Empfindung die Sprache eines „Menschen unterscheiden, warum solte der Geist Got„tes durch sein Wort nicht so zu meiner Seele spre„chen können, daß ichs empfinden müßte, mit ihm zu „thun zu haben?„ — Physische und moralische Empfindungen; Sprache eines Menschen und Sprache des unsichtbaren Geistes Gottes; welch ein Unterscheid! Ich kann mir beyder bewußt, beyder gewiß seyn; jener durchs Gefühl, aber dieser? — Ich kann eine

sehr

sehr lebhafte Vorstellung meines moralischen Zustandes haben, zuverläßig wissen, daß ichs dabey mit Gott zu thun habe, allein mich dünkt sicherlich durch Vernunftschlüsse, nicht durchs sinnliche Gefühl.

4. Ist die Wahrheit: daß Gott uns nicht sowohl durchs Schauen als durch den Glauben zur seligen Ewigkeit führen will, der behaupteten Empfindbarkeit göttlicher Gnadenwirkungen entgegen? Der V. sagt nein. Aber wenn der Grundsatz 2 Cor. 5, 7. ihrer empfundenen ausserordentlichen Begeisterungen ohnerachtet, dennoch vom Paulus und von den übrigen Aposteln gilt, welches hier ausdrücklich behauptet wird; wie vielmehr gilt er denn von den gegenwärtigen gemeinen Christen? Eusebius scheint den Schluß umkehren zu wollen.

5. Läßt sich aus den Beyspilen des Davids, Manasse, Hiskias, und aus den poetischen Ausdrücken des A. T., besonders der Buß- und anderer Psalmen, allein genommen, etwas zur Bestimmung der Gnadenwirkungen beweisen? — Eusebius bejahet diese Frage, „weil sich aus den Beyspie„len des A. T. so viel müßte beweisen lassen, als über„haupt aus Exempeln geschlossen werden könte und also „auch aus den Neutestamentischen erweislich wäre.„ Indessen erklärt er es doch für widersinnig, „allge„meine Grundsätze daraus zu machen, wenn die von „jenen bemerkte Empfindungen in persönlichen Um„ständen gegründet sind.„ Ich dächte, dieser Fall wäre nun gerade bey den angeführten Personen aus der alten Bibl. Geschichte. „Flössen sie aber aus „allgemeinen in beyden Zeitläuften geltenden und un„veränderlichen Wahrheiten, und würden sie von „ihnen, als von Gott selbst herrührend, angegeben; „warum solten sie vor sich nichts beweisen?„ Allerdings, wenn das erste wäre, so müßte auch das letzte

seyn.

bietet mir, mich einzuschränken. Wenn man bedenkt, wie himmelweit die Localverfassung und Denk- und Schreibart der Juden in tausend Dingen von der unsrigen verschieden war, wie eine jede Sprache ihr eigenes Genie und ihre eigene Mängel und Unvollkommenheiten hat, wie Leser, die ein Buch nach vielen Jahrhunderten, noch dazu in einer todt gewordenen Sprache lesen, manche Stellen unvermeidlich dunkel und zweydeutig finden müssen, die den ersten Lesern ganz verständlich und klar waren: so werden sich daraus gewisse Regeln der Schriftauslegung von selbst ergeben, und, so sehr sie auch dem Eusebius mißfallen, völlig rechtfertigen lassen. Der Ausleger verdient warlich Achtung und nicht Satyre, der von manchen biblischen Redensarten unwürdige, unheilige und zum Theil schändliche Nebenbegriffe, die sie bey jetzigen Lesern veranlassen, wegzuräumen suchen. Uebrigens möchte ich doch den Paraphrasten kennen, der Davids Worte Ps. 32, 5. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünden, so umschreiben würde: „da ward ich in allen meinen Neigungen und „Begierden so tugendhaft, und meine Handlungen „so harmonisch, daß ich an dieser innern Richtigkeit „meiner Gesinnungen ein Siegel haben konnte, daß „du mir die Sünde vergeben.„

6. Sind die Schriftstellen Röm. 1, 28 und Eph. 2, 2. dem Satz entgegen; daß der heil. Geist auch durch die natürlich erkannte Wahrheiten sich an den Heyden wirksam beweise? — Nein, antwortet der V. mit Recht. Seinem Urtheil über den moralischen Zustand der Heyden tritt der Rec. völlig bey. Nur möchte ich nicht, weil es mir zu hart dünkt, sagen: „Gott hätte die Unordnungen derselben als ein „Strafgericht über sie verhängt.„ Zugelassen hat er

er ihre sittliche Verschlimmerung, mit der sie selbst sich gestraft haben. Mehr folgt aus des Apostels Worten Röm. 1, 28. auch nicht.

7. Ist die Versiegelung der Gläubigen durch den heil. Geist, deren Paulus 2 Cor. 1, 21. Eph. 1, 13. und Kap. 4, 30. gedenket, von den Wundergaben oder von Gnadenwirkungen des heil. Geistes zu verstehen? — Von den letzten, welches der V. wohl beweiset. Wenn viele Theologen den Brief Pauli an die Galater aus dem wahren Gesichtspunkt angesehen hätten, in welchem ihn dieser gelehrte Weltmann ansiehet, so würden sie nicht zum Theil von einzelnen Stellen aus demselben so schiefe Erklärungen gemacht haben.

8. Ist zwischen den Redensarten: Sich selbst bekehren wollen, und sich von Gott bekehren lassen, ein bemerkenswerther Unterschied? — Ein zu polemischer Artickel, den ohnfehlbar die Stelle in Hrn. Spaldings dritter Ausgabe seiner Gedanken vom Werth der Gefühle im Christenthum S. 285. 290. veranlasset hat, und dem man es ansieht, daß er eine Apologie für eine gewisse Art Buß- und Glaubensprediger seyn soll, deren Methode die Menschen zu Christen zu machen, Eusebius für die beste hält, wenn er im Gegentheil die Lehrart, welche die sogenannten Moralisten auf der Kanzel erwählet haben, der Gottseligkeit nachtheilig findet, und urtheilt, daß dieselben ganz vergeblich am Werke des Herrn arbeiten. Liessen sich die hieher gehörigen Sachen auf ein Paar Blättern aus einander setzen, so hätte der Rec. Lust, sich mit dem V. darauf einzulassen. Seine Urtheile über die getadelte Lehrart sind offenbar zu einseitig und gründen sich zum Theil auf bloße Mißdeutung der Wörter glauben, sich bekehren, evangelisch predigen. Er hält die Grundsätze, die seine Meynung dar-

über bestimmen, für ausgemacht, ich getraue mir aber einen feinen Fanatismus darauf zu bauen, von dem der scharfsinnige V. mir sonst weit entfernt geschienen, und ich wundere mich, daß ein so aufgeklärter Mann denenjenigen beytritt, welche das Eigenwirken, das Selbstbekehren, oder die eigene Thätigkeit und Bemühungen des Menschen in dem Werke seiner Besserung so geradezu für ein nachtheiliges Hinderniß derselben ausgegeben, woran eine gewisse Lehrart schuld seyn soll. Ich dächte Hr. Spalding hätte die Begriffe davon so deutlich auseinander gesetzt, daß wenigstens Eusebius verstehen sollte, was damit gemeynt und nicht gemeynt sey. Nur ein Paar Worte hätte ich dabey zu sagen.

Mit dem bloßen Tugendpredigen ist es eben so wenig ausgerichtet, als mit dem unbestimmten Buße und Glauben predigen. Das hören die Leute, und wenn ihnen weiter nicht gesagt wird, wie das Werk anzufangen sey, und was dazu gehöre, so wird ihnen weder das eine noch das andere was nutzen. Aber so viel kann Eusebius glauben: Der Prediger, der durch die Religion Jesu seine Zuhörer zu Gott führen will, man mag ihn nun einen moralischen oder evangelischen, Gesetz- oder Glaubensprediger nennen, denn auf Namen kommt es nicht an, der wird niemals „innerliche moralische Richtigkeit ihrer Gesinnungen „hervorbringen wollen, ohne sich um das Mittel zu „bekümmern, wodurch sie dazu fähig werden — „niemals seinem Iracundus (einen zum Zorn geneigten Mann, den Eusebius erdichtet) „Gott als „ein Wesen vorstellen, dessen Gegenwart ihm uner„träglich seyn durfte — niemals den lasterhaften „Menschen weder zur moralischen Desperation, noch „zu dem Wahn bringen, daß er sich mit seinem gu„ten Vorsatz und dem menschlichen Unvermögen be-

„ruhigen dürfe„ niemals aus der Tugendlehre ein Flick- und Stückwerk, sondern vielmehr ein Ganzes machen; (denn es giebt nur eine allgemeine Tugend, die herrschende Liebe zu Gott und allem wahren Guten) niemals vergessen, durch die Verheissungen der göttlichen Gnade in dem Evangelio, dem, bisher noch so verderbt gewesenen Menschen, Muth zu machen, und ihm in dem Werk einer, sich redlich vorgesetzten Besserung, einen guten Fortgang zu versprechen, wenn seine ersten Schritte auf dem besseren Lebenswege auch noch so schwach und schwankend wären — sondern vielmehr oft sagen, daß er sich „bey der Empfindung seines Sündehelendes, wenn er nunmehr ein herzliches Misfallen am Bösen hätte, mit Zuversicht durch Christum zu Gott wenden könnte„ — immer behaupten, daß man, um Theil an Gottes Gnade zu haben, kein vollkommner Heiliger seyn dürfe; daß die Lebensbesserung gewiß in der Folge zunehmen werde, wenn das Herz nur erst aufrichtig Gott ergeben ist; daß es im Christenthum gar nicht blos auf Vermeidung gewisser grober Laster, auf manchmal zurückgehaltene Ausbrüche des Bösen, dazu gleichwol die volle Neigung im Herzen wohne, oder auf den elenden Flitterstaat einiger scheinbar guten Handlungen, sondern vielmehr gerade auf die innerliche reine Gesinnung des Herzens, welches seine höchste Lust an Gott und dem Guten findet, ankomme; — daß „Regierung der äusserlichen Sinne, Entziehung von bö„sen Gesellschaften und eiteln Zerstreuungen, Beschäf„tigung mit guten äusserlichen Dingen, Gesuch der „Einsamkeit„ Beschäftigung des Verstandes und Herzens mit der göttlichen Wahrheit, Ueberlegung, Nachdenken u. s. w., unumgänglich nöthige Hülfsmittel zur Unterhaltung der empfangenen ersten guten Eindrücke sind. — Daß die Bekehrung des Men-

schen nicht das Werk einer Minute sey, sondern nach und nach erfolge — daß nicht eine Pflicht des Christenthums mit Vernachläßigung der andern geübt, sondern allen mit dem eifrigsten Bestreben müsse nachgelebt werden — Nur kann nicht in einer Predigt alles und immer einerley gesagt werden, sonst dürfte man nur ein paar Dutzend Predigten ausarbeiten, und die Jahr aus Jahr ein ablesen. Eusebius stellte indessen die Prediger, auf welche er einen ungünstigen Seitenblick wirft, so vor, als ob sie gerade das Gegentheil von dem allen thäten. Hierüber muß ich meine Befremdung bezeugen und kann es nicht billigen, daß er eine Lehrart, von der er nicht hinlänglich unterrichtet zu seyn scheint, so entscheidend verwirft. Man weis, was dergleichen Wendungen, als man S. 63. lieset: „Heute will der Lehrer seine Zuhörer sanftmüthig, über acht Tage demüthig, und über vierzehn „Tage keusch machen. In seinem Vortrage legt er „die Beschaffenheit dieser Tugenden vor Augen, zeigt „die moralischen Bewegungsgründe dazu, und das „ist alles„ bedeuten und wo sie hintreffen sollen. Ich finde sie nicht gut und, aufrichtig zu reden, das ganze Raisonnement des Eusebius über das, was er verderbliches Eigenwirken und Selbstbekehren nennt, weder philosophisch noch biblisch, es mag es auch als etwas vorzügliches in diesen Fragen erheben, wer da will.

9. Was soll die Redensart sagen: gerade zu Jesu gehen? — Ich habe eine andere Ursache, warum ich dieser Redensart auch nicht eben geneigt bin, als die, welche der V. bey einigen davon angiebt: „Sie passet nicht in ihren Plan.„ Sie ist uneigentlich, und muß den Leuten erst erklärt werden. Also thut man besser, man vertauscht sie mit einer andern eigentlichen Redensart. Die Lehre Christi an-

neh-

nehmen, bewilligen, seinem göttlichen Unterricht glauben und folgen, den Weg der Glückseligkeit suchen und betreten, den sein Evangelium weiset. Das nannte Jesus: zu ihm kommen. Warum soll man nicht Ausdrücke, die für sich nach unserer Sprachart jedem verständlich sind, denen vorziehen, die erst einer Erklärung bedürfen, und von manchen sehr mystisch ausgelegt werden?

10. Ist aus Röm. 8, 7. 8. eine innerliche declarirte Feindschaft gegen Gott erweislich? — Declarirt heisset dem V.: „mit innerlichem Bewußtseyn gehegt.„ Die Gesinnungen des, zu der niedrigen Sinnlichkeit herabgesunkenen Menschen, den er immer den natürlichen Menschen nennt, werden ganz richtig so beschrieben, wie sie sich in der Erfahrung zeigen. Doch nimmt Eusebius das Wort Feindschaft, wohl in zu eigentlicher strenger Bedeutung, in der es auf Gott nicht paßt. Geringschätzung der göttlichen Gebote, Gleichgültigkeit gegen die Religion, leichtsinnige Gottesvergessenheit, gehören zu dem Charakter des fleischlich gesinnten Menschen. Mangel des Wohlgefallens an Gott, Unlust an demjenigen, was der will und billiget — drückt wohl sattsam die Idee des Apostels aus. Der lasterhafteste Mensch, wenn er einen Gott glaubt, ist doch so toll nicht, daß er ihn in der eigentlichen Bedeutung des Worts, hassete, oder sich für seinen Feind erklärte, welches die sicherste Anzeige von Verrückung seyn würde.

11. Sind die allerersten Wirkungen Gottes auf das Herz widerstehlich oder nicht? und wie stimmt das letztere mit der menschlichen Freyheit? — Bey Beantwortung dieser, und der folgenden Frage finde ich den denkenden Eusebius wieder, der mir in seinen Unterredungen so wohl gefallen hatte. Ich unterschreibe gern, was er hierüber sagt. Nur würde

 ich

der Fülle des Herzens Gott um etwas moralisch gutes anrufen, daß unser Kopf nicht dabey über die Art nachgrübeln darf, wie wir solches von ihm erlangen werden. Ob ich gleich nicht in der Hypothese des Eusebius bete, so bin ich mir doch bewußt, daß ich aufrichtig und mit Nutzen bete. Jede Erhebung meiner Seele zu Gott stärkt mich in guten Gesinnungen, das weis ich aus Erfahrung, und glaube daher, „daß ich auch völlig dem biblischen Sinn, in welcher „sie uns beten lehrt, Genugthuung wiederfahren lasse„ woran der V. zweifelt.

3. Widerspricht es der Empfindbarkeit des göttlichen in den Wirkungen der Gnade, daß dieselben mittelbar hervorgebracht werden? — Herr Spalding hatte behauptet: „Bey einer jeden Wir„kung, die durch ein Mittel geschehe, könne man nur „das Mittel empfinden, als welches uns das nächste „ist, und uns so zu reden eigentlich berührt, nicht aber „die dadurch wirkende Ursache selbst, u. s. w.„ Der V. wendet S. 23 dagegen ein: „Es giebt im leibli„chen mittelbare Wirkungen, dabey man weiter „nichts, als das Mittel empfinden kann; es giebt „aber auch solche, dabey ich mir der wirkenden Ur„sache bloß durch die unmittelbare Empfindung be„wußt bin.„ Nun wird vom sinnlichen aufs geistliche (wo es eben so seyn soll) geschlossen. „Kann ich „an der sinnlichen Empfindung die Sprache eines „Menschen unterscheiden, warum solte der Geist Got„tes durch sein Wort nicht so zu meiner Seele spre„chen können, daß ichs empfinden müßte, mit ihm zu „thun zu haben?„ — Physische und moralische Empfindungen; Sprache eines Menschen und Sprache des unsichtbaren Geistes Gottes; welch ein Unterscheid! Ich kann mir beyder bewußt, beyder gewiß seyn; jener durchs Gefühl, aber dieser? — Ich kann eine

sehr

sehr lebhafte Vorstellung meines moralischen Zustandes haben, zuverlässig wissen, daß ichs dabey mit Gott zu thun habe, allein mich dünkt sicherlich durch Vernunftschlüsse, nicht durchs sinnliche Gefühl.

4. Ist die Wahrheit: daß Gott uns nicht sowohl durchs Schauen als durch den Glauben zur seligen Ewigkeit führen will, der behaupteten Empfindbarkeit göttlicher Gnadenwirkungen entgegen? Der V. sagt nein. Aber wenn der Grundsatz 2 Cor. 5, 7. ihrer empfundenen ausserordentlichen Begeisterungen ohnerachtet, dennoch vom Paulus und von den übrigen Aposteln gilt, welches hier ausdrücklich behauptet wird; wie vielmehr gilt er denn von den gegenwärtigen gemeinen Christen? Eusebius scheint den Schluß umkehren zu wollen.

5. Läßt sich aus den Beyspilen des Davids, Manasse, Hiskias, und aus den poetischen Ausdrücken des A. T., besonders der Buß- und anderer Psalmen, allein genommen, etwas zur Bestimmung der Gnadenwirkungen beweisen? — Eusebius bejahet diese Frage, „weil sich aus den Beyspie-„len des A. T. so viel müßte beweisen lassen, als über-„haupt aus Exempeln geschlossen werden könte und also „auch aus den Neutestamentischen erweislich wäre.„ Indessen erklärt er es doch für widersinnig, „allge-„meine Grundsätze daraus zu machen, wenn die von „jenen bemerkte Empfindungen in persönlichen Um-„ständen gegründet sind.„ Ich dächte, dieser Fall wäre nun gerade bey den angeführten Personen aus der alten Bibl. Geschichte. „Flössen sie aber aus „allgemeinen in beyden Zeitläuften geltenden und un-„veränderlichen Wahrheiten, und würden sie von „ihnen, als von Gott selbst herrührend, angegeben, „warum solten sie vor sich nichts beweisen?„ Allerdings, wenn das erste wäre, so müßte auch das letzte

seyn.

seyn. Aber eben das muß erst bewiesen werden, daß sie aus allgemeinen Wahrheiten fliessen, und es muß nicht die allgemeine Sprachart der Hebräer seyn, daß sie der ersten Ursache aller Dinge, auch die von Mittelursachen gewirkte Veränderung, zuschreiben. Dieses ist sie aber. Wird nicht auch nach dieser Redart von Gott gesagt, daß er das Herz des Pharao verstockt habe? — Was David, Manasse und Hiskias bey ihrer Buße empfunden, war ganz personell. Der Grund ihrer starken Gemüthsbewegungen bey ihrer Bekehrung, lag in dem hohen Grade ihrer Verschuldung, wegen vorhergegangener schwerer Versündigungen. Also läßt sich auch der Grad der Stärke und Dauer, zu dem ihre innerliche Reue und Traurigkeit darüber aufstieg, nicht zum Maasstabe für die Empfindung einer jeden reuigen Seele annehmen. Wie überdies der V. aus Ps. 51, 10. und 32, 5. schliessen könne: „daß David in diesen Worten um „eine innerliche Versicherung der Vergebung der „Sünden durch einen göttlichen Trost den Herrn an„geflehet, und auch denselben zur Beruhigung seines „Gewissens erhalten habe,„ sehe ich nicht ein. Er beschreibt hier nach dem Vorgange mit der Bathseba und dem Urias seinen traurigen, reuvollen Gemüthszustand, seine peinlichen Gewissensbisse. Nathan kündigte ihm darauf Vergebung an. Kam denn die Versicherung derselben nun von aussen, oder von innen her?

Bey dieser Gelegenheit geht es über die Ausleger der Bibel etwas scharf her, die sich bey Erklärung des A. und N. T. auf Hebraismen, orientalische Redensarten, und poetische Einkleidungen der Sachen berufen. Der Ton, in welchem Eusebius davon spricht, fällt ein Paarmal so sehr ins satyrische und spöttische, daß er darüber beynahe unbillig gegen jene Ausleger

wird,

wird, und ihre Ehrlichkeit in Verdacht bringt, als wenn es ihnen nur darum zu thun wäre, „in die Schrift hinein zu paraphrasiren und heraus zu poetisiren,„ was sie wollten. Hr. Michaelis hat sich einmal in einem Programm, worinn er von seinen Vorlesungen über die LXX. Nachricht giebt, S. 16. auch so etwas verlauten lassen, viel von Machtsprüchen geredet, und unter andern den gründlichen Einfall gehabt, zu sagen: „Vielleicht könnte einer, dem es bequem wäre, „auch ein gutes Theil von der Sittenlehre des N. T. „zu seiner und anderer Erleichterung, in Hebraismos „verwandeln und unter diesem guten Namen wegbuchstabiren.„ Dies ergreift und rühmt Eusebius mit innigem Vergnügen. Wenn der wackere Mann uns doch auch im vorbeygehen einen Wink gegeben hätte, ob er das arabisiren des Freundes besser und dem Worte Gottes vortheilhafter fände, als das hebraisiren des Feindes, womit er so sehr übel zufrieden ist; und ob es ihm nicht so vorkomme, als ob Hr. Michaelis auch sehr viel Machtsprüche an seinem Auslegungsgeschäfte thäte! — Wenn wir, ohne vorher schon Parthey genommen zu haben, von der Sache sprechen wollen, so werden wir uns leicht vereinigen. Orientalische, hebräischartige Vorstellungen und Ausdrücke, poetische Bilder sind doch im A. und N. T. augenscheinlich da. „Man muß sie von ihrem Schmuck „entkleiden und die darinn liegende verständliche Wahr„heit herausnehmen.„ Das gesteht Eusebius selbst, und mehr verlangen wir auch nicht. Wie kann das aber anders geschehen, als durch Vergleichung eigentlicher biblischer Vorstellungen mit den uneigentlichen und figürlichen, die durch jene erklärt werden müssen? Das billiget der V. Also sind wir im Grunde einander nicht entgegen. — Ich könnte über diesen Artickel viel sagen, aber der Mangel des Raums gebietet

bietet mir, mich einzuschränken. Wenn man bedenkt, wie himmelweit die Localverfassung und Denk- und Schreibart der Juden in tausend Dingen von der unsrigen verschieden war, wie eine jede Sprache ihr eigenes Genie und ihre eigene Mängel und Unvollkommenheiten hat, wie Leser, die ein Buch nach vielen Jahrhunderten, noch dazu in einer todt gewordenen Sprache lesen, manche Stellen unvermeidlich dunkel und zweydeutig finden müssen, die den ersten Lesern ganz verständlich und klar waren: so werden sich daraus gewisse Regeln der Schriftauslegung von selbst ergeben, und, so sehr sie auch dem Eusebius mißfallen, völlig rechtfertigen lassen. Der Ausleger verdient warlich Achtung und nicht Satyre, der von manchen biblischen Redensarten unwürdige, unheilige und zum Theil schändliche Nebenbegriffe, die sie bey jetzigen Lesern veranlassen, wegzuräumen suchen. Uebrigens möchte ich doch den Paraphrasten kennen, der Davids Worte Ps. 32, 5. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen, da vergabst du mir die Missethat meiner Sünden, so umschreiben würde: „da ward ich in allen meinen Neigungen und „Begierden so tugendhaft; und meine Handlungen „so harmonisch, daß ich an dieser innern Richtigkeit „meiner Gesinnungen ein Siegel haben konnte, daß „du mir die Sünde vergeben.„

6. Sind die Schriftstellen Röm. 1, 28 und Eph. 2, 2. dem Satz entgegen; daß der heil. Geist auch durch die natürlich erkannte Wahrheiten sich an den Heyden wirksam beweise? — Nein, antwortet der V. mit Recht. Seinem Urtheil über den moralischen Zustand der Heyden tritt der Rec. völlig bey. Nur möchte ich nicht, weil es mir zu hart dünkt, sagen: „Gott hätte die Unordnungen derselben als ein „Strafgericht über sie verhängt.„ Zugelassen hat

er

er ihre sittliche Verschlimmerung, mit der sie selbst sich gestraft haben. Mehr folgt aus des Apostels Worten Röm. 1, 28. auch nicht.

7. Ist die Versiegelung der Gläubigen durch den heil. Geist, deren Paulus 2 Cor. 1, 21. Eph. 1, 13. und Kap. 4, 30. gedenket, von den Wundergaben oder von Gnadenwirkungen des heil. Geistes zu verstehen? — Von den letzten, welches der V. wohl beweiset. Wenn viele Theologen den Brief Pauli an die Galater aus dem wahren Gesichtspunkt angesehen hätten, in welchem ihn dieser gelehrte Weltmann ansiehet, so würden sie nicht zum Theil von einzelnen Stellen aus demselben so schiefe Erklärungen gemacht haben.

8. Ist zwischen den Redensarten: Sich selbst bekehren wollen, und sich von Gott bekehren lassen, ein bemerkenswerther Unterschied? — Ein zu polemischer Artickel, den ohnfehlbar die Stelle in Hrn. Spaldings dritter Ausgabe seiner Gedanken vom Werth der Gefühle im Christenthum S. 285. 290. veranlasset hat, und dem man es ansieht, daß er eine Apologie für eine gewisse Art Buß- und Glaubensprediger seyn soll, deren Methode die Menschen zu Christen zu machen, Eusebius für die beste hält, wenn er im Gegentheil die Lehrart, welche die sogenannten Moralisten auf der Kanzel erwählet haben, der Gottseligkeit nachtheilig findet, und urtheilt, daß dieselben ganz vergeblich am Werke des Herrn arbeiten. Liessen sich die hieher gehörigen Sachen auf ein Paar Blättern aus einander setzen, so hätte der Rec. Lust, sich mit dem V. darauf einzulassen. Seine Urtheile über die getadelte Lehrart sind offenbar zu einseitig und gründen sich zum Theil auf blosse Mißdeutung der Wörter glauben, sich bekehren, evangelisch predigen. Er hält die Grundsätze, die seine Meynung dar-

über bestimmen, für ausgemacht, ich getraue mir aber einen feinen Fanatismus darauf zu bauen, von dem der scharfsinnige V. mir sonst weit entfernt geschienen, und ich wundere mich, daß ein so aufgeklärter Mann denenjenigen beytritt, welche das Eigenwirken, das Selbstbekehren, oder die eigene Thätigkeit und Bemühungen des Menschen in dem Werke seiner Besserung so geradezu für ein nachtheiliges Hinderniß derselben ausgegeben, woran eine gewisse Lehrart schuld seyn soll. Ich dächte Hr. Spalding hätte die Begriffe davon so deutlich auseinander gesetzt, daß wenigstens Eusebius verstehen sollte, was damit gemeynt und nicht gemeynt sey. Nur ein Paar Worte hätte ich dabey zu sagen.

Mit dem bloßen Tugendpredigen ist es eben so wenig ausgerichtet, als mit dem unbestimmten Buße und Glauben predigen. Das hören die Leute, und wenn ihnen weiter nicht gesagt wird, wie das Werk anzufangen sey, und was dazu gehöre, so wird ihnen weder das eine noch das andere was nutzen. Aber so viel kann Eusebius glauben: Der Prediger, der durch die Religion Jesu seine Zuhörer zu Gott führen will, man mag ihn nun einen moralischen oder evangelischen, Gesetz- oder Glaubensprediger nennen, denn auf Namen kommt es nicht an, der wird niemals „innerliche moralische Richtigkeit ihrer Gesinnungen „hervorbringen wollen, ohne sich um das Mittel zu „bekümmern, wodurch sie dazu fähig werden — „niemals seinem Iracundus (einen zum Zorn geneigten Mann, den Eusebius erdichtet) „Gott als „ein Wesen vorstellen, dessen Gegenwart ihm unerträglich seyn durfte — niemals den lasterhaften „Menschen weder zur moralischen Desperation, noch „zu dem Wahn bringen, daß er sich mit seinem guten Vorsatz und dem menschlichen Unvermögen be-

„ru-

„ruhigen dürfe„ niemals aus der Tugendlehre ein Flick- und Stückwerk, sondern vielmehr ein Ganzes machen; (denn es giebt nur eine allgemeine Tugend, die herrschende Liebe zu Gott und allem wahren Guten) niemals vergessen, durch die Verheissungen der göttlichen Gnade in dem Evangelio, dem, bisher noch so verderbt gewesenen Menschen, Muth zu machen, und ihm in dem Werk einer, sich redlich vorgesetzten Besserung, einen guten Fortgang zu versprechen, wenn seine ersten Schritte auf dem besseren Lebenswege auch noch so schwach und schwankend wären — sondern vielmehr oft sagen, daß er sich „bey der Empfindung seines Sündehelendes, wenn er nunmehr ein herzliches Misfallen am Bösen hätte, mit Zuversicht durch Christum zu Gott wenden könnte„ — immer behaupten, daß man, um Theil an Gottes Gnade zu haben, kein vollkommner Heiliger seyn dürfe; daß die Lebensbesserung gewiß in der Folge zunehmen werde, wenn das Herz nur erst aufrichtig Gott ergeben ist; daß es im Christenthum gar nicht blos auf Vermeidung gewisser grober Laster, auf manchmal zurückgehaltene Ausbrüche des Bösen, dazu gleichwol die volle Neigung im Herzen wohne, oder auf den elenden Flitterstaat einiger scheinbar guten Handlungen, sondern vielmehr gerade auf die innerliche reine Gesinnung des Herzens, welches seine höchste Lust an Gott und dem Guten findet, ankomme; — daß „Regierung der äusserlichen Sinne, Entziehung von bö„sen Gesellschäften und eiteln Zerstreuungen, Beschäf„tigung mit guten äusserlichen Dingen, Gesuch der „Einsamkeit,„ Beschäftigung des Verstandes und Herzens mit der göttlichen Wahrheit, Ueberlegung, Nachdenken u. s. w., unumgänglich nöthige Hülfsmittel zur Unterhaltung der empfangenen ersten guten Eindrücke sind. — Daß die Bekehrung des Men-

schen nicht das Werk einer Minute sey, sondern nach und nach erfolge — daß nicht eine Pflicht des Christenthums mit Vernachläßigung der andern geübt, sondern allen mit dem eifrigsten Bestreben müsse nachgelebt werden — Nur kann nicht in einer Predigt alles und immer einerley gesagt werden, sonst dürfte man nur ein paar Dutzend Predigten ausarbeiten, und die Jahr aus Jahr ein ablesen. Eusebius stellte indessen die Prediger, auf welche er einen ungünstigen Seitenblick wirft, so vor, als ob sie gerade das Gegentheil von dem allen thäten. Hierüber muß ich meine Befremdung bezeugen und kann es nicht billigen, daß er eine Lehrart, von der er nicht hinlänglich unterrichtet zu seyn scheint, so entscheidend verwirft. Man weis, was dergleichen Wendungen, als man S. 63. lieset: „Heute will der Lehrer seine Zuhörer sanftmü„thig, über acht Tage demüthig, und über vierzehn „Tage keusch machen. In seinem Vortrage legt er „die Beschaffenheit dieser Tugenden vor Augen, zeigt „die moralischen Bewegungsgründe dazu, und das „ist alles„ bedeuten und wo sie hintreffen sollen. Ich finde sie nicht gut und, aufrichtig zu reden, das ganze Raisonnement des Eusebius über das, was er verderbliches Eigenwirken und Selbstbekehren nennt, weder philosophisch noch biblisch, es mag es auch als etwas vorzügliches in diesen Fragen erheben, wer da will.

9. Was soll die Redensart sagen: gerade zu Jesu gehen? — Ich habe eine andere Ursache, warum ich dieser Redensart auch nicht eben geneigt bin, als die, welche der V. bey einigen davon angiebt: „Sie passet nicht in ihren Plan.„ Sie ist uneigentlich, und muß den Leuten erst erklärt werden. Also thut man besser, man vertauscht sie mit einer andern eigentlichen Redensart. Die Lehre Christi aneh-

nehmen, bewilligen, seinem göttlichen Unterricht glauben und folgen, den Weg der Glückseligkeit suchen und betreten, den sein Evangelium weiset. Das nännte Jesus: zu ihm kommen. Warum soll man nicht Ausdrücke, die für sich nach unserer Sprachart jedem verständlich sind, denen vorziehen, die erst einer Erklärung bedürfen, und von manchen sehr mystisch ausgelegt werden?

10. Ist aus Röm. 8, 7. 8. eine innerliche declarirte Feindschaft gegen Gott erweislich? — Declarirt heisset dem V.: „mit innerlichem Bewußtseyn gehegt." Die Gesinnungen des, zu der niedrigen Sinnlichkeit herabgesunkenen Menschen, den er immer den natürlichen Menschen nennt, werden ganz richtig so beschrieben, wie sie sich in der Erfahrung zeigen. Doch nimmt Eusebius das Wort Feindschaft, wohl in zu eigentlicher strenger Bedeutung, in der es auf Gott nicht paßt. Geringschätzung der göttlichen Gebote, Gleichgültigkeit gegen die Religion, leichtsinnige Gottesvergessenheit, gehören zu dem Charakter des fleischlich gesinnten Menschen. Mangel des Wohlgefallens an Gott, Unlust an demjenigen, was der will und billiget — drückt wohl sattsam die Idee des Apostels aus. Der lasterhafteste Mensch, wenn er einen Gott glaubt, ist doch so toll nicht, daß er ihn in der eigentlichen Bedeutung des Worts, hassete, oder sich für seinen Feind erklärte, welches die sicherste Anzeige von Verrückung seyn würde.

11. Sind die allerersten Wirkungen Gottes auf das Herz widerstehlich oder nicht? und wie stimmt das letztere mit der menschlichen Freyheit? — Bey Beantwortung dieser, und der folgenden Frage finde ich den denkenden Eusebius wieder, der mir in seinen Unterredungen so wohl gefallen hatte. Ich unterschreibe gern, was er hierüber sagt. Nur würde

ich τὰ θελήματα τῶν διανοιῶν Eph. 2, 3. niemals mit Luthern; Willen der Vernunft, sondern der Einbildungen, Begierden, Leidenschaften übersetzen, welche der Apostel mit dem Worte meynet. Mit fleischlicher Vernunft läßt sich gar kein Begrif verbinden. Vernünftig handeln, und fleischlich handeln, sind, selbst nach der Bibel, einander gerade entgegen, können also nicht in einem Subjekt zugleich seyn.

12. Wie wirket der Mensch frey, wenn er mit lauter fremden Kräften wirket? — Ganz richtig wird gezeigt, wie der Mensch, wenn er angefangen hat, den Wirkungen des Geistes Gottes zu folgen, nicht mit fremden Kräften wirke. Des V. und mein Begrif vom Glauben, den er immer in viel eingeschränkterer Bedeutung, als die Apostel, nimmt, kreuzen sich auch hier einmal einander, aber am Ende gehe ich mit ihm Hand in Hand doch vergnügt auf einem Wege.

13. Kann man einer einzigen Wahrheit die Kraft zur Erweckung der Gottseligkeit absprechen? — Nein, sagt der V., aber „die Wahrheit von der Vergebung der Sünden, ist nach Röm. 4, 6. 7. im eigentlichen Verstande die gerecht, selig, und heiligmachende Wahrheit.„ Aus eben diesem Grunde wollte ich auch behaupten, daß die Wahrheit von der Sanftmuth, Barmherzigkeit und Friedfertigkeit, Rechtschaffenheit überhaupt, die eigentliche gerecht, selig und heiligmachende Wahrheit wäre, denn Jesus, der noch über den David und Paulus ist, sagt Matth. 5.: selig sind die Sanftmüthigen, Barmherzigen, Friedfertigen, die nach der Gerechtigkeit hungert. Vermuthlich nimmt Eusebius die letztere für die Glaubensgerechtigkeit, die aber gewiß nicht gemeint ist.

14.

14. Kann ein Mensch wirkliche Bearbeitung des Geistes Gottes als Versuchungen des Satans ansehen? — Eusebius führt das Beyspiel des Erasts, „eines Mannes nach ehrbarer Weltart„ an, bey dem dergleichen wirklich geschehen. Das wundert mich nicht. Denn wenn jemand, zumal in kranken Tagen, wo die Einbildungskraft natürlicher Weise stärker ist, als die Vernunft, seinen Gnadenstand nach andern Merkmalen prüfen soll, als 1 Joh. 2, 3. welches die einzigen untrüglichen sind, angegeben werden; wenn er sonst viel von einem gewissen, allein seligmachenden Buß- und Glaubenskampf, den er vielleicht nicht in der Art merkbar empfunden, gehört, und dabey den Kopf von Einbildungen vom Satan, und dessen mächtigen Wirkungen auf die menschliche Seele, voll hat, so ist solches bey ihm sehr wohl möglich; ausser dem nicht leicht. Ich für mein Theil hätte den ängstlichen Erast in seines Seelsorgers, Philippus, Stelle, der sonst ein würdiger Mann gewesen seyn mag, doch noch ein wenig anders behandelt.

15. Können die Eindrücke göttlicher Wahrheiten aus natürlichen Kräften herrühren? — Schwerlich würde Eusebius diese Fragen verneinet haben, wenn er, gegen alle psychologische Erfahrungen, für die Grundsätze seines sich gemachten Systems nicht so sehr eingenommen wäre. Nach dem eine göttliche Wahrheit die oder die ist, nach dem wirkt sie auch natürlicher Weise Traurigkeit, oder Freude, oder Furcht oder Hofnung u. s. w. Der Mensch wende diese ersten Eindrücke recht an, so werden sie ihm zu seiner Glückseligkeit behülflich. Soll der Geist Gottes dabey jedesmal übernatürlich concurriren, so ist in den Veränderungen der moralischen Welt kein Zusammenhang mehr, sondern alles Wunderwerk.

Dies sind meine Gedanken über des gelehrten Eusebius mir vorgelegte Fragen. Ich hoffe, er wird mein offenherziges öffentliches Geständniß so gut aufnehmen, als ich ihm für die Ehre seiner Zuschrift verbunden bin, und mich freue, daß ein Weltmann an gelehrter Erforschung gewisser Religionslehren so vielen Geschmack findet. Wie aber Eusebius aus meiner oben erwähnten Recension hat vermuthen können, „daß ich mit dem ehrwürdigen V. des Buchs: Vom „Werth der Gefühle im Christenthum eine genaue „Bekanntschaft zu pflegen Gelegenheit hätte und „mir deshalb den Auftrag giebt, ihn zu überzeugen, „er habe nie die Absicht gehabt, ihm durch Insinuationen zu schaden.„ Das begreife ich nicht. Doch sollte ich fast errathen, was er für Gedanken dabey gehabt habe. Aber dann irrt er auch, wie es schon mehreren gegangen ist, so sehr, als man irren kann, da dieser Gelehrte nie den geringsten Antheil an der Bibl. genommen hat, und noch die erste Feder dazu ansetzen soll.

Ueberhaupt, dies darf ich noch hinzufügen, wird die angestellte Untersuchung am Ende zum Theil metaphysisch, zum Theil bloß exegetisch. Wenn die Menschen durch den überzeugten Glauben an das Evangelium nur das werden, was sie nach der göttlichen Absicht durch die christliche Lehre werden sollen, zubereitet auf die Glückseligkeiten der Zukunft nach dem Tode: so bedarf es keines eigentlichen Streits über die Art, wie solches zu gehe. Gottes gnädige Veranstaltung ist und bleibt es lediglich, wenn sie dazu kommen; die Art, wie sein Geist, sie dazu fähig macht, sey so, oder so, sie ändert nichts in der Hauptsache. Ich für mein Theil finde und verehre Gottes wohlthätige Wirkungen überall, und sie sind mir in der Natur und durch die Natur so groß, so ehrwürdig, so

gött-

göttlich, als in dem, was wir Gnade nennen. Ich habe alle Kräfte meiner Seele von Gott. Jede Wahrheit, die mein Herz beruhiget und bessert, kommt von ihm. Die sich zusammentreffenden Wirkungen von beyden, stehen auch unter seiner Direktion. Was brauche ich mehr? Und wenn ich dadurch ein glückseliger Mensch werde, so verdanke ich es ihm, meinem barmherzigen Vater und Schöpfer, der mich durch Christum dazu gemacht hat —

Und so bleibe ich denn dem hochachtungswerthen Eusebius ebenfalls auf meiner Seite „in Wahrheit „und Liebe bis dahin verbunden, wo, wie er sich sehr „wohl ausdrückt, das Stückwerk unserer gegenwär„tigen Kenntnisse sich in eigentlichem Verstande in „System verwandeln wird.„

T.

XVI.

Die Kunst des reinen Satzes in der Musik, aus sichern Grundsätzen hergeleitet und mit deutlichen Beyspielen erläutert von Johann Philipp Kirnberger, Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessinn Amalia von Preußen, Hofmusikus. Berlin, in Commission bey Christian Friedrich Voß, 1771. In Quarto. 1 Alph. 11 Bogen, und 3 Blätter Tabellen.

Nach einer kurzen Vorerinnerung über die Absicht und Einrichtung dieses Werks, wird im I. Abschnitte von der Tonleiter und der Temperatur derselben gehandelt. Erstlich werden die Töne der Alten, so weit sie noch bekannt sind, nach ih-

ihren Verhalten gegen einander, und ihren mathematischen Ausmessungen auf den Saiten, und die Veränderungen und Verbesserungen, welche in dem System derselben von Zeit zu Zeit angebracht worden, deutlich beschrieben. Es wird bey dieser Gelegenheit S. 8. u. f. eine scharfsinnige und wahrscheinliche Ursache angegeben, welche die Einführung der insgemein so genannten halben Töne, Cis, Dis, Fis, Gis, verursachet haben mag. Ferner wird in diesem Abschnitte etwas von der Temperatur dieser Töne beygebracht, und für unser itziges Tonsystem eine Temperatur vorgeschlagen, welche viele Vorzüge hat, und bey ihrem Gebrauche schon mannichfaltig bewährt erfunden worden ist. Es wird in derselben bewiesen, wie viel ein jedes Intervall, ohne ein musikalisches Gehör zu beleidigen, und ohne Zweydeutigkeiten, (welche Anlaß geben könnten, daß man ein Intervall etwan für ein anderes, ihm zunächst liegendes, welches es aber nicht seyn soll, zu halten versuchet würde,) an seiner vollkommenen Reinigkeit verlieren könne.

Der II. Abschnitt, von den Intervallen, setzet die Lehre von denselben, sowohl in Ansehung der Alten als der Neuern, weitläuftiger und vollständiger ins Licht. Eine Tabelle zeigt die Anzahl und Größe in den Intervallen der diatonischen Tonarten der Alten; eine die diatonischen Intervalle für alle zwölf Töne der größern und kleinern heutigen Tonarten; und noch eine die diatonischen und chromatischen Intervalle derselben, nach ihren Verhältnissen, welche allemal in Zahlen dabey stehen. Die enharmonischen Intervalle werden hier im Buche selbst beschrieben und erkläret. Weiter werden in diesem Abschnitte die in der heutigen Musik am meisten brauchbaren consonirenden und dissonirenden Intervalle auch nach ihren Verhältnissen beschrieben. S. 22. muß der Leser die hier aus

Ver-

Versehen im Drucke weggelassene kleine und große Terz, aus dem Verzeichnisse der Druckfehler, dazu schreiben: wie denn überhaupt dies Verzeichniß auch noch einige verbessernde Anmerkungen des V. enthält. In eben diesem Abschnitte wird auch etwas von dem Tone ♭ und seiner Ursache und Beschaffenheit, daß er nämlich consonirend sey, beygebracht. Doch bestehet der V. nicht weiter auf dessen Aufnahme in das heutige Musiksystem, und zwar wie uns deucht mit Recht. Denn die Schwierigkeiten ihn einzuführen, und zu brauchen, würden erweislich den Nutzen desselben unendlich überwiegen.

Im III. Abschnitte werden die Accorde mit ihren Verwechselungen, und Umkehrungen, das ist, mit den Versetzungen ihrer zugleich anschlagenden Töne über und unter einander, beschrieben. Erstlich kommen die consonirenden Accorde. Diese sind: 1) der vollkommene, harte, weiche, und verminderte Dreyklang; 2) derselben erste Verwechselung, nämlich der Sexten-Accord; 3) derselben zweyte Verwechselung, nämlich der consonirende Quart- Sexten-Accord. Hierauf wird gezeigt, wie und warum nach und nach die Dissonanzen den consonirenden Accorden beygefüget, und ihnen eingeflochten worden. Die Dissonanzen werden beschrieben, und ein Hauptunterschied zwischen nothwendigen oder wesentlichen und zufälligen Dissonanzen gezeiget und bewiesen. Nothwendig oder wesentliche Dissonanzen nennet der V. diejenigen, welche eine eigene Stelle für sich in der Harmonie behaupten; und nicht blos an die Stelle einer ihnen benachbarten Consonanz gesetzt werden, welcher sie, über eben der entweder stehen bleibenden oder verwechselten Harmonie wieder weichen; sondern bey welchen erst, durch die folgende, von der vorhergehenden verschiedene Harmonie die durch das Disso-

niren

niren verstörte Ruhe hergestellet wird. Diese wesentlichen Dissonanzen sind: 1) die Septime, in einer gewissen ihr allein eigenen, und von der, unter den zufälligen Dissonanzen vorkommenden, von dieser aber sehr verschidenen Art des Gebrauchs; welche Art des Gebrauchs der eben gegebenen Beschreibung entspricht, und S. 30. u. f. ausführlich erkläret wird; und 2) die aus diesem Septimen-Accorde entspringenden Verwechselungen; da man ganze Musikstücke, besonders Messen u. dgl. hat, die aus lauter reinen Dreyklängen und Sexten-Accorden bestehen: so ist zwar der Name: wesentlich oder nothwendig, nicht so gänzlich genau und angemessen. Unterdessen, da es sehr schwehr seyn würde, eine genauere und bestimmtere Benennung einer Sache zu finden, die doch in der Musik ihren guten Grund hat; die, nach aller Wahrscheinlichkeit, aber nur bey etwas dunklern Begriffen, zu der ganzen Mutterschaft aller Dissonanzen, mit welcher Rameau und seine Nachsprecher die Septime beehret haben, den ersten Anlaß gegeben hat: so würde es, deucht dem Recensenten, unbillig seyn, den V. über diese Benennung zu chicaniren, wenn man ihm nicht zugleich eine bestimmtere Benennung dieser Dissonanz, im gegebenen Falle, vorschlüge. Dieser Septimen-Accord, mit seinen Verwechselung, ist auf einer eigenen Tabelle vorgestellet.

Die zufälligen Dissonanzen, sind nach unserm V. die, welche, als Zurückhaltungen einer vorigen Consonanz, auf dem folgenden Accorde Dissonanzen werden, und wieder, auf eben derselben, bleibenden oder verwechselten Harmonie in Consonanzen übergehen, oder, nach musikalischem Sprachgebrauche, sich auflösen; und folglich wirklich an der Stelle der Consonanzen, die auch da Platz haben könnten, stehen. Dieser Dissonanzen können zwo oder gar drey auf einmal vorkom-

kommen. Zu diesen zufälligen Dissonanzen rechnet der V. 1) die Sextime, in einem von den vorgedachten verschiedenen, aber auch hier wohlerklärten Gebrauche; 2) alle die übrigen Dissonanzen. Die Zusammenstimmungen, in welchen die Dissonanzen dieser Art, anzutreffen sind, auch mit ihren Verwechselungen, werden wieder auf einer besondern Tabelle vorgestellet. Endlich kömmt noch eine Tabelle, in welcher der wesentliche Septimenaccord, und seine Verwechselungen, mit einer oder mehr zufälligen Dissonanzen und Vorhälten vermehret vorgestellet werden. Aus allem diesen wird der Schluß gezogen, daß es überhaupt in der Musik viererley Arten der Accorde gebe: 1) Die consonirenden. 2) Die dissonirenden mit einer wesentlichen Dissonanz. 3) Die dissonirenden mit einer oder mehr zufälligen Dissonanzen. 4) Die aus den Accorden No. 2. und 3. vermischten, da zufällige und wesentliche Dissonanzen zusammen kommen. Endlich wird eine kurze Anleitung gegeben, alle in unserm heutigen System liegenden Accorde leicht kennen zu lernen. Alles wird auf das deutlichste erkläret.

Hierbey kann man sehen, wie, und worinn unser V. von seinen Vorgängern, die über die Herleitungsart (oder, mit einem französischen Worte zu sagen, la generation) der Accorde geschrieben, aber dabey zum Theil viele Streitigkeiten unter einander gehabt haben, abgeht. Er nimmt weder Unterschieben unter, noch Drüberbauen über den ganz consonirenden Accord, noch Vermischung zweener Accorde an; und kömmt doch glücklich aus der Sache. Nach sehr wahrscheinlichen Vermuthungen, des Recensenten wenigstens, werden auch viele seyn, die des V. Grundsätzen in dieser Materie, als den deutlichsten und leichtesten unter allen bisherigen, beypflichten werden.

Der

Der vierte Abschnitt liefert Anmerkungen über die Beschaffenheit und den Gebrauch der Accorde und einiger dazu gehörigen Intervalle. Hier wird sehr deutlich und gründlich gezeiget, wo die große Terz verdoppelt oder nicht verdoppelt werden kann: eine Materie, worüber unter den Praktikern viele niemals recht bestimmte Streitigkeiten vorgewaltet haben. Sie hatten sich, von den Verschiedenheiten der Vorfälle keine recht bestimmten Begriffe gemacht, und folgten nur dunkelm Gefühle. Nur drey Arten des Dreyklangs nimmt der V., wie man schon weiter oben hat ersehen können, an, nemlich 1) den großen, 2) den kleinen oder weichen, und 3) den verminderten. Die übrigen, deren, und ihres Gebrauchs, noch bey einigen Tonlehrern Meldung geschieht, hält er für völlig unbrauchbar. Hierüber wird ihm vermuthlich widersprochen werden. Der Recensent ist aber im geringsten nicht gesonnen, sich dieser vielleicht zu besorgenden Streitigkeiten, eben so wenig als noch einiger anderer Einwendungen, die dem V. über gewisse andere hie und da vorkommende Ausdrücke oder Behauptungen etwan gemacht werden könnten, anzunehmen: er hält also sein Urtheil, zumal da es zur praktischen Hauptsache nichts dienen würde, hiebey gänzlich zurück.

Der Unterschied zwischen der consonirenden und dissonirenden Quarte, wird auch, bey Gelegenheit des consonirenden Quart-Sexten-Accordes, deutlich und ausführlich gezeiget; und zwar, wie aus dem vorhergesagten schon leicht abgenommen werden kann, aus ganz andern, als den schon so oft nachgebeteten Rameauschen Gründen. Hier befindet sich noch, S. 59. eine besondere Anmerkung über einen in der Harmonie gegründeten Unterschied zwischen der grossen Quart und dem Tritonus: ob sie gleich beyde aus

eben

eben denselben Tönen bestehen. Alles ist durch viele mehrentheils vierstimmige Beyspiele in Noten deutlicher gemacht, und viele nützliche Nebenanmerkungen sind eingestreuet worden.

Da der vierte Abschnitt den Gebrauch der consonirenden und dissonirenden Accorde nur in der sogenannten strengern Schreibart gezeiget hat: so handelt nun

der fünfte Abschnitt von der freyen Behandlung der dissonirenden Accorde in der leichtern Schreibart. Gleich anfangs wird deutlich gezeiget, worinn die strenge und die freye, leichtere, oder sogenannte galante Schreibart bestehe. Die allgemeinen und besondern Abweichungen der letztern von der erstern werden beschrieben, und mit vielen Notenexempeln erläutert. Schwerlich wird man in irgend einem Compositionsbuche diese Materie so wohl ausgeführt beysammen finden: da die meisten sich hauptsächlich mit der strengen allein beschäftigen.

Mit dem sechsten Abschnitte tritt der V. der eigentlichen musikalischen Composition noch näher, und handelt von den einzelnen harmonischen Perioden und den Cadenzen. Er zeigt, wie man mehr oder weniger auf einander folgende Accorde zusammen hängen solle, und wie man dieser Reihe von Accorden durch die sogenannten Cadenzen einen Schluß geben könne. Hier werden die mancherley Cadenzen beschrieben. Es versteht sich, daß an diesem Orte nicht diejenigen willkührlichen Auszierungen, welche singende oder spielende Concertisten über dem letzten Hauptschlusse der concertirenden Stimme eines Stücks machen, sondern die eigentlichen mit allen Stimmen gemachten harmonischen Schlüsse in einem Musickstücke gemeynet werden. Dieser Abschnitt wird den Anfängern in der musikalischen Composition besonders nützlich seyn: da

die-

diese insgemein gar zu geschwind mit einem angefangenen Gedanken zu Ende kommen.

Eben so nützlich wird ihnen auch der folgende siebente Abschnitt von der Modulation seyn. Denn in diesem wird gezeiget, in was für Tonarten man in einem Musickstück gehen, und wie man bequem aus einer in die andere übergehen, und folglich etliche musikalische Perioden geschickt zusammen setzen könne.

Der achte Abschnitt handelt von der Modulation in entfernte Tonarten und von plötzlichen Ausweichungen, auch sehr gut. Hier werden zugleich die enharmonischen Gänge oder Rückungen abgehandelt, und ihr Mißbrauch widerrathen.

Im neunten Abschnitte wird von der harmonischen und unharmonischen Fortschreitung in der Melodie geredet. Hiebey wird gezeiget, wie gewisse, an sich schwer zu treffende und unangenehm zu empfindende melodische Fortschreitungen, durch die vorhergehende und beygefügte Harmonie dem Sänger erleichtert, und dem Gehöre gefälliger gemacht werden können. Die sogenannten unharmonischen Querstände werden an diesem Orte, wie billig, abgehandelt.

Der zehnte Abschnitt, welcher: von dem einfachen Contrapunkte in zwo und mehr Stimmen überschrieben ist, erkläret erstlich, was der einfache, gleiche oder schlechte Contrapunkt, (contrapunctus simplex) ist, nemlich diejenige Zusammenfügung der Harmonie, da man zu einer Note eines gegebenen Gesanges, in einer oder mehrern derselben beygefügten Stimmen, in jeder eine dazu consonirende Note von gleicher Geltung setzet. Einfach heißt er im Gegensatze gegen den harmonischen künstlichen, welcher der doppelte genennet wird; und gleich oder schlecht, zum Unterschiede von dem ungleichen oder verzierten, oder bun-

bunten, (contrapunctus floridus,) in welchem man gegen eine Note des gegebenen Gesanges, mehrere Noten, die folglich von dieser verschiedene Geltungen haben, setzet. Die fleißige Uebung in dem vorhabenden einfachen Contrapunkte wird den Anfängern der Tonsetzkunst angepriesen, und zugleich gerathen, mit dem vierstimmigen anzufangen, weil es nicht wohl möglich ist, zwey- oder dreystimmig vollkommen zu setzen, bis man es in vier Stimmen kann. Und da dieser Abschnitt großentheils eine nähere Anwendung der zerstreueten Regeln über einzelne harmonische Sätze ist, so wird erstlich von der Fortschreitung oder Bewegung der Stimmen gegen einander, ferner von guter Behandlung der engern und der sogenannten zerstreueten Harmonie gehandelt. Weiter werden folgende drey Hauptpunkte ausgeführet: 1) die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Harmonie bey dem guten Zusammenhange; 2) die Reinigkeit der Fortschreitung, sowol aller als jeder einzelnen Stimme; 3) die Nothwendigkeit, daß jede Stimme für sich einen leichten und fließenden Gesang habe, alle zugleich aber sich gut mit einander vereinigen. Bey dem zweyten Punkte kömmt gelegentlich die Lehre von denen Intervallen, die weggelassen oder verdoppelt werden müssen, und die Lehre von den verbothenen Quinten- und Oktavenfolgen, und den Mitteln sie zu vermeiden, auch etwas von den Gelegenheiten, bey welchen es erlaubt ist, um harmonischer Ursachen willen eine Stimme über die andere steigen zu lassen, vor. Als Beyspiele werden hierauf vier in dieser simpeln Art des Contrapunktes vierstimmig gesetzte Choralmelodieen geliefert, bey deren jeder der Cantus firmus oder Hauptgesang in einer andern Stimme liegt. Sie sind, so wie auch alle folgenden sehr rein und richtig gesetzet. Nach diesen werden Regeln zum dreystim-

migen und zum zweystimmigen Satze, und zwar mit Recht in dieser Ordnung, gegeben. Dann folgt der vielstimmigere Satz von fünf, sechs, und mehr Stimmen; und wieder ein in dieser Art zweymal fünfstimmig und zweymal sechsstimmig gesetzter Choral, dessen Cantus firmus zweymal im ersten, und zweymal im zweyten Soprane liegt.

Im eilften Abschnitte wird der verzierte oder bunte einfache Contrapunkt abgehandelt. Es wird, nach einigen vorläufigen allgemeinen Lehren 1) die Brechung, 2) der reguläre, irreguläre und vermischte Durchgang, 3) der ungleiche (synkopirte) Gang abgehandelt. Endlich werden verschiedene in diesem bunten einfachen Contrapunkte mit Harmonie vier- drey- und zweystimmig gesetzte Chorale, auch mit dem Hauptgesange in verschiedenen Stimmen, als Muster vorgelegt, und die Anfänger werden zu fleißiger Uebung in dieser Schreibart aufgemuntert. Die vierstimmige Harmonie des ersten dieser Chorale, S. 226. ist von Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeßinn Amalia von Preussen, Aebt. von Quedl. gesetzt, und giebt von der Einsicht dieser hohen Dame in die harmonische Composition, und ihrer Stärke in derselben, die vortheilhaftesten Begriffe. Unter den Aufmunterungen angehender Componisten zu diesen Arten von Uebung, sagt der V. sehr mit Recht, daß eine fleißige Uebung in dem Choralsatze mit öfters versetzter Hauptmelodie, auch den künftigen Setzern der Arien und anderer Musikstücke mit einer oder mehrern der Singstimme beygefügten concertirenden oder sonst obligaten Instrumentalstimmen, sehr dienlich sey: weil z. E. eine Arie, in der die erste Violine über dem Discante einen ganz andern Gesang hat, als die Singstimme, nach eben den Regeln gesetzt seyn muß, als ein Choral, in dem die Hauptmelodie im Alte steht. Ferner behauptet der

der V., daß jede Arie im Grunde nichts anders sey, als ein nach der richtigsten Deklamation gesetzter Choral, dessen Noten nach Erforderniß des Ausdrucks, oder (wie der Recensent hinzusetzt) auch noch wegen mancher anderer Bedürfnisse, mehr oder weniger verzieret werden. Trift dieses nun gleich nicht bey allen Arien im Ganzen und nach der äussersten Strenge ein, so ist es doch bey andern, theils an gewissen Stellen, theils durchgehends so. Zum Beweise dieser Behauptung führt der V. ein Stück von einer Händelschen und eins von einer Graunischen Arie an, und reduciret den Gesang derselben aufs simple. Wir möchten wohl manche Arie dieses oder jenes neuern, itzigen, italienischen oder über italienischen Leisten geschlagenen Modecomponisten, der in Gesellschaften, Büchern, gelehrten Zeitungsartickeln, Hrn. Dr. Burnays Tagebuche einer musikalischen Reise durch Italien, und an mehreren Orten schon oft bis an die Sterne erhoben worden ist, und schon so manche süße Herren und Damen bezaubert hat, auf die von dem V. angegebene Weise, von allen Auszierungen entblößet sehen! Welche Meisterstücke einer unrichtig geführten, äusserst vernachläßigten Harmonie würden uns nicht da aufstossen; wenn wir diese Harmonie auch gleich nicht mannichfaltiger verlangten, als die Schaubühne sie billigerweise verträgt.

Als eine Zugabe hat der V. eine kurze wohl gearbeitete dreystimmige Fuge, von eigener Arbeit, beygefügt, und bey derselben noch auf 3. besondern Notenplanen folgendes vorgestellt, nemlich: 1) auf dem untersten der 3. beygefügten Notensysteme den eigentlichen von den französischen Tonsetzern sogenannten Fundamentalbaß, welcher die wahren Grundaccorde, nemlich die Dreyklänge und Septimenaccorde enthält,

auf welche die Harmonie durchaus gegründet ist; 2) Auf dem mittelsten dieser Notensysteme: die zufälligen Dissonanzen, oder Vorhälte, wo dergleichen vorkommen; 3) auf dem obersten: den Generalpaß, welcher dazu gesetzt werden könnte, und die Verwechselungen des Dreyklangs oder des Septimenaccords, die der Setzer bey jeder Harmonie genommen hat, und auch die Vorhälte; alles in bezieferten Noten. Er empfiehlt allen Anfängern in der Composition, nach Durchstudierung dieses Stücks noch mehrere Stücke in der Harmonie geprüft befundener Meister auf diese Art durchzustudieren. Wir billigen diese Unternehmung und diesen Rath des Verfassers sehr; und haben mit Vergnügen erfahren, daß er selbst, zur Erleichterung mancher noch etwas schwacher Anfänger, diese Materie noch umständlicher ausführen, und auch noch einige, in Ansehung der Harmonie, schwer und verwickelt scheinenden Stücke erklären will. Wir bitten ihn, diesen Vorsatz ja nicht zu verlassen. Denn es ist dies allerdings das beste Mittel, auch die schwersten harmonischen Sätze aufzulösen, und folglich sich eine vollständige Kenntniß der Harmonie zu erwerben, die man freylich hernach immer mit Ueberlegung und Unterscheidung der Stücke, des Ortes und der Zuhörer brauchen muß, damit nirgends weder zu viel noch zu wenig geschehe. Eine solche richtige Kenntniß dieser einfachen Lehre von der Grundharmonie, welche unsern alten deutschen Tonsetzern, wie der V. mit Recht sagt, lange ehe Rameau davon geschrieben, besser und gründlicher als ihm bekannt gewesen, ob sie gleich sich nur blos mit praktischer Ausübung dieser Einsichten begnüget, aber leider nichts davon öffentlich schreiben gelehret haben; eine solche Kenntniß der Grundharmonieen, sage ich, hat noch, unter andern auch den großen besondern Nutzen, daß sie in vielstimmigen

gen Compositionen mit Sicherheit lehret, welche consonirende Stimmen verdoppelt werden können. Z. E.

gis	⌒	gis		a
f	⌒	f		e
d	⌒ |	d		c
h	⌒	h		a
e	⌒	e	◡	e
h		c	◡	—
e		a	◡	—
E.		e	◡	—
		c	◡	—
		A	◡	—

Obgleich hier die obersten fünf Stimmen in den beyden ersten halben Takten einerley sind, so sieht man doch, daß die Verdoppelung der Consonanzen im ersten ganz anders als im zweyten seyn muß, weil im ersten die Dominante, im zweyten die Tonica zum Grunde liegt.

Zuletzt widerlegt der V. noch den Rameau, der den sogenannten Accord de sixte ajoutée für einen Grundaccord hält, welcher doch, wie der V. augenscheinlich beweiset, nichts weiter als ein Durchgang, mithin das ganze Geschwätz des Rameau hierüber nichts als eine Grille ist.

In der Vorrede führt der V. die Ursachen an, warum er überall, durch das ganze Buch, bey seinen Lehren die höchste Reinigkeit zum Augenmerke gehabt

habe.

habe. Hierwider ist nichts einzuwenden. Denn wer diese recht in seiner Gewalt hat, wird hernach wohl von selbst finden, wo er davon abgehen kann. Der V. verspricht zugleich, wenn dieses sein Werk Beyfall findet, in einem zweyten Theile nicht allein den eigentlichen doppelten Contrapunkt, mit allem was ihm verwandt ist, sondern auch das was zum schönen gefälligen und in Absicht auf den Ausdruck kräftigen Gesange gehöret, vorzutragen. Wir bitten ihn dieses Vorhaben so bald als möglich zu erfüllen; und von den musikliebenden Lesern hoffen wir, daß sie ihn darinn, wie billig ist, zu unterstützen, nicht säumen werden. Denn da über die Lehre vom reinem Satze in der Musik noch kein Buch erschienen ist, welches dieselbe so gründlich, richtig und vollständig vortrüge; wie man schon aus der hier vorhergegangenen Recension schon einigermaßen wird abnehmen können: so zweifeln wir nicht, daß alle die, welche in jetzigen Zeiten, (wo man die Harmonie so häufig, anstatt sie immer in rechtem Maaße zu brauchen, lieber ganz und gar nicht achtet,) doch noch die Composition entweder völlig recht studieren wollen, oder sie doch wenigstens in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, Lust haben, diesem Buche ihren gerechten Beyfall nicht versagen werden.

Auf dem Tittelblatte steht ein vierstimmiger Canon, an dessen Auflösung die Liebhaber dieser Art von Arbeit, welche, obgleich mehr in ihrem Wesentlichen, als in ihrer äusserlichen Verkleidung, doch im Ganzen der Tonsetzkunst ihren besondern Nutzen hat, ihr Heyl versuchen können.

XVII.

Die wichtigste Angelegenheit für das ganze Publikum: oder die natürliche Ordnung in der Politik überhaupt, besonders aber die allgemeine Freyheit im Handel und Wandel: die ungestöhrte Ein- und Ausfuhr des Getraides; die Ordnung der Vollkommenheit in der Cultur der Ländereyen und in dem Verbrauche der Waaren: die zur Wohlfahrt der Staaten einzuführende einzige Auflage auf den reinen Ertrag der Grundstücke, und die damit zu verbindende Einrichtung des Frohnwesens auseinander gesetzet von J. A. Schlettwein. Carlsruh, bey M. Macklot, 1772.

Deutsche Anmerkungen über die französische Schrift: Les moïens d'arrêter la misére publique &c.

Qui quae vult dicit, quae non vult, audiet ille.

Johann August Schlettweins Erläuterung und Vertheydigung der natürlichen Ordnung in der Politik, in einem Schreiben an den Verfasser der deutschen Anmerkungen.

Segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen.

Carlsruhe, bey Macklot, 1772.

Briefe eines Deutschen über öffentliche Gegenstände des Vaterlandes.

Certum est omnia licere pro patria.

Erste Lieferung von der Fruchtsperre. Erfurt, Griesbach, 1772.

Der weise Urheber der Natur, hat allen seinen Werken Gesetze vorgeschrieben; denjenigen, die nicht mit der glückseeligen Gabe der Empfindsamkeit versehen, sind solche, nach welchen sie Werkzeuge zur Glückseligkeit der empfindsamen Geschöpfe werden müssen, und diesen solche, nach welchen sie jene und sich selbst geniessen können, und nach welchen jedes die Glückseligkeit vieler oder aller andern zu erhöhen fähig ist. Jene können sich nicht von der Ordnung entfernen, zu welcher ihre Natur sie nöthiget. Diese hingegen haben diese gefährliche Freyheit, und sie haben solche nur zu sehr ausgeübet. Es scheinet ein Theil von dem Entwurfe der Schöpfung zu seyn, daß einzelne Menschen und ganze Völker nur allmählig ihrer Bestimmung und ihrer Vollkommenheit entgegen gehen; daß sie nur langsam die Gesetze kennen lernen, welche sie zu denselben führen, und daß sie noch langsamer reif und fähig werden, diese Gesetze in einem weiten Umfange zu befolgen, und ihre Bestimmung würdiglich zu erfüllen. Es scheinet, wenn es erlaubet ist, von dem höchsten Wesen auf eine menschliche Weise zu reden, es sey für die Gottheit ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie die menschliche Art allmählig sich entwickele, und wie Einsichten, Geschicklichkeiten, Weisheit und Tugend sich bey derselben ausbreiten, und wie von Zeit zu Zeit große und tugendhafte Menschen das Gebiet des menschlichen Erkenntnisses und der Tugend erweitern. Die menschliche Schwachheit kann sich keinen wahrscheinlichen Grund vorstellen, warum die weise Allmacht Laster und Unordnung möglich gelassen hätte, als damit Weisheit und Tugend durch

durch die Bekämpfung derselben sich noch nützlicher und glänzender zeigen könnte, als es ohne ihre Möglichkeit oder ohne ihre Würklichkeit hätte geschehen können.

Seit mehrern tausend Jahren arbeiten größere und minder große Männer an diesem großen Werke. Viele derselben sind längst vergessen: aber die Geschichte, obgleich voll der Namen von Barbaren und von Zerstörern, pranget auch mit den Namen vieler, die mit dem herrlichen Bewußtseyn gestorben sind, daß sie die Welt, die sie verliessen, ihrer Vollkommenheit näher gebracht hätten. Indessen hat das menschliche Geschlecht vielleicht noch nicht den vierten Theil seiner Bahn zurückgelegt, und bleibet großen und tugendhaften Männern noch ein unermeßliches Maaß von Arbeiten übrig, bis die wahren Gesetze der Natur in ein so mannichfaltiges Licht werden gesetzet und so allgemein werden bekannt seyn, daß die weit größere Anzahl der Erdenbürger begreifen werden, daß jede Verletzung derselben den Wohlstand eines jeden und aller vermindere, und daß keiner von ihnen anders glücklich werden könne, als nach Maaßgabe, wie er und jeder andere diese Gesetze beobachten, und der Ordnung gemäß leben, welche allein den größten möglichen wirthschaftlichen sittlichen und politischen Wohlstand erzeugen kann. Selbst diese Gesetze und diese wohlthätige Ordnung sind noch zu unsern Zeiten in einem Lichte dargestellet worden, darinnen sie unsere Voreltern niemals betrachtet haben, und welches unendlich viel beytragen kann, aus der Staatswissenschaft eine Menge von Vorurtheilen und von Irrthümern zu verbannen, welche dieselbe annoch entzieren, und welche das Elend und die Unterdrückung, darunter die Menschen noch seufzen, größtentheils befestigen, indem sie als die Grundsäulen der allgemeinen Wohlfahrt verehret werden.

Der Doctor Quesnay, der Marquis von Mirabeau, Herr dü Pont und andere, haben in Frankreich diese löbliche Arbeit unternommen, und Herr Schlettwein betritt unter uns diese Bahn mit einem Muthe, und mit einer Geschicklichkeit, die ihn würdig machen, jenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts an die Seite gesetzet zu werden.

Seine moïens d'arrêter la misére publique sind bereits in der Bibliothek angezeiget worden. Ein Ungenannter hat diese Schrift in den sogenannten deutschen Anmerkungen angegriffen, und Hr. Schlettwein hat sich gegen diesen Anfall in der Erläuterung auf eine Art vertheydigt, die seinem Herzen eben so viel Ehre macht, als seinem Verstande. Es soll uns genug seyn, diese Streitschriften berühret zu haben: um desto mehr, da der Verfasser der Anmerkungen die Lehre, die er unternommen hat, zu widerlegen, eben so wenig verstanden hat, oder hat verstehen wollen, als der Verf. des Antimirabeau.

In der wichtigsten Anliegenheit für das ganze Publikum liefert Herr Schlettwein eine ausführlichere Erläuterung dieser Lehre. „Um ein Land reich „und mächtig, und alle seine Einwohner glücklich zu „machen, sagt er, müssen alle unbewegliche Güther „und Grundstücke des Erdbodens aufs beste benutzet; „die größeste Menge von Nahrungsmitteln und an„dern zur Bequemlichkeit und Ergetzlichkeit des „menschlichen Lebens dienlichen Produkte, gewonnen, „diese durch die uneingeschränkte Freyheit, in deren „Gebrauch und im Handel und Wandel zum Genusse „der Menschen in ungestöhrten Umlauf gebracht, und „in den für Käufer und Verkäufer vortheilhaftesten „Preisen erhalten werden.„ S. 19.

Nach diesem Entwurfe sollte man vermuthen, daß Hr. Schlettwein zuerst die Wichtigkeit der zur reich-

reichlichen Hervorbringung der Nahrungsmittel und der übrigen rohen Stoffe, die zur Kleidung und zur Beherbergung des Menschen dienen, und die Gesetze abhandeln würde, nach welchen diese Hervorbringung am glücklichsten von statten gehet. Hierauf hätte man billig die Ausführung der Arbeiten erwartet, durch welche diese rohen Stoffe so zubereitet werden, daß sie die Bequemlichkeit und die Freude des Menschen erhöhen, und der Verhältnisse, in welchen diese Arbeiten mit der Hervorbringung stehen. Erst, als wenn man sich von diesen wichtigen Gegenständen unterrichtet siehet, ist man im Stande, die Nothwendigkeit der Handelschaft und die Einflüsse derselben in die allgemeine Glückseligkeit zu begreifen, und die Gesetze einzusehen, nach welchen diese Handelschaft, als die Dienerin der hervorbringenden und verarbeitenden Berufe die Blüthe derselben, und durch diese den Wohlstand der ganzen Gesellschaft befördert. In diesem Theile erst findet die Lehre von der Freyheit des Getraydhandels und aller anderer Arten der Handelschaft ihre wahre Stelle. Allein es hat Hrn. Schlettwein beliebet, dieser seiner Lieblingsidee die erste Stelle einzuräumen. Er hat dieselbe mit vielem Scharfsinn ausgeführet, und er hat die Schädlichkeit der Sperrungen in den meisten Fällen sehr einleuchtend gezeiget.

Er ist darüber von einem Gegner angegriffen worden, der bescheidener und billiger ist, als seine ersten Gegner, und der auch mehr als sie Einsicht in das wahre wirthschaftliche Lehrgebäude besitzet. Indessen nimmt auch dieser Verfasser mehr zu den Waffen des Spottes, als zu den Waffen des Ernstes und zu wahren Grundsätzen seine Zuflucht. In den Briefen eines Deutschen über öffentliche Gegenstände des Vaterlandes S. 9. verdrehet er einen richtigen Satz der wirthschaftlichen Lehre dahin, als ob sie behauptete,

sie

sie rechne es für eine Glückseligkeit des Menschen mehr Vieh als Menschen um sich zu haben, da sie doch nur die größte mögliche Vermehrung des Viehes deshalben empfiehlet, weil durch dieselbe die größte mögliche Anzahl glücklicher Menschen auf der Erde erhalten werden kann. Sie schränket den unbedingten Grundsatz, den die höchste Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft durch die Bevölkerung erzielen will, dahin ein, daß die Bevölkerung nur in so fern müsse gesuchet werden, als die Anzahl der vorhandenen Menschen glücklich seyn könne. So bald auf der ganzen Erde oder in irgend einem Lande mehr Menschen sind, als ernähret werden können: so bald ist die Bevölkerung kein Vortheil mehr. Man kann also dieselbe auch übertreiben, und die Begierde, sie zu übertreiben, ist in der dermaligen Politick eine Quelle vieler Irrthümer und vieles Elendes. So verdrehet derselbige Verfasser auch die Lehre, daß nur die Produkte der Natur wahre Reichthümer seyn, S. 12. und er braucht um Hrn. Schlettwein zu widerlegen selbst den Satz, daß die Bevölkerung zu sehr anwachsen könne, da doch Hr. Schl. diesen Satz nicht, sondern nur die Wahrheit behauptet, daß die Anzahl der verzehrenden Menschen immer in einem richtigen Ebenmaaße mit der Menge der Produkte stehen müßte, damit nicht die Produkte ihren Werth, und die Landwirthe ihren Wohlstand verliehren. Es fallen damit alle Spöttereyen weg, mit welchen der V. der Briefe sich sehr groß zu dünken scheinet. Von diesen gehet dieser Verfasser zu der Fruchtsperre über: Er siehet sie in dem Gesichtspunkt an, als ob Hr. Schlettwein solche nur deswegen verwerfe, weil sie die Freyheit des Genusses der vervielfältigten Produkte einschränket. Dieses ist aber nicht. Hr. Schl. giebt viel andere und dringendere Gründe seiner Meynung. Indessen triumphiret sein Gegner, als ob er ihn gänzlich widerleget

hät-

hätte. Doch scheinet er seinen etwas flüchtigen Einfällen nicht genug zu trauen, weil er endlich noch das Nothrecht zu Hülfe nimmt. „Rechtfertiget mich der „Nothfall, den Bruder über Bord zu werfen, oder „aus der Vestung zu jagen: welche ist die Pflicht, die „da fordert, den Fremdling, wenn er auf mich an„geschwommen kommt, einzunehmen, anstatt mei„nes Bruders, den ich so eben hinausgeworfen hatte?„ Dieses aber ist noch nicht die Frage. Es ist darum zu thun, ob ich nicht mir und meinen Bruder durch die Sperrung mehr schade, als ich uns dadurch nutze. Wenn es indessen nur auf das Nothrecht ankommt, wenn der Nothfall, den die Sperrung erheischet, erwiesen ist; ein Erweis, der sehr schwer zu leisten ist: soll ich nicht, wenn ich durch einen Verlust meines Bruders mein Leben oder mein Guth gerettet habe, verbunden seyn, ihm seinen Verlust, so gut als es mir möglich ist, zu ersetzen. Die lex Rhodia de jactu scheinet mir einmal in den ersten Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit gegründet zu seyn. Wenn also ein Theil der Bürger dem andern das Seinige in dem heutigen Nothfalle wohlfeiler verkaufen muß, als er es an Fremde verkaufet haben würde, so scheinet es doch billig zu seyn, daß nach verschwundener Gefahr der Verlust, welchen dieser Theil erlitten hat, ihm von dem, der dadurch gerettet worden ist, vergütet, oder doch, daß dieser Verlust, durch den das ganze Schiff, der ganze Staat erhalten worden ist, auch unter alle, welche den Vortheil davon genossen haben, nach Maasgabe ihres Vermögens vertheilet werde.

In dem zweyten Briefe wird die Meynung des Hn. Schlettweins als eine Folgerung des Grundsatzes von der Brüderschaft der Nationen betrachtet und bekämpfet. Allein, so wirklich auch diese von dem Verf. der Briefe und von vielen andern verlachte Brüder-

schaft

sie rechne es für eine Glückseligkeit des Menschen mehr Vieh als Menschen um sich zu haben, da sie doch nur die größte mögliche Vermehrung des Viehes deshalben empfiehlet, weil durch dieselbe die größte mögliche Anzahl glücklicher Menschen auf der Erde erhalten werden kann. Sie schränket den unbedingten Grundsatz, den die höchste Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft durch die Bevölkerung erzielen will, dahin ein, daß die Bevölkerung nur in so fern müsse gesuchet werden, als die Anzahl der vorhandenen Menschen glücklich seyn könne. So bald auf der ganzen Erde oder in irgend einem Lande mehr Menschen sind, als ernähret werden können: so bald ist die Bevölkerung kein Vortheil mehr. Man kann also dieselbe auch übertreiben, und die Begierde, sie zu übertreiben, ist in der dermaligen Politick eine Quelle vieler Irrthümer und vieles Elendes. So verdrehet derselbige Verfasser auch die Lehre, daß nur die Produkte der Natur wahre Reichthümer seyn, S. 12. und er braucht um Hrn. Schlettwein zu widerlegen selbst den Satz, daß die Bevölkerung zu sehr anwachsen könne, da doch Hr. Schl. diesen Satz nicht, sondern nur die Wahrheit behauptet, daß die Anzahl der verzehrenden Menschen immer in einem richtigen Ebenmaaße mit der Menge der Produkte stehen müßte, damit nicht die Produkte ihren Werth, und die Landwirthe ihren Wohlstand verliehren. Es fallen damit alle Spöttereyen weg, mit welchen der V. der Briefe sich sehr groß zu dünken scheinet. Von diesen gehet dieser Verfasser zu der Fruchtsperre über: Er siehet sie in dem Gesichtspunkt an, als ob Hr. Schlettwein solche nur deswegen verwerfe, weil sie die Freyheit des Genusses der vervielfältigten Produkte einschränket. Dieses ist aber nicht. Hr. Schl. giebt viel andere und dringendere Gründe seiner Meynung. Indessen triumphiret sein Gegner, als ob er ihn gänzlich widerleget

hät-

hätte. Doch scheinet er seinen etwas flüchtigen Einfällen nicht genug zu trauen, weil er endlich noch das Nothrecht zu Hülfe nimmt. „Rechtfertiget mich der „Nothfall, den Bruder über Bord zu werfen, oder „aus der Vestung zu jagen: welche ist die Pflicht, die „da fordert, den Fremdling, wenn er auf mich angeschwommen kommt, einzunehmen, anstatt meines Bruders, den ich so eben hinausgeworfen hatte?„ Dieses aber ist noch nicht die Frage. Es ist darum zu thun, ob ich nicht mir und meinen Bruder durch die Sperrung mehr schade, als ich uns dadurch nutze. Wenn es indessen nur auf das Nothrecht ankommt, wenn der Nothfall, den die Sperrung erheischet, erwiesen ist; ein Erweis, der sehr schwer zu leisten ist: soll ich nicht, wenn ich durch einen Verlust meines Bruders mein Leben oder mein Guth gerettet habe, verbunden seyn, ihm seinen Verlust, so gut als es mir möglich ist, zu ersetzen. Die lex Rhodia de jactu scheinet mir einmal in den ersten Grundsätzen der natürlichen Gerechtigkeit gegründet zu seyn. Wenn also ein Theil der Bürger dem andern das Seinige in dem heutigen Nothfalle wohlfeiler verkaufen muß, als er es an Fremde verkaufet haben würde, so scheinet es doch billig zu seyn, daß nach verschwundener Gefahr der Verlust, welchen dieser Theil erlitten hat, ihm von dem, der dadurch gerettet worden ist, vergütet, oder doch, daß dieser Verlust, durch den das ganze Schiff, der ganze Staat erhalten worden ist, auch unter alle, welche den Vortheil davon genossen haben, nach Maasgabe ihres Vermögens vertheilet werde.

In dem zweyten Briefe wird die Meynung des Hn. Schlettweins als eine Folgerung des Grundsatzes von der Brüderschaft der Nationen betrachtet und bekämpfet. Allein, so wirklich auch diese von dem Verf. der Briefe und von vielen andern verlachte Brüder-

schaft

schaft der Nationen ist: so gründet doch weder Herr Schlettwein, noch andere ökonomische Schriftsteller die Lehre von der Freyheit des Handels auf dieselbe. Alle gestehen, daß im Nothfalle der Mensch berechtiget ist, seinen Bissen Brodes für sich zu behalten, und seinen Bruder davon auszuschliessen. Daß man aber aus Furcht des Mangels durch die Sperrungen sich und andern diesen Nothfall unvorsichtiger Weise zuziehe; dieses behauptet Hr. Schlettwein, und dieses wird dadurch nicht widerlegt, weil die Einwohner der Länder, wo gesperret worden ist, nicht Hungers gestorben sind. Es könnte leicht bewiesen werden, daß ohne diese Sperrungen in den drey oder vier letzt vergangenen Jahren in allen Provinzen Deutschlandes und in allen Staaten von Europa das Getraid minder theuer gewesen seyn würde, als es wirklich gewesen ist. Die übrigen Einwendungen des Verfassers der Briefe sind nicht erheblicher, als die angeführten, und die vornehmste von allen beruhet auf dem Nothfalle. Wenn dieser wirklich vorhanden ist, so hat kein Raisonniren mehr Platz; aber es braucht um zu entscheiden, daß er es würklich sey, viel Behutsamkeit; es giebt, um ihm zuvor zu kommen, würksamere und gerechtere Mittel, als Sperrungen, und es entstehet, wenn er überstanden ist, eine schwere Frage, wie man diejenigen zu entschädigen habe, derer Eigenthumsrecht durch die allenfalls angelegten Sperrungen gekränket worden ist.

Wir kommen wieder auf Hrn. Schlettwein zurück. Was er von dem Getraidhandel behauptet, das behauptet er noch mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit von jeder andern Art der Handelschaft. Hierauf untersuchet er erst die Natur und den Hang der Handelschaft überhaupt. S. 69-126. Uns deucht, dieser Gegenstand hätte, wenn er vor der Lehre von der

Frey-

Freyheit des Handels wäre ausgeführet worden, über diese Lehre mehr Licht ausgebreitet. Der Hauptgrundsatz unsers Verfassers ist hierüber, „daß die nutzbaren Produkte der Erde, nicht aber das Geld den „wahren Reichthum der Völker ausmachen, daß die „Fabricken und Manufakturen und der Handel keine „Reichthümer hervorbringen, sondern nur eine zum „Glücke der Menschen erforderliche Consumtion und „Vertheilung der bereits gewonnenen Reichthümer „verursachen können.„ Er entwickelt die Natur des Geldes, und er zeiget, daß es als Geld kein wahrer Reichthum seyn könne. Es könnte aber gar wohl seyn, daß er nicht genug auf die Umstände geachtet hätte, durch welche die Sachen eine solche Wendung genommen haben, daß in den meisten Fällen das Geld die Stelle des wirklichen Reichthumes mit grösserer Bequemlichkeit vertritt, als selbst die nothwendigsten Güter des Lebens. Diese Unachtsamkeit scheinet unter andern mit einer von den Gründen gewesen zu seyn, welche ihn auf die Gedanken gebracht haben, zu beweisen, daß die Handelschaft und die Manufakturen ein Land nicht bereichern. Die Handelschaft, sagt er, ist nur eine Vertauschung von Waaren. Die Fabrikation ist nur eine Umformung der Produkten. Jene vermehret die Menge der Waaren so wenig, als diese den Vorrath von Produkten. Nichts ist in einem gewissen Sinne richtiger. Es ist aber auch ein ganz richtiger und an großen Wahrheiten fruchtbarer Grundsatz, daß die Handelschaft, oder die Gelegenheit, seine Produkten oder seine Waaren zu vertauschen und zu verkaufen, dieselbe erst zum Reichthum machen. Hundert tausend Malter Früchte machen einen Mann nicht reich, wenn er nicht dadurch sich Dienstleistungen oder Produkte und Waaren verschaffen kann, die ihm das Leben angenehm machen. So bald die Men-

Menschen mit ihrem Ueberflusse sich nicht werden Vortheile und Annehmlichkeiten erwerben können: werden sie auch aufhören, die Produkte anzubauen und zu bearbeiten. Die Handelschaft befördert daher unstreitig den Reichthum eines Landes, indem sie die Pflanzung aufmuntert und nützlicher machet, als sie ohne dieselbe gewesen seyn würde. Nicht weniger ist es ganz richtig, daß ein Volk, welches den Zwischenhandel zwischen andern Völkern treibet, sich dadurch bereichern, und sich einen Ueberfluß an natürlichen Gütern sowol als an Waaren verschaffen kann, den es ohne diesen Handel niemals würde erlanget haben. Eben so sehr ist es möglich und geschieht es auch, daß es für ein Volk vortheilhafter seyn kann, seine Produkte verarbeitet als unverarbeitet zu verkaufen, gleichwie auch die Verarbeitung fremder Produkte ein Volk bereichern kann. Wir geben zu, daß der erstere dieser Fälle viel seltener ist, als man insgemein dafür hält, und daß der auf die Verarbeitung fremder Waaren gegründete Wohlstand eines Landes sehr unsicher ist. Es ist uns genug, daß viele Staaten Jahrhunderte hindurch sich auf diese Weise bereichert haben. Vielleicht ist es für das allgemeine Wohl vortheilhafter, daß die großen Völkerschaften, und die, welche Besitzerinnen der fruchtbaren Gegenden sind, sich allein mit der Pflanzung abgeben, und daß sie die Verarbeitung und die Verführung der Produkte und der Waaren den kleinen Völkern und den Bewohnern unfruchtbarer Gegenden überlassen. Wir vermuthen insonderheit, wenn wir, was Hr. Schl. S. 123. und ff. sagt, mit allen seinen Folgerungen erwägen, daß er im Grunde hierüber auch so denke, und daß er, was er S. 89. bis 120. von der Handelschaft und von den Manufakturen sagt, nur in den Ausdrücken allzu unbestimmt sey. Auch ist nichts treffender, als was er

S.

S. 115. ff. nach den französischen Oekonomisten wieder die übertriebenen Berechnungen machet, durch welche man insgemein die Nutzbarkeit der Fabricken erweisen will; obwol er S. 108. und 112. diese Nutzbarkeit gar zu weit heruntersetzet. Immer scheinet es uns mit ihm eine unstreitige Sache zu seyn, daß man Fabricken und Handelschaft in einem Lande soll aufkommen lassen, aber nicht erzwingen wollen. Wo sie nicht von sich selbst aufblühen, da ist alle Mühe damit nicht nur vergeblich, sondern schädlich. Möchten doch Hn. Reimarus Hn. Schlettweins und Hn. Büschens Schriften (Herr Büsch scheint dennoch in einigen Stücken seine Begriffe noch nicht so sehr berichtigt zu haben, als Hr. Reimarus. Allein die wirthschaftlichen Wahrheiten sind noch lange nicht genug ins Licht gesetzet, als daß es so leicht wäre, hierüber zu entscheiden;) von den Cameralisten mit Nachdenken gelesen werden; — Wie manches Vorurtheil der seit Colberts Zeiten üblichen Finanzwissenschaft würde nicht verschwinden, und wie manches Uebel, das nun unser Europa und von daher alle übrige drey Welttheile drücket, würde nicht aufhören.

Der dritte Abschnitt von Herrn Schlettweins Werke enthält dasjenige, was vielleicht besser den ersten ausgemacht hätte, „die Ordnung der Vollkom„menheit in der Cultur der Ländereyen.„ Diese zielet nur darauf ab, „daß durch die Bearbeitung ei„ner jeden Classe (Art) von Grundstücken der größte „mögliche reine Ertrag von denselbigen gewonnen „werde.„ Jede Pflanzung erfordert Arbeit, Kräfte und Aufwand, welche nothwendig vergütet und ersetzet werden müssen, wenn, nachdem sie durch die Einsammlung vollendet ist, eine neue gleich starke Pflanzung möglich seyn soll. Was über diese Vergütung der Arbeit der Kräfte und des Aufwandes aus einer Land-

wirthschaftlichen Unternehmung hervorgebracht wird, ist reiner Ertrag. „Nur dieser Theil der wieder„wachsenden Reichthümer ist der einzige, welchen die „Menschen zu ihrer Bequemlichkeit und zu ihrem Ver„gnügen nach Willkühr verwenden können. Alle „übrigen sind schon durch die Gesetze der Natur dazu „bestimmt, daß sie zur Wiederhervorbringung der ge„nießbaren Reichthümer, als Unkosten und Auslagen, „unaufhörlich gebrauchet werden sollen.„ Diese Auslagen sind dreyerley: die Grundauslagen, durch welche das Erdreich in den Stand gestellet wird, daß es bepflanzet werden kann. Einen beträchtlichen Theil davon machen die landwirthschaftlichen Gebäude aus. Auf diese Auslagen gründet sich das Eigenthum. Wer dieselben bestritten hat, oder wer durch Kauf oder sonsten in die Rechte desjenigen eintritt, der sie bestritten hat, ist der Eigenthümer eines Guthes, und er hat den reinen Ertrag desselben zu geniessen. Einen auch beträchtlichen Aufwand erheischet die Anschaffung der zur Bepflanzung eines Landes nöthigen Geräthschaften, Thiere und anderer vorläufigen Bedürfnisse, mit denen derjenige versehen seyn muß, der eine Pflanzung unternehmen will. Dieses nennet Herr Schlettwein Einrichtungs- oder Instrumental-Auslagen. Endlich müssen die zur Landwirthschaft nöthigen Menschen und Thiere ernähret, die Geräthschaften unterhalten, und von Zeit zu Zeit erneuert, die Zinse der in dem Viehe und in den Geräthschaften steckenden Gelder ersetzet, die Dienste vieler Handwerker, Tagelöhner, ꝛc. bezahlet, und allerhand andere Bedürfnisse angeschaffet werden. Da diese Auslagen jährlich wiederkommen, so nennet sie Herr Schlettwein jährliche Bauungskosten. Die Franzosen sagen, bedeutender avances annuelles, jährliche Vorschüsse, weil sie, oder das Geld dazu, vorher da seyn müssen, wenn die Pflanzung mit

mit gutem Erfolge getrieben werden soll. „So lange „die Landwirthe nicht im Stande sind, alle diese Aus„lagen von dem Erwachse ihrer Grundstücke zu bestrei„ten, ohne Schulden zu machen: so lange ist auch „die Landwirthschaft noch nicht vollkommen, und ihr „Nahrungsstand muß mehr rückwärts als vorwärts „gehen. Dasjenige Vermögen, welches zu den be„schriebenen jährlichen Auslagen erfordert wird, muß „bey der Landwirthschaft das erste Heiligthum seyn, „welches weder angegriffen, noch belästiget, noch ver„mindert werden darf, ohne sogleich die Cultur ab„nehmen und das Einkommen der Landleute geschwä„chet zu sehen.„ Die Weise, den reinen Ertrag des Ackerlandes zu berechnen, wird von S. 137. bis S. 179. ausgeführt, und dabey werden die vornehmsten Erfordernisse eines vortheilhaften Getraidbaues angemerket. Die Abschaffung der Brache und der Gemeinheiten werden hier insonderheit empfohlen. Eine Anmerkung, die S. 177. enthalten ist, scheinet uns der Erwägung praktischer Landwirthe sehr würdig. „Ich vermuthe fast, daß man beym Ausdreschen des „Getraides, die größte Menge von den Getraidkörnern „an dem einen Ende, wo der Keim zur neuen Pflanze „gebildet ist, zerquetschet, und hierdurch zum Aufge„hen und Wachsen untüchtig machet, und daß dieses „vielleicht die Hauptursache ist, warum das ausgesäete „Getraide sich nicht, wie es seyn könnte, 50 - 100. „fältig wieder ersetzet.„ Von S. 180 bis 191. sind wichtige Anmerkungen über die Holzpflanzung enthalten.

Die Ordnung der Vollkommenheit in dem Verbrauche der Waaren und in den Ausgaben, ist der vierte Gegenstand, welchen Herr Schlettwein in der wichtigsten Anliegenheit für das Publikum betrachtet. „Es ist, sagt er, ein Gesetz der Natur, daß

 „man

„man zuerst für die Nothwendigkeiten, dann für
„die Bequemlichkeiten, und zuletzt für Zierrathen
„sorge. — — Wir werden aufs reichste belohnt,
„wenn wir diesen Geboten der Natur Folge leisten.
„Die Masse der wiederwachsenden Reichthümer nimmt
„alle Jahre zu, und wir können immer leichter und
„mit wenigern Unkosten unsern Bedürfnissen und un-
„sern Bequemlichkeiten Genüge thun. Hieraus fol-
„get nun dieser Fundamentalsatz zu der Ordnung der
„Vollkommenheit in dem Verbrauche der Waaren. —
„Je mehr die Menschen ihre Ausgaben auf die wie-
„derwachsenden Reichthümer des Erdbodens verwen-
„den, und je mehr sie besorgt sind, ihren Aufwand
„geradezu und schnell in die Hände der Landleute flies-
„sen zu lassen: desto reicher und glücklicher wird
„die ganze bürgerliche Gesellschaft.„ Herr Schlett-
wein bemühet sich, in der Folge diesen Grundsatz zu
erläutern und zu befestigen. Wir müssen aber geste-
hen, daß er uns den ganzen Umfang desselben, weder
deutlich noch wahrscheinlich gemacht hat. Zu diesem
Ende hätten, deucht es uns, die Einflüsse von dem
Gebrauch des Geldes, und die Dienste, welche die
übrigen Berufe der Gesellschaft leisten, besser entwickelt
werden sollen. Allein wir glauben doch schwerlich,
daß es leicht gewesen wäre, daraus den großen Vor-
theil der schnellen und unmittelbaren (S. 195.) Rück-
kehr der Einnahmen und des Aufwandes auf die Land-
wirthschaft zu beweisen. Es scheinet uns einmal der
Absicht der Natur gemäß, daß gewisse Theile des Ein-
kommens geschwinder, und andere langsamer wieder zu
dieser wichtigen Bestimmung zurückkehren, nachdem da-
durch andere, auch wichtige Endzwecke der Natur, z. E. die
Verschönerung der Welt, die Anwendung und Uebung
der höhern Seelenkräfte des Menschen befördert wer-
den. Aus diesem Grunde können wir auch unsern

voll-

vollkommenen Beyfall dem folgenden Satze nicht geben, daß eine Fabrick desto nützlicher sey, „je größer die Quan„tität der ersten wiederwachsenden Materie ist, welche in „einer Fabrick in einer bestimmten Zeit verbraucht „wird.„ Da Herr Schlettwein solche nicht genug bestimmte und nicht durchaus richtige Sätze bey seinen Gedanken über die Ordnung des Verbrauches der Waaren zum Grunde legt: so enthalten auch die Folgen, die er daraus ziehet, neben vielen Wahren, nicht wenig, unserm Bedünken nach, sehr Unbestimmtes und Unrichtiges. Wir würden aber gar zu weitläuftig werden, wenn wir dieses Urtheil, darinn wir uns auch bey der großen Dunkelheit seines Gegenstandes leicht haben irren können, ausführlich erweisen wollten. Nach der Ausführung dieser Grundsätze entwickelt Hr. Schl. die Natur und die Pflichten der drey Classen der Gesellschaft; der Landwirthe, der Grundeigenthümer, und der Handwerksleute, Fabrikanten und Kaufleute. Auch hier können wir ihm in seinen Berechnungen nicht folgen, ohne gar zu weitläuftig zu werden. Nur müssen wir noch anmerken, daß diese Berechnungen in jedem Lande anders ausfallen müssen, und daß der Zustand der Landwirthschaft da sehr vollkommen seyn müsse, wo der reine Ertrag, wie Hr. Schl. ihn berechnet, mehr als die Hälfte, $\frac{11}{20}$tel der ganzen Produktion ausmachet.

Nun schreitet Hr. Schlettwein, wie er sagt, zu dem größten Gegenstande; zu der zur Wohlfahrt der Staaten einzuführenden einzigen Auflage auf den reinen Ertrag der Grundstücke. „Ich behaupte „hier als eine Fundamentalwahrheit, daß in einem „Lande, wenn es anders nicht ins Verderben gestür„zet werden soll, weder auf die produktiven Auslagen, „noch auf den Verbrauchsaufwand ein Impost gelegt „werden kann.„ Die Auflagen auf den Aufwand

der Hervorbringung machen diesen für die Gesellschaft allerwichtigsten Theil der geselligen Arbeiten theurer und schwerer, und greifen den Wohlstand der Menschen bey der Wurzel an. Die Auflagen auf den Verbrauch der Produkte machen diesen Verbrauch beschwerlicher und kostbarer; sie vermindern denselben, und sie verursachen folglich „eine Abnahme des pro-„duktiven Aufwandes der Reproduktion, und veran-„lassen das Elend der Völker. Hieraus folgt nun „von selbst, daß nur der reine Ertrag der Ländereyen „die unmittelbare Quelle der öffentlichen Abgaben seyn „könne. Es trift aber diese Auflage alle Classen der „Einwohner des Staats ohne Unterschied ihres Ge-„schlechtes, ihres Alters, ihrer Lebensart und ihrer „Bestimmungen„ nicht den Landmann allein „sie „trift — einen jeden, der zu dem angenommenen „Werthe der Produkte etwas beyträgt.„

Hr. Schlettwein will mit dieser Anmerkung einem Einwurfe begegnen. Uns deucht, dieser Einwurf falle von sich selbst weg, wenn richtig ist, daß ohne den größten Nachtheil der Gesellschaft die Unkosten der Hervorbringung, und alles, was zu Vermehrung derselben beytragen möchte, nicht besteuert werden könne. Es ist dadurch schon erwiesen, daß eigentlich nur die Eigenthümer der Grundstücke, Bergwerke, Fischereyen, als welchen allein der reine Ertrag derselben unmittelbar zukommt, die öffentliche Abgaben bezahlen sollen: wie sie denn, wenn sie solche nicht unmittelbar entrichten, es auf eine für sie und für die ganze Gesellschaft weit verderblichere Weise mittelbar thun. Die allein auf den reinen Ertrag eingeschränkte Auflage führet nichts willkührliches mit sich, schwächet die Quellen der wahren Reichthümer nicht, und fällt niemand zur Last. Sie ist also allen andern Arten der Auflagen weit vorzuziehen. Wir merken doch

an,

an, daß in Staaten, die ein kleines Gebiet besitzen, und die dabey einen großen Zwischenhandel treiben, oder die viele fremde Waaren verarbeiten, diese Art der Auflage zu Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse, nicht zureichend seyn werde. Hr. Schlettwein führet die verderblichen Würkungen der mittelbaren, oder der auf den Verbrauch und den Eingang und den Ausgang der Produkten und der Waaren gelegte Abgaben, wie auch der Kopfsteuer weitläuftig aus; obgleich wider einige seiner Gründe vielleicht unumstößliche Einwendungen gemachet werden können; so sind die übrigen zureichend, seinen Satz zu beweisen. Er giebt auch die Weise an, wie er glaubt, daß der reine Ertrag der Grundstücke berechnet werden soll. Uns deucht, es sey diese Weise etwas zusammengesetzt. Da der Preis der liegenden Güter das richtigste Maaß ihres reinen Ertrages ist, indem man dadurch das Recht zu diesem Ertrage erkaufet: so konnte man am besten diesen Preis, oder das jährliche Pachtgeld, zum Grunde legen. Nur in seltenen Fällen, wo ein Guth nie verkaufet oder verpachtet wird, dürfte eine mühsame Schätzung nöthig seyn.

Die Frohnung ist eine Art von Auflage. Hr. Schlettwein betrachtet dieselbe in diesem Gesichtspunkte; zeiget die Verderblichkeit derselben, und räth an, dieselbe abzuschaffen, und den Landesherrn aus dem reinen Ertrage der Güther dafür schadlos zu halten.

In dem Beschlusse seines Werks ertheilt unser Verfasser Nachricht von den Versuchen, die in einigen Badischen Dörfern mit dieser Besteurungsart gemachet worden sind, und von denen er sich einen glücklichen Erfolg verspricht.

Wenn schon an der Schreibart dieses Werkes, die indessen meistens stark, oft warm und einnehmend,

überhaupt einfältig und ungeschmückt und also im Ganzen gut ist, einiges auszusetzen seyn möchte, wenn schon mehr Ordnung, die darinn enthaltenen grossen Grundsätze einleuchtender und faßlicher gemachet haben würde; wenn auch, wie wir es, besonders in der Lehre von dem Gange und von den Einflüssen der Handelschaft und der Gewerbe, für sehr wahrscheinlich halten, einige irrige Meynungen sich darinn eingeschlichen haben: so sehen wir es doch für einen sehr wichtigen und sehr schätzbaren Dienst an, den Hr. Schlettwein dem Vaterlande geleistet hat. Er hat Keime von gemeinnützigen Wahrheiten ausgestreuet, die zwar in dem rohen Boden der Finanzkammern der Cabineter und der Rathsstube sich sehr langsam entwickeln, die aber doch nicht immer unfruchtbar bleiben werden. Wenn das menschliche Geschlecht von den Irrthümern, welche sich seit vielen Jahrhunderten in der Staatswissenschaft aufgehäufet haben, genug gelitten haben wird: so wird es, denn zum Leiden und zum Irren ist es nicht auf ewig verdammt, die Wahrheit umfassen. So große und so mannichfaltige Hindernisse diese Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts aller Orten antrift, so verbreitet sie doch im Stillen sich immer mehr, und so läßt sich uns immer mehr Hofnung sehen, daß sie endlich die Finsternisse zerstreuen werde, welche so lange die Quelle eines allgemeinen Elendes gewesen sind. „Es ist mir,„ sagt Hr. Schl. S. 68., wie es uns deucht, mit gutem Grunde, „in Europa kein Staat bekannt, in welchem „sich nicht das Elend nach und nach so ausgebreitet „hätte, daß es in unsern Tagen sehr empfindbar ist. „Man hat durch die bisherigen Maasregeln der Politick die Progreßionen der öffentlichen Noth nicht „aufhalten können. Ich zweifele also an der Richtig„keit des bisher zum Grunde gelegten Systems, und

„das

„das wahre Interesse aller Staaten scheinet mir die „Veränderung desselbigen absolut nothwendig zu ma„chen.„ Wir fügen diesem nur noch eine Anmerkung bey. Die wenigen und kleinen Staaten, welche noch einen ziemlichen Grad des Wohlstandes behaupten, scheinen nur dadurch blühend zu seyn, daß sie die Grundsätze dieses Systems nicht haben befolgen können. Sollten sie durch innere Staatsveränderungen oder durch Eroberung der größern Mächte diesen Grundsätzen unterworfen werden: so würden sie bald zu Grunde gehen, und selbst den Staaten ihrer Eroberer die Dienste nicht mehr leisten können, durch welche sie bishero den gänzlichen Zerfall ihres wirthschaftlichen Wohlstandes aufgehalten haben. Nur noch fünf oder sechs Eroberungen oder Unterdrückungen kleiner Völkerschaften, so ist der Zerfall aller europäischen Staaten unvermeidlich: es wäre denn Sache, daß die unterdrückenden Staaten die wahren Grundsätze ergriffen, in welchem Falle die Unterdrückung für die Unterdrückten eher eine Wohlthat, als ein Uebel seyn würde.

Pl.

XVIII.

Periculum criticum in Anthologiam Constantini Cephalae cum editam tum ineditam. Accedunt Emendationes in Aristotelem et Antigonum Caristium. - Scripsit *Io. Gottl. Schneider*. Lipſ. ſumt. C.B. Suicquerti, 1772. 10 B. in 8.

Ein Beytrag zu einer kritischen Ausgabe der griechischen Anthologie, die von einem der Arbeit gewachsnem Manne (aber dazu wird freylich gar viel erfordert) veranstaltet, eins der größten Verdienste

um die griechische Litteratur seyn würde. Hr. Schneider hat allerdings in dem Werkchen viel Fleiß, Belesenheit und Sprachkunde gezeigt; Scharfsinn und Gefühl, dünkt uns, weniger: aber unangenehm war es uns bey Durchlesung dieser Bogen, daß wir auf mehr als eine Stelle stiessen, die uns an den Verfasser der Anmerkungen über den Anakreon erinnerte; ob wir gleich zum Ruhme desselben sagen müssen, daß er hier in einem weit bescheidnern und einen jungen Mann besser kleidenden Tone spricht. Die Lobsprüche, womit er in der Zuschrift und an andern Orten die Herren Heyne, Reiske und Fischer überhäuft, werden vermuthlich diesen würdigen Gelehrten eben so wenig, als andern Lesern gefallen; und die humanitas Ill. *Klotzii*, die er in der Vorrede rühmt, und dessen fernern Gewogenheit er sich empfiehlt, war uns sehr unerwartet.

Das erste Kapitel enthält Verbesserungen des Theils der Anthologie, der verliebte Gedichte enthält, und den Hn. D. Reiske in den Miscell. Lipſ. Nov. Vol. IX. zuerst bekannt gemacht hat. Verschiedne bessere Lesarten theilt Hr. Schneider hier aus einer Abschrift des Thryllitius und einem Leipziger Manuscripte mit, die man, unsers Erachtens, bey einer neuen Ausgabe dieser Stücke ohne Bedenken in den Text aufnehmen könnte. Nur ein paar Muthmassungen haben wir gefunden; aber eben diese haben uns nicht gefallen. Κυματικωφῶ im 285sten Gedichte bedurfte gewiß keiner Aenderung; und vollends unglücklich ist die Vermuthung zum 294sten Gedicht. Wir wollen, um auch Nichtkenner der griechischen Sprache urtheilen zu lassen, Hrn. D. Reiskens Uebersetzung hersetzen:

> Paupertas et amor me cruciant, et illam quidem feram
> Aequo levique animo: at Veneris ferre ignes non valeo.

Die-

Dieſes Gedicht, glaubt Hr. Schneider, ſey nicht ganz, und ſetzt ihm aus dem 373ſten das letzte Diſtichon, das er dort ohne Zuſammenhang findet, an. Wir wollen das ganze Gedicht, dem H. Schn. das Diſtichon abnimmt, abſchreiben:

Mollia Sapphonis oſcula, molles artuum
Flexus niveorum, mollia membra omnia.
Animus autem adamante factus cedere neſcio. Sola enim
Ad oſcula tenus amat, non ultra: reliqua ſunt virginea.
Quis amabo, toleret haec? Haec quisquis, ſi pote, tolerat
Sitim ille Tantalicam facile toleret.

Hoffentlich wird nun niemand unſrer Leſer Hrn. Schn. Meynung ſeyn. S. 4. ſind aus einer Handſchrift einige Verbeſſerungen von Jamblichus Protreptikon eingerückt.

Das zweyte Kapitel enthält eben noch Verbeſſerungen und Erläuterungen der zum Theil in den Miſcell. Lipſ. zum Theil beſonders von Hrn. D. Reiske edirten Anthologie des Kephalas. Hier fanden wir unter andern einige meiſterhafte Verbeſſerungen des berühmten Toups angezeigt, und gelegentlich einige Epigrammen des Gregors von Nazianz in Muratori Anecd. Gr. und einige Stellen im Nikander und deſſen Scholiaſten, von welchen Hr. Schn. eine neue Ausgabe verſpricht, berichtigt.

Das dritte Kapitel, über Stratos und Andrer Epigrammen, die der Hr. G. R. Klotz vor einigen Jahren herausgab. Zur Berichtigung derſelben, hat Hr. Schneider eine Leipziger Abſchrift (die aus dem Heidelbergiſchen, nunmehr Vatikaniſchen Manuſcripte genommen worden) ferner die Thrylitiusſche, die Lesarten der la Croziſchen, imgleichen eine Kollation der

Voſ-

Voßiusschen Handschrift in der leydner Bibliothek, die Hr. von Gorns dem Hrn. G. R. Kloz mitgetheilt hatte, gebraucht. Die Voßiussche Handschrift und die la Crozische scheinen gleichfalls Abschriften der Vatikanischen zu seyn. Wir wünschten, daß Hr. Schn. uns von seinen Handschriften mehr Nachrichten gegeben hätte; aber wir finden bey ihm nichts als die blossen Namen.

In den drey ersten Epigrammen des Strato hat Hr. Schn. einige Lesarten aus seinen Handschriften gut berichtigt. Das erste Gedicht hatte schon Hr. D. Reiske in seiner Notitia Poet. Antholog. herausgegeben: Hr. Kloz ließ es von neuem als ungedruckt drucken, und noch dazu durch eine grammatikalische Unrichtigkeit verunstaltet, die Hr. Reiske nicht hat: δέλτοις ἐν ἐμοῖς, für δέλτοισιν ἐμαῖς. (Daß die Präposition fehlt, ist nichts ungewöhnliches, und ganz unnöthig ist, welches wir doch beyläufig erinnern wollen, Hrn. Valckenaers ad Eurip. Hippol. v. 1188. Verbesserung, da er im Theokrit Id. VII. v. 70. statt αὐταῖσιν κολίκεσσιν, αὐταῖς ἐν κυλίκ. liest.) Auch das zweyte Epigramm hatte schon Joh. Vasse in Obs. Misc. Belg. Vol. IV. P. III. p. 369. drucken lassen. Und so nach finden sich mehr Gedichte in dieser kleinen Sammlung des Hrn. G. R. Kloz, die schon Andre vor ihm richtiger edirt hatten. Das vierte Epigramm ist ein kleiner naiver Einfall, der sehr glücklich ausgedruckt ist:

Εἰ τὸ φιλῶν ἀδικῶ, καὶ τοῦτο δοκεῖς ὕβριν εἶναι,
Τὴν αὐτὴν κόλασιν καὶ σὺ φίλει με λαβών.

Wie konnte doch hier Hrn. Schn. die Verbesserung, καὶ σὺ φιλῶν με λάβε, gefallen? Das Ohr selbst ist dawider, und Hr. Schn. gesteht, man könne jenes durch eine Antistrophe erklären.

Beym

Beym fünften Epigramm verwirft er ein paar Muthmassungen, die Hr. Prof. Köhler soll gehabt haben (in Notis ad haec Epigr. post Observ. in S. C. p. 42.) μελάθροις; mit hinzugesetzten Fragzeichen, und (Emend. ad Theocr. p. 118.) ει γὰρ ἑταῖρον ἰδὼν οὐκ ἤλυθεν, εἰ δὲ παρέιη Αὔριον, für ὄνειρον ἰδὼν, und εἶτα παρ. Sed vulgata, sagt er, bene habet. Excusat enim amator pueri sui tarditatem somnio, quod videre noctu potuerit, quod eum religione aliqua obligaret, ne veniret. Wir schlugen die angeführten Stellen nach, weil uns die Einfälle gar zu sonderbar dauchten, und fanden von allem, was Hr. Schn. sagt, zu unsrer größten Befremdung nichts. Kaum werden es unsre Leser glauben, und doch ists in der That so. Hr. Prof. Köhler erklärt in dem kritischen Versuche über den Dio Chrysostomus und andre griechische Schriftsteller, der seinen Observationibus ad selecta loca S. C. angehängt, ist, S. 119. die Stelle ausdrücklich so: Si enim somnio deterritus est, ne ad me veniret, tum tamen crastino forsan die advenerit. In den Emend. ad Theocr. *p. 44.* hingegen wollte er statt εἶτα παρείη, lieber lesen ἔλθε παρείη, das keinen üblen Sinn giebt, und die Sehnsucht des Liebhabers stärker macht; uns aber gefällt doch jenes εἶτα, das den Dichter ruhiger läßt, besser. Von einer Aenderung der Interpunktion steht beym Hrn. Köhler an beyden Orten kein Wort. Was soll man nun von so einem Manne denken, der sich auf eines Andern Rechnung eine Unwahrheit erlaubt, um ihn nur widerlegen zu können, et se vatem perhibere optimum? Wer weis, hat ers nicht an andern Stellen eben so gemacht? Das achte und das neunte Gedicht werden hier aus Handschriften an verschiedenen Stellen verbessert. Aber da sind wir nicht mit Hrn. Schn. einerley

ley Meynung, wenn er im zwanzigsten Gedicht mit Hrn. Köhler und Warton im Commentar über den Theokrit für ἀπὸ σπλάγχνοισι Μύισκον κρύπτειν, ὑπὸ σπλάγχνοισι liest. Uns dünkt hier das ἐπὶ σπλάγχνοισι des Leipziger Codex die richtigere Lesart; erklären aber mögen wir sie nicht. Παιδὶ βαλὼν πτέρυγας, alas admovens puero, ist eine beträchtliche Verbesserung aus eben dieser und der Voßius'schen Abschrift. Auch im ein und zwanzigsten Epigramm fanden wir einige Stellen aus Handschriften gut berichtigt; aber Hrn. Schneiders Verbesserung, ἐναντίος für ἐναντίον, ist unnöthig.

Das zehnte Epigramm wird durch die richtigere Interpunktion, die sich in Handschriften fand, aufgeklärt, und Hrn. Herels unschickliche Muthmassung, ἄγκιστρον βέβληκας, mit Recht verworfen. Mit Recht auch, wie wir glauben, vertheydigt Hr. Schn. hier und in den Addendis die Lesart χρωτὸς ἀκηροτάτου im zwölften Epigramm, und verwirft Hrn. Köhlers Muthmassung ἀκηρασίου (für ἀκηράτου, nicht ἀκειρασίου). Das zwey und zwanzigste Epigramm aber hat Hr. Schn. offenbar nicht verstanden. Wir lesen und interpungiren das ganze Gedicht so:

> Ἤν τι πάθω, κλεόβουλε (τί γὰρ πλέον;) ἐν πυρὶ παίδων
> Βαλλόμενος κεῖμαι λείψανον ἐν σποδιῇ.
> Λίσσομ' ἐμ' ἀκρήτῳ μέθυσον, πρὶν ὑπὸ χθόνα θέσθαι
> Κάλπιν, ἐπιγράψας· δῶρον ἔρως Ἀΐδῃ

Ἤν τι πάθω, für, wenn ich sterben sollte, si quid humanitus mihi accidisset, wie Cicero redet, und τί γὰρ πλέον; völlig wie wir im Deutschen sprechen, was ists denn mehr? Λίσσομ' ἔτ' ἀκρήτῳ μέθυσον, könnte man auch lesen, wenn eine Aenderung nöthig wäre:

wäre: allein hier missfällt uns die Lesart der Klotzischen Ausgabe nicht.

Im sechs und zwanzigsten Gedicht will Hr. Schneider die Lesart μετ᾽ ἀγκάλισι beybehalten wissen, und übersetzt die Worte in sinum meum, daran wir zweifeln, daß sie das bedeuten können. Hr. Prof. Köhler wollte ἔτ᾽ ἐν χλαμύδι lesen. Hier wird die Muthmassung durch die Beystimmung einiger Handschriften bestätigt. Ein Kolon möchten wir gleichwol mit ihm nicht nach ἐνύπνιον setzen, noch εἰδώλοις καλοῖς lesen für κάλλευς; denn dieser ist Dorisch so viel als κάλλους, daß auch Hrn. Valckenaeren Anim. ad Ammon. p. 136. nicht beyfiel, da er κάλλους lesen wollte.

Das erste Distichon des sieben und zwanzigsten Gedichts liest Hr. Schneider so:

Ἐνόδιος στείχων τὸ μεσάμβρινον εἶδον Ἄλεξιν
Ἀρτικόμαν, κάρπων κυομένου θέρεος.

Dieses, müssen wir aufrichtig gestehen, zumal das ἀρτικόμαν verstehen wir nicht. Mit dem jämmerlichen Warton wird er es doch nicht composita jam coma übersetzen? Und was das heissen solle, wissen wir eben so wenig. Wir möchten lieber, wie Hr. Prof. Köhler wollte, lesen:

Ἄρτι κόμαν κάρπων κειρομένου θέρεος.

Und das verstehen wir: Als schon der Sommer das Laub der Früchte verlohr. Wartons Lesart καιομένου θέρεος für καίοντος, gefällt uns nicht, und was Hr. Schneider in der Leipziger Abschrift will gefunden haben, κάρπων κυομένου θέρεος, darunter er messem vel segetem, quae adhuc in flore est, versteht, dünkt uns nicht einmal Griechisch. Im folgenden dieser Kap. zieht Hr. Schn. noch einige bessere Lesar-

ten

ten aus seinen Handschriften an; aber auch manche Stellen die offenbar verfälscht sind, haben wir unberührt gefunden. Doch unsre Anzeige ist schon so lang gerathen, daß wir nicht weiter mit fortgehen können, und nur noch kurz anzeigen wollen, was in den folgenden Kapiteln enthalten ist.

Im vierten werden noch einige anderswo gedruckte Gedichte aus Stratos Musa puerili verbessert, und einige ungedruckte bekannt gemacht. Wir wünschten, Hr. Schneider hätte jetzt alle Gedichte, die in seinen Handschriften sich fanden, edirt; denn unbekannt bleiben sie doch gewiß nicht.

S. 104. Addenda, woran, wie Hr. Schn. einmal über das andre klagt, die Eilfertigkeit des Druckers schuld ist, enthalten größtentheils verschiedne Lesarten aus noch zwoen Handschriften der Anthologie, einer Dreßdner Handschrift, und einer Abschrift der vatikanischen, die beyde Hr. Ass. Stieglitz in Leipzig Hrn. Schn. communicirt hatte. Die meisten sind offenbare Schreibfehler; aber doch einige richtigere Lesarten sind darunter. Von den Dichtern der Anthologie werden auch einige gute Nachrichten gegeben, und Hrn. D. Reiskens Notitia Poetarum Anthologicorum hin und wieder ergänzt und berichtigt. Daß aber alles so ohne alle Ordnung hingeworfen ist, gefällt uns nicht.

Sehr unbestimmt und unrichtig ist, was Hr. Schn. S. 128. von der Zeit, worinn Aelian, der Sophist, gelebt habe, sagt. Daß niemand noch bey dem Streit über das Zeitalter des Aelians es bemerkt habe, daß der Verfasser der Geschichte der Thiere nach dem Oppian müsse gelebt haben, wundert ihn. Und Perizonius, der Hauptschriftsteller in der Materie, in der Vorrede zu Aelians vermischter Geschichte, sagt ausdrücklich und erweist, Aelian, der Sophist, habe

habe nach dem Athenäus, und dieser noch nach dem Oppian geschrieben. Ferner sagt Hr. Schneider, was Valesius Emend. p. 123. (wo er behauptet, Aelian, der Verfasser der Thiergeschichte, sey von dem Verfasser der Taktik zu unterscheiden) hiervon gesagt habe, gefalle ihm nicht. Der Grund, welchen Valesius aus den Worten der H. A. Lib. X. c. 1. Δίων ἐν συγγραφῇ hernehme, worunter er nemlich mit Recht den Geschichtschreiber Dio versteht, falle weg, so bald man wisse, daß statt Δίων aus Lib. XVII. c. 10. zu lesen sey Δίνων. Wir sehen hiezu gar keinen Grund, und, wenn was zu ändern wäre, so möchten wir lieber, weil uns sonst nirgends noch ein Dino vorgekommen, auch an der letzten Stelle Δίων lesen. Und Hr. Schn. sagte uns doch vorher selbst, daß Aelian, der Verfasser der Thiergeschichte, nach dem Oppian gelebt habe, der Taktiker lebte gewiß früher. Ferner sagt er, der Grund des Valesius warum der Sophist vom Taktiker zu unterscheiden sey, weil dieser nemlich in einem Manuscripte der Kön. Bibl. zu Paris den Beynamen τοῦ φιλοσόφου führe, tauge eben auch nichts. Und dabey wird Hrn. Burmannus Secundus noch ein Verweis gegeben; er hätte das in einer Note erinnern sollen. Hr. Schneider muß also doch glauben, daß Aelian, der Sophist, auch der Verfasser der Taktik sey. Allein wir bitten ihn, nur des Perizonius Vorrede zum Aelian zu lesen; da wird er hinlänglich erwiesen finden, daß der Sophist der Verfasser der vermischten Geschichte und der Geschichte der Thiere sey, (welches auch schon aus der vollkommnen Gleichheit der Schreibart in beyden Werken erhellt) und daß dieser wenigstens ein Jahrhundert später, als der Taktiker, gelebt habe, dieser unter dem Hadrian, jener unter dem Alexander Sever. Perizonius glaubte die Entdeckung zuerst gemacht zu haben,

und thut sich nicht wenig darauf zu gute; allein vor ihm hatten Tristanus a Sankto Amantio Comment. histor. T. I. p. 726. und Tillemont Hist. des Emp. T. II. p. 995. sq. schon eben das bemerkt.

Das fünfte und letzte Kapitel endlich, enthält einige beträchtliche Verbesserungen der ἱϛοριῶν παραδόξων des Antigonus Karistius und der Geschichte der Thiere des Aristoteles. Antigonus Karistius hat, wie bekannt, viele Stellen aus dem Aristoteles genommen. Diese in beyden Schriftstellern mit einander verglichen, haben die Verbesserungen hergegeben. Meursius, der Herausgeber des Antigonus Karistius, hatte nur die Stellen, die aus dem Aristoteles genommen sind, angezeigt, und einige der gröbsten und offenbarsten Schreibfehler verbessert. Hr. Schneider giebt uns hier eine starke Nachlese, und wünscht bey der Gelegenheit, daß mehr Gelehrte sich der Mühe unterziehen möchten, Schriftsteller, die aus andern geschöpft, (z. E. Aelian in der Geschichte der Thiere aus dem Aristoteles, Theophrast, Nikander und Oppian) genauer mit diesen zu vergleichen, und sie auseinander zu verbessern.

Pl.

XIX.

Der Prediger im Beichtstuhle, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche, zu einer gesegneten Führung ihres Amtes. Von Christian Wilhelm Oemler, F. S. Weimar- und Eisen. Cons. Rath, ꝛc. Jena, bey Joh. Rudolph Cröters sel. Wittwe, 1773. 652 Seit. in 8.

Ueber

Ueber die in der lutherischen Kirche, zwar nicht an allen Orten, aber doch an den mehresten eingeführte Beichthandlung, liesse sich zur Belehrung der Geistlichen und der Layen, noch viel gutes sagen. Herr Oemler hat auch dies zur Absicht bey gegenwärtigen Buche gehabt. Die äusserlichen Gebräuche bey der Beichte sind nicht in allen Gemeinen gleich. In einigen versammlen sich die Beichtenden vor der Communion in der Nähe des Altars; in andern wird den Tag vor der Beichte mit den Leuten ein Beichtexamen angestellt; in noch andern finden sich auf einmal mehrere Personen in den Beichtstuhl, oder es ist gewöhnlich, daß die Confitenten einzeln kommen. Diesen Unterschied im äusserlichen hat der Verf. zum Grunde angenommen, unter vier Abschnitten seines Buchs von dem Verhalten des Predigers in diesen vier Fällen zu handeln, und dem fünften Abschnitt der Beantwortung einiger, sich auf die Beichte beziehenden Gewissensfragen, gewidmet. — Aber wie sind seine Urtheile und Anweisungen hierüber beschaffen? Das wollen wir unsern Lesern mit wenigen sagen.

Da die mehresten lutherischen Christen einen ganz falschen und verworrenen Begrif von der Beichte und Absolution haben, daß es daher noch immer eine große Frage bleibt; ob der Nutzen oder der Schaden, der unter dem gemeinen Haufen daraus entsteht, grösser sey? so erwarteten wir vor allen Dingen, Hr. Oe. würde junge Prediger, für die er schreibt, anleiten, ihren Pfarrkindern darüber wahre und richtige Begriffe beyzubringen, und nicht ermangelt haben, in einem eigenen Kapitel, den menschlichen Ursprung derselben anzuzeigen, gutes und böses daran genau zu scheiden, und vorzüglich den protestantischen Predigern den elenden eiteln Wahn aus dem Kopf zu reden, als wenn

sie eigentlich im Stande wären, Vergebung der Sünde auszutheilen, und ihre sogenannte Absolution von einer wirklichen Kraft seyn könne. Aber, wer solle es denken, davon steht nichts im ganzen Buche. Im Gegentheil, der V. legt auf die Privatbeichte einen so großen Werth, daß er gleich auf der zwoten Seite sagt: „ein recht„schaffener Knecht Gottes würde nie begehren und wün„schen, daß sie abgeschaft werden möchte.„ Ein eben so hartes, als unüberlegtes Urtheil! Bedenkt Hr. Oe. nicht, daß es lutherische Gemeinen giebt, wo man von gar keiner Privatbeichte weis. In Straßburg, z. E. wenn ich nicht irre. Vermuthlich ist sie da einmal abgeschaft worden, und wenn ihre itzigen Prediger rechtschaffene Knechte Gottes seyn wollen, so werden sie sie wohl wieder einführen müssen. Viel exemplarische weise Prediger der lutherischen Kirche wünschen aus den triftigsten Ursachen, daß eine Aenderung in der Privatbeichte gemacht würde, solche Prediger nemlich, die den päbstlichen Aberglauben, von einer dem Predigtamte anklebenden eigentlichen Heiligkeit und apostolischen Würde, längst verlassen haben, und dafür halten, daß sie als Lehrer und Vorbilder, aber nicht als Reichsvicarien Gottes in der christlichen Kirche bestellt sind. Diese haben denn freylich von der sogenannten Absolution keine so hohe Idee, als Hr. Oe., der durch Frage und Antwort S. 99. die Christen so darüber belehren läßt: „Was verlangt ihr denn nun „von dem Prediger oder Beichtvater?„ Er soll mich „von meinen Sünden lossprechen und mich trö„sten. „Kann euch denn der Prediger von euren Sün„den lossprechen?„ Ja! denn er führet das Amt, das die Versöhnung verkündiget. (Also wird es auch wohl blos beym verkündigen bleiben?) „Wie „sehet ihr denn seine Lossprechung an?„ Als wenn mir Gott selbst meine Sünden vergeben hätte.

„War-

„Warum denn?„ Denn er thut es im Namen Gottes und auf seinen Befehl. Einem bescheidenen und verständigen Prediger wird so manchmal warm und angst ums Herz, wenn das übel unterrichtete Beichtkind ihn mit Gott parallel setzt, ihn durch Christum bittet, er wolle ihm an Gottes Statt die Sünde vergeben, thut dem schwachen, unwissenden Gemüthe Vorstellungen darüber, und bittet, daß es ihn damit verschonen möchte. Und Hr. De. bläuet den Leuten diesen papistischen Aberglauben von neuen ein. Das finden wir der Sache Gottes, die er fördern will, nicht zuträglich. So wie nun seine Begriffe von Beichte und Absolution sind, so sind auch seine Vorstellungen vom Abendmahl. O! der Mann sollte sich nicht einfallen lassen, ein Lehrer anderer Prediger zu seyn, so lange er seine eigenen theologischen Begriffe noch so wenig aufgeklärt und nach der Bibel aufs reine gebracht hat. Was indessen seinen Vorstellungen an präciser Wahrheit und Gründlichkeit abgeht, daß ersetzt er durch einen Schwall von Worten, die nicht mehr so hochfliegend sind, als vor dem, aber einem Leser von etwas reifen Einsichten, wenig zu denken geben.

Wenn der Verf. will angehende Prediger ihre Beichtkinder catechisiren lassen, so muß er sie dazu anführen, daß sie den Leuten gewisse bildliche Vorstellungen aus der Bibel verständlich machen, und sich nicht begnügen, wenn ihnen das Beichtkind z. B. S. 88. auf die Frage: „Wie straft Gott die Sünder ewig?„ zur Antwort giebt: Indem sie der gerechte Richter in den Pfuhl stürzt, der mit Pech und Schwefel brennet, wo sie ewige Pein und Quaal leiden müssen. Matth. 25, 41. Wenn dem Layen nicht gesagt wird, was das heißt, so macht er sich den seltsamsten Begriff davon, und bekommt, wenn es bey allen Sprü-

 chen

chen so geht, niemals eine richtige Erkenntniß von den Religionslehren.

Die Absolutionsformeln, deren Modelle der V. sehr vervielfältiget hat, sind nicht so kurz und gut, als sie Herr G. S. Jacobi in seiner Pastoraltheologie vor ihm gegeben, gehen aber doch zum Theil an. Wer aus sich selbst nichts hervorbringen kann, dem können sie in Ermangelung besserer Muster, zur Anleitung dienen. Gewisse Phraseologien, womit der Lehrer und der Zuhörer selten deutliche Begriffe verbinden, als mit der Gerechtigkeit Christi bedeckt, überkleidet werden, sein Verdienst ergreiffen, haben sich gewisse Asceten nun einmal angewöhnet, und man findet sie auch bey dem V. häufig.

Wie Hr. Oe. die Gewissensfragen bisweilen beantwortet, davon mag die ein und zwanzigste zur Probe dienen. „Sind Komödianten zum Beichtstuhl zuzulassen?„ Der V. seufzet darüber, daß es überall noch Komödianten giebt, und solche, von manchen für nützliche Leute gehalten werden, es thut ihm wehe, daß sogar mancher Prediger, wenn er durch einen Ort reiset, wo Komödien gespielt werden, und unbekannt zu seyn glaubt, selbst hineingehe. „Trau„rige Zeiten! sagt er. So weit, meine Brüder, ist „es auch unter uns gekommen, daß viele von uns ihr „eiteles Herz nicht verbergen können. Wir müssen „uns schämen! Aber lassen sie uns Gott bitten, daß „er auch die Kinder Levi reinigen möge.„ Das klingt sehr andächtig. Aber nun die Antwort auf obige Frage. Da der Prediger die Komödianten nicht abweisen kann und solche von Consistorien geduldet werden: so soll er sie annehmen, aber „ihnen die „Strafbarkeit ihrer bisherigen Lebensart, die nur zum „irrdischen und oft zum sündlichen Vergnügen der „Menschen abzielet, schildern, und ihnen die große

„Ge-

„Gefahr anzeigen, worinn sie in Ansehung ihrer Seele „schweben, da sie wegen den (der) beständigen Zer„streuungen, niemals über ihren Zustand ernstlich „nachdenken könnten u. s. w.„ Sollte Hr. De. aus diesem Grunde nicht auch den Weinhändler und den Pastetenbecker vom Beichtstuhl abweisen, oder ihnen die Strafbarkeit ihrer Lebensart ins Gewissen schieben, die ja auch nur zum irrdischen und oft sündlichen Vergnügen abzielt? Und was will er mit Leuten aus jedem andern Stande machen? Ist denn eine Lebensart auf der Welt, in welcher sich nicht Gelegenheit zu beständigen Zerstreuungen findet? Ein Gewissensrath sollte billig seine Gründe besser abwägen. Der Rec. besucht keine Schauspiele, daß er sie also um seinetwillen nicht vertheydigen darf. Er findet es auch billig, daß ein Geistlicher, um auch den Schwachen nicht anstößig zu werden, da, wo man es anstößig findet, ihnen nicht beywohne; glaubt aber auch, daß Schauspiele, wie sie jetzt sind, für einen Geistlichen, der den Tag über gearbeitet, am Abend ein sehr anständiges und für ihn recht schickliches Vergnügen seyn würden, weil es nicht die Sinne allein ergötzt, sondern den Verstand und das Herz zugleich mit beschäftiget. Man begreift kaum, wie manche Geistliche thun können, als ob jede deutsche Komödie ein Zotenund Possenspiel, und jeder Schauspieler ein lasterhafter Mensch wäre. Gesetzt, es wäre es jemand, und käme zur Beichte, sollte nicht der Prediger selbst aus der Lebensart eines Schauspielers Gründe hernehmen können, ihn zur Tugend zu ermahnen, weil er denn gewiß ein nützlicher Mann werden würde? Hr. De. weis ja bey dem Prediger dessen Laster von seinem Amte und Stande abzusondern. Sollte sich denn das bey dem für seine Person unmoralischem Schauspieler nicht auch thun lassen?

Wenn diese abermalige Pastoralschrift nun Leuten von Kenntniß und Einsicht nicht nutzt, wem nutzt sie denn? lediglich solchen Geistlichen, die selbst gar nichts gelernt haben, und von der allerschlechtesten Denkungsart sind. Denen es theils an Beurtheilungskraft, theils an guten Sitten fehlt, wie wir deren leider! noch genug haben. Diese können, wenn sie wollen, sich durch Hrn. Oe. wenigstens aus dem gröbsten herausbobeln lassen. Bey jenem Hofprediger, der seine Beichtkinder, auch den Bedienten eines Ministers, allemal mit: Hochedler Herr, Hochzuverehrender Gönner, anredete; bey einem andern, der dem Beichtkinde, so das Geld vergessen hatte, nachruft: „Meine Tochter, wo ist das Beichtgeld?„ bey einem dritten, der sich von einem Armen für seine Amtsverrichtung vier zusammengebettelte Groschen bezahlen läßt — kann wenigstens durch des V. Schrift ein Gefühl vom anständigen und unanständigen rege gemacht werden, und wenn sie dazu dient, so ist sie schon nicht ganz ohne Nutzen — Dieses gilt auch von einer neuen Schrift des V. unter dem Titel:

Der Prediger im Straf-Amte, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amtes ꝛc. Jena, bey Joh. Rudolph Cröckers sel. Wittwe, 1773. 8. 488 Seiten, und 4 Bogen Vorbericht.

Strafamt des Predigers! Das Wort klingt herrisch, gebieterisch, das ist wahr. Aber eben deshalb hätten wir es nicht gewählt. Mit dem epanorthotischen Elenchus des Predigers, oder seinem Strafamte, ist doch nichts anders gemeynt, als seine Bemühung, durch Vorstellungen und Gründe die

Men-

Menschen zur Ueberzeugung und Uebung des wahren und guten zu bringen. Dieses versteht auch Paulus darunter, wenn er dem Timotheus schreibt: ἔλεγξον ἐν πάσῃ μακροθυμίᾳ καὶ διδαχῇ, welches Luther strafe übersetzt hat. Doch auf den Namen kommt es nicht an. Also zur Sache.

Da einige junge Theologen zum großen Schaden der Gemeinen nicht selten so roh und so wild, wie sie auf der Universität waren, ins Amt kommen, so können sie, wenn es ihnen ein Ernst ist, erst selbst so weise und rechtschaffen zu werden, als sie andere machen wollen, aus diesem Buche des Hrn. De. wenigstens die ersten Principien einer anständigen und nützlichen Amtsführung lernen. Er zeigt ihnen darinn, wie sie sowol ihre öffentliche als Privatbelehrungen, die sie irrenden oder lasterhaften Gliedern ihrer Gemeine zu geben haben, mit der nöthigen Mäßigung, Sanftmuth und Klugheit einrichten sollen, damit sie ihren Zweck erreichen. Nach Verschiedenheit der Vorfälle, die es einem Prediger zur Gewissenssache machen, ein Wort zu rechter Zeit zu reden (denn daß dieser in gegenwärtigen Tagen die Laster gar nicht mehr rügen, sondern seine Zuhörer sollte leben lassen, wie sie wollen, hat unsers Wissens noch kein kluger Mensch verlangt, wiewol es nach Hrn. De. Sage in dem Vorber. soll verlangt werden) nach Beschaffenheit der Personen, bey denen er den Elenchus brauchen soll, giebt der V. denn auch verschiedene Regeln des Verhaltens an, die der Prediger da in Acht zu nehmen hat. Den Kern derselben findet man schon in alten und neuen Pastoraltheologien, besonders im Jacobi, den auch Hr. De. wohl genutzt hat, und die Vernunft lehrt sie einen nachdenkenden Geistlichen größtentheils von selbst. Hr. De. erläutert sie aber in seinem gewöhnlichen weitschweifigen Styl durch Exempel und eigene

Erfahrungen, die in so weit ganz gut sind, als sie auf Land- und kleine Stadtgemeinen passen, auf welche der V. auch dabey hauptsächlich Rücksicht genommen hat. Denn in grossen Gemeinen grosser Städte und unter Weltleuten von anderer Art, als Hr. De. im Auge gehabt hat, muß manches, das in die weise und nützliche Führung des Predigtams einschlägt, noch etwas anders angegriffen werden. Z. B. Kap. 2. Abschn. 2. wie ein Prediger Separatisten, Freygeister, Zinzendorfianer, und die verführerische Schriften lesen, behandeln soll. Hr. De. scheint nur die niedrigste und plumpste Art von Freygeistern zu kennen, welche in die wirkliche Klasse der Narren gehören, etwa einen wilden Dorfschulzen oder Landjunker, einen abgedankten Corporal oder gnädigen Herren Lieutenant, der über die Bibel und den Herrn Pastor sich lustig macht; daher es auch vermuthlich kommt, daß er von einem Geschmeiß der Freygeister spricht, welches sich freylich mit der ersten besten theologischen Fliegenklappe todt schlagen läßt; wiewol ich in dieser Benennung die sanftmuthsvolle Klugheit nicht erkennen kann, welche Hr. De. sonst dem Prediger so oftmals anrathet. In der größern Welt giebt es auch ganz gelehrte, einsichtsvolle und wegen ihres tugendhaften, religiosen Lebens achtungswürdige Separatisten, Naturalisten, Herrnhuter, Socinianer (die aber Hr. De. dem alles, was nicht von der rechtgläubigen Kirche ist, Freygeist heißt, mit unter jenes Geschmeiß rechnet) mit welchen der Prediger nicht reden würde, was er reden sollte, wenn er, indem er sie über eine Schrift von Damm oder Voltaire träfe, spräche, wie Hr. De. einst zu einem vornehmen Mann aus seiner Gemeine, den er bey Lesung einer Edelmannischen Schrift überraschte, und der ihm versicherte, daß viel Gutes darinn stände, sprach: „Es kann seyn, gnä-

„gnä-

„biger Herr, aber doch mehr Böses als Gutes —
„Nach welchem Buche wird sie einmal der anbetungs-
„würdigste Gott richten? Nach der h. Schrift, oder
„nach der Schrift eines Edelmanns? — Nach der
„Schrift — Gut, gnädiger Herr, welche Schrift
„müssen Sie also am liebsten lesen? und nach welcher
„müssen Sie sich richten? — Nothwendig nach der
„h. Schrift — Ey, so suchen Sie auch in selbiger recht
„fleißig, und verderben sie die edle Zeit mit der Le-
„sung solcher elenden Schriften nicht; denn Gott
„fodert auch Rechnung für die Stunden eines
„Zeitvertreibes„ — Den andern Tag warf der
gnädige Herr in Hrn. De. Gegenwart Edelmanns
Moses ins Feuer. Ich hätte doch von der Lektür des
gnädigen Herren Gelegenheit genommen, noch etwas
anderes mit ihm zu reden, ich hätte es, da ich seine
Absicht dabey nicht wissen konnte, nicht so geradezu
für Sünde erklärt, daß er etwas von Edelmann läse,
sondern mich über den Geist dieses Schriftstellers in
ein nützliches Gespräch mit ihm eingelassen; denn ein
Mann, der die h. Schrift ehrt, der Cramers Psalmen,
wie Hr. De. versichert, als seine Lieblingsschrift las,
konnte ja auch zu eben dem Zweck eine Edelmannische
Schrift lesen, zu welchem sie ein ganz orthodoxer Got-
tesgelehrter lieset. Nicht alle, die Hr. De. zu den
Freygeistern zählt, ergeben sich auch so leicht, als die-
ser ehrliche Mann. Sie zum überzeugten Glauben
an das Christenthum zu bringen, dazu gehört sicher-
lich noch etwas mehr, als daß der Prediger blos mit
dem V. spreche: Meine Herren, werfen sie das na-
turalistische oder socinianische Buch, das da auf dem
Tisch liegt, in den Kamin, und lesen sie die Bibel,
lesen sie Millers, Schmahlings, Tiedens, Götzens,
Sturms, Weitenkampfs und anderer Erbauungs-
schriften. Ob denn Hr. De., und alle die Herren,
welche,

welche, wenn sie in ihren Schriften auf die sogenannten Freygeister kommen, gewohnt sind, den Ausbund dummer und liederlicher Schriftspötter mit den philosophischen Zweiflern an einer übernatürlichen Offenbarung, mit gegen Gott ehrerbietigen und tugendhaften einsichtsvollen Naturalisten in einen Topf zu werfen, ob die nicht einsehen, daß das sehr übel gethan sey, weil es nicht nutzet, sondern schadet, weil sie damit der Sache, die sie vertheydigen wollen, nicht aufhelfen, sondern sie schlimmer machen? und doch ist es wirklich so. Wer angehende Prediger zu klugen Haushaltern über die göttlichen Geheimnisse, wie sich ein Apostel ausdrückt, machen will, sollte alles, was dabey zu bedenken ist, von allen Seiten erst wohl überlegen, ehe er ihnen seine sehr positiv abgefaßten Instruktionen gäbe.

Der Recensent ist ganz unpartheyisch. Wie ein halb geschornes Schaaf, doch nicht ganz geschoren ist, so ist es auch diese Semlersche Schrift. Er hat Sachen darinn gefunden, die er mit Beyfall gelesen, weil sie wahr und vernünftig sind. Aber er ist auch auf Sätze und Urtheile gestoßen, die ganz seltsam und ohne Bedacht hingeschrieben sind. Z. B. wenn der V. S. 110. Lilienthals gute Sache der Offenbarung und das elende Geschwätz: Ein Lehrer des Naturalismus, der schädlichste Mann, (wiewol es ein vornehmer Gönner und Freund des Hrn. Se. herausgegeben hat) als eine der besten Schriften für die christliche Religion zu lesen vorschlägt; wenn er S. 137. das tanzen und spielen der höchsten Landesobrigkeit am Sonntage, mit allen möglichen Arten ihrer Tyranney, mit dem Verfolgungsgeiste in der Religion, der Vergiessung unschuldigen Menschenbluts, Duldung öffentlicher Hurenhäuser u. s. w. in eine Klasse setzt; wenn er S. 103. in Ansehung der Separatisten in einer Gemei-

meine, die auf geschehene Vorfoderung vor dem Prediger zu dessen wiederhohlten Vorstellungen Stock stille schweigen, und ihm durchaus keine Sylbe antworten wollen, sagt: „Wenn ich der Liebe nicht zu nahe treten sollte, so wünschte ich, daß dergleichen Menschen der Zucht eines Zuchtmeisters im Tollhause übergeben würden, vielleicht kämen sie noch dadurch zum Gebrauch ihrer Vernunft.„ Ich begreife nicht, wie in eine menschliche Seele, solch ein Gedanke kommen kann. Fühlt denn Hr. Oe. nicht, daß er damit nicht nur der Liebe, sondern aller gesunden Vernunft und Menschlichkeit zu nahe tritt? Er spricht ja sonst so viel von Sanftmuth und Duldung. Wie konnte er hier einen so grausamen Rath geben? — Aber so geht es den Vielschreibern. Kopf und Herz wissen oft nichts davon, was die Feder zu Papier bringt. Ihre Schriften würden sehr zusammenschmelzen, wenn sie alles überlegten, was sie schrieben. Ich kenne den Geist nicht, der Männern, die doch den blinden den Weg weisen wollen, die Augen des Verstandes bisweilen so sehr umnebelt. Auch weis ich nicht, von wem Hr. Oe. gewisse mönchische Grundsätze in der Moral, gelernt haben mag. Von Hrn. Zollikofer, von dem er, so wie von Hrn. Leß, ganze Predigten in diesem Buche hat abdrucken lassen, gewiß nicht. Es ist gut, daß er Hrn. Z. den jungen Predigern zur Nachahmung empfiehlt, wenn sie mit Verstand und Klugheit wider moralische Unordnungen in ihren Gemeinen predigen wollen. Aber wenn er von seinem eigenem dergleichen, wie ich hier angeführt habe, hinzuthut, so verdirbt er damit, was er durch andere gut gemacht hatte — Vielleicht wird es auch nicht übel seyn, wenn wir den V. bitten, sich noch ein wenig auf die deutsche Sprache zu legen, die er noch nicht grammatisch richtig genug schreibt. Wenn

man

man ohne einem guten und bekehrten Herzen anstatt: ohne ein gutes und bekehrtes Herz — den Kindern die Grundwahrheiten der Religion lernen, anstatt: die Kinder solche lehren — lesen muß: so beleidiget das ein deutsches Ohr gar sehr. Doch was bekümmern sich unsre Scribler um die Sprache. Die Leser, für die sie schreiben, verstehn sie doch, und die Maße würde kahl genug ausfallen, wenn kein anderer Deutscher ein Buch schreiben sollte, als der seine eigene Sprache wohl versteht.

T.

XX.

Die Kunst zu predigen, oder Einschränkung der homiletischen Regeln auf einen einzigen Grundsatz, von **Johann Friedrich Teller**, Pastor an der Capitulskirche in Zeitz. Leipzig, bey Friedrich Gotthold Jacobäern, 1770. 8. 226 Seiten.

Wenn jede Homiletick, die seit vierzig Jahren in Deutschland geschrieben, oder aus fremden Sprachen übersetzt worden, nur ein Paar Männer zu musterhaften Predigern gemacht hätte, so müßten wir deren seit dem eine nahmhafte Zahl gehabt haben und noch haben. Und doch kennt Hr. Johann Friedrich Teller ihrer kaum einen oder zwey. Wie das zugehe, davon läßt sich kein anderer Grund angeben, als entweder unsre mehresten Prediger lesen keine homelitische Anweisungen, oder die Kunst zu predigen wird von niemanden, der kein eigenes Geschick dazu hat, blos aus Lehrbüchern erlernt, oder es hat uns auch bis jetzt noch an dem rechten Lehrmeister

ster in dieser schweren Kunst gefehlt. Am letzteren liegt es hauptsächlich, wie der Hr. Pastor versichert, und wenn Er mit seinem philosophischen Scharfsinn, mit seiner Belesenheit in den alten lateinischen und griechischen Rednern, Philosophen und Dichtern, mit seiner feinen tiefen Einsicht in das wahre nützliche und schöne auf der Kanzel, mit seiner Kunstfertigkeit in allen schönen Künsten und Wissenschaften, nun nicht aufgestanden wäre, und sich daran gemacht hätte, einmal die homiletischen Regeln auf einen Grundsatz einzuschränken: so hätten sich die guten Prediger, was die Einrichtung ihres Hauptgeschäftes anbetrift, noch lange mögen in der Dunkelheit und Irre herumführen lassen. Nunmehr wird ihnen schon ein Licht aufgehen, nachdem sie Hr. T., der von dem, was andere über das predigen gesagt haben, wenig hat brauchen können, durch den hellen Glanz seiner durchgängig eigenen Anweisungen erleuchtet hat. „Man hätte „das predigen mehr aus dem Gesichtspunkte der Kunst „ansehen sollen, schreibt er, so würde die Lehrart in „ihren Regeln einen ganz andern Weg gegangen seyn. „Batteux würde wider alle Einwendungen eines „Ernesti noch immer der beste Lehrer für den angehen„den Prediger seyn, wenn er sowol als seine Edito„ren, eben so gute Freunde von der Philosophie, als „von den Künsten wären„ — (Das mag sich Hr. Ramler merken und mehr Philosophie studieren. Dürfte ich, als ein ungenannter Recensent, den der V., wenn er sich sein Buch zu beurtheilen erdreistet „für ein Non-Ens und nach der bekannten Regel „von Prädikaten, für kein Vernunftwesen halten „will„ mich unterstehen, ihm zu widersprechen, so wäre ich der Meynung: Ein deutscher Prediger, der aus dem leidigen Batteux noch was lernen soll, könne es blos aus Ramlers treflichen Anmerkungen lernen,

sonst

sonst hätte er für unsre Kanzelberedsamkeit immer unübersetzt bleiben können. Die musterhaften Prediger, die wir haben, haben wir ohne den Franzosen.) Indessen hat er ihn auch, wie er selbst gesteht, nicht brauchen können, sondern ihn in den Hauptbegriffen verbessern müssen. Und nicht den Batteux allein verbessern, sondern auch den großen Adolph Schlegel, (des V. ehemaligen besten Lehrer in den schönen Wissenschaften, der ihm allemal noch über einen Gellert geht, weil er weit mehr denkt) weil sich in Schlegels Einschränkung der schönen Künste und Wissenschaften 2c. nicht einmal ein bestimmter Begrif von der Kunst selbst fände. Er verlangt nicht als Schüler über seinen Meister zu seyn, aber er will auch nicht blos nachbeten „denn er ist lange aus der Schule „heraus, und kein Kind mehr, das sich noch an sei„ner Mutter Hand führen läßt.„ Darum widerspricht der große Johann Friedrich Teller dem grossen Adolph Schlegel, wie der große Schlegel dem großen Batteux widersprach. Ein schnackischer Krieg für den, der ihm von weiten zusieht.

Von dem Mangel des Brauchbaren, nicht allein guter Homiletiken, sondern auch schöner Schriften, woraus sich Beredsamkeit lernen läßt, überhaupt, worüber sich Hr. T. in der Zuschrift an zween seiner gnädigen Herren beklagt, rührt es nun eben her, daß wir den V. ausgenommen, höchstens mittelmäßige Prediger, aber kaum einen eigentlichen deutschen Kanzelredner haben. Spalding, den er dafür erkennt, möchte dieser einzige seyn. Aber Mosheim, Jerusalem, Leß und andere, deren Predigten auch ihren Werth haben? O! über die Stümper sieht ein so großer Mann, wie Hr. J. F. Teller, weit hinweg. Der eine hat von der, der andere von der Regel gar kein Gefühl gehabt, und zehn Predigten vom Gebet, man

man denke zehn Predigten von einer Materie, wie Hr. Leß herausgegeben hat, wenn er die nur nennen höre, so wird ihm schon übel, Tillotson ist ihm gar ein armer Sünder. Ueber niemanden geht es aber schärfer her, als über Ernestin. Wenn gezeigt werden soll, wo jemand wider eine homiletische Regel auf der Kanzel gesündiget hat, so muß eine Stelle aus Ernestis gedruckten Predigten den Beweis dazu geben. Dieser Gelehrte misfällt als Prediger dem V. so sehr, daß er sich nicht hat enthalten können, seinem Buche eine umständliche Kritick über die homiletischen Urtheile in dessen theologischer Bibl., die er nicht verdauen kann, voranzuschicken. Es deucht ihm wunderlich, daß der Theologe Ernesti, in seiner Recension der Spaldingischen neuen Predigten, dem beredten Spalding über die Erbaulichkeit im predigen etwas vordocirt. Wir würden es auch befremdend finden, wenn wir es nicht auf den Beruf und die Gewohnheit eines Universitätslehrers, allen alles zu dociren, rechneten. Wie leicht kann so ein Mann, zumal wenn er glaubt, daß eine Sache so lange dunkel ist, bis er Licht darinn anzündet, gegen einen andern Gelehrten oder das Publikum überhaupt in den Lehrton fallen, der ihm in den Vorlesungen, die er seinen Studenten hält, eigen geworden ist. Hieraus erklären wir uns wenigstens die Anmerkungen, welche in jener Recension unter andern über die christliche Rechtschaffenheit und den christlichen Glauben gemacht wurden. Da ein Mann in dem großen weitläuftigen Felde der Gottesgelahrheit auch unmöglich allenthalben gleich angesessen und zu Hause seyn, unmöglich alles allein und alles besser als andere wissen kann, so mag Hr. T. ebenfalls Recht haben, wenn er auf jedes Urtheil, welches ein einziger Mann für sich oder durch einen seiner Schüler aus allen möglichen Fä-

 chern

chern, der theologischen und damit verwandten philosophischen Gelehrsamkeit fället, keinen gleichen Werth legt, sondern behauptet, er könne unmöglich über alles mit gleicher Gründlichkeit Richter seyn. Denn freylich ein Mann, der als Litterator, als Kritikus und Sprachgelehrter einer der größten und Achtungswürdigsten ist, kann, ohne den geringsten Abgang seiner Verdienste, als Philosoph oder Dogmaticker oder Kanzelredner den zweyten, dritten, vierten Rang einnehmen. Inzwischen was Hr. D. Ernesti in seiner theol. Bibl. hie und da über die gute Lehrart auf der Kanzel und über den Zweck unserer Predigten gesagt hat, das ist doch so ganz seicht und ungegründet nicht, als es Hrn. T. vorkommt. Wir finden vielmehr das meiste davon so wahr und richtig, daß er nicht Ursache gehabt hätte, sich so sehr lustig darüber zu machen. Aber gegen wen thut dieser philosophische Bel-Esprit nicht eckel und spröde, zumal wenn er jemanden in der Weltweisheit weit zu übersehen glaubt. „Ich „bin voller Moquerie und Verdruß, schreibt er in der „Zuschrift, wenn ich einen oder den andern von bloß „schönen Geistern einmal vor mich lasse. Denn da „eine Hauptsache vor (für) mich allemal die Philoso„phie seyn wird, so mag ich wohl so reden, weil sie „diejenige unter allen Wissenschaften ist, die vor Den„kende auf dem Throne sitzt und den Künsten und „Sprachen Audienz giebt; aber ich will es doch nicht „ganz mit ihnen verderben. Ihr Hauptfehler ist „der Mangel der Realität und der in den gepuderten „Kopf gesetzte weibische und widernatürliche Irthum „von bloß schönen Künsten. Die einzige Güte, die „sich der Prediger in der Theorie noch thun kann, „ist die Lektüre der Alten.„ Lektüre der Alten? Wenn es darauf ankommt, die hätte doch Hr. Ernesti wohl. Wie geht es denn zu, daß Hr. T. dessen theo-

retische Regeln in der Homiletik gar ungeschmackt, und einige Stellen aus seinen Predigten völlig eckelhaft findet? Vielleicht hat Ernesti die Alten zwar gelesen, edirt, commentirt, aber bey dem allen doch nicht recht verdauet. So wird es wohl seyn. Er also nur, Hr. Johann Friedrich Teller, der seinen Geist durch Crusiußische Philosophie bey der Lektür der Alten seit langen Jahren besser als Ernesti genährt hat; Er an der Spitze, und dann zunächst hinter ihm, Schlegel, Bahrdt, Crusius, Saurin, der ohnstreitig, wie er sagt, Redner ist, und dessen Uebersetzer Heyer, „auch ein Redner, der über alle unsre heuti„gen ist, aber eine versteckte Person, der dort röstet, „und ewig Schade! den Bauern predigt„ — Das sind die großen Muster, von denen man in der grossen Kunst zu predigen noch lernen kann; ob sie gleich auch, wie Hr. T. gehörigen Orts zeigt, nicht ohne Fehler sind. Wenn er daher seine Regeln durch Exempel bestätigen und zeigen will, was schön, affektvoll, rührend, erhaben, begeisternd, wunderbar, kunstvolle Fiktion u. s. w. sey: so zieht er die Stellen mehrentheils aus seinen eigenen Predigten oder aus dem Saurin an. So geziemete es auch dem, der sein Buch für die erste nützliche und brauchbare homiletische Anweisung hält, die mit Philosophie und Geschmack geschrieben worden.

Es fehlt uns nur an Zeit und Lust über die Philosophie und den Geschmack des V. Anmerkungen zu machen, sonst hätten wir Stoff genug dazu. Aber es würde aus unserer Recension ein Traktat werden müssen, da wir selten eine Seite gelesen haben, wo wir mit allem, was der V. drauf sagt, einstimmig wären. Der Kopf des Mannes ist gar zu neu, auf unsern Rumpf paßt er nicht. Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, die Künste und Wissenschaften auf einen

Grundsatz zurück zu leiten. Herr T. fühlte einen innerlichen Beruf, solches auch mit der Predigtkunst zu thun, über welche er schon ehedem akademische Vorlesungen gehalten hat, die durch Gellerts besondere Empfehlung schon damals sehr stark sind besucht worden und diese nunmehr gedrukten Grundsätze enthielten. Sein höchster Grundsatz ist der: S. 59. „Der „Prediger sorge dafür, daß er die Wahrheiten, die er „vorträgt, sinnlich mache. Er lasse sie dem Zuhörer „nicht nur denken, sondern er mache sie ihm sichtbar „und fühlbar: und arbeite sich durch die äusserliche „Empfindung bis zu der innerlichen Empfindung sei„ner Zuhörer hindurch.„ Man kann ihn gelten lassen, weil er unter den gehörigen Einschränkungen wahr ist, aber so neu ist er doch nicht, wie er dem V. dünkt. Daß die Prediger in ihren Kanzelvorträgen dahin arbeiten sollen, die Religionserkentniß bey den Zuhörern lebendiger und wirksamer zu machen, daß sie suchen sollen, nicht bloß den Verstand aufzuklären, sondern auch Empfindung des Herzens zu erwecken, niemals wissentschaftlich und abstrackt, sondern sinnlich und concret sprechen sollen, das hat man lange gewußt und alle mögliche Homiletickschreiber haben darauf gedrungen. Indessen kann dieser Grundsatz, wenn er der einzige in der Homiletick seyn soll, und in der weiten Ausdehnung, die ihm der V. giebt, sehr verderblich werden, und ist es auch schon oft geworden. Ihm haben wir hier ein tönendes Erz und dort eine klingende Schelle auf der Kanzel zu danken. Wer ihn für seinen einzigen und höchsten Grundsatz annimmt, der legt es denn auch sicherlich in seinen Vorträgen weiter auf nichts, als darauf an, Gefühle auf Gefühle zu erregen, die Affecten in Bewegung zu bringen und den Sinnen viel vorzugauckeln. Das versammelt denn freylich die Menge um den Predigtstuhl her.

Die

Die Leute sperten Nase und Mund auf, denn da steht er, der theatralische Mann; läßt feurige Blicke auf die Zuhörer schiessen, füllt ihnen das Ohr mit schönen geblümten Phrasen, mahlt ihnen alles in wohl colorirten Bildern vor die Sinne, zerarbeitet sich mit dem Leibe, donnert mit der Stimme, gestikulirt mit Kopf und Armen, daß die ganze Versammlung in Bewegung kommt, und seine Kirche stärkern Zulauf hat, als das Theater. Gerade so will es Hr. T. haben, denn er spricht sehr viel davon, daß man dem Volke durch bewegliche und gefühlvolle Minen ins Auge reden, die Augen blitzen lassen, und dem Schauspieler seine Ingreßion auf die Sinne ablernen solle. Und darüber weis der Mann zu philosophiren, daß es eine Lust ist. Wie gefallen unsern Leser folgende Raisonnements?

Vorber. S. XXXII. - XL. „Mit der Leichtigkeit und Faßlichkeit des Vortrages öffnet man der „Ignoranz Thür und Thor — die Wahrheit kann „wirken, ehe sie verstanden wird. Die Wahrheit „darf nur gefühlt werden, so wird auch die unverständlichste den Zuhörer in Affect bringen. — Dieser steht nicht unter der Direction des Verstandes. — „Die Wirkung Gottes zu der Besserung der Menschen fängt nicht vom Verstande, sondern vom Herzen an, denn es heißt: Aus dem Herzen kommen „arge Gedanken, und der Geist Gottes that der Lydia das Herz auf, daß sie Acht hatte, was von „Paulo geredet wurde. — Der große Haufe muß „nicht alles verstehen, er muß mehr empfinden, als „denken. — Es ist gut, wenn wir ihm bisweilen „ein Wort anzuhören geben, dabey er mehr horcht „als denkt. — Es vertritt die Stelle der Beweise. „Der gemeine Mann hält es für was gelehrtes. Er „zieht daraus die Folge, der Pfarrer weis mehr, als

 „ich

„ich, und wenn er einmal etwas unbewiesenes auf
„das Wort seines Predigers glauben soll, so mag sich
„sein Verstand weigern, wie er will, weil er ihm schon
„oft etwas gesagt hat, das er nicht verstand, so denkt
„er auch diesmal: Er muß es besser verstehen, als
„ich. Und hiermit ist der Beweis, der oft das meiste
„zur Ueberzeugung, wegen der Geschwindigkeit, in
„der sie, wenn wir reden, zur Entstehung kommen
„muß, der beste ist, nemlich die Präsumtion der Au-
„torität fertig. Es gehört mit zu dem Neuen, Er-
„habnen und Wunderbaren, und an manchen Or-
„ten haben wir für den gemeinen Mann kein anderes
„Neues, Erhabenes und Wunderbares, als ein
„Wort, das er nicht versteht, einen Ausdruck, dabey
„er nicht gleich etwas denkt, sondern erstaunet. Aber
„er fodert eben sowohl als andere, dieses alles. Es
„erhält ihn in der Aufmerksamkeit, in der Lust. Es
„schmeichelt seinem Stolze; denn wenn er es auch
„nicht versteht, so schmeichelt er sich doch mit der Ein-
„bildung, daß wir es ihm zutrauen und streicht sei-
„nen Bart.„ Der V. spottet vielleicht derer, die so
denken? Nein, er behauptet es im ganzen Ernst, wie
ein jeder auf den angezogenen Seiten lesen kann.

S. 23. Die Kunst erklärt der Verf. so philoso-
phisch, daß es nicht philosophischer seyn kann, durch
einen Inbegrif von Regeln, die alle in der Absicht
zusammentreten, den Menschen ihre Dienste anzu-
bieten, und die den gemeinschaftlichen Endzweck ha-
ben, der Natur zu Hülfe zu kommen, und zwar ir-
gendwo und auf irgend eine Art. S. 37. „Daher
ist die Predigtkunst so gut eine Kunst, als die Tanz-
kunst, die Baukunst, die Mahlerey und Musik. Die-
ser ihr Zweck ist nur, wie ihre ganze Arbeit, mecha-
nisch. Sie figuriren bloß. Der Endzweck der Pre-
digtkunst, wie der Dicht- und Redekunst, ist ein geisti-
ger.„

ger.„ S. 99. „Deshalb soll der Prediger anderen Künsten auf die Finger Achtung geben, und so wie Raphael den Eckel der Religion vor der Welt durch eine einige Mine ausdrückt, soll der Prediger ihm das durch eine angenommene körperliche Stellung, mit der er von der Welt verächtlich redet, nachthun, und durch eine satyrische Mine, durch einen ironischen Ton der Welt mit der sichtbarsten Verachtung begegnen.„ S. 130. „Wenn ein Mädchen das Bild eines Zeuxis sieht, so wird sie zwar die Unmöglichkeit einer solchen Existenz in der Natur einsehen, aber sie wird doch wünschen, daß sie auch so schön wäre, den Spiegel in die Hand nehmen und sich putzen. Die sittlichen Schilderenen des Predigers müssen durch die Fiction des Predigers ein solches Gemählde werden.„ S. 181. „Der Prediger braucht alle Künste — die Baukunst zu seiner Architectur, zu seiner Verzierung; die Musik zu seiner Tonfügung — die Dichtkunst und Mahlerey zu seinen Schilderungen und zu seiner Charakteristick. Ohne die Künste kann der Prediger blos gründlich und lehrreich, aber noch nicht erbaulich und nützlich seyn. Die Moral des Katheders wird mir doch weiter nichts als Stof geben; aber die Künste werden dazu dem Vortrage Leben, Putz, Reitz und alles übrige verschaffen, was ihm zum Eindruck nöthig ist. Durch die Künste und die übrigen vorgeschlagenen Mittel wird der Prediger ein Redner ohne sie ein Postillante.„ (Es wäre doch ein Unglück, wenn etwa Hr. Spalding, der einzige unter den berühmtesten Predigern, gegen den wir keinen offenbaren Tadel, sondern vielmehr ein paar Zeilen Lob in diesem Buche gefunden haben, wie wir fast gewiß glauben, mit der Baukunst, Musik und Mahlerey ganz unbekannt wäre. Entweder hat der philosophische V. falsch philosophirt, oder Spalding ist so gut ein

 un

unnützer Postillante als Tillotson und seines gleichen, auf die er von seiner Höhe mitleidig herabblickt.) S. 222. „Einer von den Zügen, die eine besondere und geschwinde Beweiskraft haben, ist die Mine des Ansehns, die sich der Prediger giebt, welche Präsumtion macht — sein Wir: Ich halte gewiß dafür — Dieser Ausdruck hat bey weitem nicht das Pondus, das der hat! Wir sind völlig überzeugt — Peter der Große, wollte es seinen Popen durchaus nicht erlauben; aber eben deswegen, weil es zu autoritätisch klingt, und in einem unruhigen Reiche, wo immer der Thron wackelt, hat es auch seine guten Ursachen — Aber eben seiner Autorität wegen mache ich dieses Wir zu einer Art von Beweise (besonders klingt es in dem Munde unserer Säuglinge unter den Candidaten und Predigern sehr emphatisch.) Der Prediger scheinet itzo auf dem Throne der Wahrheit zu sitzen und einen richterlichen Ausspruch zu thun.„ Gewiß, eine feine Anmerkung!

Ist das nicht eine rechte Kernhomiletick für junge Geistliche, die mit Geschmack, Anstand und Schönheit von der Kanzel wollen reden lernen, zumal da der V. neben bey auch dafür gesorgt hat, daß seine Schüler ohne die kleinste Ketzerey die rechte reine Lehre predigen. Wir haben nur einzelne wenige Stellen zur Probe ausgezogen. Wenn wir ihnen einige speciellere Gedanken des V. über die Oekonomie, das Pathos, das Wunderbare, die Fiktion, die Hypothesen, die Orthodoxie einer Predigt u. s. w. hätten mittheilen wollen, da würden sie erst schöne neue Sachen und Kunstwörter haben zu hören bekommen. Hr. T. hat auch, wie leicht zu erachten, schon mehrere homiletische Schüler gezogen, unter denen er namentlich einen Keßel und einen Fritschen anführt, welche sich in ihrer Predigtart hervorgethan haben, (es werden

ver-

vermuthlich sehr philosophische Bel Esprits seyn) und daher den gnädigen Herren Domherren v. Uffel und v. Berlepsch zu ihrer hohen Gnade vorzüglich empfohlen werden. Die schon gedachte Zuschrift des V. an diese Herren ist die einzige in ihrer Art, die uns je vorgekommen, sowol wegen des Inhalts, der für sie eben nicht interessant seyn kann, als wegen der verschrobenen und gezierten Schreibart. Sie ist in deutscher Sprache abgefaßt, aber wir verstehn das mehreste darinn so wenig, als wenn sie spanisch geschrieben wäre, und möchten dem ein Prämium versprechen, der sie uns verdollmetschen wollte. Hr. T. sagt einmal vom Grotius, seine Belesenheit habe ihm alle Augenblick das Herz abdrücken wollen. Uns wundert, daß seine, des V. Begierde mit Belesenheit Staat zu machen, sein übergroßer Stimulus zu philosophiren, zu kunstrichtern, zu witzeln, und zu spötteln, ihm das Herz nicht in tausend Stücken zersprengt habe. Ein Glück ist es für

Georg Friedrich Meyers, öffentlichen ordentlichen Lehrers der Weltweisheit rc. Kunst zu predigen. Halle in Magdeburgischen, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1772. 8. 339 Seiten,

worinn der V. die Materien, welche in eine Homiletick gehören, ohne Windmacherey und Studentenwitz, mit einer gesetzten Ernsthaftigkeit nach seiner gewöhnlichen Lehrart abgehandelt hat, daß sie nicht vor dem Jahr 1770. herausgekommen ist, sonst würde sie dem Tadel jenes feinen Kunstrichters schwerlich entgangen seyn. Welche alte bekannte Sachen wiederholt der trockne Halenser und mit was für funkel nagel neuen Meynungen brillirt der witzige geistreiche Zeitzer. Ich

bin ein Mann, der im Publiko sprechen darf, würde dieser gesagt haben, jener spielt die alte Leyer, drum hätte er schweigen können. Hingegen die

Homiletick, von D. Carl Friedrich Bahrdt, ordentlichen Professor der Theologie, des Consist. Assessor, Definitor und Predigern zu St. Pankratius. Frankf. und Leipzig, 1773. 4½. Bogen in 8.

würde seinen Beyfall erhalten haben, denn sie ist ein kleines Lehrbuch, einigermassen im J. F. Tellers Geschmack; aber viel brauchbarer, als seine Kunst zu predigen, über welches der V. Vorlesungen hält, auch nach den gegebenen und durch Beyspiele erläuterten Regeln seine Zuhörer Uebungen anstellen läßt. Das lezte Cap. handelt von der Action, welches Hr. B. ebenfalls mit dem Gedanken schließt: „Ich meines „Orts halte so viel auf eine schöne Deklamation und „Action, daß ich längst gewünscht habe, man möchte „in jedem Lande ein Paar gute Schauspieler halten, „welche die Candidaten darinn übten.„ Der Rec. fürchtet nur bey diesem Vorschlage, daß alsdenn deren viele eine zu theatralische Deklamation und Action annehmen würden, welche eckelhafter als irgend ein anderer Fehler auf der Kanzel ist. Ueberdies hat er sich auch oft von Kennern sagen lassen, daß unsere meisten deutschen Schauspieler bis jezt in beyden Stücken die Natur noch nicht recht träfen. Vor der Hand würden sich also wohl die wenigsten von ihnen zu solchen Lehrmeistern, als Hr. B. verlangt, schicken. Eher würden wir dazu rathen, daß auf jeder Universität ein eigener geschickter Prediger, der auch in diesen beyden Stücken vortreflich wäre, dazu angesezt würde.

Ez.

XXI.

Peter Senac erster Leibarzt des Königes von Frankreich von den Wechselfiebern. Aus dem Lateinischen übersetzt. Leipzig, bey Caspar Fritsch, 1772. in 8.

Der Uebersetzer behauptet, daß man in der lateinischen Sprache geübter seyn muß, als es die meisten der jetzigen Aerzte sind, um dieses Buch lateinisch, ohne Hinderniß, und ohne Verdruß lesen zu können. Ohne den ungeübten das Wort zu reden, so kann man doch sicher behaupten, daß die meisten Aerzte in gewissen Jahren, und bey gewissen Geschäften nicht mehr aufgelegt ist, ihre Aufmerksamkeit zwischen der Sprache und dem Inhalte zu theilen.

Um dieser und anderer Schwierigkeiten willen, hat der Uebersetzer recht wohl gethan, daß er sich dieser Uebersetzung unterzogen, weil der lateinische Styl des V. etwas schwerfällig ist. In der Vorrede wird ganz recht erinnert, daß es uns nicht an kleinen und grossen Schriften von Wechselfiebern fehle: Allein da die Wechselfieber mit unter die gewöhnlichsten Krankheiten des menschlichen Geschlechts gehören; so giebt die oft nur scheinbare Regelmäßigkeit ihres Ganges ihnen einen gewissen Schein der Einfalt und ihrer Cur das gefährliche Ansehen der Leichtigkeit. Jeder Pfuscher unternimmt dieselbe mit der größten Zuversicht auf seine Geschicklichkeit, und die gewissenhaftesten Aerzte, die nicht allezeit die scharfsichtigsten seyn, sind nicht gänzlich von diesem Vorurtheile frey. Senac sagt diesen Leuten viel unerwartetes und zeigt ihnen nie bemerkte Schwierigkeiten. Auch diejenigen, welche

auf

auf Lehrstühlen alles demonstriren wollen, und von der Ursache, dem Sitze dieser Fieber und von ihren Symptomen, den Zuhörern bis zum Jähnen vor demonstriren, werden sich aus gegenwärtigen Werke noch viel — viel belehren können.

Das ganze Werk ist in 4 Bücher abgetheilt. In dem ersten Buche wird von der Beschaffenheit der einfachen Wechselfieber, ihren Symptomen und ihrem Fortgange gehandelt. Das allgemein bekannte hiervon wollen wir übergehen. Die Alten rechneten auch zu den Wechselfiebern fünftägige, sechstägige, und siebentägige, diese scheinen aber heutiges Tages aus der Mode gekommen zu seyn. Eigentlich verdienen den Namen der Wechselfieber nur die dreytägigen und viertägigen. Hieraus sind die andern zusammengesetzt, als das doppelt dreytägige und viertägige. Freylich ist eine große Verwirrung in der Arzneywissenschaft daher entstanden, daß man bald verschiedenen Sachen einen Namen, bald wieder einer Sache verschiedene Namen beygelegt hat. Gewisse Jahrszeiten sind den Wechselfiebern besonders eigen, und diese sind der Frühling und der Herbst. Warum diese Jahrszeiten fruchtbarer an dergleichen Krankheiten seyn, zeigt der V. in einer angenehmen und lehrreichen Kürze. Die Ursache der Wechselfieber ist oft sehr schwer zu entdecken, und die Erforschung dieser Ursachen hat den Aerzten von allen Zeiten her viel zu schaffen gemacht. Die Alten suchten die Ursache im Schleime und in der schwarzen Galle. Die Neuern nahmen sogar die Seele, die Gebieterin der Lebensgeister zur Erklärung der Ursachen mit zu Hülfe. Andere meynten der Sitz des Fiebers seye in dem Pankreas, aber oft war die Verstopfung oder Vereiterung dieser Drüse eher eine Folge als eine Ursache der Krankheit. Bald wurde die verstopfte Milz, bald die gehemmte Ausdün-

dünstung zur Ursache angegeben. Es fehlte auch nicht an Aerzten, welche die Ursache der Wechselfieber in den Nerven suchten, und der V. sagt ausdrücklich: das Wechselfieber seye nichts weniger als ein Nervenzufall — wenigstens könne man keinen Grund zu dieser Behauptung anführen, so wahrscheinlich auch diese Vermuthung den meisten vorkommen möchte, wenn sie von dem Froste des Fiebers reden. Hysterische Weibspersonen und andere, welche Nervenzufällen unterworfen sind, werden bey Epidemien von Wechselfiebern größtentheils verschont. Die Würkung der Fieberrinde scheint diese Meynung am allermeisten zu begünstigen. Ist das aber wohl ein Schluß: weil die Rinde auch in dem Wechselfieber heilsam ist, folglich ist die Ursache des Fiebers und der hysterischen Zufälle die nemliche? Am Ende dieses Capitels sagt endlich der V. „Es ist traurig, daß ein jeder sich zu der „Freyheit berechtiget glaubt, seine Träume in die gött„liche Kunst mit einzumischen, und daß sich manche „weder schämen, noch ein Gewissen daraus machen, „ungewisse Meynungen für Gewißheiten auszugeben.„

Diejenigen entfernen sich weniger von der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, welche die Ursache der Wechselfieber in den Ueberfluß und in die Schärfe der Galle setzen. Hieher gehören vornemlich die Alten, welche besonders auf die Galle sahen. Besonders ist hier vieles auf die Rechnung der Fäulniß der Galle zu schreiben. Alles vereinigt sich endlich zu der Wahrscheinlichkeit, daß die Leber derjenige Theil sey, in welchen die Fiebermaterie besonders ihren Sitz hat. Einwendungen lassen sich hier wenig oder gar nicht anbringen. Oft verursacht auch die Vollblütigkeit ein Wechselfieber.

Der veränderte Kreißlauf des Bluts, welcher von einer Stockung in der Pfortader und der Leber her- rührt,

rührt, verursacht ordentlicher Weise ein Wechselfieber; wie aus einem Beyspiele erwiesen wird, da ein Mann, allezeit wenn er im Bade gewesen, einige Tage um die gesetzte Zeit Anfälle von einem Wechselfieber gehabt, ohne daß eine andere Ursache da gewesen, als das Baden. Eben so hat der V. einen Soldaten gesehen, welcher ein Geschwür in der Leber hatte, und zween ganzer Tage, bis er starb, dergestalt frohr, daß er wie erstarrt war. Es bleibt also kein Zweifel übrig, daß der Frost in den Wechselfiebern aus einem gewissen Reitze entstehen könne, welcher sich in irgend einem Theile äussert und Krämpfe zuwege bringt. Mehrere angeführte Beyspiele begünstigen die Meynung des V. sehr. Die Wechselfieber im Frühlinge sind ungleich gutartiger, als diejenigen, so im Herbste vorkommen. Jene endigen sich oft mit dem siebenden Anfalle, sie haben keine erheblichen Symptomen, der Eckel und das Brechen sind nicht so heftig und die Hitze nicht von einem so hohen Grade. Der Harn siehet nicht so roth aus, und der Bodensatz ist nicht so leimicht. Auch giebt es, nach dem Zeugnisse bewährter Schriftsteller, weniger viertägige Fieber im Frühlinge, als im Herbste. Im zwölften Kapitel untersucht der V. die Frage: wie es zugehe, daß das Fieber jetzt verschwinde, und jedesmal zu seiner gesetzten Zeit wieder komme: Hierauf wird ganz recht geantwortet: Das Wesen der Ursache des Fiebers kennen wir gar nicht; wir wissen nicht mehr als so viel, daß in ihr eine reitzende und entzündende Kraft ist, daß die Lebensgeister sogleich davon angegriffen und gleichsam überhäuft werden, daß sie alsdenn durch die verstärkte Bewegung und Hitze durchgearbeitet, und also von eben denselben Kräften in Bewegung gesetzt, und auch überwältigt wird. Wie der V. vorher schon gesagt hat, daß wir das Wesen von der Ursache des

Fie-

Fiebers nicht kennen; so wären wir zufrieden gewesen, wenn er dabey geblieben wäre, und durch diese weitläuftige Erklärung, die, wenn wir sie auf deutliche Begriffe bringen wollen, eben nichts mehr sagt, als daß wir die Ursache nicht kennen. Nachdem der Paroxismus vorbey ist, so bleibt freylich noch der Saamen des Fiebers zurück. Dieser Saamen nun muß sich nothwendig zu einer gesetzten Zeit zu einem neuen Fieber entwickeln, und sich gleich einem Ferment allenthalben verbreiten. Aus allen diesen fließt die nun noch schwerere Frage: wie ist es möglich, daß der Saamen des Fiebers eben zu der Zeit, da er sich entweder sammlet, oder einen neuen Zusatz von Wirksamkeit bekommt, ganz und gar in Ruhe seyn kann, oder es doch wenigstens zu seyn scheint? Die Antwort des V. hat unsere Erwartung wenig befriedigt, und wir sind um nichts klüger geworden, denn vorher.

Ganz recht hat der V. bemerkt, daß durch den Frost die Lebensgeister unterdrückt werden, und zwar bisweilen so sehr, daß, wenn der Frost lange anhält, der Kranke in Gefahr kommt, dahingegen die Wirkungen der Hitze minder gefährlich sind.

Die eigenthümlichen Symptomen eines wahren Wechselfiebers werden im 17ten Kapitel sehr gut von den Nebensymptomen unterschieden. Die Beschwerungen, welche oft nach der Heilung oder vielmehr Unterdrückung der Wechselfieber entstehen, sind sehr mannichfaltig. Hierher rechnet man Kopfschmerzen, starke ermattende Schweiße, Geschwülste der Füsse wie auch des Unterleibes, gelbe Farbe der Haut u. was dgl. mehr ist. Unter den Ueberresten des Fiebers sind die Verderbnisse der Eingeweide von der größten Erheblichkeit. Oft glaubt der Arzt, wenn die Paroxismen nachlassen, so seye der Kranke geheilt; allein der Feind lauret im Hinterhalte, und die Fiebermaterie

hat

hat sich auf ein edles Eingeweide als z. B. auf die Lunge geworfen, und alsdenn ist die Gefahr viel grösser als vorher. Oft bleiben auch in dem Unterleibe Stockungen und Congestionen zurück, welche am besten dadurch gehoben werden, wenn man das Fieber wieder herbeyschaft, ehe scirrhöse, folglich unheilbare Geschwülste davon entstehen. Oft tritt die Milz ganz ausnehmend auf, bisweilen wird sie scirrhös und verhärtet; bisweilen wird sie weich, sie wird zu einer puren faulen Schmiere, und endlich zerfließt sie in eine schwarze Materie wie Dinte. Der V. hat bey einem Herrn von Stande gesehen, daß er nach einem unzeitig geheilten Wechselfieber in diese Krankheit verfallen, woran er auch gestorben ist.

Diejenigen Wechselfieber sind die gefährlichsten, welche von Schlagfluß- und Schlafsucht ähnlichen Symptomen begleitet werden. Ein Mädgen von 18 Jahren hatte ein dergleichen Fieber und verlohr schon beym dritten Anfalle den Gebrauch ihrer Sinnen; dabey wurde die Lunge so überhäuft, und es entstund ein so heftiges Röcheln, daß sie binnen 8 Stunden starb. Ein anderer fiel nach dem fünften Anfalle in eine Art von Schlafsucht, wozu eine gänzliche Beklemmung der Brust kam, und der Kranke starb an denselbigen Tage. Aus diesen und mehrern Fällen ist offenbar, daß in diesen Fiebern besonders der Sitz der Seele, nemlich das Gehirn (wie sich der Verf. ausdrückt) angegriffen wird. Nicht weniger wird auch die Gegend um das Herz davon angegriffen, und es ist, als wenn der Nervensaft dadurch vergiftet wurde. Bey einer Epidemie hatte das Fiebergift eine so verderbliche Wirksamkeit, daß eine Menge Kranken gleich in dem ersten Anfalle blieben. Wenn die Aerzte nicht gleich nach dem ersten Anfalle Fiebermittel in Menge reichten, so war es

meh

mehrentheils beym zweyten Anfalle um die Kranken geschehen.

Im zweyten Buche wird von den ausgearteten Wechselfiebern, welche eine andere Gestalt annehmen, gehandelt, wozu die zusammengesetzen und verlarvten Fieber überhaupt gehören, und damit die Untersuchung dieser Fieber desto deutlicher werde, so schickt der V. eine kurze Geschichte derselben aus den alten Schriftstellern, als des Celsus, Galenus, Fernelius u. a. m. voraus, dann werden verschiedene Arten, wie das Fiebergift versteckt seyn und in Symptomen ausarten kann, welche dem Wechselfieber unnatürlich sind, erzehlet. Ludwig Mercatus hat eine vollkommene Geschichte dieser Fieber geliefert, besonders hat er die Diagnosin und Prognosin derselben mit großer Genauigkeit gemacht. Eben dieses gilt vom Riverius.

Das dritte Buch begreift die allgemeinen und besondern Mittel, bey welcher Gelegenheit ihre Kräfte untersucht werden. Viele werden glauben, daß die Heilung der Wechselfieber eine so sehr leichte Sache sey, wie wir oben schon erinnert haben; allein, wenn sie dieses Buch lesen, werden sie sich eines ganz andern belehren können. Nicht Ausleerungen und die Fieberrinde allein sind hinlänglich, sondern oft eine Aderlässe, oder die güldene Ader, oder eine andere Erleichterung des Kreislaufes sind hinlänglich, das Fieber von Grund aus zu heben. Bisweilen helfen auch Mittel woran man gar nicht gedacht hat. Der V. hat das viertägige Fieber verschwinden gesehn, da man das bloße Spinngewebe in Pillen eingegeben.

Bisweilen hat die China in der Wassersucht, die nach einem Wechselfieber entstanden, eine purgir- und harntreibende Kraft geäussert, oft hat der V. diesem Mittel auch Spiesglas beygesezt. Der Salmiak ver-

dient in Wechselfiebern vor den laugensalzen einen grossen Vorzug.

Dr.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. Johann Gottlieb Töllners Versuch eines Beweises der christlichen Religion für jedermann. Mietau, bey Jacob Friedrich Hinz, 1772. 192 Seiten in 8.

In solchen Zeiten, wo die wohlthätige Lehre Christi noch immer wiederholte Angriffe von ihren Gegnern leiden muß, sind auch wiederholte Schutzschriften dafür gut und nöthig. Ganz was neues läßt sich freylich wohl zu ihrer Vertheydigung nicht mehr schreiben, da die Materie beynahe erschöpft ist. Aber doch lassen sich auch gewisse schon bekannte Beweisgründe, auf welchen die Wahrheit des Evangeliums beruht, noch immer in ein neues und helleres Licht setzen. Und wenn man das, was in diesen und jenen Apologien des Christenthums schon gesagt ist, den Gegnern noch einmal zur neuen schärfsten Prüfung vorlegt; wenn man gewisse bündige Argumente für jedermann so auf einen Mittelpunkt sammelt, so ordnet, mit scharfsinnigen Anmerkungen bereichert und verstärkt, als Hr. T. in diesem Buche gethan hat, so ist solches wohl keine überflüßige, sondern nützliche und lobenswürdige Arbeit. Die göttliche Wahrheit der christlichen Lehre läßt sich auch aus unterschiedenen Beweisgründen darthun. Der eine Beweis ist leichter, der andere schwerer. Zu dem einen, wenn er eine vollständige Ueberzeugung wirken soll, gehört mehr gelehrte Kenntniß, mehr Fähigkeit und Uebung im scharfsinnigen Denken, die nicht alle Christen haben, als zu dem andern, dessen Richtigkeit ein jeder gesunder Verstand hinlänglich beurtheilen kann. Der eine läßt sich auch für Layen ganz zu Ende bringen

gen, der andere muß für Ungelehrte immer unvollendet bleiben, weil manches dabey als erwiesen, vorausgesetzt und im Grunde doch nur, weil die Gelehrten es für erwiesen ausgeben, auf guten Glauben von ihnen angenommen werden muß. Es fehlt nun, seit den letzten zwanzig Jahren besonders, auch unter uns Deutschen nicht an Vertheydigern des Christenthums, die sich in ihren Schutzschriften für dasselbe entweder auf den einen oder den andern Beweisgrund vorzüglich eingelassen. Hr. D. T. läßt ihnen allen ihre Verdienste, und weis den Werth dessen, was ein jeder in seiner Art geleistet hat, zu schätzen. Er wolte aber gerne einen vollendeten, jedermann faßlichen Beweis von der Göttlichkeit der christlichen Religion haben. Dazu hält er nun den, der aus der innerlichen Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte hergenommen wird, für den tüchtigsten und leichtesten, weil auch der gemeinste Verstand ihn fassen kann, und zur Beurtheilung desselben weiter nichts nöthig ist, als vernünftiges Nachdenken und gehörige Aufmerksamkeit auf jedermann bekannte Merkmale der historischen Wahrheit. Auf äusserliche Beweisgründe für das Alterthum, die Canonicität und unverfälschte Aechtigkeit der evangelischen Geschichtbücher u. d. g. wie sie Ditton, Knuzen und andere, auch neuerlich Herr D. Leß ausgeführt haben, läßt sich daher der V. gar nicht ein, weil man bey dem, der diesen Beweis fassen soll, nothwendig Belesenheit, Kritik, Geschicht- und Alterthumskunde voraussetzen muß. Er bleibt blos bey den Gründen stehen, welche die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte nach ihren innerlichen Merkmalen für sich hat. Und da selbst unter diesen nicht alle einen sichern Beweis für jedermann abgeben können, so hat er blos diejenigen daraus gewählt, die man mit Recht gewisse innerliche Merkmale nennen kann, weil sie ein jeder ohne gelehrte Hülfsmittel und schwere Untersuchungen mit dem gesunden Verstande dafür erkennen muß. Aus dieser Ursache konnte es dem V. nicht anders als unangenehm seyn, daß einige Paragraphen und Anmerkungen, welche er im Manuscripte sorgfältig durch Sternchen bezeichnet hatte, weil sie theils nicht nothwendig zu seinem Beweise gehörten und ohne dessen Nachtheil überschlagen werden konnten, theils blos für nachdenkendere und Einsichtsvollere Leser eingerückt waren, durch ein Versehen in der von Frankfurt entfernten Druckerey, ohne jene Unterscheidung durch die Sternchen abgedruckt worden. Indessen ist der Fehler dadurch gut gemacht, daß im Vorbericht diese Paragraphen nach ihren Nummern angezeigt und die Leser, denen sie zu gelehrt

seyn möchten, erinnert werden, daß sie eigentlich für sie nicht gehören.

Hr. T. hat seine Schrift, ausser dem Vorbericht an theologische Leser, in fünf Hauptstücke getheilt. In dem ersten bestimmt er, was eigentlich von ihm bewiesen werden soll, nemlich das, was wir schon angezeigt haben, und der deutlichen Erklärung seines eigentlichen Vorhabens, welches schon aus dem Vorbericht erhellet, unbeschadet, etwas kürzer hätte gesagt werden können. Die Göttlichkeit und Wahrheit der christlichen Religion gründet sich am Ende auf die Glaubwürdigkeit der Geschichte ihres Ursprungs, und die hat solche gewisse innerliche Merkmale, welche für jedermann zu der Ueberzeugung, die er davon sucht, hinlänglich sind — Dies ist die Hauptsache, wovon im ersten Hauptst. die Rede ist. — Das zweyte handelt von der grossen Wahrscheinlichkeit der evangelischen Geschichte, deren Erwegung aber nur zur Vorbereitung auf den eigentlichen Beweis vorangeschickt wird. Diesen liefert das dritte Hauptst. Der V. zeiget erstlich, daß kein tüchtiger Grund vorhanden sey, an der Wahrheit der evangel. Geschichte zu zweifeln und sie für erdichtet zu halten, und hernach schließt er nach vorausgesezten Merkmalen einer jeden wahren und zuverlässigen Geschichte, auf die Glaubwürdigkeit der Nachrichten in den Evangelisten. Sie sind 1. durch und durch möglich. 2. Höchst glaublich und wahrscheinlich, indem sich alles darin zur Bestimmung der Person, des Charakters und Geschäftes Christi aufs vollkommenste paßt, die Evangelisten auch hierinn übereinstimmen. 3. Sie erzählen nichts, als was sie genau wusten und erzählen konten. 4. Ihre Erzählung ist, mit allen Merkmalen der Aufrichtigkeit versehen. — Sie waren fromme gewissenhafte Leute. — Sie erzählen blos, ohne eingestreutes Raisonnement, mit der unverdächtigsten Einfalt, was sie gesehen und erfahren hatten. Nirgends mischen sie ein eignes Urtheil, oder etwas von ihren erst in der Folge erlangten weitern Einsichten mit ein. Sie lassen Jesum gerade das, so viel und so sagen, als er damals und wie er es damals sagen konnte. — Sie geben sich gar keine Mühe, ihre Erzählung glaubhaft zu machen, denn sie sind sicher, daß sie niemand leugnen könne. Sie erzählen augenscheinlich aus dem Gedächtniß, nicht aus Erdichtung. Selbst bey dem Vorsatz ausführlich zu seyn, wie Lucas, sind sie doch unvollständig und kurz in ihren Nachrichten. Ihre Geschichte ist nicht so voll, nicht so nach der genausten Chronologie zusammenhängend, als sie ein Dichter machen könte und gemacht haben würde. Es sind

alles

alles nur gleichsam abgebrochene Stücke einer Geschichte, die sie aufbewahrt. — Auch solche Umstände übergehen sie nicht, die ihnen selbst und ihrem Lehrer nachtheilig seyn konnten, (zur Ehre des V. sey es gesagt, daß dieses ganze lesenswerthe Kapitel sehr gut ausgearbeitet und die gewöhnlichen Einwendungen dagegen mit vieler Gründlichkeit gehoben worden. Nur über die oft gemachte Schwierigkeit, daß die evangelischen Geschichtbücher erst funfzig und mehr Jahre nach Christi Tode zum Vorschein gekommen, scheint Hr. T. etwas zu flüchtig hinweggegangen zu seyn.) 5. Vier verschiedene Zeugen melden das, was vorgegangen war. Der eine diesen, der andere jenen Umstand, wie er ihn wußte und behalten hatte. Selbst die kleinen Verschiedenheiten bey ihren Erzählungen bestätigen ihre Glaubwürdigkeit. — Also die evangelische Geschichte kann unmöglich ein Roman seyn. Hätten einige Juden einen solchen Roman von einem Meßias verabredet, er wäre zuverläßig ganz anders gerathen, als so, wie die Geschichte vor uns lieget. — Im vierten Hauptst. werden noch einige wichtige Einwürfe gegen das Christenthum überhaupt beantwortet. Was der V. bey dieser Gelegenheit darüber sagt, daß die Wahrheit der christlichen Religon von der Göttlichkeit aller einzelnen Bücher des Canons, daß die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte von der Glaubwürdigkeit aller biblischen Erzählungen des A. T. ganz unabhängig sey, hat seine ohnfehlbare Richtigkeit und steht hier nicht am unrechten Orte — Das fünfte Hauptst. ist einer kurzen praktischen Anwendung des geführten Beweises gewidmet.

Es wird diesem Buche nicht an Lesern fehlen und es verdient sie auch. Wir empfehlen es denen, welche über die innere Glaubwürdigkeit der Geschichte des neuen Testaments noch wenig nachgedacht haben, zu ihrer Belehrung. Um derjenigen willen, die nicht viel lesen, und das gelesene auf einmal überdenken können, hätten wir der ganzen Schrift noch eine gedrungenere Kürze gewünscht. Wir wissen wohl, daß der V. in der guten Absicht einerley Sachen oft wiederholet, damit sie dem Leser desto klärer werden, zweifeln aber, ob diese häufige Wiederholung und Zurückführung des Lesers auf die Prämissen der Schlüsse dazu beytragen. Ausserdem, daß sie den begierigen Leser aufhält, dünkt uns auch, sie machet ihm die Vorstellung und Erinnerung, das Uebersehen des Beweises im Ganzen, eher schwerer als leichter. Wiewohl in der neuen Ausgabe seines katechetischen Textes will ihn der V. in der Kürze liefern.

T.

Neue Briefe über Gegenstände der geistlichen Wissenschaften und der theologischen Literatur von Sebastian Friedrich Trescho, Diaconus zu Mohrungen in Preußen. Vierter Theil. Danzig und Leipzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1772. 17 Bogen in 8.

In der Hauptsache ist sich der Verf. immer gleich. Zwar hat er hie oder da vernunftmäßige Vorstellungen der Religion, denen er sonst widersprach, angenommen und in sein theologisches Schulsystem verwebt; aber beydes zusammen macht kein Ganzes aus, und hebt sich oft einander auf. Eine polemische Gesinnung regiert noch immer seine Feder; und bey solcher kömmt es natürlich mehr aufs Rechthaben als auf die Wahrheit an: sie sieht entweder mehr oder weniger in den Ausdrücken die sie bestreiten will, als darinn liegt; sie zieht alles herbey, was nur Schein hat, und blendet sich selbst und andere von gleicher Gesinnung; sie macht hämische Deutungen, und legt schlimme Absichten bey; und am Ende verwickelt sie die Sache so, daß der Leser kein sicheres Urtheil zu fällen weis. Wir wollen ein Exempel herausheben.

Beynahe das wichtigste im ganzen Buche ist das, was er wider die Schrift: Ueber den Werth der schnellen Bekehrungen, gesagt hat. Anstatt sich mit dem Verf. derselben über gemeinschaftliche Grundsätze zu vereinigen; so bestreitet er vielmehr das auf der einen Seite, was er auf der andern zuzugeben scheint. Es ist doch unstreitig wahr, daß das gangbare Seligpreisen der Sterbenden, auch der Missethäter, von den Predigern, die Christen in der leichtsinnigen und schädlichen Meynung bestärkt hat; man könne noch am Ende des Lebens kurz und gut mit seiner Seligkeit fertig werden. Falsch verstandene Sätze der Bibel und des Katechismus sind auch dazu gemißbraucht worden. Es ist eben so unstreitig; daß man ohne Veränderung böser Gesinnungen in gute unmöglich selig werden könne; daß man dazu auf dem Sterbebette keine sichere Zeit noch Vermögen habe; daß man von der Wahrheit dieser Veränderung selten hinlängliche Gewißheit haben könne; daß angewöhnte Sünden und Neigungen sich nicht geschwind abschaffen lassen; und daß es also mit den Bekehrungen am Ende des Lebens eine sehr mißliche Sache sey. H. Trescho mußte entweder zeigen: die Sache ist nicht mißlich; oder, man hat die und die Mittel der Gefahr vorzubeugen. Was thut er aber?

Nach einigen vorläufigen Rechtfertigungen der Prediger, und Beschuldigungen des Verf. daß er nicht den wahren Glauben lehre, ermuntert er seine Brüder S. 914. und 15. „den Sterbenden noch immer Jesum den Gekreuzigten vor die Augen zu malen, so lange man kann. Was der Heyland für eine Kraft auf seinen Namen legen, und was er dadurch für eine Gemüthslage in dem Sterbenden veranlassen werde, das darf uns nicht bekümmern.„ Heißt das nicht aus der Religion eine mechanische Sache machen, dabey es auf den redlichen Vorsatz des Menschen sich zu ändern, gar nicht ankomme? „Sonst fürchtet er, die Verrückung seiner Schuld wird den Menschen zur Verzweifelung bringen.„ Verzweifelung kommt nur aus phantastischen Begriffen, und besonders aus der irrigen und schädlichen Meynung von Anfechtungen des Teufels her: immer besser, daß der Mensch mit zu viel Kummer und Verlegenheit in die Ewigkeit geht, als mit falscher Beruhigung; jene wird ihm dort gemildert, aber diese verkehrt sich in Schrecken. — Indessen gesteht er doch im folgenden wieder zu, daß der Sinn geändert seyn müsse, daß man diese Aenderung durch nachfolgende entgegenstehende gute Thaten sich selbst beweisen müsse, und zur Uebung derselben nicht viel Zeit mehr da sey. Aber er meynt S. 924. folg. „es könne doch durch Buße und Glauben auch noch auf dem Todbette wenigstens eine negative Seligkeit, d. i. eine Befreyung von der verdienten Strafe erlangt werden.„ Aber es bleibt immer die Frage; ist die Buße dann aufrichtig, und ist der Mensch von ihrer Aufrichtigkeit sicher überzeugt? und kann negative und positive Seligkeit im Menschen, und negatives und positives Wohlgefallen in Gott von einander getrennt werden? Gott will dem Menschen nur wohl, sofern er gut ist: und ohne wahrhafte Aenderung des Sinnes kann der Mensch kein frohes Bewußtseyn haben, daß er von der Strafe befreyet sey. — Der Verf. will sich zwar S. 929. mit der Hypothese von einer doppelten Art der Seligkeit helfen! deren eine für den auf dem Sterbebette bekehrten, die andere für den seyn soll, der einen großen Theil seines Lebens tugendhaft gewesen ist. Aber diese Hypothese ist ganz ungegründet, oder eine Verwechselung der Grade der Seligkeit in Arten der Seligkeit. Und macht es denn diese Hypothese nun sicherer oder nur weniger mißlich, sich auf dem Sterbebette zu bekehren? Oder soll der Mensch dadurch in der Gemüthsfassung bestärkt werden? Wenn ich am Ende nur ohne Strafe davon komme, so will ich gern damit vorlieb nehmen, und das Leben indessen geniessen, so viel ich

mir kann. — S. 936. gesteht er wieder, alle wahre Bekehrung sey nach der Schrift in der geänderten Gemüthsart gegen Gott und Menschen zu setzen; und gleich darauf S. 940. macht er seinem unschuldigen Gegner das Kompliment: der Heyland liebt die Menschen mehr als du, und wird sie nicht der Quaal überlassen, daß sie nichts mehr gut machen können. S. 947. heißt der wieder auf gut katholisch selig, der Werke der Liebe gethan hat; denn die Seligkeit sey ja ein Erbtheil u. s. w. — An dieser Probe mag es genung seyn: die Anzüglichkeiten gegen den Verf. der den Werth der schnellen Bekehrungen ganz kaltblütig und aus der Natur der Sache untersucht hat, übergehen wir gern.

Hz.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Herrn Zimmermann. Dritter und letzter Band, 1773. 8. 24 Bogen.

Herr Lavater liefert nun hier den Beschluß seiner Briefe in einer geschmeidigen Kürze, und ist Vorhabens, das noch rückständige in Zusätzen und Verbesserungen nachzuholen, welche zum Theil als das Resultat der sämtlichen drey Bände anzusehen seyn werden. Wozu er sich noch fernere Beyträge, Anmerkungen, Erinnerungen von Freunden und Gönnern ausbittet, und dieselben bestens sich zu Nutze zu machen verspricht. Die hier gelieferten Briefe sind mehrerer Kürze wegen, wie in Form von Aphorismen geschrieben und eben daher, daß Hr. L. sich auf das Nothwendigste und Wesentlichste eingeschränkt hat, desto kernhafter. Verschiedenes darinn kann auch ohne Rücksicht auf ihren eigentlichen Endzweck, von einigem guten Gebrauche seyn. So z. E. werden hier mehrer Mängel der Erkenntniß, der Sprache, der Neigungen eben dadurch noch mehr aufgedeckt, daß Hr. L. sie mit den Vollkommenheiten des zukünftigen Lebens in Gegensatz stellt. Diese gedenkt er sich so groß als er sie sich gedenken kann, immer vielfach größer und zahlreicher, als sie in gegenwärtigen Leben möglich sind. Bey jenen bleibt es inzwischen möglich, sie zum Theil noch auf dieser Welt und zum Vortheile des menschlichen Lebens, mehr oder minder zu verbessern, und damit ist es an sich schon gut, wenn sie, so wie sie dermalen sind, mehr ins Licht gesetzt werden, es mag nun an sich, oder durch die Vergleichung mit höhern Vollkommenheiten geschehen. Wir werden uns hier

bey

bey den besondern in diesen Briefen betrachteten Beschaffenheiten des künftigen Lebens nicht aufhalten.

In dem letzten dieser Briefe legt nun Hr. L. sich selbst die Frage vor, wiefern wir von unserer Bestimmung und eigentlichen Zustande nach dem Tode Begriffe haben können. Er räumt dabey ein, daß diese Begriffe leicht von eben der Art seyn durften, wie die, so der Blinde von Licht und Farben, der Taube von Schall und Tönen hat. Das will nun aber freylich nur sagen, daß uns einige oder mehrere der erst nach dem Tode zu erlangenden Begriffen noch ganz und schlechthin fehlen. Daß aber von unsern dermaligen Begriffen nach dem Tode schlechterdings alle unbrauchbar seyn, oder gegen Begriffe von ganz anderer Art umgetauscht werden sollten, das läßt sich wohl auch nicht behaupten, und in so fern hat Hr. L. allerdings recht, wenn er noch viele unserer dermaligen Begriffe als gültig angesehen wissen will. Die Hauptfrage hiebey ist immer, wie weit man mit diesen Begriffen ausreicht, und welche es eigentlich sind? Sodann ist es nicht genug, wenn man sich nur beym Allgemeinen in solchen Betrachtungen aufhält, und z. E. sagt: Der Mensch hat auch nach dem Tode, auch nach der Auferstehung seine ihm angewiesene Stelle: Er hat Kräfte, die dazu besonders eingerichtet sind. Er hat Obliegenheiten und Triebe, das seinige mit zur Verherrlichung Gottes und der Schöpfung beyzutragen ꝛc. bey allem dem ist die Frage, diese Stelle, diese Verhältnisse, diese Kräfte, diese Beschäftigungen und Verrichtungen dergestalt näher zu bestimmen, daß man nicht bey bloßen Möglichkeiten stehen bleibe, sondern das, was in der That statt finden wird, näher kennen lerne. Denn Möglichkeiten lassen sich ohne Mühe sehr viele aussinnen, und darunter wohl auch solche, die einigen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, womit ein Dichter ziemlich weit reichen kann. Das wahre ist inzwischen immer vorzüglicher, als das blos wahrscheinliche, dabey aber ungleich schwerer zu finden. Was die Schrift vom ewigen Leben sagt, ist größtentheils in sinnlichen Bildern vorgestellt, die weniger die Sache selbst als ein Analogum derselben angeben. Was dabey am klärsten ist, betrift die moralischen Verhältnisse des Gegenwärtigen zum künftigen Leben, Von andern Verhältnissen kömmt wenig vor. Die philosophische Erkenntniß reicht ebenfalls nicht weit. Nach derselben ist das Sterben ein Naturgesetz, und der Zustand nach dem Tode der Zweck des Gegenwärtigen, so fern jener eine Folge von diesem ist. Der Gegenwärtige muß demnach schon durch Gesetze der Natur zum Künftigen

eingerichtet seyn, und diese Gesetze müssen nicht blos in der dem Menschen mit den Thieren und Pflanzen gemeinsamen Sterblichkeit und Verwesung des Körpers bestehen; gesetzt auch, daß in Thieren und Pflanzen ein über die Verweslichkeit hinweggesetztes und einer mehreren künftigen Vollkommenkeit fähiges Wesen sich befinde. Was nun den Menschen hierinn vorzüglicher auszeichnet, ist in Ansehung des Verstandes die Gedenkbarkeit eines künftigen bessern Lebens, in Ansehung des Willens, das so tief eingeprägte und so zu sagen, angebohrne Verlangen nach Leben und Unsterblichkeit. Daran fehlt es also nicht. Nur bey dem Uebergange aus diesem in jenes Leben, sieht es dunkler aus. Dieser Uebergang ist an sich ein sehr allgemeines Naturgesetze, wovon uns aber die erste Helfte, das Ablegen der zerbrechlichen Hütte klar in die Sinne fällt. Die andere Helfte dieses Naturgesetzes, nemlich das Anziehen des Unverweßlichen ist vor unsern Augen verborgen. Indessen scheint es doch allerdings, daß beyde Hälften dieses Naturgesetzes von gleicher Allgemeinheit seyn müßten. Der Uebergang geschicht aus dem irrdischen in ein ätherisches Leben, und dazu giebt uns die Raupe ein näher anpassendes Analogum, da sie aus einem Bewohner der Erde in einen Bewohner der Luft verwandelt wird. Weiter aber dehnt sich diese Vergleichung nicht aus. Es erhellt jedoch immer so viel daraus, daß die Verwandlung aus einem eingeschränktern Leben in ein geräumigeres und freyeres sich mit in dem Entwurfe des Weltbaues befindet. Ob nun das ätherische Leben nach dem Tode auf der Erde gelebt werde, ob Bedürfnisse dabey vorkommen, die auf unsern Planeten eine Beziehung haben, oder ob größere Kräfte und ein größerer Wirkungskreis einen ausgebreitetern Raum fordern, läßt sich so kurz weg nicht wohl bestimmen. Der größte Theil unserer dermaligen Thätigkeit wird durch unsere Bedürfnisse bestimmt und nothwendig gemacht, und gehört eben dadurch am unmittelbarsten zum Entwurfe der Verfassung des ganzen Erdballes. Indessen zeigt sich diese irdischen Bedürfnisse und die dadurch erweckten Thätigkeiten, mehrentheils von einer solchen Seite, daß sie uns das Geständniß abzwingen, es müßte ein dauerhafteres und höheres Ziel der eigentliche Gegenstand unseres Wünschens seyn. Non est. Mortale quod opto. Von dieser Seite her beut sich dem Dichter ein sehr reicher Stoff an. Der bloße Gedanke, daß in unserer Seele eine Anlage zu mehr als irrdischen Vollkommenheiten ist, läßt uns diese Anlage als einen

nen Saamen ansehen, der künftig aufzukeimen und Blüthe und Früchte zu tragen, gewidmet ist.

Sw.

Catechetische Erklärung der ganzen Paßionsgeschichte Jesu Christi, vormals von M. Christ. Langhannsen, nunmehr aber völlig umgearbeitet, vermehrt und verbessert, nebst einer Vorrede von der praktischen Behandlung der Paßionsgeschichte, herausgegeben von M. Joh. Friedr. Frisch, — Pred. zu St. Georgen in Leipzig. Leipzig, Sommer, 1772. 8. 490 Seiten.

Wir wollen diesesmal unsre Leser blos mit einigen Gerichten der Herren Langhans und Frisch unterhalten. „Bey Gelegenheit der Sonnenfinsterniß lernen wir, daß die „Geschöpfe sich gleichsam ängstigen und betrüben, wenn ihr „Herr und Schöpfer von den Menschen gelästert und geschändet wird. Also bezeigte allhier die Sonne ihr Mitleiden „gegen ihren Schöpfer, gleichsam als wenn sie dieses klägliche „Jammerbild, in welchem Jesus am Creuze hieng, nicht anschauen könnte. Auch sehen wir allhier, daß die leblosen „Creaturen den Kindern Gottes zur Zeit ihrer Noth dienen „müssen; da die gottlosen Menschen Christum am Kreuze lästerten, mußte die Sonne am Himmel durch ihre wunderbare Verfinsterung, die Unschuld Jesu recht majestätisch und „göttlich bezeugen.„ —

„Christus am Creuze blieb doch der König der Jüden. „Rechtschafne Christen lassen daher gerne den hochmüthigen „Erdenwürmern, ihre eitlen Titel, Rang und Ehrenstellen, „welche jene über alles schätzen, und nicht lernen wollen, daß „der Heiland jetzt am Kreuze vor die Sünden der eitlen „Titelsucht gebüßet, da man nur Ruhm vor der Welt „haben will„ u. s. f.

„Jesus büßete damit (daß er unschuldig, als ein Uebelthäter verdammt, und dem Jüdischen Volk durch Pilatum „preis gegeben worden) alle Sünden der Obrigkeiten und „Richter, da sie Menschen zu Gefallen diejenigen zu Uebelthätern machen, die es doch nicht sind; wie er auch alle Sünden der Menschen unter Gelehrten und Ungelehrten büßete, „da man Böse und Gute, — durch boshafte oder unverständige Urtheile, in eine Reihe setzt ꝛc.„ —

„Je-

„Jesus ließ sich in seiner Unschuld zum Tode verdam„men, damit wir Menschen von dem gerechten Urtheile Got„tes befreyet werden, welches über uns gesprochen war, daß „wir um unsrer Sünden willen, des ewigen Todes sterben „sollten. Hiemit büßete Jesus alle ungerechte Todesur„theile, da man diejenigen zum Tode verdammt, welche doch „leben sollten; oder die Todesstrafen der Missethäter, zu „hart oder zu gelinde bestimmt: oder diejenige vom Todes„urtheile frey spricht, und durch ungerechte Vertheydigun„gen, dieselben aufzuheben, Gelegenheit giebt, bey solchen „Missethätern, die des Todes würdig waren.„

„Hier (da Jesus zu den Lästerungen stille geschwiegen) „büßete er vor alle Sünden dieser Art, da man Gott, sein „Wort und Religion, verspottet, seinen unschuldigen Näch„sten höhnet, und auslachet, mit spöttischen Gebärden, ver„achtet und verlästert, u. dgl. m. Wem sein Gewissen hier „gerüget wird, der fliehe zu dem verspotteten Heilande, sonst „erlangt er kein Recht an dem himml. Erbe, das der Sohn „Gottes erworben hat.„

Noch etwas aus einem Gebäte S. 327.: „Frühge„jagter Jesu, du hast dich in deinem Leiden von einem un„gerechten Richter zum andern führen lassen ꝛc. — vor Geitz, „Betrug und Heucheley bewahre unsre Sinnen: daß wir, „von Satans Stricken frey, des Himmels Schatz gewinnen.„

Es bieten sich uns auf allen Seiten beynahe, ähnliche Gerichte dar; allein es ist uns ganz unmöglich mehrere aufzutragen, so ermüdet sind wir gegenwärtig schon. Unsre Leser werden auch nun bereits wissen, ob sie sich weiter von den Hrn. Fr. und L. werden speisen lassen. Was uns betrift, wir werden uns anderswo nach unsrer Nahrung umsehen.

W.

Aufklärung des Buches Daniels aus den Grundsprachen, der Geschichte, und übrigen rechten Hülfsmitteln, zum richtigen Verstande der Sätze, zur Befestigung der Wahrheit, und zur Erbauung durch die Religion. Herausgegeben von Johann Christoph Harenberg, Probst des St. Lorenzklosters über Schöningen — Blankenb. und Quedlinb. 1773. in 4. Erster Theil, 300 Seiten, ohne

8 Bo-

8 Bogen Vorrede. Zweyter Theil, 768 Seiten, ohne 1 Bogen Register.

Verfinsterung des Buchs Daniels, so hätte der gelehrte Verf. unsers Erachtens, sein Buch mit weit größerm Recht betiteln mögen, als Aufklärung. — Man hat längst die Anmerkung gemacht, daß das fleißige Lesen, Studieren, und Erklären der Poeten ansteckend ist, wenigstens bey guten Genies; und man hat Exempel, daß mancher durch Erklären und Auslegen eines Dichters, selbst Dichter geworden ist. Bey Durchlesung gegenwärtiger Arbeit stieß uns der Gedanke auf: ob es sich wol mit der Gabe der Weissagung nicht eben so verhalten solte: daß man nemlich durch Erklärung eines Propheten selbst Prophet würde? In der That, Recensent ist völlig der Meynung, daß dem Verf. so etwas, oder dem ähnliches begegnet sey, daß er über seiner Auslegung dieses Propheten selbst ein wenig Prophet geworden. Denn, Theil 2. S. 534., Zeile 3. von unten, lesen wir diese nachdenklichen und merkwürdigen Worte:

„Vielleicht hat er die herrliche Weissagung verfinstern wollen.„ Es ist wahr: der Er von dem der gelehrte Verf. hier redet, ist Theodotion. Allein es würde uns gar keine Mühe kosten, einen stattlichen Beweis zu führen; und zwar nach Anleitung derselben Erklärungsart, die wir von unserm Verf. hier gelernet haben, einen ganz triftigen Erweis; daß diese Worte auf keinen andern gehen, als auf unsern Verf. selbst: indem er hier von sich selbst in tertia persona rede, wie solches, andrer Gründe zu geschweigen, schon aus der sonnenklaren buchstäblichen Erfüllung sothaner Weissagung erhelle, welche hiedurch ja aller Welt, zur Beschämung aller Zweifler und Ungläubigen, vor Augen geleget sey . . . Alles dieses, nach aller Strenge, und wenn es verlangt werden solte, sogar mit des V. eignen Worten, gerade so bewiesen, wie er, gegen die bösen Freydenker und Naturalisten, Daniels wahre prophetische Sendung aus der klärlichen Erfüllung seiner Weissagungen zu beweisen sucht. — Doch Scherz bey Seite. Wir finden wirklich in dieser Aufklärung Daniels wenigstens ungemein vieles; wenn schon nicht viel Gutes. Aber man denke auch: mehr denn 1000 ganze Quartseiten voll? Im ersten Theil nemlich, (nach einer langen streitfertigen Vorrede) 1. eine sogenannte Paraphrase des ganzen Buches; ein wunderliches Ding: erstaunlich weitschweifig, matt, wässerig, oft auch unrichtig und gezwungen. 2) Zwey chronologische Anhänge.

3) Da:

3) Daniels Leben, Verrichtungen, Schriften, Glaubwürdigkeit. — Und da empfehlen wir insbesondere §. 13. u. f. Daniel war ein wahrer Prophet S. u. s. f. dem bösen H. v. Voltaire und andern seinen Glaubensbrüdern, wenn es ihnen drum zu thun ist, gründlich überführt zu werden — 4) Brauchbare und unbrauchbare Schriften zur Aufklärung des B. D.; ist wirklich auch noch das brauchbarste und beste Stück im ganzen Buche, unsrer Meynung nach: enthält wenigstens viel litterarisches; aber wie verwirret und unkritisch! mögen wir nicht sagen. 5) Sachen, Personen, Lebensart, Landesgewohnheiten, Geographie: ist ein recht ermüdendes Gemisch von mancherley Anmerkungen aus der alten Geschichte jenes Theils des Morgenlandes, theils schon tausendmal von andern besser gesagt, theils gar nicht zur Sache gehörig. Z. E. von den Weisen, den Magis, von Babylon u. s. f. . . Der zweyte Th. enthält, in 7 oder 8 Kapiteln, eine noch ausführlichere Erklärung und Auslegung des ganzen Buchs, sowol was die Worte, als die Sachen, betrift; wenigstens sollte es das seyn. Er breitet sich am meisten in der Erklärung aus der Geschichte, über die Zeitrechnung der Jahrwochen, imgleichen in vielen Widerlegungen 1000. andrer Erklärungen und Meynungen aus; und hat im letzten Kap. auch eine Heilsordnung in Daniels Buche hinzugefügt. — Hier finden wir (denn wir sollen uns kurz fassen) erstlich eine grosse Menge von Sachen, die schon oben im 1 Th. gesagt sind; ja beynahe alles noch einmal gesagt; und das mit einer eckelhaften Weitläuftigkeit und ohne Ordnung. Ferner finden wir auf allen Seiten einen, mehrentheils gar nicht zur Sache gehörigen Wust von Geschwätz, um seine Belesenheit sehen zu lassen: die Philologie und Etymologie finden wir äusserst schlecht, und voller Derivationssucht: die Kritick sehr dürftig: die Beweise, wo was zu beweisen war, ganz und gar im Grunde unrichtig: alles dieses aber vorgetragen mit einer fast unausstehlichen Schwatzhaftigkeit, mit häufigen Ausfällen oder doch Drohungen gegen allerhand Gegner, mit schönen moralischen Anmerkungen durchwebet, in einer ganz undeutschen, und unerhörten Schreibart. Dabey ist noch das traurigste, daß der Verf. oft witzig seyn will; und dadurch entweder im Ganzen das wird, was die französischen Kunstrichter köstlich nennen, oder in einzelnen vermeintlich scharfsinnigen Stellen, gar matt, arm und dürftig — Bey unsrer Recensententreue versichern wir unsre glücklichern Leser, daß wir bey diesem Buche die Last des Recensenkreuzes recht in seinem völligen

Um-

Umfange gefühlt haben: daß dies das erste Buch sey, welches der Rec. von Anfang bis zum Ende durchzulesen, sich ohnmöglich überwinden können: daß er aber dennoch aus dem, was er gelesen und geprüfet (als besonders die Stelle über die Weissagung von den 69 und den 70 Jahrwochen) sich vollkommen zu obigem Urtheil berechtiget hält.

*
† † †
*

Philipp Ernst Kerns, Herzogl. Sachsen-Hildburghäusischen Oberhofpredigers, Consistorialraths und Generalsuperintendentens, Ermahnung zur Buße über die Entheiligungen der Tage des Herrn. Allen die sich über die Verlegung der Feyertage bekümmern, zu einem Unterrichte, mit vorläufiger Anzeige der Liturgie unsers Gottesdienstes. Hildburghausen, 1771. verlegts Johann Gottfried Hanisch, gr. 8. 124 Seiten.

Eine Casualpredigt, oder vielmehr, der ungewöhnlichen Länge wegen, eine Casualschrift, die blos ihrer Veranlassung wegen eine Anzeige verdienet. Sie beweiset, was die seltsame Anhänglichkeit an alte Religionsgebräuche, wenn durch weise Obrigkeiten und verständige Lehrer der Gemeinen etwas darinn geändert wird, noch immer für Gewalt über die Gemüther des unverständigen Haufens habe. Das neue mag zur Beförderung des wahren Christenthums noch so gut, es mag offenbar besser und nützlicher seyn, als das alte; der undenkende Pöbel in Seide und Büffel hält steif und fest auf seine alten Gewohnheiten, und wehe dem, der es wagt, ihn davon abbringen zu wollen.

Schon im Jahr 1754. hatte der sel. D. Basch in Hildburghausen auf Fürstlichen Befehl ein neues besseres Gesangbuch eingeführt und großen Widerstand dabey gefunden. Als Hr. Kern im Jahr 1759. in dessen Stelle trat, begünstigte er dieses Gesangbuch, und das war den Leuten nicht recht. Der Landesherr gab ihm den Auftrag, manches in den liturgischen Gebräuchen zu verändern, z. B. das unnatürliche singen der Gebetsformeln und des V. U. bey der Communion, den Exorcismus bey der Taufe u. d. gl. abzuschaffen. Hr. K.

rich-

richtete ihn aus, er führte besonders auf dem Lande statt einig-er Nachmittagspredigten die weit nützlichern Catechisationen ein, verbesserte die Schulanstalten, und machte die Einrichtung, daß die Jugend ausser den ordentlichen Schulstunden noch im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Nähen rc. unterwiesen wurde. Er ließ sich die Aufsicht über Kirchen und Schulen empfohlen seyn, und dieses, wer sollte es denken? setzte ihn den ungezogensten Beleidigungen, Unhöflichkeiten, Spöttereyen und Schmähungen der Menschen aus. Einmal hielte er vier Predigten darüber, „daß die Wiedererstattung des „angethanen Unrechts, so viel in unserer Macht stehe, die „Sorge seine Gläubiger zu befriedigen und sicher zu stellen, die „Revocation der ausgegossenen Lügen und Verleumdungen, des Ehrenraubes, der Meineide, zu einem getrosten „Eingange in die Ewigkeit erfordert würde.„ Hierüber entstanden die gräulichsten Bewegungen in der Gemeine. So machte man zehn Jahrlang dem rechtschaffenen Manne das Leben sauer, wo man wußte und konnte. Endlich ließ der Herzog, um so manche ausschweifende Unordnungen der Sitten, wozu gemeiniglich die vielen Feyertage von den Leuten gemißbraucht werden, abzustellen, nach dem Beyspiel anderer Fürsten im deutschen Reiche einige derselben durch das Consistorium einziehen und verlegen. Er verordnete, daß der öffentliche Gottesdienst in allen Kirchen so wie in der Residenz gehalten werden sollte, damit die Religion durch lange und gedehnte Gottesdienste nicht dem Volke zur Ceremonie gemacht würde. Er befahl sehr weislich, daß aus der Litaney die Stelle: Uns vor deiner Feinde des Pabsts und Türken Gotteslästerung, Mord und Unzucht gnädiglich behüte, besonders der Name des Pabstes weggelassen werden sollte. Er verstattete den Reformirten ihre Todten eben so, wie die Lutheraner, mit Gesang und Klang zu begraben. Er wollte die Sonntage auch äusserlich mehr geheiliget wissen u. s. w. Alles dieses mißfiel dem blinden Volke äusserst. Auf den Rathhäusern sogar, in Gesellschaften, bey allen Zusammenkünften wurde der neue Verlust der Feyertage dem Hrn. K. zur Last gelegt. In der Stadt Eisfeld wurde eine schädliche Schmähschrift wider den wackern Mann an die Kirchthüre angeschlagen. Ein kluger Prediger unterdrückte ein anderes von ihm gefundenes Pasquill auf das ganze Consistorium. Die Bürgerschaft daselbst erklärte auf einem Bogen mit ihrer Unterschrift Hrn. K. für einen Bösewicht, der die Feyertage für Menschensatzungen ausgäbe, für ein Werkzeug des Teufels, der gar ein Patent

tent gegen Abschaffung der Feyertage verfertiget und im Druck gegeben hätte. Man forderte die Eisfeldschen Seelenhirten darinn auf, über die alte Kirchenordnung steif und fest zu halten. Nach vier Wochen fand man zu Heubach, einem Dorfe in dortiger Gegend eine neue Schmähschrift von Kirchenstöhrerey, Eigendünkel und Teufelsdiensten, nach welcher sie weder zur rechten noch zur linken von der alten Kirchenordnung weichen wollten, mit dem Ausdruck: Wie es ist gewesen allezeit, so bleiben wir bis in Ewigkeit. (Kann man wohl sagen, daß wir in erleuchteten Zeiten leben, wenn dergleichen Dinge noch unter uns vorgehen? Sieht es nicht vielmehr fast allenthalben noch so finster aus, daß den Leuten auch nicht einmal das Morgenroth der gesunden Vernunft angebrochen ist? Vielleicht wird es heissen: Ja, dergleichen thut das gemeine Volk, welches freylich in den meisten Gegenden Deutschlands noch gar nicht aufgeklärt ist. Aber ich wollte wetten, daß mancher Rathsherr und Pastor sich heimlich mit darein gemengt habe. Machen denn viele Geistliche und weltliche Herren nicht einen ähnlichen Lerm? Sprechen sie nicht in eben dem Ton vom Eigendünkel, von gefährlichen Neuerungen und Teufelslehren, wenn sich ein Lehrer der Kirche untersteht, einen Fußbreit von den symbolischen Büchern, welche unsre Väter gemacht haben, abzuweichen?) Hr. K. ertrug seine unverdiente Schmach, welche ihm bey vernünftigen zur Ehre gereicht, als ein weiser Mann mit Geduld. Der Herzog aber ließ wider die Urheber eines solchen Aufruhrs billigermaßen inquiriren; und da Hr. K., als er die Untersuchungsakten zu Gesichte bekommen, großmüthig genug war, um die Einstellung der Untersuchung anzuhalten, so verordnete der Herzog, daß die Unterthanen am nächsten allgemeinen Buß- und Bettage von allen Predigern im Lande über die wahre und eingebildete Feyer der Tage des Herrn belehret und zum Gehorsam gegen obrigkeitliche Verfügungen ermahnet werden sollten. Die Predigten mußten bey dem Consistorium eingeschickt werden. Hrn. K. wurde aufgegeben, seine in der Stadtkirche gehaltene Predigt drucken zu lassen.

Wir haben sie ganz durchgelesen. Der Text ist aus Jes. 58, 13. genommen. Da die Stelle eigentlich von dem Sabbath der Juden handelt, so erklärt der V. gelegentlich 1. die Sabbathfeyer der Christen; zeiget 2. die Misbräuche und Entheiligungen der Tage des Herrn, deren sich die Leute dort schuldig gemacht, und ermuntert sie 3. zur Buße darüber. Die Predigt hat ihr gutes, sie hat aber auch ihre große Fehler.

Sie ist viel zu gedehnt und weitschweifig. Es kommen eine Menge ganz fremder Dinge darinn vor, die ganz wahr sind, und in ein Paar hundert angeführten Schriftstellen stehen, aber zu der Sache, von welcher die Rede ist, gar nicht unmittelbar gehören. Es fehlt ihr besonders im Eingange und den beyden ersten Theilen, an Licht, Ordnung und Zusammenhang. Die Vorstellungen des V. haben gar keine natürliche Verbindung unter einander, dieses macht sie dunkel und langweilig. Hr. K. hätte viel besser gethan, wenn er alles mehr auf den eigentlichen Hauptpunkt concentrirt, und die Verbindlichkeit zur christlichen Sabbathsfeyer bloß auf die Billigkeit und den Nutzen derselben, nach dem Beyspiel der ersten Bekenner des Evangeliums, gegründet hätte. Aus dem Gesetz vom jüdischen Sabbath, welches zwar im Decalogus stehet, aber offenbar zu den positiven Gesetzen der Juden gehört, läßt sie sich doch nicht beweisen; denn eben weil es kein unveränderliches Moralgesetz war, konnten die ersten Christen davon abgehen, wie sie davon abgegangen sind, indem sie die Feyer des Sabbaths von dem im Gesetz verordneten siebenten Tage der Woche, auf den ersten verlegten. Was daher der V. von dem jüdischen Sabbath, der den christlichen vorgebildet hätte, anführt, das hätte unsers Erachtens immer wegbleiben können. Um die Rechtmäßigkeit unserer Sonntagsfeyer zu schützen, haben wir gar nicht nöthig, uns mit solchen weit hergeholten grundlosen Lehrsätzen aus der typischen und dogmatischen Gottesgelahrheit zu behelfen; sie beweisen in der That nichts und die wenigsten Christen verstehen sie einmal. — Auch die Bestimmung der äusserlichen Handlungen, welche den Christen an ihrem Sabbath erlaubt oder nicht erlaubt sind, hätte mit etwas mehr Präcision geschehen sollen. Nach S. 115. möchte es manchen dünken, als wenn Hr. K. es einem christlichen Frauenzimmer zur Sünde machte, daß es an einem Sonntage etwa ein Neh- oder Strickzeug in die Hände nähme, oder gute Poesien läse; oder einem Kaufmann verböte, irgend einen nothwendigen Handlungsbrief zu schreiben, oder einige Rechnungen in seinen Büchern zu berichtigen. Allein, wer die ganze Abhandlung lieset, der wird finden, daß der V. es blos tadele, wenn jemand den Hauptzweck seiner sonntäglichen Beschäftigungen vergißt, und sich statt der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes ohne Noth mit lauter häuslichen Arbeiten zu thun macht. Denn er bezeugt an mehr als einer Stelle, was die christliche Freyheit ausser den Religionsübungen am Sonntage erlaube. Dem V. fehlt nur die Gabe, alles am rechten Ort

in

in der gehörigen Verbindung und mit einer lichtvollen Klarheit zu sagen. Diejenigen Stellen, worinn er seinen Zuhörern die gewöhnlichen Misbräuche der Feyertage vorhält, ihre gemachten Einwendungen gegen die Abschaffung einiger darunter beantwortet, und ihnen zu Gemüthe führet, worinn eigentlich das wahre Wesen der Religion bestehe, haben uns am besten gefallen. Wir wollen eine darunter hersetzen. S. 98. 99. „Wir können am Sonntage nicht reiner und rechtschaffener vor Gott seyn, als am Werkeltage. Wir müssen in unserm irrdischen Berufe, am Pfluge, auf der Reise, in unserm Gartenhause, in der Gesellschaft von Freunden und Widersachern, über unsern Einnahmen und Ausgaben, so getrost „und glaubensvoll, als am Fuße des Altars sterben können. „Alle Tage unsers Lebens in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die „vor ihm gefällig ist! Wenn man die Gottesfurcht doch nicht „mehr in die Stunden seiner Andacht einschränken, und in „einem gemächlichen Beten und Singen nur suchen möchte! „Betet ohne Unterlaß, schreibet ein Apostel J. C. 1 Thess. „5, 17. lasset alle eure Wünsche und Begierden zu Gott gerichtet seyn! Jener Landmann, der dem irrenden Ochsen nun „zu rechte hilft, um nirgends Schaden zu gehen; Jener Arzt, „der aus der Kirche mitleidig zu dem Lager des Kranken eilet; „Jener Schiffer, der im Vertrauen auf Gott rudert, um sich „und seine Gefährten in den Hafen zu bringen, thun sie nicht „mehr, als jener Andächtige, der vor dem Altar nun mit „Thränen singet, aber das Haus der Wittwe über seinem Tische „frißt, oder diesen Abend noch den Wein der Hurerey trinkt? „Merket es doch einmal, ihr Christen, daß Gehorsam besser „denn Opfer sey, und in seinem irrdischen Gewerbe redlich „und treu handeln, der Obrigkeit, weil es der Herr aller Herren befohlen, den Schoß und Zoll entrichten, den Unterdrückten, den Verläumdeten, den Beraubten wieder zu ihrem Rechte helfen, den Hungrigen das Brodt brechen, Wittwen und Waysen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der „Welt unbefleckt erhalten, im Himmelreiche mehr glänze, als „nur mit ausgebreiteten Händen beten. In der Kirche suchet „man Ermunterungen und Kraft zur Gottseligkeit, in dem „Wandel übet man sie wirklich aus; wo leuchtet das Licht der „Tugend heller?„ Wie wahr!

F.

M. Johann Gottfried Silligs, Diak. zu Döbeln, drey höchst wichtige Fragen, an die Christen seiner

Zeit und an seine Gemeine insonderheit. Leipzig, bey Christian Gottlieb Hilschern, 1772. 2 Bogen in 8.

Der Hunger hatte, wie bekannt, auch im Sächsischen Erzgebirge im Jahr 1772. viel Menschen, Erwachsene und Kinder, deren in dem Städtchen Marienberg allein 120. umgekommen sind, aufgerieben. Nun kam Hr. S. einsmal, als er über die Zerstöhrung Jerusalems zu predigen hatte, auf die Kanzel und warf die 3. Fragen auf. 1. Sind alle diejenigen, welchen bey der bisherigen Theurung und Hungersnoth die Angesichter verfallen und die Leiber verschmachtet, sehr grosse Sünder gewesen? — Die Antwort ist ohne alle Einschränkung. Ja — Man sollte sich kaum vorstellen, daß jemand dergleichen behaupten und noch dazu glauben könnte, er müsse es um Gottes und der Bibel willen behaupten, wenn es nicht gedruckt da stünde. Hr. S. verbittet die Beschuldigung eines menschenfeindlichen Herzens, welches an seiner Erklärung gewiß nicht Theil hätte. Also wollen wir sie ihm denn auch nicht aufbürden. Aber wenn es nun nicht Misanthropie ist, die aus ihm spricht, was ist es denn? Unüberlegter fanatischer Eifer; Mißdeutung einiger Schriftstellen, welche nur auf einzelne Umstände der alten Juden passen; Mangel der Aufmerksamkeit auf die ganz natürlichen, zum Theil auch politischen Ursachen solcher verheerenden Unglücksfälle, als Theurung und Hungersnoth sind; Vergessenheit, daß allen menschlichen Schicksalen, welche die göttliche Führsehung verhängt, der Rechtschaffene sowol unterworfen ist, als der Bösewicht; unrichtige Vorstellungen von Gott und den Wegen seiner Regierung — haben ohnfehlbar den V. wider alle Vernuft und Erfahrung so reden lassen. Die deutliche Antwort Jesu auf die Frage: Meinet ihr, daß die Galiläer ꝛc. daß die achtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel und sie erschlug, vor andern Sünder gewesen sind? „ich sage nein„ ꝛc. Luc. 13. die Hr. S. ganz am unrechten Ort für sich anzieht, hätte ihn allein schon eines anderen belehren können. Hundert anderer Gründe nicht zu gedenken. 2. Sind alle die verschmachteten verdammt worden? Antwort: „Das weis ich nicht, aber nach der Liebe „hoffe ich, daß sie Gott zum Verderben des Fleisches übergeben hat, damit ihre Seelen am Tage des Herrn Jesu selig „werden möchten.„ Damit will er das wieder gut machen, was er mit dem vorigen verderbt hat. 3. Sind alle, welche dem Hunger und Tode bisher entgangen, oder gar durch die

Theurung bisher noch reich geworden, nur allein fromm? Geradezu traut sich Hr. S. weder Ja noch Nein hierauf zu antworten. Also Ja, wenn sie schon vor der Theurung Gottesfürchtig gewesen. — Ja, wenn sie durch die bösen Zeiten gebessert worden — Nein, wenn das nicht geschehen. Und auf den Fall droht Hr. S. Sachsen den Untergang, will sehen, wer am Ende des 1773ten Jahres noch leben wird, für seine Landsleute beten, und wenn Gott zu ihm, wie zu dem Propheten Jeremias (mit dem sollte Hr. S. sich doch nicht vergleichen) sagen würde: Du sollst nicht für dies Volk um Gnade bitten ꝛc. so bleibe das sein Trost: der Herr weis die Gottseligen aus der Versuchung zu erlösen. — Hierauf folgt eine Provocation an das Publikum, welches entscheiden soll, ob er Recht oder Unrecht habe.

Gelehrte und Ungelehrte mußten natürlicher Weise die unbedachtsamen Urtheile des V. höchst anstößig finden, und es dauerte nicht lange, daß folgende Blätter nach einander wider ihn herauskamen, nemlich;

Die neuerlich aufgeworfene und unrichtig beantwortete Fragen: sind alle diejenigen, welchen bey der bisherigen Theurung ꝛc. aufs neue schriftmäßig beantwortet von M. Johann Michael Mehlig, Past. und Superint. zu Chemnitz. Chemnitz, bey J. Christoph Stößel, 1773. 8. 1 Bogen.

Das bisher im Hunger schmachtende und zum Theil verschmachtete Erzgebirge von dem Verdammungsurtheile des Hrn. Mag. Silligs in Döbeln, in einem Sendschreiben an Ihro Hochehrwürden Hrn. M. Mehligen ꝛc. gerettet von M. Johann Ehrenfried Wagnern. Chemnitz, bey J. Ch. Stößel, 1773. 8. 1½ Bogen.

Beweis der Wahrheit: daß auch Fromme in der Theurung verschmachten können. Bey Gelegenheit einer darüber in dem vorigen Jahr aufgeworfenen Frage, welche die gebirgische Hungersnoth im Jahr 1772. veranlasset hat, geführet von M. Gotthelf Friedrich Oesfeld, Past. und Gesp.

zu Lößnitz. Chemnitz, bey J. Ch. Stößel, 1773. 8. 2 Bogen.

Sämtliche Herren Magistri widerlegen Hrn. S. in diesen Bogen einmüthig aus Gründen, die einem jeden vernünftigen und nachdenkenden Menschen dabey einfallen müssen. Doch stimmen sie alle darinn überein, daß die Theurung und Hungersnoth allerdings göttliche Strafgerichte gewesen, die des Unglaubens, der Freygeisterey und Lasterhaftigkeit vieler Sachsen wegen über das Land gekommen wären. Wir zweifeln aber, ob sich auch dies mit einer solchen Zuverläßigkeit sagen lasse, als es von den Verfassern und andern mehrentheils geschiehet. Einmal läßt sich die unmittelbare Verbindung zwischen der Freygeisterey einiger Sachsen und einer allgemeinen Hungersnoth des Erzgebirges, die Proportion zwischen den Verbrechen und der Strafe, da Gott um der sächsischen Religionsverächter willen in ganz Deutschland ein zu nasses Jahr kommen, die Ströme anschwellen und austreten, dadurch die Erndte mißrathen, die Einwohner des Erzgebirges vor andern Mangel an Lebensmitteln leiden und deren eine große Menge sterben lassen soll, ganz und gar nicht einsehen und noch weniger von Menschen als ausgemacht annehmen. Und dann dünkt uns immer, wenn der gerechte Regierer der Welt durch allgemeine Landplagen im eigentlichen Verstande strafen wollte: so würde er die lasterhaften Reichen angreifen, und nicht die unschuldigere Armuth, die gewiß am wenigsten gesündigt hat, und doch in der Theurung allein ein Opfer werden muß, wenn jene sich ganz wohl dabey befinden; so würde er die bösen Menschen alleine fortschaffen und nicht die Guten mit, die Ungläubigen und Freygeister umbringen, und unschuldige Kinder, so viel ehrliche Christen, die nicht einmal wissen, was ein Freygeist ist, leben lassen; so würde er gleich verschuldete Städte und Provinzen auch gleich hart angreifen, welches aber nicht immer geschiehet. Allgemeine Landplagen stehen freylich, wie alle Dinge unter der Regierung des Höchsten, und die göttliche Fürsehung hat, wie bey jedem physikalischen Uebel, also auch dabey gute moralische Absichten. Aber man kommt schwerlich mit dem Beweise fort, wenn man sie in jedem Fall zu einem Strafgerichte Gottes machen will. Vergißt man denn den natürlichen, von Gott einmal angeordneten Lauf der Dinge, der auch unvermeidliche Uebel mit sich führt, die aber in der Folge allemal Ursachen von vielem Guten werden? Vergißt man die beständige Abwechselung unfruchtbarer Jahre mit den fruchtbaren,

der

der theuren Zeit mit der wohlfeileren, die so alt als die Welt ist? die natürliche Lage eines Landes, in der es solchen Plagen leichter als ein anderes unterworfen ist? die Fehler, die mit in der Staatsverwaltung liegen können, wenn die Noth da größer als anderswo wird, wo man in Zeiten Vorkehrungen dagegen zu treffen weis? Bedenkt man nicht, daß es wohlthätige Weisheit Gottes seyn kann, in diesem und jenem Lande zu der und der Zeit mehr Menschen als gewöhnlich sterben zu lassen, deren früheren Hingang in einen bessern Lebenszustand das beste der übrig bleibenden Menschen vermuthlich erfordert? Wir halten dafür, daß diese Gründe bey der Sache sehr in Anschlag kommen und das positive Urtheil der Menschen, Gott zeige sich bey widrigen Verhängnissen über einen Theil seiner Geschöpfe, als ein strafender erzürnter Zuchtmeister, sehr unsicher und falsch sey. Wer weis, was daraus in der Folge gutes entsteht, und wer kann den Plan der göttlichen Regierung übersehen? Was er thut, ist das beste. In der fernen Zukunft erst entwickeln sich die Absichten Gottes bey den leiblichen Schicksalen der Menschen. Man urtheile doch behutsam davon, da so viel dazu gehört, sie zu beurtheilen, sage, man wisse nicht, warum die göttliche Fürsehung dies und das thue, dies und jenes physische Uebel zulasse, lehre die Menschen den moralischen Nutzen, der sich daraus ziehen lässet, und beruhige die Leidenden durch die trostvolle Wahrheit, daß Gottes Regierung durchaus unerforschlich, aber jedesmal weise und wohlthätig sey — Es finden sich bey den Gegnern des Hrn. S. abgebrochene Gedanken von dem allen. Aber keiner hat, wie es gut gewesen seyn würde, etwas Ganzes und Zusammenhängendes darüber in den angezeigten Blättern ausgeführt.

Erklärende Umschreibung sämtlicher apostolischen Briefe. Verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1772. 8. 756 S.

Der Rec. tritt dem, was schon im II. B. I. St. S. 81. der Bibl. von diesem Werke geurtheilt worden, völlig bey, und wiederholt hiermit das Lob, welches es so billigermaßen verdienet. Die Verbesserung der gegenwärtigen neuen Auflage besteht darinn, daß der V. in dieser und jener Stelle den Sinn des Apostels noch besser auszudrücken gesucht, manche unnöthige Einschaltungen weggelassen, die Perioden hie und da mehr abgekürzt, auch gewisse kanzeleymäßige Wendungen in der Schreibart geändert hat. Es gereicht einem Schrift-

steller zur wahren Ehre, wenn er sich so die Anmerkungen anderer Gelehrten über seine Arbeiten zu Nutze macht, wie wir aus Vergleichung unterschiedener Stellen in dieser und der ersten Ausgabe an dem V. gesehen haben. Indessen hätten wir der Veränderungen noch mehr gewünscht. Die Perioden sind doch noch an so manchen Orten zu lang, und wegen der eingeschalteten Zwischensätze für viele Leser zu dunkel geblieben. Z. B. gleich der Anfang des Briefes an die Römer; wo der Uebersetzer oder Paraphrast den langen zusammengesetzten Perioden nothwendig in mehrere kleine zerstücken muß, wenn für jeden Leser alles deutlich seyn soll — Der eingeschobenen Lehrmeynungen und Zusätze aus der Dogmatick, sollten auch noch mehrere weggeblieben seyn, so hätte die Umschreibung dadurch oft eine noch größere Klarheit und gedrungenere Kürze bekommen, die wir für eine nicht geringe Vollkommenheit einer Paraphrase halten. Die Stelle Röm. 6, 3. 4. z. B. ist durch die eingemischten Nebenideen noch immer dunkel geblieben. Die ganze Vorstellung des Apostels ist bildlich. Bekanntermaßen wurden die Proselyten bey ihrer Taufe ganz unter das Wasser getaucht, und dann wieder herausgezogen. Das eine bedeutete, wie sie nunmehr für die Sünde gleichsam todt, zu deren Vollbringung wie gestorben und begraben seyn; das andere, wie sie zur Ausübung des Guten nach der neuen Religion, so zu reden, von neuen aufleben sollten. Jenes wird von dem Apostel mit dem Begräbniß, dieses mit der darauf erfolgten Auferstehung Christi verglichen; daß also die Umschreibung kurz und deutlich ohngefehr so seyn könnte: Wisset ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Jesum Christum getauft worden, auch zugleich auf das Bekenntniß seines, zu unserer Befreyung von der Sünde, erlittenen Todes getauft sind? So wie er nun nach seinem Tode in die Erde begraben worden, so sind wir auch gleichsam in das Wasser der Taufe begraben und durch die Taufe auf seinen Tod verpflichtet worden, ganz und gar der Sünde abzusterben; und das ist dazu geschehen, damit wir, so wie Christus durch die Macht seines Vaters auferwecket, ins Leben zurückgekehrt ist, wir als getaufte Christen, auch hinführo einen ganz heiligen Lebenswanwandel anfangen.

Gal. 2, 19. ist so umschrieben: „Aus dem Gesetz selbst „habe ich erkannt, daß es mich nicht selig machen könne, und „mir ein anderer Helfer nöthig sey. Eben deswegen habe ich „mich davon getrennt, und bin ihm gleichsam abgestorben, „um, ohne weitere Beobachtung der Mosaischen Satzungen, „blos

„blos dem Gott zum Dienst und Wohlgefallen zu leben, der „mir einen so zuverläßigen Grund meines Heils vor Augen „gestellet, nemlich meinen Erlöser, Christum, dessen Leiden „und Tod ich mir zueigne, als wenn ich, mit ihm zugleich „gekreuziget wäre.„ Wie weitläuftig! Und wozu alle die eingeschobenen Sätze? Mit dem χριστῷ συνεσταύρωμαι will wohl der Apostel sagen, daß er auch wie Christus von den Juden gehaßt, mit Kreutz und Trübsal belegt würde. Kap. 6, 14. wo Paulus versichert, es solle sein größter Ruhm seyn, um der Lehre des gekreuzigten Christus willen zu leiden, erklärt jenen Ausdruck.

v. 20. „Er lebet aber wieder und ich lebe auch, und bin „wirksam im Guten, zwar nicht ich, der ich ein armer schwa„cher Mensch bin, sondern Christus lebet in mir, und theilet „mir seine Kraft mit; denn ob ich zwar hier auf der Welt „mein natürliches Unvermögen genugsam empfinde, so lasse „ich mich doch aus meinem Elemente nicht heraussetzen, das „ist der Glaube an den Sohn Gottes; auf diesen meinen Er„löser bezieht sich alles, was ich thue; denn er ists, welcher „mir die größte Probe seiner Liebe gegeben, da er um mir das „Heil zu erwerben, sich selbst für mich geopfert hat.„ Sollte sich diese Stelle nicht, ohne Beymischung fremder Gedanken, die zunächst gar nicht in den Worten des Textes liegen, kürzer und dem Sinne des Apostels gemäßer etwa so umschreiben lassen: Ich lebe, aber nicht mehr als der vormalige strenge Eiferer für das Gesetz des Moses, sondern als ein Bekenner der Lehre Jesu Christi, dessen Geist und Gesinnung ganz mein Herz und Leben regieret. Ich werde deshalb nie wieder zu den Grundsätzen des Judenthums zurück kehren, sondern die Tage über, die ich noch auf der Welt zu leben habe, bleibe ich meinem Glauben an den Sohn Gottes treu, auf den ich um so mehr die Hofnung meiner Seligkeit fest gründe, nach dessen Vorschriften ich lediglich mein Verhalten einrichte, da er auch mich geliebt, und sich selbst auch mir zu gut in den Tod dahin gegeben hat? — Wir sind so sehr dafür, daß der Ausleger und Paraphrast so wenig als der Uebersetzer Vorstellungen in den Text hineintrage, auf welche der litterarische Sinn nicht ungezwungen und unmittelbar führet, denn sonst kann ein jeder nach seinen eigenen besondern Meynungen den heil. Schriftsteller dies oder das schreiben lassen. Daher muß man auch von den Worten des bibl. Verfassers, es sey denn, daß sie uneigentlich und figürlich wären, nicht abweichen, z. E. wenn Paulus ausdrücklich sagt, der Mensch, Jesus Christus, nicht

nicht übersetzen, der Gottmensch. Hätte der Hr. V. sich noch häufiger an den Sprachgebrauch des N. T. gehalten, und von allen, in das systematische Lehrgebäude der Theologie aufgenommenen Ideen, noch mehr abstrahirt, wie er in vielen Stellen mit Recht gethan hat, so würde diese Umschreibung der apostolischen Briefe zum richtigen Verstande derselben, ein unvergleichliches Buch seyn. Aber es ist schwer, daß man sich des Dogmatisirens bey Verdollmetschung der Bibel enthält, und dieses Buch behält solcher kleinen Mängel ohnerachtet, seinen recht schätzbaren Werth.

Wie gut der V. oft nach den Localumständen der Apostel und ihrer Gemeinen, ihre Worte auslegen, davon mögen unter allen übrigen hier nur ein paar zur Probe dienen. 1 Cor. 5, 1. 3. „Leider aber höret man bey euch vom verbotenen „Beyschlaf, und es wird überall öffentlich davon geredet, „daß dergleichen vorgehe, und zwar eine solche Art des verbotenen Beyschlafs, die sogar unter gesitteten Heyden etwas „unerhörtes ist, und für so schändlich gehalten wird, daß man „es nicht einmal gern nennet, da nemlich einer mit seiner Stiefmutter Blutschande treibet, und mit seines leiblichen Vaters „Frau lebet, als mit seiner eigenen. Und ihr thut noch stolz und „bildet euch auf eure unvergleichliche Verfassung und Ordnung „so viel ein? und seyd über ein so großes in eurer Gemeine „vorgehendes Aergerniß nicht vielmehr traurig und dahin besorgt, daß ihr den, welcher dergleichen schandbare That verübet, aus eurer Gemeinschaft ausschließet und verbannet? — „Gewiß, es gereicht euch dieser Umstand, daß ihr einen solchen „offenbaren Sünder in eurer Gemeine duldet, zu keinem „Ruhm; denn wisset ihr nicht, daß, gleichwie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsauern und in Gährung bringen „kann, also auch ein einiges faules Glied vermögend sey, eine „ganze Gemeine anzustecken. Hinaus demnach mit dem alten „Sauerteige, schaffet sowol gedachtes große Aergerniß, als „sonst alle Ueberbleibsel der jüdischen Irrthümer und heydnischen Laster hinweg u. s. w.„

2 Joh. 10, 11. „Sehet auch zu, wenn sich etwa dieser „oder jener bey euch einschleichet, der dieser Lehre nicht mit „Herz und Mund beypflichtet, sondern sich vielmehr als ein „Verführer verräth, daß ihr zur Vermeidung aller Gefahr „für euch, und alles Anstoßes für andere, denselben nicht in „euer Haus aufnehmet, ja selbst des gewöhnlichen brüderlichen Grusses euch gegen ihn enthaltet. Denn wer einem „solchen Menschen, als einem Bruder in Christo, Friede und

„Se-

„ Segen anwünschet, der kann leicht andere verleiten, ihm
„ zu trauen, und wenn der Verführer dadurch Gelegenheit be-
„ kommt, seine bösen Absichten zu erreichen, so machet sich ein
„ solcher der Sünde zugleich mit theilhaftig. „

Vermehrt ist diese neue Auflage des Werks dadurch ge-
worden, daß der V. jedem Briefe eine Erklärung vorgesetzt
hat, worinn der kurze Inhalt, die Veranlassung und Absicht
des Apostels dem Leser vor Augen gelegt wird, welches denn
zum bessern Verstande des Briefes seinen großen Nutzen hat.

T.

Sammlung verbesserter und neuer Gesänge zum Ge-
brauch bey dem öffentlichen Gottesdienst sowol, als
bey der Privaterbauung. Frankfurt am Mayn,
bey Eichenbergs Erben, 1772. 8. 577 Lieder.

Je mehr sich die Menge unter den Christen mit der Lektüre
der Gesangbücher beschäftigt, je gewisser es ist, daß ein
geistvolles Lied ungemeine Wirkungen hervorbringt, je größern
Einfluß geistliche Lieder überhaupt, auf die Denkungsart der
Christen haben, je mehr auch Geschmack und vernünftiges
Nachdenken in unsern Tagen sich verbreiten: um so viel mehr
muß für eine gute innere Einrichtung dieser Klasse von Erbau-
ungsschriften gesorgt werden. Der uns unbekannte Sammler
dieses zum Gebrauch der Reformirten Gemeine in Frankfurt
zunächst bestimmten Gesangbuchs hat, unserm Bedünken nach,
dieses nicht immer vor Augen gehabt, — manche Lieder auf-
genommen, die es nicht verdienten, und unter den aufgenom-
menen verschiedene nicht hinlänglich ausgefeilt. Die zur
christl. Glaubenslehre gehörige unter andern, hätten sorgfäl-
tiger gewählet und ausgebessert seyn können, besonders die von
Jesu, seinen Leiden und Sterben, der Vergebung der Sün-
den u. dgl. Man giebt doch zu, daß die Verpflichtung tu-
gendhaft zu leben, statt durch Jesu Leiden und Tod rc. ge-
schwächt worden zu seyn, dadurch vielmehr erhöhet worden.
Man räumet auch ein, daß man Vorstellungen, wodurch die
Begierde sich zu ändern und rechtschaffen zu leben, ja immer
vollkommner zu werden, leicht eingeschläfert, oder gar erstickt
werden könne, sich nie erlauben müsse. Gleichwol werden
noch Stellen solchen Inhalts in den Gesangbüchern geduldet,
z. B. Nro. 242. 257, 3. u. a. m. Einige Verse aus dem
Lied

Lied 242. Schöpfer aller Menschenkinder, rc. mögen hir stehen, denn ganz können wir es nicht einrücken:

Mein Gewissen drückt und schrecket,
Und auch Satan steht bereit
Meine Seele zu verklagen:
Ich weis nichts darauf zu sagen;
Denn der Zeuge giebt sich an,
Der gesehn, was ich gethan.

Wehe mir! ich muß verderben;
Ich seh nichts als Höllenpein.
Frecher Sünder, du mußt sterben!
Wird mein strenges Urtheil seyn.
Schon seh ich den Abgrund offen
Ach, wie darf ich Rettung hoffen; —

Dank sey Gott! die Furcht verschwindet,
Weil ein Bürg ins Mittel tritt;
Weil sich ein Vertreter findet,
Der für den Verzagten bitt,
O beglückte theure Stunden!
Gottes Sohn hat seine Wunden,
Und sein blutigs Lösegeld,
Meinem Richter dargestellt.

Richter! siehe meinen Bürgen,
Siehe die Bezahlung an!
Dieser ließ für mich sich würgen,
Dieser hat genug gethan:
Der hat dein Gesetz erfüllet,
Der hat deinen Zorn gestillet.
Herr! ich glaube: steh mir bey;
Sprich von Straf und Schuld mich frey!

Ach, was hör ich? Gnade! Gnade!
Gnade schallt in meinem Ohr;
Daß sie mich der Bürd entlade,
Hebt mich deine Hand empor:
Gott spricht: Sünder, du sollst leben!
Deine Schuld ist dir vergeben;
Sey getrost mein lieber Sohn!
Komm herzu zum Gnadenthron. u. s. f.

Das

Das ganze Lied ist uns anstößig gewesen. Rohere Begriffe von Gott und der menschlichen Natur, von der Erlösung J. C. und der Vergebung der Sünde; mit der Schrift, Vernunft und Moralität in solchem Widerspruch stehende Vorstellungen kann es beynahe nicht geben, als in diesem, und andern, in ähnliche Rubricken gehörigen, Liedern. Dergleichen Stücke hätten vom Herausgeber theils ganz weggeworfen, theils gereinigt werden sollen. Unter jene möchte wol Nro. 101. **Es lag die ganze Welt, mit Zorn und Fluch beladen,** rc. und unter diese, die sonst schöne Lieder 518. 519. **Mache dich, mein Geist, bereit!** und: **Hier ist noch unsre Prüfungs-Zeit,** rc. etlicher Stellen wegen gehören, — vieler andern nicht zu gedenken. — Sonst sind in diesem Gesangbuch einzelne Ausdrücke in verschiedenen Liedern glücklicher geändert, oder beybehalten, den im Neuen Darmstädtischen, z. B. im Liede: **Der du uns das Heil errungen,** Nro. 108. (von **Erasm. Francisci.**) Wenn es im Darmstädtischen Gesangbuch auf eine für die meiste Leser minderfaßliche, und überhaupt etwas seltsame, Weise heißt:

> **Hast der schwachen Menschheit Orden**
> **Wieder mit dem Recht belehnt,**
> **In den Himmel einzugehen** rc.

so steht dafür in der Frankf. Sammlung:

> Du erwarbst das Recht uns wieder
> Einzugehn in Gottes Ruh rc.

Wir hören immer mit Vergnügen, daß die alte Gesangbücher nach und nach verdrängt werden — wir ziehen auch diese, und andre neuere, Lieder-Sammlungen jenen bisher gangbaren weit vor, — glauben aber doch, daß sich noch eine genauere Sichtung des Vorraths von Liedern, und sorgfältigere Befeilung mancher erhaltenen, hätten anstellen lassen. Die Bände werden zwar nicht so dicke, aber die wahre Erbauung aller Klassen von Christen gewinnt mehr dabey.

W.

Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel, von D. G. Fr. Seiler. Erste Sammlung. Die andre Auflage, Bayreuth, Lübeck, 1772. 8. 358 Seiten.

Wir wollen diesen Predigten ihre Vorzüge keinesweges absprechen. Doch dünkt uns, fehlt es hie und da an Feuer und Leben. Anderswo wünscht man mehrere Präcision. An einigen Orten ist zu viel von der noch gangbaren, wo nicht offenbar unrichtigen, doch für die meiste unverständlichen und unbrauchbaren, Dogmatick beygemischt; an andern die Moral etwas zu hoch geschraubt. Hin und wieder blickt auch etwas — Mystick hervor. Die Reihen der hintereinander hergestellten biblischen Sprüche und ascetischen Formeln sind bisweilen zu ansehnlich. In der Pr. von den Vortheilen eines keuschen Wandels stößt man im Eingang auf verschiedene seltsame Brocken; im Ganzen vermißt man Bestimmtheit und Ordnung; insbesondre Fruchtbarkeit und Wärme, bey dem Punkt von den nützlichen Folgen eines keuschen Wandels im gegenwärtigen Leben. Ueberhaupt kommt dieses Leben bey dem Verf. wie bey den meisten Predigern noch zur Zeit, nicht genug in Betrachtung, wenn von Früchten der menschlichen Gesinnungen und Thaten die Rede ist. Und doch würde der Eindruck tiefer seyn, wenn man sich länger in demselben verweilete, und dafür desto kürzer in jenem. — Ob diese Auflage von der vorigen (S. allg. d. B. XIV. B. 2. St. S. 471.) unterschieden sey, und wie weit? kann der Rec. nicht bestimmen, weil er der letztern nicht hat habhaft werden können. — Der Verf. verspricht eine Fortsetzung.

W.

Gedanken über den Naturalismus nach Vernunft, H. Schrift und Erfahrung. Entworfen von A. C. F. Bühler, Rector. Zweyte Auflage. Magdeburg und Leipzig, bey Zapfe, 1772. 224 Seit. in 8.

Wir lasen diese Schrift und blieben wie zuvor. Starke, scharfsinnige, mangelhafte, schwache, leimerne Beweise und Voraussetzungen finden sich in allen Widerlegungen und auch hier bey einander. Ins Detail zu gehen, erlaubt uns der Raum nicht. Viele Antworten sind gut, viele mittelmäßig, einige schlecht, keine, die sich auszeichneten. Natürlicherweise verliehret der Gegner beständig. Die Ordnung ist wohl das beste. „Wäre die Schöpfung nicht vorhanden, sagt einmal „der Verf., wäre die Nothwendigkeit und Ewigkeit zufälliger „Dinge nicht so widersprechend, so würden die Naturalisten „auch keinen Gott glauben.„ Mit andern Worten: hätte man

man für Gottes Existenz keinen Beweis, so würden die Naturalisten wohl bleiben lassen, sie anzunehmen. Unstreitig! S. 22 : 29. Zwölf Gründe der Naturalisten gegen die Religion. Aber der Verf. schreibt doch nicht alle, allen zu? Nein, er ist zu billig. Kein rechtschaffener Deiste läugnet die Unsterblichkeit. Er erwartet sie als seinen einigen größten Trost in den Ungewißheiten dieses Lebens, ist froh zu gehn, wo seine Philosophen ruhn, bey der Quelle des Wissens, wie die große erste Preußische Königin, die werth war, Leibnizens Freundin zu seyn, seine Wißbegirde zu sättigen. Die Kennzeichen S. 9. ff. brauchen wohl mehr Berichtigung. Ich dächte, die Freygeister sprächen von der Religion genug. Man redet immer von der Religon, sagt Montesquieu, diese aus Liebe, jene aus Furcht. Warum ist S. 165. der Glaube eine Tugend? Ich höre diesen Satz gar nicht gern. Denker überzeugen sich vom Christenthum anders und besser. Stutzer, Modefreygeisterchen, lesen Hrn. B. nicht. Wozu also dieses Buch?

Rz.

Unterricht von dem Eyde, welchen Prediger, Candidaten und Schulbediente, ehe sie ein geistlich Amt antreten können, abzulegen verbunden seyn, welcher aus erheblichen Ursachen abgefasset, und zugleich die dagegen geäusserte Einwendungen und Zweifel beantwortet werden; nebst einer Vorrede von einigen Hauptmängeln des geistlichen Standes, von Johann Christian Michaelis, General-Superintendenten des Fürstenthums Halberstadt ꝛc. Halberstadt, 1770. 8. $4\frac{1}{2}$ Bogen.

Wir würden diese Blätter in unserer Bibliothek gar nicht angezeigt haben, wenn sie uns nicht gewissermaßen dadurch merkwürdig würden, daß sie einen Verfasser haben, der in einem ansehnlichen geistlichen Amte stehet, und der in dieser kleinen Schrift eine Königl. Verordnung, die er veranlasset hat, zu rechtfertigen sucht. Den Inhalt dieser Verordnung findet man aus dem Titel der Schrift selbst angezeigt; die Absicht aber, die der V. bey ihrer Verfertigung gehabt, druckt er in der Vorrede folgendergestalt aus: „Gewisse nach „meinem geringem Urtheile erhebliche und triftige Bewegungs„gründe, welche alle aber bekannt zu machen bedenklich finde, „ha-

„haben mich nach langer Ungewißheit und vieler Ueberlegung
„endlich bewogen, einen kurzen Entwurf von dem in unserm
„Lande eingeführten Eyde und sogenannten juramento Simo-
„niae der Prediger ꝛc. abzufassen,„ und im 1 Absch. §. 3.
daß „da sich viele auch zum Theil gute Gemüther gefunden,
„die gegen die Verordnung mancherley Zweifel und Beden-
„ken geäussert, so sehe er sich genöthigt, die Gründe anzufüh-
„ren, die den größten Schein und Achtung verdienen.„ Wie
diese Zweifel beantwortet worden, das werden wir sogleich sa-
gen. Vorher aber können wir uns nicht enthalten ein Paar
allgemeine Anmerkungen über die Sache, welche in diesen
Blättern abgehandelt wird, selbst zu machen: Es schmerzt uns
allzeit, so oft wir in die christliche Kirchenzucht solche Vorstel-
lungen zurück geführt sehen, die uns an die Verderbnisse erin-
nern, wodurch das Christenthum in den Zeiten der Dunkelheit
und der Priestergewalt hat gehen müssen. Das Wort Simo-
nie womit man die Erkaufung geistlicher Aemter bezeichnet,
setzt in seinem Ursprunge und in seinem kanonischem Gebrauche
Ideen voraus, die das reinere Christenthum verschmähet; und
die ein jeder Geistlicher, dem das Wohl des Reiches Gottes
am Herzen liegt, sich zu erneuern hüten sollte. Sogar die
Sorgfalt, die man ehemals in der römischen Kirche angewen-
det, bey Besetzung der Kirchenämter, die Bestechungen zu
verhüten, floß aus der Quelle dieser angezeigten Ideen. Nach
solchen Grundsätzen wurden ziemlich früh Eydesformeln ge-
macht, und auf den Kirchenversammlungen zu Verhütung der
Simonie festgesetzt. Die, so man auf einer Kirchenversamm-
lung zu Chartres entworfen, findet man auch bey dem Ziegler
de Episcopis, und man wird unsern Unwillen nicht übertrie-
ben finden, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie daselbst
nachzulesen. „Das Tridentische Concilium hat sogar diejeni-
gen Bischöffe anathematisirt, die sich für die Ordination wür-
den bezahlen lassen. Demnach sollte man glauben, daß alle
sogenannte Simonie aus der römischen Kirche müßte verbannt
seyn. Und doch klagen nicht wenige ihrer Lehrer noch bestän-
dig über diesen Mißbrauch. Nemlich — und das ist unsere
zweyte Anmerkung — das neue Gesetz wird durch neue So-
phisterey vereitelt. Der päbstliche Hof selbst nimmt die An-
naten für die Ordination der Bischöffe als ein justum prae-
mium *peracti laboris*, indem er dem Canon des Trid. Conc.
dadurch aus dem Wege gehet, daß er die Canonisten unterschei-
den läßt, zwischen dem Gelde, das man vorher und dem das
man nachher empfängt; nur das erste macht die Simonie.
Es

Es ist also gewiß, daß der Eyd die Bestechung bey Besetzung der Aemter nicht hindere. Denn wenn sie sie hindert: so müßte dieses so untrügliche Mittel bey andern Aemtern ebenfalls von der gesetzgebenden Macht gebraucht werden. Der Richter, der Arzt, der Finanzbediente müßten zu dem nemlichen Eyde gehalten seyn, oder man würde, wenn man dieses leugnen wollte, zu den Vorstellungen von den geistlichen Aemtern zurückkehren, die wir in der ersten Anmerkung verworfen haben. Anjetzt wird wohl niemand mehr Bedenken tragen, wenigstens im allgemeinen, demjenigen beyzupflichten, was Böhmer in folgenden Worten sagt: rursus tamen hoc crimen *mere civile*, vel, ut ajunt, *seculare*, ambitus scilicet, non recte cum nequissimo Simonis facinore contulisse videntur etc. Die Methode, welche die gesetzgebende Macht in den meisten Staaten bey Besetzung der weltlichen Aemter zu befolgen pflegt, besteht in weiter nichts, als in einer genauen Prüfung sowol der Geschicklichkeit als auch der Sitten derjenigen, die sich um ein Amt bewerben; und diese Methode wird auch fast aller Orten bey der Besetzung der Kirchenämter befolgt. Man darf daraus sicher schliessen, daß der sogenannte Simonieeyd ein unwirksames oder wohl schädliches Mittel zu dem vorgesetzten Zwecke sey. Und so ist es. Ausser daß es tausenderley geheime Vorbehalte, tausenderley Wege einen solchen Eyd zu vereiteln giebt: so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß wer sich unerlaubter Mittel, ein Amt zu erhalten, bedienen kann, leicht noch den zweyten Schritt zur Verhelung dieser unerlaubten Mittel thun wird. Und in dem man solchergestalt Gelegenheit giebt, daß viele sich über die Heiligkeit des Eydes hinwegsetzen, so schadet man der Sittlichkeit eines Landes augenscheinlich; Denn wir halten es für eine unumstößliche Regel, welche die Klugheit des Gesetzgebers und Richters immer vor Augen haben sollte; daß, wo der Eyd zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes unwirksam ist, er nothwendig der Sittlichkeit schädlich werden müsse. Aus allem dem erhellet, daß der Gesetzgeber die Bestechung bey Ertheilung der Aemter besser dadurch verhindern werde, wenn man über diejenigen hält, von denen diese Ertheilung der Aemter abhängt! oder wenn die Unvollkommenheit aller menschlichen Veranstaltungen es gänzlich zu verhindern, unmöglich macht, den schädlichen Einfluß dieses Mißbrauches durch scharfe Prüfung der Candidaten abhalte. Das ist noch lange nicht alles, was sich über diese wichtige Materie sagen liesse; aber es ist immer genug die Unzulänglichkeit der Antworten, die der V. auf die ihm gemachten Einwürfe giebt, ins Licht zu setzen.

setzen. Eine kleine Probe von der Art, wie der V. denkt und schreibt! S. 13. „Ist und bleibt darum die Lehre von der Gott„heit und der verdienstlichen Genugthuung Christi nicht eine „wesentliche Hauptstüke des christlichen Glaubens, ohne wel„cher sich niemand der Gnade Gottes, der Vergebung der „Sünden, der Rechtfertigung und der Hofnung der Selig„keit versichern kann, ja ohne welcher Lehre die ganze Offen„barung in ein theils abgeschmacktes, theils überflüßiges „Lehrgebäude verwandelt wird ꝛc.„ Uns dünkt dieses ein sehr unschicklicher Ausdruck seiner Hochachtung gegen die Offenbarung, wenn man einen Theil derselben so sehr auf Kosten der übrigen erhebt. Zumal da es der Vortheil der Religion und Sittlichkeit erfodert, die Bibel auch in den Händen dererjenigen zu erhalten, die die Lehre von der Genugthuung nicht darinn finden. Und man müßte gegen den Augenschein sprechen, wenn man nicht gestehen wollte, daß sie, auch unabhängig von dieser letztern Lehre, die kostbarsten Schätze göttlicher Weisheit in sich enthält. Wir enthalten uns übrigens von der Vorrede mehr zu sagen, als daß sie eine stürmische, platte und ungründliche Deklamation gegen gewisse vielleicht nur in der Einbildungskraft des Verfassers wirkliche Feinde der Religion enthält.

Gedanken über die Wahlen der Prediger, deren Beschaffenheit, Mißbräuchen und Verbesserung nach Ueberzeugung und aus einer vieljährigen Erfahrung zum Unterricht und Prüfung abgefasset von Joh. Christ. Michaelis, Gen. Super. des Fürstenth. Halberstadt. Halberstadt, 1771. 3½ Bogen 8.

Wir verbinden diese Schrift mit der vorigen wegen der Verwandschaft der Materie sowol, als auch der Uebereinstimmung des Vortrages und der Denkungsart in beyden. Der Vorschlag des V. geht dahin, die Wahlen der Prediger gänzlich abzuschaffen und statt deß alles dabey auf das Loos ankommen zu lassen. So sehr wir dem V. in Ansehung der Mißbräuche, die bey den Predigerwahlen obzuwalten pflegen, Recht geben: so wenig möchten wir ihm doch in den großen Erwartungen beytreten, die er von dem Loose hat. Er scheint dabey gewissermassen auf eine unmittelbare Darzwischenkunft der Vorsehung zu rechnen, wodurch alle untüchtige Candidaten

vom

vom Predigtamte würden ausgeschlossen werden! Dem Einwurfe, als wenn alsdann Gott durch ein Wunder bey einer Predigerwahl mitwirken müßte, beantwortet er S. 45. so: „Will man von Wundern reden und bey dem Loose voraussetzen, daß solches nicht anders, als durch die Vorstellung „eines Wunders erklärt werden könne: so möchte man doch „erst ein Wunder recht bestimmen, und bey Sachen, davon „man einen ganz verworrenen Begriff hat, nicht so dreiste und „verwegen zu Werke gehen, und sich anmaßen einen richterlichen und unwidersprechlichen Ausspruch zu thun.„ Diese Antwort ist eigentlich keine Antwort. Man sieht wohl, daß der V. von den Regierungsregeln der göttlichen Vorsehung, so weit wir sie aus der Betrachtung der Welt, verglichen mit der vortreflichsten Natur Gottes kennen, sehr schwankende Begriffe hat. Wer sind wir, die wir die Vorsehung tadeln wollen, wenn sie einen Untüchtigern zu einem Amte läßt? Woher wissen wir, daß dieser Untüchtigere nicht auf irgend eine Weise ein Instrument in der Hand der Vorsehung zu andern grossen Zwecken seyn kann. Am besten scheint uns die Besetzung der geistlichen Aemter noch immer, mit allen Unvollkommenheiten, die von menschlichen Dingen nicht zu trennen sind, in den Händen redlicher und erleuchteter Männer zu seyn, die den geistlichen Geschäften in Consistorien rc. vorstehen, und wir würden es sehr wünschen, daß sie allein ihnen möchte übergeben werden, wenn es nur ohne Beeinträchtigung hergebrachter und gegründeter Rechte der Gemeinen geschehen könnte. Indeß können sie doch immer, wie schon erwähnt, diese Besetzung, wofern sie nur wollen, durch strenge und unpartheyische Prüfung der theologischen und moralischen Tüchtigkeit des Candidaten zum Nutzen des Staats und der Kirche lenken.

Bl.

Untersuchung der Frage: was die Sünde wider den Heil. Geist sey — aufgesetzt von M. J. F. Weiß, Archidiac. zu Göppingen. Suttgard, bey Mezler 1772. 78 Seit. in 8.

Für ungelehrte gut geschrieben. „Der lästert den Geist, „der die Wunder Jesu und der Apostel für Lüge, Blendwerk, Zauberey en oder bloß menschliche Künste und das Wort, „das sie verkündiget haben, für eigene Erfindung und Weisheit, nicht für Worte des Geistes Gottes ausgiebt und eben

„dadurch sich und andere vom Glauben an Jesum den Welterlöser abhält. Doch kann die Sünde vergeben werden, wenn „man sich bekehrt.„ Ist das letztere, so hat Hr. W. ganz unrecht, und überhaupt ist seine Meynung nicht bestimmt, nicht erwiesen genug, auch nicht neu.

Rz.

M. J. A. Trinius Altes und Neues zur Erweiterung und Verbesserung theologischer Kenntnisse. Erstes bis VI. Stück. Halle, Curt, 1771. 934 Seiten in 8.

Dies Buch ist gleich einem Netze, das ins Meer geworfen wird, womit man allerley Gattung fähet; da es aber nun voll ist, so ziehen wir es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die guten Fische in ein Gefäß zusammen, aber die Faulen werfen wir weg.

Hr. Trinius unterrichtet uns gleich in der Vorrede von Umständen von ungemeiner Wichtigkeit. Seit 22 Jahren hat er bey einer so mühsamen Landpfarre, ob er gleich dieselbe mit andern ansehnlichen ihm angetragenen Stellen leicht hätte vertauschen können, seine Erholung in der Lektüre gefunden. Nun hat er seinen Amtsgehülfen erhalten, dem er zu mehrerer Bequemlichkeit seine Pfarrwohnung überlassen, sich nach Eisleben begeben und mit Hrn. Subconrector Schmieder dieses theologische Journal angefangen. Im Ganzen scheint mir in diesem Buche ein Geist der Kleinigkeiten zu herrschen und das meiste dürfte auf unnütze Fragen hinauslaufen, an welchen niemanden etwas liegt. Ich ziehe gleichwol einiges aus.

Mit Rechte rettet Hr. Schmieder Melanchthons Erklärung des Briefes an die Römer, von einer Vergessenheit, deren Melanchthons Schriften nicht würdig sind. Hr. D. Hofmann in Wittenberg hatte 1752. behauptet, Jesus habe ganz im Ernste dem cananäischen Weibe nicht helfen wollen. Hr. Tr. freuet sich sehr über den rechtgläubigen Hrn. Candidat Sonntag, der diese Meynung widerlegt, und verwundert sich, daß sie den Geist der Orthodoxie nicht mehr in Bewegung gesetzt. Er findet die Ursache in dem großen, verdienten Ansehen des Hrn. Hofmanns, dessen große, unsterbliche Verdienste (um wen? wann? wie?) dessen tiefe, ausgebreitete Wissenschaft er sehr rühmt, welches vortreflichen Lehrers und großen Geistes (wie nennt Hr. Tr. die Leibnitze, die Montes

tesquieu, wenn er sie kennt?) lange Erhaltung er dem evangelischen Zion von Herzen wünschet? worauf er selbst in einer langen Apostrophe an den Heiland diese gefährliche Meynung widerlegt.

Hr. S. erklärt Noäh 120 Jahre für eine Abkürzung des menschlichen Lebens. Ich habe diese sehr wahrscheinliche Auslegung, ich weis nicht mehr, ob auch schon gelesen oder doch selber gedacht. Hr. Tr. eifert mit Recht gegen die verkleinernde, tändelnde Sprache von Heilandgen und Jesulein. Wann wird man doch einmal mit Wohlstande von Gott reden lernen und den Namen des Herrn der Welt nicht mehr durch läppische Liedchen Ein Kindelein so löbelich, ach mein herzliebstes Jesulein, durch verliebte Sprache und ungeistliche herrnhutische Tändeleyen entweihen? Warum den göttlichen Verbesserer der Menschheit Jesulein nennen, da man durch Sokratchen, Shaftesburychen, Newtonchen sich lächerlich machen würde?

Proben einer Psalmenübersetzung. Die Grundsätze sind gut, aber der Hr. Uebersetzer sollte diese Psalmen besonders drucken lassen, denn Ungelehrte lesen sein Journal wohl nicht? und für diese schreibt er doch. Ich wünschte Michaelis, Cube, alle neuern Uebersetzer behielten Luthers Ausdrücke, wo sie gut sind, bey, statt seine starke, männliche Sprache mit schleppenden Periphrasen auszutauschen. Freylich würde man dann leichter sehen, daß eine neue Uebersetzung etwas so erstaunlich wichtiges nicht ist, und einige würden ihre Thaler behalten; aber man übersetze dafür den Elmakin, den Bohadin, den Abulfaradsch, die wir noch nicht haben. Aus dem Morgenlande läßt sich noch viele Weisheit holen. Auch sollte die Bibel in den neuen Paraphrasen nicht alle, in der Sittenlehre unschädlichen Bilder verlieren; redet doch das Volk auch bilderreich und sinnlich!

S. 93-142. Schmieders Auszug aus einer Dissertation Emmerlings, über die mansfeldische Kirchengeschichte bis 1580. dergleichen Provinzialnachrichten könnten mehrere hier herein kommen; Hr. Luk hätte in 50 Octavseiten das ganze Wesen seiner erbachischen Kirchengeschichte concentriren können. Auch hier könnte vieles, unter andern die elenden Chronostiche, wegbleiben.

So lang Ernesti seine Bibliothek fortsetzt, giebt sich Hr. Tr. mit Recensionen der Obersächsischen Programmen eine unnütze Mühe. Ein Projekt billigen wir sehr. Hr. Tr. will uns den Kern der Schrift im Auszuge blos zur Beantwortung der Frage liefern: Was muß ich zur Seligkeit glauben und thun? Genealogien, Geographie, Stiftshütte, Tem-

 pel,

pel, unerklärliche Stellen wie Jes. 53, 9. 1 Cor. 11, 10. 15, 28. f. (die letzte will man nur nicht verstehen, die Uebersetzung der beyden erstern könnte man herzhaft ändern und 1 Cor. 11, 10. statt Macht, Schleyer, statt Engel, Spionen setzen,) Loths, Rubens und Dina Schande, Jacobs Betrug, die Wiederholungen der Evangelisten (und des Buches der Chronicken,) die apocryphischen Bücher, Hiobs und seiner Freunde blos menschliche Disputationen bleiben weg, und das übrige wird kurz (also ja so weitschweifig und seichte nicht, wie in der Probe) erläutert. Ich billige das alles vollkommen; warum das Volk aufhalten und ärgern?

Die biblischen Probleme sind meist eitle, leere Fragen, ohne Interesse, ihrer Natur nach unbeantwortlich und machen den Commentatoren schlechte Ehre. Siehe zehn Vermuthungen über Jonä Fisch, über Judas Ischariots Beyname u. d. gl. Buddei Meynung S. 232. ist die beste: Der genaue Umgang, das Amt, die Angabe ohne Beschuldigungen, die Verzweiflung Judä selbst zeugen für den Charakter und den Geist Jesu.

Hr. S. übersetzt des Cardinals Bona Manuductio ad Coelum, eine Erbauungsschrift nach gewöhnlichem Schrot und Korne. Hr. Tr. sammelt aus alten und neuen gute und schlechte exegetische Anmerkungen von S. 313-331. Meynungen über 1 Cor. 11, 10. Obiger Bona macht S. 337. die Anmerkung: Niemand kann enthaltsam seyn, dem es Gott nicht giebt. Er erinnert mich einer Stelle Bernhards, der die Keuschheit eines Mönchen und einer Nonne, die beysammen leben, mit allem Rechte für ein eben so großes Wunder erklärte, als die Auferweckung eines Todten.

Güldene Worte des Theologen Jacobi: S. 195. „Nur „eine gelehrte Kunst hat die Lehren der christlichen Religion weit„läuftig gemacht. Wer könnte selig werden, wenn ein so weit„läuftiges Lehrgebäude zum Himmel nöthig wäre? und wie „hätte Paulus in so kurzer Zeit ganze Heydnische Länder leh„ren können? Man thut dem Christenthum ungemeinen Scha„den, wenn man seine Lehren weiter als die Schrift selbst „ausdähnet.„ Eine universelle, allein seligmachende Religion und ihr System in Stapfers 12 Oktavbänden, in Heideggers zween Folianten, in Clemms 6 Quartbänden; Gerhards Loca und Dannhauers Catechismusmilch nicht zu erwähnen — — welche Widersprüche!

S. 441. entschuldiget Hr. Tr. seine sogenannten unschuldigen Heterodoxien gegen die Ketzermacher: „Mit die„sen

„sen schwachen Geistern aber muß man Mitleiden haben und „ihren Eifer mit Unverstand sanftmüthig ertragen. Sie lassen „sich vom Unterscheide zwischen Ketzerey und Heterodoxie „nicht überzeugen.„ Schön, christlich, das wollen wir dann auch immer thun und ohne Polemick die Wahrheit nur zeigen, damit man sie liebe.

Luther, Buchholz, Drusius, Heumann, Michaelis halten Stephani Rede für uninspirirt. Auch ich kann dem Geiste Gottes chronologische und historische Unrichtigkeiten, dergleichen Stephanus in der Disputirhitze sich entwischen ließ, nicht beymessen. Kolle von Ferden: „Christus hat keine unendliche Strafen gelitten.„ Ja wohl nicht, auch wir endliche Geschöpfe können uns nicht unendlich versündigen, ungeachtet manche sich damit noch immer tragen. Ernesti: Aus Matth. 28, 19. läßt die Kindertaufe sich nichterweisen. Und ich wüßte überhaupt die Stelle nicht, aus welcher sich ihre Nothwendigkeit ungezwungen darthun liesse. Vorzeiten gab man den Kindern auch das Abendmahl, welches in den mittlern Zeiten billig abgeschaft worden, aber die Taufe blieb. Cölius Secundus Curio und zween andere: „die Anzahl der Seligen „ist größer, als die Zahl der Verdammten.„ Wenn werden sich doch unsere Begriffe vom Zustande jenseit des Grabes, dem Zweck und der künftigen Bestimmung des Menschen läutern! Ich hoffe, der Menschlichkeit zur Ehre, sollen die leichtsinnigen theologischen Rhadamanten, die ihre Brüder unberufen richten, wohl bald verschwinden.

S. 471 : 525. Eine Menge litterärischer Nachrichten von Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorien, ihren Schicksalen, Gegnern, Ausgaben und Vertheydigungen. Arnold, der Freund Christian Thomasens, wagte zuerst den Vorhang zu zerreissen und die Blößen der Geistlichkeit, die vor ihm heilig waren, mit wahrem Ernste aufzudecken. Sein Temperament, sein Zeitalter, der Gedanke, die besten Menschen müssen auch wohl den besten Glauben haben, diese und andere Umstände, samt den orthodoxen Zorne seiner Amtsbrüder brachte ihm zu viel Neigung auf einige fanatische Träumereyen bey. Dies abgerechnet, bleibt sein Werk eines der allerwichtigsten Bücher, für Denker und Psychologen eine unerschöpflicher Schatz. Sein Angedenken, seine Absicht, seine Gelehrsamkeit, sein freyer ernstlicher Muth sey uns ehrwürdig!

Auszug aus Sylvester Prierias Aurea Rosa, oder Evangelienpostill. Wir haben wahrlich bis auf Mosheimen, in einigen Gegenden bis auf itzt, den Katholicken nicht sehr

herauszubieten. Notorisch hört man gleiche Ungereimtheiten auf manchen protestantischen Kanzeln, liest sie auch in gedruckten Predigten.

Es kommen wieder unnütze Fragen: Kann ein Sterbender die vierte Bitte beten? Wie lange währte der Stand der Unschuld? und dergleichen Aufsätze unserer christlichen Rabbinen. S. 627-638. Anlage zu einer exegetischen Bibliothek seit 1753. Hr. T. kann dies Verzeichniß ansehnlich vermehren, aber bereits zählen wir 22 Einleitungen und Hermeneuticken, 10 Erklärungen der ganzen Bibel, 45 Bücher über das A. T., 77 Schriften über das N. T. 86 über einzele Kapitel, und nur seit zwanzig Jahren, noch dazu unvollständig. O quantum est in rebus inane.

Weitläuftige Untersuchung der Frage: Hat Christus auch für die zeitlichen Strafen der Sünde genug gethan? Verneinet von Hrn. Schm., bejahet von einem Berlinischen Ungenannten. Die natürlichen Folgen der Sünden hebt wohl der Mediciner, ein guter Freund, ein mächtiger Gönner, Klugheit, Arbeit, Geist. Ohne diese bleiben sie, wenn wir Gott nicht alle Augenblicke an der Welt wollen künsteln lassen. Ueberhaupt straft Gott nicht aus Rache, um zu strafen; aus Liebe straft er, um zu bessern, seine Strafen sind Gnadenbezeugungen. Der eingerückte Briefwechsel macht Hrn. Schmieder, dem Berliner und Hrn. Trinius wahre Ehre. Die Probe einer mit ihr selbst, mit der Vernunft und mit der Erfahrung vereinigten Bibel gefällt mir nicht. Warum sparet der Hr. Verf. seine Anmerkungen nicht auf obigen Auszug?

Wie durfte Josias gegen den Götzendienst der zehen Stämme etwas wagen? Ich weis es nicht. Sein Großvater kann von Assarhaddon mit dieser Provinz belehnt worden seyn. Gewisses weis ich nichts. Schade, daß die hebräischen Geschichtschreiber das öffentliche Recht, die Statistick ihres Volks so versäumt haben. „Der Teich Bethesda wird für „ein natürliches mineralisches Wasser gehalten.„

Es findet sich manches merkwürdige in diesem Quodlibet. Es kann interessanter und lehrreicher werden, wenn die Verfasser sorgfältiger wählen, wenn sie über die Theologie so oder noch besser beobachten, wie Hr. Castilhon über die Völker.

Rz.

Funf-

Funfzig christliche Lieder von Johann Caspar Lavater. Zürch, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1771. 272 Seiten in gr. 8.

Christliche Lieder von Heinrich Julius Tode, Predigern zu Prigier im Mecklenburgischen. Hamburg und Lüneburg, bey Gotthilf Christian Berth. 1771. 66 Seit. in 8.

Sammlung geistlicher Gesänge über die christliche Glaubenslehre und Tugendpflichten. Leipzig und Liegnitz, in der David Siegertischen Buchhandlung. 1771. 478 Seit. in 8.

Gesammlete und zum Theil neuverfertigte Lieder von M. Friedrich Conrad Darnmann, des dreyfachen Brandenburgischen Ministerii Senior. Brandenburg, in der Hallenschen Buchhandlung, 1771. 13 Bogen in 8.

Herr Lavater hat sich schon durch seine Schweitzerlieder als ein guter Dichter gezeigt, und wenn seine christl. Lieder gleich nicht für lauter Meisterstücke gelten können, so sind doch viele darunter den besten in dieser Art, die wir haben, gleich zu schätzen, weil wahre Poesie mit der so nöthigen Einfalt und Leichtigkeit eines geistlichen Gesanges darinn vereinbaret ist. Andere fallen freylich zu sehr dagegen ab, und unterscheiden sich von matter Prose durch nichts, als den Reim. Herr L. hat dieses selbst eingesehen und bittet sich deshalb von Kennern Nachsicht aus, welche ihn um so viel williger wird zugestanden werden, da ein geistliches Lied, woran der Kunstrichter manches zu tadeln findet, auch der, der es nicht einmal so gut machen würde, doch bey vielen gute Empfindungen erwecken kann, wenn es sonst im Ausdrucke edel, voll Wahrheit, deutlich und aus der Fülle eines frommen Herzens gesungen ist. Die letzte Eigenschaft kommt allen Lavaterschen Liedern zu, und für ihre Deutlichkeit hat der V. so gesorgt, daß er gewisse poetische Ausdrücke und figürliche Redensarten, die etwa ungeübten Lesern dunkel oder unverständlich hätten seyn mögen, theils in der Vorrede, theils unter dem Text durch kurze Anmerkungen in eigentlichen Ausdrücken erklärt. Gewisse Lieder in seiner

Sammlung möchten sich wohl nicht für alle schicken, weil sie zu wenig auf eines jeden moralischen Zustand passen, welches Hr. L. selbst eingesteht. An manchem Busliede hat vielleicht eine natürliche Temperamentsbeschaffenheit des V. großen Antheil, sonst liesse sichs nicht erklären, wie eine Seele voll inbrünstiger Verehrung Gottes, als Hr. L. gewiß hat, sich ohne Aufhören mit recht quälenden Gedanken von ihrer Verwerflichkeit vor Gott beunruhigen und ängstigen könne. Zu dem 24ten Liede über die Kraft des Glaubens und des Gebets, die noch in unsern Tagen wunderthätig seyn soll, wissen wir gar nichts zu sagen. Der gute Mann weis schlechterdings keinen Christen mehr auf der Welt zu finden. Er singt:

Ach, wie tief bist du gefallen,
Volk des Herrn; erwählt, vor allen —
Seine Wunder auszukünden!
Sag, wo kann ich Christen finden?
Flög' ich über Thal und Hügel,
Wo fänd ich des Geistes Siegel;
Wo des alten Glaubens Kraft,
Der mit Gott zerstöhrt und schaft?

Weh uns! denn ich finde keinen
Glaubenshelden; ach nicht Einen,
Der durch jeden Zweifel dringet,
Satan, sich und Welt bezwinget;
Keinen, der unsträflich wandelt;
Keinen, der wie Jesus handelt;
Dessen Glaube, deß Gebeth,
Segen einer Welt erfleht!

Wer Glauben hat, soll noch Todten erwecken, soll Ungewitter stillen, soll auf dem Wasser gehen können, ohne unterzusinken. Man lese folgende Strophen S. 135.

Tage kämpfen, Nächte wachen;
Todten und lebendig machen;
Schweigen, wenn Tyrannen wüten,
Durst und Hunger weggebieten;
Sturm und Ungewitter stillen,
Sterben um der Tugend willen;
Mond und Sonne heissen stehn,
Glaube, das kannst du erflehn!

Alles

Alles lernen, alles lehren;
Wandeln auf empörten Meeren;
Bey den Löwen, wie bey Schafen,
Ruhig wachen, sicher schlafen;
Riesen schlagen, Heere zwingen,
In den Flammen Gott lobsingen;
Nichts, wenns auch noch größer wär,
Glaube, dir ist nichts zu schwer!

Ja, wenn Hr. L. nicht mehr auf Erden lebt, so soll dies Lied noch an seiner statt die große Wahrheit, daß alle Dinge, dem, der da glaubet, möglich sind, ausbreiten. Es thut uns innigst leid, daß ein Mann, wie er, bey dem sich neben dem heissesten Eifer für die Ehre der christl. Religion, so viel edle Tugenden, so viel anderweitige Kenntnisse und Geschicklichkeiten zusammenfinden, ein Mann, der zur Verherrlichung Gottes und zum besten seiner Nebenmenschen die Thätigkeit selbst ist, daß der seiner ihm zu tief ins Gemüth geprägten Idee von der Glaubens- und Gebetskraft alle wahre Philosophie und gesunde Auslegungsregeln der heiligen Schrift aufopfert, und dadurch den großen Nutzen offenbar vermindert, den er sonst ohnausbleiblich durch seine Schriften stiften würde. So kann das Herz eines Menschen auf dem geraden Pfade der Tugend einhergehen, während der Zeit, da der spekulirende Verstand einen ganz unrichtigen Weg unaufhaltbar verfolgt.

In den Liedern des Herrn Tode findet man keine Spuren eines dichterischen Genies, doch enthalten sie ganz andächtige Gedanken in abgemessene Verse gebracht, deren Skansion, wie sichs trift, bisweilen geschmeidig genug, bisweilen aber auch ziemlich hart ist. Hier sind ein paar Zeilen aus einem Begräbnißliede, welches nicht das beste, aber auch nicht das schlechteste in der Sammlung ist:

Hier (im Grabe) endigt sich des Plagers Trutz,
Hie findet der gedrängte Schutz,
Hie wird in süssem Schlaf erquickt,
Den manche Hitz und Last gedrückt.

(Die Last drückt wohl, aber die Hitze nicht.)

Hie weicht die Hoheit mit dem Glück;
Der bloße Mensch bleibt nur zurück:
Vier Bretter und ein Leichenkleid
Sind nun die ganze Herrlichkeit.

Hier

Hier hört der Kampf des Christen auf;
Vollendet ist sein heisser Lauf,
Die Seel eilt in ihr Vaterland,
Ist ganz beglückt in Gottes Hand.

Gebracht zur Schaar der Siegenden,
Und zu der Engel Tausenden,
Schaut solche Gott nun, wie er ist,
Und ihren Heiland Jesum Christ.

Eben so kraftlos sind die Gesänge der dritten oben angezeigten Sammlung über die christliche Glaubenslehre und Tugendpflichten. In Hrn. T. Liedern findet man mit unter noch eine gute, erweckliche Strophe. In diesen ist alles äusserst elend und kümmerlich. 3. B. Nro. 293. Von der Auferstehung der Todten insgemein.

V. 1. Noch ist der Endzweck da nicht gar,
Warum der Mensch erschaffen war,
Wenn er gleich hier etwas erwirbt
Und nach vollbrachten Jahren stirbt.

V. 7. Der Fromme wird ganz sanft geweckt,
Der Sünder als im Schlaf erschreckt:
Der Fromme steigt mit Lust empor,
Der Sünder staunt und muß hervor.

Es ist unbegreiflich, wie man solche schülerhafte Arbeiten kann drucken lassen. Da wir itzt schon so viel vortrefliche Kirchenlieder haben, so solten sich Leute, die nichts besseres zusammenreimen können, doch gar nicht damit abgeben.

Die Darnmannschen Lieder, welche ein Anhang zu dem Brandenburgischen alten Gesangbuche seyn sollen, sind vollends unter aller Kritick. Verständige Christen danken Gott, daß man anfängt, unsere Gesangbücher von seltsamen Liedern zu reinigen, und Hr. D. vermehrt sie mit neuen. Kann es wohl eine vernünftige Andacht befördern? wenn man am Feste der Reinigung Mariä (eines der entbehrlichsten in der protestantischen Christenheit) mit der christlichen Gemeinde singen soll:

O du Brunn der Reinigkeit!
Nimm von mir die Sünden Flecken
Und laß deiner Unschuld Kleid
Meine Blöße ganz bedecken;

Dein

Dein Verdienst mein Wohlgeruch
Wider des Gesetzes Fluch.

Laß mein Herze Taubenart
Ohne Galle an sich haben:
Glaub und Liebe sey gepaart,
Nimm vorlieb mit meinen Gaben.
Girrt das Turteltäubelein,
Gieb Geduld in meiner Pein.

Oder: von der heiligen Taufe:

Du unerforschlichs Meer der Gnaden,
Wie selig ist dein Wasserbad!
Es heilet an mir allen Schaden,
Den Adams Fall verursacht hat.
Die Sündfluth gehet überhin,
Wenn ich in dieser Arche bin.

Oder: In Krankheit und Sterbensläuften.

Bewährter Arzt der kranken Seele!
Ich bin gesund und krank nur dein,
Und ruh in deiner Wundenhöhle
Die soll mein Krankenlager seyn.

O! ihr Herren, möchte man gewissen Predigern sagen, wenn sie nur glauben wolten, was so leicht zu glauben ist, ihr jaget so manches achtungswürdige Mitglied der Gemeinde, welches sich gerne bey unsern öffentlichen Gottesdienste erbauen möchte, durch solche sinnlose Gesänge zur Kirche hinaus, und nöthiget sie wider ihren Willen ihre sonntägliche Andacht für sich in der Einsamkeit zu suchen. Und dann schmält ihr doch auf jenen braven Mann, wenn er nicht zur Kirche kommt. Die Predigt pflegt wie das Lied zu seyn. Ich läugne nicht, wenn ich dergleichen verstandlose Dinge in der Kirche singen sollte, so bliebe ich auch lieber zu Hause, und sänge und betete für mich was klügeres.

Ez.

Der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist. Göttingen und Gotha, bey Johann Christian Dieterich, 8. 72 Seiten.

Von

Von dieser kleinen Schrift läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie den Weg zur wahren Glückseligkeit gerade so zeichnet, wie ihn das gewöhnliche System vorschreibt. Die Schreibart ist ziemlich gut, und auch deutlich, so weit dies bey der häufigen Einmischung der theologischen Schulsprache möglich ist.

Das gerettete Eden von denen falschen Erklärungen des D. Carl Friedrich Bahrden Freunde von J. A. Keyser, Pfarrern in Maßenheim 1 Cor. 1, 26. 27. Frankfurt am Mayn, in der Andreäschen Buchhandlung, 1772. 8. 72 Seiten.

Das zu polemischen Schriften von diesem Schlage erforderliche Schimpfen, Weheklagen, Verketzern und Verdammen verstehet der Verfasser dieses Aufsatzes ziemlich gut, aber das Retten und Widerlegen ist seine Sache gar nicht. Dies hätte er billig einem andern überlassen, und sich etwa nur die Ausarbeitung der Schmähungen vorbehalten sollen. In der That, wenn Eden durch diesen Schriftsteller soll gerettet werden, so siehet es sehr mißlich aus, und das Paradies könnte leicht noch einmal verlohren werden.

Bf.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Johann Stephan Pütters, — unpartheyisches rechtliches Bedenken über die zwischen der Krone Böhmen und den Herren von Zedtwitz wegen Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit der Herrschaft Asch obwaltende Streitigkeit. Göttingen, bey Joh. Christ. Dieterich, 1772. 164 Seiten in Folio, mit vorausgesetztem Inhalte, und einer Landcharte.

Ebendesselben kurzer Begrif von der ganzen Zedtwitzischen Sache die von der Krone Böhmen bestrittene Reichsunmittelbarkeit der Herrschaft Asch betreffend. Ebendaselbst, 28 Seiten in 4.

Wer

Wer da richtige, vollständige, und unpartheyische Nachrichten von der bekannten Zedtwitzischen Sache, und einen präcisen und überzeugenden Vortrag der dahin einschlagenden Rechtssätze, verlangt, oder wer ein Muster einer gut systematisirten aneinander hängenden Ausführung von der Art vor sich haben möchte, dem glauben wir in beyden Rücksichten diese Deduction mit Zuversicht empfehlen zu können. Die Sache selbst, die zu dieser Schrift die Veranlassung gegeben hat, hat seit einiger Zeit schon Aufsehens genug gemacht, und war wohl der Mühe werth, von einem der Arbeit gewachsenen Manne noch einmal vorgenommen zu werden. Nach Herrn P. weitläuftiger Ausführung, ist die Herrschaft Asch, die an das Chursächsische Vogtland, an das Bayreuthische, und an Böhmen gränzt, und der Zedtwitzischen Familie zugehöret, zwar ein Lehen von der Krone Böhmen, aber niemals ist sie ein Theil von Böhmen gewesen, und niemals hat sie die Böhmische Landeshoheit über sich erkannt. Wie andere Reichsstände, welche Böhmische Vasallen sind, haben die Herren v. Zedtwitz eine bloße Lehenpflicht und keine Huldigung, nur Lehendienste und keine andere Prästationen, geleistet, und die Lehensgerichtbarkeit über sich gelten lassen. Die Landesherrlichen Rechte haben sie selbst ausgeübt, und sind jedesmal als unmittelbare Mitglieder des deutschen Reichs vom Kaiser und Reich, von Böhmischen Collegien, und von andern Nachbarn behandelt worden. Böhmen hat nur von der ausgeübten Jurisdiktion auch ausser eigentlichen Lehenssachen, das ohnehin nur eine prorogirte Gerichtbarkeit war, ferner von einem Böhmischen Zoll, und der Böhmischen Post zu Asch Beweise beygebracht, die aber als einzelne Regalien, dergleichen oft Reichsstände ausser ihren eigentlichen Territorien hergebracht haben, keine Böhmische Landeshoheit über Asch ausmachen. Folglich ist die Gerechtigkeit völlig auf Zedtwitzischer Seite. Böhmen war auch nicht befugt, bey seinen eignen Gerichten gegen die Herren v. Zedtwitz klagen zu lassen, und sie mit Gewalt unter Böhmischen Gehorsam zu bringen: denn die kaiserliche Wahlcapitulation im 15 Art. 8. §., die den Reichsständen dergleichen Verfahren gegen ihre Unterthanen erlaubt, setzt voraus, daß es würkliche Unterthanen seyen, und nicht erst darüber gestritten werde, wie hier; und dann müssen es hergebrachte Rechte seyn, wie hier nicht sind. Sind diese Erfordernisse nicht vorhanden, so ist die eigne Gerichtbarkeit eines Reichsstands in solchen Sachen nicht gegründet, oder dies müßte von allen Exemtionsstreitigkeiten gelten, und dann

konnte Holstein wider Hamburg, Oettingen wider Neresheim, und ein jeder Fürst kann gegen seinen Nachbarn, den er sich unterwürfig machen will, bey seinen eignen Gerichten fiscalisch klagen lassen, und die Reunionskammern Ludwigs des 14ten wären alsdann rechtmäßig gewesen. Ueber solche Streitigkeiten müssen im deutschen Reiche die Reichsgerichte erkennen, und bey diesen müßte Böhmen klagen. Doch läßt sich jetzt schon einsehen, daß alsdann Possessorium und Petitorium für Zedtwitz seyn würden. — Nun kommts drauf an, was nach der Lage der Sache zu thun sey? und darüber sollte der Verf. auch seine Meynung sagen. Er bemerkt zuerst, daß man sonst gegen Thätlichkeiten der Reichsstände bey den Reichsgerichten Beschwerde führen könne. Aber hier tritt bey Böhmen der Zweifel ein, ob diese Krone nicht von der reichsgerichtlichen Jurisdiktion exemt seye? Auch dies verneint der Verfasser, und hat dazu die wichtige Erklärung genutzt, die der kaiserliche Hof beym Anfange des vorigen Kriegs hierüber bekannt machen ließ, obgleich eben in der Zedtwitzischen Sache die Böhmische Schriftsteller wieder von neuen behaupten, Böhmen habe keinen Richter über sich. Also, sollte man denken, bliebe nichts übrig, als beym Reichshofrath zu klagen, und zu erwarten, ob dieses Reichsgericht seine Gerichtbarkeit für gegründet erklären würde? Aber am Ende hat der Verfasser den Knoten, den er in der ganzen Ausführung so vortreflich geschürzt hatte, auf eine Art aufgelößt, wie vielleicht noch kein Deduktions- und Responsumsmacher gethan hat, so lange dergleichen Dinge geschrieben und gedruckt werden, und wie schwerlich wieder einer unter einem andern Kaiser thun wird. Er will, man soll die ganze Sache, so wie sie jetzt ein neues Licht erhalten hat, unserm großen Kaiser und seiner großen Mutter (die hier selbst Parthey sind) vorlegen, und alles von ihrer Gerechtigkeit erwarten.

— Für die gute Ordnung in der Ausführung bürgt der Name des Verfassers. Er hat dies Bedenken zwar auf Verlangen der Zedtwitzischen Familie ausgestellt, sich aber in den Fall gesetzt, als wenn er eine Proberelation in der Sache abzulegen hätte. — Seine freymüthige Unpartheylichkeit ist lobenswerth.

Auch das loben wir, daß der Verf. ein so weitläuftiges Bedenken, das, wie er selbst sagt, „auf wenige Leser Anspruch „machen kann, die Zeit und Gedult genug haben, dasselbe ganz „zu lesen,„ nicht in seine Sammlung von Rechtsfällen eingerückt hat, wodurch dieses Werk, das nur zu gemeinnützigen Auf-

sitzen bestimmt ist, ohne Noth wäre vertheuert worden. Da es besonders abgedruckt ist, kann es doch lesen, wer Lust hat. Eben die Weitläuftigkeit ist Ursache, daß der V. in dem kleinern Aufsatze die Sache ins kurze gezogen, und die Hauptsätze auf 28 Seiten zusammen gedrängt hat, bey welchen doch allemal die Stellen der Hauptschrift angezogen sind, damit man allenfalls die weitere Ausführung sogleich nachschlagen könne. Beyde, die größere und die kleinere Abhandlung, in Ansehung der Methode mit einander verglichen, können auch zu Mustern dienen, wie man eine Sache in weitläuftigern und kürzern Ausführungen auf verschiedene Art zu behandeln habe.

Nr.

I. L. C. Püttmanni Antecess. Lips. de Feudo caballino, quod vulgo Klepperlehn vocant, Diatriba. Lips. ap. S. L. Crusium, 1773. 28 Seiten in 8.

In Deutschland findet man hin und wieder sogenannte Klepperlehne. Unsere Lehnrechtslehrer schweigen insgemein gänzlich davon. Nur J. G. Wolf in seinen Elem. Jur. Feud. hat derselben gedacht, und des ehemaligen Kanzlers von Ludewigs Anmerkungen vom Klepperlehn aus den Hallischen Anzeigen hat Jenichen seinem Thes. Jur. Feud. Tom. II. p. 919. mit einverleibt. Ein Klepperlehn ist ein unadliches Lehn, vom Ritterlehne darinn unterschieden, daß der Besitzer des letztern vormals in Person dienen und aufsitzen mußte, im Gegentheil der Eigenthümer des Klepperlehns seinem Obereigenthumsherrn nur einen Klepper, oder ein gemeines Pferd, zu stellen, verbunden ist. Der Kleppermann dienet nicht selber, sondern sein Pferd. Die seltsamen Wachterischen Ableitungen des Worts Klepper von Klaufen u. s. f. verwirft Hr. D. Püttmann mit Recht, und leitet es von Klappern, (von dem geklapper, das das Pferd macht, wenn es einen kurzen Trab läuft,) daher auch die Klapperjagd, ab. Was Hr. P. aber aus einer Abhandlung des Gottfr. Mascovs vom Namen Pferd anmerkt, daß es vom plattdeutschen Baaren, (vielmehr Börn oder Bären) tragen, abgeleitet sey, weil das Pferd den Reuter trägt, und daher auch das Holländische Paard, deucht uns so nicht. Vermuthlich ist Persien das Vaterland der Pferde; die persische Reuterey war schon in den ältesten Zeiten berühmt. Im Arabischen heißt ein Pferd Faras فرس

und Fares فرس Persien. Ohne Zweifel ist hievon auch das deutsche Pferd, und vom deutschen das Holländische Paard abgeleitet.

Was wir einen Klepper nennen, das ist ein schlechtes gemeines Pferd, das man vom Reitpferde zu unterscheiden pflegt, das nannten die Römer caballus. Hierbey wird der Unterschied zwischen equus generosus, caballus und equus cataphractus oder dextrarius bemerkt, und gelegenheitlich ein Fehler des Heineccius in einer Anmerkung zum Brissonius de V. S. unter dem Worte Caballatio verbessert. Die Heineccische Ausgabe vom Brissonius ist voll von dergleichen Versehen. Die meisten juristischen Glossen z. E., welches neulich auch Struchtmeyer bemerkt hat, sind verstümmelt, und manches ist vom Heineccius unrichtig übersetzt. Wir wünschten, daß diese Fehler bald in einer neuen Auflage dieses brauchbaren Werks, da die Heineccische schon von 1742. und selten ist, verbessert würden.

Der Ursprung der Klepperlehne ist in den Zeiten zu suchen, da die Vasallen von ihren Lehnsherren aufgeboten wurden, Kriegsdienste zu thun. Hier wird beyläufig die Stelle 2 Feud. 28. §. ult. gegen den de Toullieu, der die Worte et patrem ausstreichen wollte, vertheydigt. Weil indeß die Lehnsherren nicht nur Vasallen, die selbst zu Pferde dienten, sondern auch zur Fortschaffung des Kriegsgeräths Pferde brauchten; so pflegten sie auch unter der Bedingung Lehne zu ertheilen, daß ihnen von dem Lehnsmanne, wenn sie es bedurften, auch wohl zu anderm Gebrauche, z. E. zur Reise oder zur Jagd, Pferde sollten gestellt werden. Diese Pferde wurden Klepper oder Lehnpferde genannt, da hingegen die Reitpferde der Vasallen Ritterpferde hiessen.

Ob das Klepperlehn ein eigentliches oder uneigentliches Lehn sey? Diese Frage und überhaupt die Eintheilung der Lehne in eigentliche und uneigentliche, wovon die Glossatoren die Erfinder sind, deucht uns nicht viel werth. Hr. P. hält die Klepperlehne, weil sie unadliche Lehne sind, für uneigentliche. Wir glauben, daß man sie und alle feuda ignobilia für eigentliche Lehne halten könne; denn da sie für eine Dienstleistung gegeben werden, so sehen wir nicht, was ihnen an dem Wesen eines Lehns fehlt.

Von mehrerem Belang ist die Frage, ob auch der Eigenthümer eines Klepperlehns bey einem Veränderungsfalle die Erneurung seines Lehns suchen müsse; wovon einige Lehnrechtslehr-

lehrer alle Besitzer unadlicher Lehne frey achten. Hr. P. zeigt, daß alle Vasallen, wenn sie nicht erweisen können, daß sie insbesondere hiervon befreyt sind, bey einer jeden Veränderung die Erneuerung ihres Lehns suchen müssen; daß in Sachsen aber die Besitzer unadlicher Lehne solche nicht verliehren, wenn sie gleich nicht zur rechten Zeit um die Belehnung angesucht haben. Doch leidet dieses, wie Hr. Hommel Rhapsod. Quaest. Obs. 485. bemerkt hat, bey den Erbrichterlehnen bisweilen eine Ausnahme.

Die wichtigste Frage bey den Klepperlehnen ist, ob sie steuerbar seyn, oder nicht. Das letztere behaupteten Ludewig und Wolf, und 1734. die Hallische juristische Fakultät von einem solchen Lehne, das ehedem zum Rittergute Meußelwitz gehörte, und als ein Afterlehn wieder einem andern war verliehen worden; aber wie wir sehen, auch mit aus dem Grunde, weil aus den Urkunden erhellete, daß gedachter Klepperlehnhof von undenklichen Jahren her alle Steuerfreyheit und Gerechtigkeit, wie die Rittergüter selbst, genossen habe. Hr. P. zeigt, daß das Klepperlehn von den gemeinen Steuern und Gaben, die sonst von Erbgütern entrichtet worden, nicht frey sey, aus der Natur der Lehne selbst und aus den sächsischen Landesgesetzen. Am Ende erinnerte noch der Hr. Verf., daß diese Lehne ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht können verpfändet werden.

Pl.

Vertraute Briefe über die wichtigste Grundsätze und auserlesene Materien des protestantischen geistlichen Rechts, herausgegeben und mit einer Vorrede von den Gränzen der Unpartheylichkeit und Gleichgültigkeit in Religionssachen begleitet, von Friederich Carl Freyherrn von Moser. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt am Mayn, bey Eßlinger, 1771. 1 Alph. 13 Bogen in 8.

Hier und da hat der V. (Hr. Hofrath von Bretschneider in Gera) an dem Ausdruck gebessert, etwas weggestrichen, etwas, besonders Allegaten, zugesetzt, in der Vorrede spricht er von den Beurtheilungen seiner Schrift mit rühmlichster Bescheidenheit.

Freymüthige Gedanken über das Studium der Rechtsgelehrsamkeit, sonderlich auf Akademien. Hamburg und Altona, 1772. 5 Bogen in 8.

Wann ein alter römischer Richter von der Caßianischen Sekte einem Menschen, der mündig seyn und ohne Vormund ins Publikum treten wolte, habitum corporis et pudenda besichtigte, den Burschen aber höchst unmündig fand, unwillig wurde, und ihm seine Verwegenheit etwas derbe verwies: so konnte ihn kein Vernünftiger darüber tadeln. In demselben Fall befindet sich ein Recensent, der eine Schrift, wie die vor uns liegende, hat durchlesen müssen. Ein schändlicher Wust von guten und schlechten, zur Sache dienenden und nicht dienenden, aus alten und neuen Scribenten und Scribentchen zusammengeraften, Gedanken und Redensarten, haben wir warlich in vielen Jahren nicht gesehen. Die Meynung des V. mag ganz gut seyn, aber wer heißt ihn solche Compilationen schreiben, bey denen so gut auch ihre Absicht ist, dem Leser die Galle unmöglich ruhig bleiben kann.

Der Mittelpunkt, um den sich das ganze Werkchen dreht, ist: ein praktischer Rechtsgelehrter soll ein ehrlicher Mann seyn. Das zu beweisen, fängt er in der Vorrede mit Ledens Ey an, spricht vom moralischen Verderben, das Adamsfall in die Welt gebracht hat, und legt einen ganzen Trödelkram von alten moralischen Kleidungsstücken und Lappen aus. Dann rückt er näher, fragt, warum es so viele schlechtdenkende Rechtsgelehrten gebe, und antwortet, weil sie auf Akademien nichts lernen. „Mancher lernt auch wohl sein jus, aber das ist nicht genug. „Doch die Rechtskundiger müssen sich auch um den historischen „Theil oder um die schöne Rechtsgelehrsamkeit bekümmern, um „wenigstens von daher und durch das Beyspiel seiner großen „Vorfahren edlere Begriffe zu bekommen, da sie ausserdem „über die gutgemeynte Bemühung sie mit dem Geschmack selbst „bekannt zu machen, so großmüthig zu lachen pflegen.„ (Hat man je ein seltsameres Gewäsche gehört.) „Geschmack muß „man haben vid. Temple de gout par Voltaire. Die Königin Christine glaubte, man könne ohne Geschmack kein ehrlicher Mann seyn. Aber der Jurist, wird man sagen, hat zu „viel Geschäfte, wie kann er sich (was meynen unsre Leser „wohl, was nun folgen wird?) um Weltkenntniß bekümmern? „Antwort: er wird immer Zeit genug haben, wenn er nur „zuweilen sich selbst zu erkennen sucht, Weisheit und Tugend „nicht für bloße Namen hält, und seinen Geiz auf etwas mehr

„als

„als auf Gold richtet. Allein, ein Mann, dem der Verdacht „des Indifferentismus gleichgültig ist, der in seinen Handlun„gen kein unsterbliches Leben zu glauben scheint rc.„ der thut wohl, wann er des V. Vorschläge verlacht, fremde Angelegenheiten durchstreift, und seine Vernunft nicht besäet. (Der Fieberparoxismus muß arg seyn, indem die Ideen noch weniger Zusammenhang haben.) Am Ende seines Lebens wird er anderst denken. Daraus wird man dann nun einsehen können, heißt es (das ist schwer einzusehen!) daß der Verf. zu einem Rechtsgelehrten weiter nichts als Verstand verlange. Aber gleich darauf wird auch Gelehrsamkeit dazu erfordert, bewiesen, daß Verstand und Gelehrsamkeit zweyerley sey, und dem, der es nicht glauben will, eine Stelle aus Youngs Nachtgedanken unter die Nase gerieben. Die wenigste junge Leute, fährt der A. fort, haben nicht den Vorsatz, etwas grosses in der Welt zu werden, man muß sie also mit dem Stachel der Satyre forttreiben, dann sie sind wie die Esel; man muß sie die Gelehrtenhistorie studiren lassen. Nam longum est iter per praecepta &c. Quinctilian. Es giebt auch einen Nebenweg, zu Ehrenstellen zu gelangen, das Geld. Wer aber diesen Weg gegangen ist, der ist ein abscheulicher Mensch, aufgeblasen, ohne Gottesfurcht, ein Narr. Mancher wird durch blosses Glück, oder Schmeicheley, oder Cabale groß. „Es wäre daher sehr gut, daß jeder Studirender einen hohen Grad der Philosophie zu besitzen suchte,„ dann sie — und nun die schönsten loci communes von ihren Zauberwirkungen, wohin auch gehören soll, daß sie einen Aktuarius tröstet, der auf diesen Charakter keine Frau bekommen kann. Aber endlich will der V., wie er sagt, wieder auf den Weg kommen. Die Ursache, warum insgemein die Kunst der Rechtswissenschaft nur das Handbuch der Chicane genennt werde, ist auf Akademien zu suchen. Zu Lehrern der Weltweisheit werden die erhabensten und feurigsten Genies erfordert. Aber das sind die gewöhnlichen Professores philosophiae nicht. Warum? Ihre Wissenschaft besteht nur im Nachgrübeln nach tiefsinnigen Materien. (Wir übergehen eine ganze Seite voll non sense.) Sie lehren nichts als Metaphysick, und künstliche theologische Moral; die Philosophie des Alterthums (so nennt unser V. die philosophische Sittenlehre) sollten sie lehren — Die trivialesten Gemeinörter über den Werth dieser Philosophie — Die Professores juris wissen nichts als ihr Ergon. Sie sollten den Verstand und das Herz bessern. Aber findet man wohl in den Gesetzbüchern eine einzige rührende Wahrheit, die uns

etwas von der Aufklärung unsers Geistes sagte, von dem göttlichen des Wohlthuns, von der Selbstverleugnung? ꝛc. Nein, weil die Gesetzgeber mehr Kopf hatten, als unser Anonymus, doch wir sind müde, ihm nachzustolpern. Das folgende sind gelehrte illustrationes ab exemplo, z. E. von der List des Kaiser Augusts, (die uns hier zuerst entdeckt wird) daß er die Advokaten, um ihrer los zu werden, nach Deutschland schickte, das aber die Deutschen bekanntlich sehr übel nahmen, von der Anstalt des Heliogabalus, eines sonst nichtswürdigen Kerls, wie ihn der V. nennt, die Processe durch gütlichen Vergleich zu endigen, und dann zum Beschluß der Charakter eines rechtschaffnen praktischen Rechtsgelehrten, fast ganz aus Zügen des ehrlichen Mannes überhaupt, die wieder hier und da aufgerafft sind, zusammengesetzt, ohne Verbindung, ohne Proportion, carricaturmäßig im höchsten Grade, kurz, gerade so ein Ding, wie die Fratzenbilder, aus Muscheln, die in mancher Kunstkammer als eine schöne Rarität gezeigt werden.

Wahre Mittel, durch welche unschuldig Angeklagte aus dem Gefängniß gebracht, und von dem harten Verfahren ungewisser Richter befreyet werden können, oder Beantwortung der wichtigen Rechtsfrage: Wenn erreichet die Generalinquisition ihr Ende, und wenn nimmt die Specialis ihren Anfang? Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1772. 7 Bogen in 8.

Ein würdiges Gesellschaftsstück zu dem vorigen. Dunkler und unordentlicher muß es nicht leicht in dem Kopfe eines Schriftstellers aussehen können, als in des gegenwärtigen seinem. Es giebt Leute, die in Gesellschaft ganze Stunden in einem Oden fortreden, und fragt man sich selbst, was hat der Mann gesagt: so weis man es nicht zu sagen, wann man auch auf die Folter gespannt würde. Ein Mensch von dieser Art ist unser Herr Autor. Er will den Unterschied der General- und Specialinquisition bestimmen, und hat von allem, was dahin gehört, nicht den mindesten vernünftigen Begriff. Daher dann Allotrien, Wiederholungen, Widersprüche und Unordnung, ohne Zahl und Maaß. Bald soll in der Generalinquisition nicht das corpus und auctor delicti. „sondern nur

der

„der einzige Umstand: ob die angegebene verdächtige indicia „einigen Grund haben, erforschet, in der Specialinquisition „hingegen erst festgestellet werden, ob das Verbrechen und „derjenige, welcher sich desselben verdächtig gemacht, wirk„lich existire, und deshalben gestraft werden könne. §. 29. bald heißt es §. 85. ist das corpus delicti berichtigt, und der Thäter ausfindig gemacht: so schreitet man zur Specialinquisition. Bald sagt der V. er sey ein Unwissender, der gerne belehrt seyn wolle, und dies Werkchen nur geschrieben habe, die Rechtsgelehrten zu bitten, daß sie, was noch kein einziger gethan habe, den Unterschied zwischen der General- und Specialinquisition bestimmen möchten, bald nimmt er den Ton eines Lehrers an, und will die Juristen unterrichten. Kurz, die Brochüre ist unter der Kritick.

T.

Tractatio juris publici de appellationibus et evocationibus ad curiam romanam, ad illustrationem art. 14. §. 3. 4. et 5. capitulationis caesareae. Frf. et Lipf., 1771. 125 Seiten in 4.

Wir haben nicht nöthig von dieser schönen Schrift, die allen Liebhabern des Canonischen Rechtes, so wie der Name des Verfassers ohne Zweifel schon bekannt ist, weitläuftig zu reden. Die Febronischen Grundsätze werden auch hier geprediget. Der Kirche Gewalt geht nur auf Religionssachen, nicht auf weltliche Objekte. In Ansehung der letztern hat also keine Appellation über die Alpen statt. Was die erstere betrift, so hat ein Bischof das Kirchenregiment in seiner Diöcese, und das Recht alles was zur Erhaltung der Religion und Verbesserung der Kirchenzucht nöthig ist, zu veranstalten. Er ist aber den Provincialconcilien und dem römischen Stuhle subordinirt. Dieser hat dahin zu sehen: ne ecclesia catholica quidquam detrimenti capiat. In soweit als der Kirche ein solcher Schaden bevorsteht, haben die Appellationen nach Rom statt, weiter nicht. Die canones, constitutiones, privilegia, concordata, wodurch den Appellationen ein Ziel gesetzt ist, müssen gehalten werden. Alsdann folgt die Geschichte dieser Appellationen, wie sie sich eingeschlichen, wie ihre Form in den mittleren Zeiten beschaffen war, wie sie endlich durch ein Dekret der Basler Kirchenversammlung eingeschränkt worden sind. Dieses Dekret verbindet den päbstlichen Stuhl, ist

aber von seiner Heiligkeit durch mancherley Künste eludirt und öfters übertreten worden. Noch immer werden die Appellationen nach Rom mißbraucht. Es giebt aber Mittel diesen Mißbräuchen vorzubeugen, die der V. angiebt. Noch müssen wir anmerken, daß diese Schrift auch dem zweyten Theil der Horixischen Ausgabe der concordator. nationis Germ. einverleibt ist.

Joh. Stephan Pütters auserlesene Rechtsfälle ꝛc. Zweyten Bandes dritter Theil. Göttingen, bey Vandenhök, 1772. 3 Alphab. Fol.

Wir haben die Einrichtung und den Werth dieses Werkes bey den vorhergehenden Theilen angezeigt. In dem gegenwärtigen ist die Wahl der Aufsätze noch besser als in den vorigen, fast sämtlich sind sie von merkwürdigem und allgemeinnützigem Inhalt, den wir deswegen hierhersetzen wollen.

212. und 213. sind zwey Gutachten auf Anfrage des Herrn Fürsten von Salm-Salm, in der bekannten Successionsstreitigkeit. Ein Geistlicher ist zur Succeßion in weltliche Reichslehne nicht unfähig, und kann das votum virile, welches auf dem Lande haftet, im Fürsten-Collegio führen. 214. In Sachen Bamberg ꝛc. Brandenburg Onolzbach und Mark Fürth, das Besteurungsrecht zu Fürth betreffend. Die Vogtheyliche Gerichtsbarkeit kann nicht auf das Besteurungsrecht ausgedehnt werden. Nach einem gemeinen Bescheid des R. Cammergerichts, muß man, wenn man zuerst Revision, und nachher Restitution sucht, der Revision entsagen. Dies scheint aber dem V. gegen die Analogie und er hoft, daß es durch die Visitation werde abgeschaft werden. 215. 216. und 217. In Sachen der Landschaft der Fürstl. Schwarzenbergischen Herrschaft Gimborn Neustadt. Die Unterthanen eines Reichsgrafen sind nicht schuldig zu einem Dongratuit, welches das gräfliche Collegium dem Kaiser verwilliget, zu contribuiren. Was Landesherr und Landstände für Rechte an die Landeskasse haben. Schloßwachten sind nicht immer Herrendienste, die aus der Leibeigenschaft herrühren. 218. Ein Familienfideicommiß, wann es gleich von einer Frau gestiftet ist, kann nicht in den Concurs eines verschuldeten Besitzers gezogen werden. 219. Vielerley merkwürdige Fragen bey der Separation des Lehens vom Erbe. 220. Ueber die Verbindlichkeit eines Nachfolgers, Schulden des Vorfahrs zu bezahlen, und von der

Gränz-

Gränzlinie zwischen der Landeshoheit und den Rechten einer Kaiserlichen Debitcommißion. 221. Um ein Familienstipendium zu erhalten, ist kein höchst strenger Beweis der Verwandschaft nöthig. 222. Von der Verbindlichkeit der unritterbürtigen Besitzer adelicher Güter im Erzstift Cölln zu Besoldung des ritterschaftlichen Syndicus; hätte wohl ungedruckt bleiben können. 223. Eine pur evangelische Reichsstadt kann nicht gezwungen werden, katholische Bürger und Handwerksmeister aufzunehmen. 224. Betrift eine kaiserliche Commißion, welche die Anhalt-Bernburgische Unterthanen zur Untersuchung ihrer Beschwerden gegen der Kriegscontributions-Berechnungen ausgewirkt hatten. Sie wird für unstatthaft gehalten. 225. Von den Rechten und Pflichten einer Mutter, die als Vormünderin zugleich den Nießbrauch des väterlichen hat. 226. Für die Stadt Frankfurt am Mayn gegen die Maynzer Messe. 227. und 228. Von Regredienterbschaften, theils gemeine theils bemerkungswerthe Fragen.

Io. Steph. Pütteri, I. V. D. &c. Nova epitome processus imperii amborum tribunalium supremorum. Edit. II. Gottingae, sumt. vid. Abrah. Vandenhoeck. 1769. 25 Bogen in 8.

Es ist in unsern Augen jederzeit etwas sehr rühmliches, wenn auch selbst große Gelehrte ihren Schriften immer mehr und mehrere Genauigkeit und Vollständigkeit zu geben bemühet sind, und solchergestalt das Publikum überzeugen, daß sie nicht aufhören, sich selbst, in Ansehung ihrer Kenntnisse, zu verbessern. Die vor uns habende neue Auflage des Pütterschen Handbuchs vom Reichsprocesse, ist zwar von der Ausgabe vom Jahr 1757. nicht sehr unterschieden, wird jedoch auch wegen der wenigen darinn gemachten Veränderungen und Verbesserungen, einem jeden, welcher den Reichsproceß studirt, um so angenehmer seyn, da Hr. P. eine vorzüglich genaue Kenntniß desselben besitzet. Die in dieser neuen Auflage vorkommende Veränderungen bestehen hauptsächlich darinn, daß im 5ten Buche S. 295 - 305. ff. die drey Materien, 1) de caussis compromissi, 2) de caussis voluntariae jurisdictionis und 3) de caussis ipsum judicium camerale, seu personas camerales concernentibus, unter dem besondern Abschnitte de caussis citra jurisdictionem ordinariam in camera occurrentibus abgehandelt werden, anstatt daß selbige in der Edition vom J. 1757. im 3ten Buche unter dem Capitel de di-

diversis caussarum generibus, nebst andern dahin gehörigen Materien zugleich vorgetragen worden sind. Das der Ausgabe von 1757. angehängte Verzeichniß verschiedener den Reichsproceß betreffender Schriften, ist diesesmal ganz weggelassen worden. Dagegen aber sind im Buche selbst hin und wieder Schriften dieser Art allegirt worden.

Ejusdem Spicilegium ad supplendam passim et emendandam processus imperii novam epitomen. Göttingae, sumt. vid. Abr. Vandenhoek, 1771. 7 Bogen in 8.

Ein neuer Versuch des Hn. P. seiner oben angezeigten Anleitung zum Reichsprocesse eine hinlängliche Genauigkeit und Vollständigkeit zu geben. Da der Hr. Verf. nach dem Schlusse der Cammergerichtsvisitation ein vollständigeres Werk über den Reichsproceß herauszugeben entschlossen ist; so theilt er vorerst, besonders zum Nutzen seiner akademischen Zuhörer, hier einige Verbesserungen, sowol in den Materien selbst, als in der Ordnung des Vortrags derselben, mit, und zeigt bey einem jeden Paragraphen den Paragraph des Handbuches selbst an, worinn von derselben Materie gehandelt wird, damit ein jeder Leser gleich im Stande ist, die Materien zu finden, und die gemachten Verbesserungen zu bemerken und zu prüfen. Uns sind die gemachten Veränderungen angenehm und nützlich, und wir wünschen recht sehr, daß der Hr. V. bald im Stande seyn möge, das versprochene weitläufigere Werk über den Reichsproceß, nach dessen, durch heilsame Schlüsse der jetzigen Visitation demnächst zu bewürkenden verbesserten Einrichtung, ausarbeiten, und herausgeben zu können.

Pauli Io. de Riegger, &c. S. C. R. A. M. Consil. aul. Act. Iur. eccles. P. P. O. Institutionum jurisprudentiae ecclesiasticae. Pars II. welcher 1 Alph. und 21 Bogen in Octav stark ist, und Pars III. zu 25 Bogen in 8. Vindobon. apud I. T. nob. de Trattner, 1770.

Den ersten Theil dieses Lehrbuchs haben wir bereits im ersten Bande des Anhangs S. 569. angezeigt. Dem zweeten Theile desselben ist auf $6\frac{1}{2}$ Bogen eine kurze Geschichte des Kirchenrechts vorgesetzt worden, worneben von dessen Gebrau

brauche und Auktorität gehandelt wird. In dem übrigen des 2ten Theils; und im dritten Theile, wird das jus ecclesiasticum selbst, nach der Ordnung der Dekretalen Gregorii IX., vorgetragen. Jedoch reicht der 3te Theil nur bis zum dreyßigsten Titel des 3ten Buchs der Dekretalen, de decimis, primitiis et oblationibus. Obgleich der Hr. V. hin und wieder noch gegen Ketzer streitet; so sind seine Grundsätze jedoch mehrentheils billig. Für ein Lehrbuch aber scheint uns dieses Werk viel zu weitläuftig zu werden, da dem dritten Theile vielleicht noch mehrere Theile folgen dürften. Vielleicht würde der H. V. auch besser gethan haben, wenn er das jus ecclesiasticum nicht eben nach der Ordnung der Dekretalen, sondern nach einer selbst gewehlten systematischen Ordnung vorgetragen hätte.

Principia juris ecclesiastici protestantium ex jure imprimis Saxonico electorali depromta et ad theologiae pariter atque juris studiosorum usum accommodata, a *Christiano Gottlieb Hommelio.* Wittebergae et Servestae, apud S. G. Zimmermannum, 1770. 22½. Bogen in 8.

Die Anzeige dieses Buchs holen wir, zur Erhaltung der Vollständigkeit unserer Bibliothek, noch kürzlich nach. Es war immer der Mühe werth ein Handbuch über das Chursächsische Kirchenrecht, zu schreiben, da in selbigem häufige Abweichungen vorkommen, welche allerdings bemerkt werden müssen, und in den bisherigen Handbüchern nicht so gar genau angezeigt worden sind. Wir zweifeln jedoch, daß Hr. H. diese Absicht völlig erreicht habe. Sein Buch ist, wie er auch in der Vorrede selbst sagt, gröstentheils aus dem Wernherschen Handbuche, und aus Deylings institut. prud. pastor., nach der Küstnerschen vermehrten Ausgabe, zusammen gesetzt, und enthält nichts vom jure ecclesiastico publico, sondern eigentlich nur das Chursächsische Privatkirchenrecht. Aber auch hierin fehlt es demselben an der nöhtigen Vollständigkeit, Ordnung und Genauigkeit, und wir müssen gestehen, daß die einzelnen Materien nicht nach dem besten Plane geordnet, und abgehandelt worden sind, ein Fehler, welchen wir um desto weniger in einem Buche anzutreffen wünschen, welches eigentlich nur aus andern zusammen getragen ist, und zum Handbuche bey akademischen Vorlesungen dienen soll. So wird c. 1. u. 2.

de

de legibus et personis ecclesiasticis, c. 3. 4. 5. u. 6. de constitutione, de virtutibus, qualitatibus vitaeque genere, de immunitatibus et privilegiis, und de excessibus et poenis Clericorum, c. 7. de jure rerum et sacramentorum, c. 8. de confessione et absolutione, c. 9. de sacr. Coen. Domin. c. 10. de liturgia, concionibus, precibus, hymnis reliquoque cultu divino, c. 11. de jure eleemosynarum, c. 12., de jure templorum, c. 13., de jure subselliorum eccles. c. 14. de aedificiis et agris parochialibus, c. 15. de clericorum salariis, decimis reliquisque emolumentis, c. 16. de acquisitione, administrat. et saecularisat. rerum sacrar. et eccles., c. 17. de sponsalibus et proclamat. e suggestu, c. 18. de sponsaliorum nullitate et repudio, c. 19. de nuptiis, c. 20., de nullitate nuptiarum, divortio et separat. a thoro et mensa, c. 21. de jure sepulturae, gehandelt. Wir lassen unsere Leser selbst urtheilen, ob diese Materien nach der besten Ordnung rangirt sind, und ob sie alles darunter finden, was in ein Handbuch, wie das vor uns liegende seyn soll, gehöret. Die Lehren de judiciis, consistoriis, beneficiis, juramentis und andere wichtige Materien sind darin übergangen worden, wesfalls ein angehender Rechtsgelehrter sich mit diesem Handbuche nicht völlig befriedigen kann. Einem Theologen wird selbiges dadurch in vielem Betracht brauchbar, daß darinn die neuesten Sächsischen Kirchenverordnungen angeführt, und Nachrichten von den Sächsichen Kirchenanstalten gegeben worden.

Hm.

---

3. Arzneygelahrheit.

Berichte und Bedenken die Kriebelkrankheit betreffend, welche von Schleswigholsteinischen Physicis an die Königl. deutsche Kammer zu Kopenhagen eingesandt worden: nebst dem desfalls ausgefertigten Responso des Königl. Collegii medici daselbst, und einem Unterricht für das Landvolk. Kopenhagen, 1772. bey Rothe, 140 Seiten 8.

Ein vortreflicher Beytrag zur Kenntniß dieser selten epidemischen Krankheit, welche seit 2 Jahren so vielen unsrer Landesleute ausser den Städten das Leben gekostet und daher billig

lig die Aufmerksamkeit so vieler Landesherren rege gemacht hat. Diese Berichte bestätigen grösstentheils, was man in den Wichmannischen Beobachtungen findet, sowol was die Geschichte als die Ursache des Uebels betrift; und es ist zu hoffen, daß Hr. Taube zu Zelle in seinem angekündigten grössern Werke über eben diese Materie, diese zerstreuten Bemerkungen nutzen und uns mit Hülfe seiner grossen Erfahrung, etwas Systematisches liefern werde. Die Henslerischen Berichte zeichnen sich in dieser Sammlung vor den andern durch Genauigkeit und Schärfe im Beobachten merklich aus. Die Seuche wird in dem Maße stärker, als der Mensch allein vom Brodte leben, und seinen Brey und seine Klöße allein von Mehl bereiten muß; daher herrscht sie fast nie in der Marsch wo der Bauer viel Fleisch, Speck, Butter und Milch geniesset. Diese und viele andre S. 19. angegebne Gründe bewegen Hrn. Hensler, noch immer das Brodt in Verdacht zu haben, ob er gleich eben so wenig als Hr. Wichmann die Ursache genau bestimmen kann. Auch sind zuverläßige Mittel wider diese Krankheit noch nicht bekannt geworden. Des Dr. Dame Bemerkungen zu Segeberg S. 40. kommen fast in allen mit den angeführten überein. Schade! daß die Leichenöfnungen so sehr schwer zu erhalten stehen, und von den übrigen Berichten so wenige aus der Erfahrung hergenommen sind. Das Collegium medicum schliesset S. 132. aus den gesammleten Berichten, daß die Ursache in dem Rocken zu suchen sey. Daher auch die Vorschläge, die Krankheit zu verhüten, grösstentheils das Korn betreffen. In der Cur möchten einige Räthe wohl schwer zu befolgen seyn, wenn auch ihr Nutzen averriret wäre, z. E. mit der Elektrisirmaschine, mit den warmen Bädern — das alles läßt sich angenehm rathen, wenn ich Stadtleute vor mir habe, oder nur in einem ganzen Dorfe ein einziger Bauer krank ist. Aber wie wachsen die Schwierigkeiten, diese Mittel anzuwenden, mit der größern Anzahl von Kranken in einem einzigen Dorfe! wo oft kaum Wasser genug zum trinken noch weniger viele Badewannen sind. — Das Collegium medicum setzet auf die beste Abhandlung von dieser Krankheit eine Belohnung von 100 Reichsthalern. In dem angehängten Unterrichte für das Landvolk erkläret sich das Collegium mehr für die Schädlichkeit der Brandkörner.

Caroli Strack M. D. et in universitate mogunt. Institut. med. Profess. Publ. et ordin. Eminent. ac celsissim. Princip. Elect. Mogunt. Consil. Jud. aulic. Elect. util. scient. acad. Erford. et Princip. Hass. Societ. acad. Giessens. Socii observationes medicinales de colica Pictonum maximeque ob arthritidem. Francofurti et Lipsiae, 1772. in 8. 5 Bogen.

Diejenige Art der Colik, welche Tronchin, Grashuis, Tissot, u. a. m. die Mahler-Colik (colica pictonum) oder die Colik von Poitu nennen, und die Entstehung davon verschiedenen Präparaten von Bley zugeschrieben haben, diese Krankheit will der V. von der Gicht herleiten, und bringt eine ziemliche Anzahl Beyspiele, die seine Meynung begünstigen, bey. Nach der Meynung des Tronchin und anderer sind die Mahler, Vergulder, Töpfer, u. dgl. welche Bleyweiß, Silberglette, Zinn, Kupfer u. dgl. bearbeiten, dieser Krankheit unterworfen. Der V. hingegen will diese Colik bey Personen wahr genommen haben, welche im geringsten nichts mit diesen nurgenannten metallischen Körpern zu thun gehabt haben. Die mehresten Fälle so hier beschrieben werden, sind periodisch gewesen, und die Colick-Schmerzen haben sich mehrentheils mit der Gicht geendiget, wenn die gehörigen ableitenden Mittel sind gebraucht worden. Indessen können wir dem V. unmöglich beypflichten, daß eine jede sogenannte trockne Colik die Gicht zum Grunde haben sollte. Glaubt der V. daß die Colik, welchen die Bergleute unterworfen seyn, und die man gemeiniglich die Hüttenkatze nennt, auch von einer Gicht-Materie herrühre? wir zweifeln sehr daran, denn diese Hüttenkatze wird mit erweichenden, umwickelnden, öhlichten Mitteln sehr oft geheilet, ohne daß die Gicht zum Vorschein käme, oder darauf erfolgte. Der V. lese des Scopoli Traktätgen de Hydrargyro Idriensi etc. so vor einigen Jahren in Jena erschien, so wird er sich von unserer Meynung vollkommen überzeugen können. Wir gestehen indessen, daß dergleichen Fälle, wo nach einer trocknen Colik das Podagra erfolgt, sich oft zutragen; allein es würde verwegen seyn, wenn wir sogleich aufs allgemeine mit dem V. schliessen wolten.

Die Mittel, deren sich der V. bedient hat, sind erweichende, als Mandelöl, diacodium, erweichende Bäder, Clystiere u. dgl. Die Spanischen Fliegen, welche doch hier am rech-

rechten Orte stünden, vermissen wir. Bey den Gicht-Schmerzen ist rohes Antimonium und Decoctum lignorum gebraucht worden. Der Gebrauch des warmen Bades in Wißbaden ist in den mehresten Fällen, welche der V. erzehlet, heilsam gewesen.

Im dritten Kapitel werden die verschiedenen Meynungen der Schriftsteller von dieser Colik untersucht. Einige wollen die kupfernen Gefäße, und die darinn bereiteten säuerlichen Speisen zur Ursache dieser Colik angeben; Allein der V. hat das Gegentheil gesehen, und die Folgen davon, waren Brechen, Grimmen, Durchfälle u. dgl. Zugleich wird dem Theophilus de Bordeu verwiesen, daß er den uneingeschränkten Gebrauch der kupfernen Geschirre in der Küche als unschädlich angepriesen. Einige haben den Obstwein als eine Ursache angegeben wie z. E. Huxham, diesen werden ebenfalls Beyspiele vom Gegentheile vorgestellt. Tronchin giebt auch diese Colick dem rohen Spießglase schuld, der V. zeigt das Gegentheil, und wir müssen uns wundern, wie Tronchin auf diese Vermuthung gekommen.

In einer Bleyfabrick in Maynz, alwo sogenannte Schroten und Kugeln gegossen werden, hat der V. niemalen die sogenannte Bley-Colick gesehen, noch weniger bey einem Mahler, Verguldey, Töpfer oder andern Personen in Maynz, welche mit Bley umgehen. Wider Herr von Haen wird erinnert, daß die Krankheit, so er für die Bley-Colick gehalten, nichts weniger als diese gewesen, weil die Knoten an den Gelenken (exostosis) Beweise von der Gicht sind. Endlich gestehet der V. zu, daß die sogenannte colica pictonum zweyerley seye, und vom Bley sowol, als von der Gicht herrühren könne. Nur will derselbe nicht, daß bey allen den Kranken so unter seiner Aufsicht gewesen, ein einziger vom Bley, sondern von der Gicht krank geworden. Im vierten und letzten Capitel werden die Kennzeichen angegeben, wodurch die Colick so von der Gicht herstammt, zu unterscheiden seye.

Dr.

Grundsätze der Arzneywissenschaft. Von Herrn Franz Home, Königl. Leibarzt und Mitglied des medicinischen Collegii zu Edinburg. Frankfurt und und Leipzig, in der Felßeckerischen Buchhandlung, 1772. 8. 512 Seiten.

Eine

Eine ganz unnöthige Arbeit ist diese Uebersetzung: denn wer wird dies Buch nicht lieber in der lateinischen Sprache, in der es geschrieben ist, als in dieser elenden deutschen Uebersetzung lesen? Hier sind ein paar Beweise von den Fähigkeiten des Uebersetzers; das Milz; die Husten; die Blutkügelgen statt Kügelchen; das Rückenfell (pleura;) die Gliederkrankheit der Kinder (Rhachitis;) nachlassende Mittel (relaxantia;) die Lunge wird aus Mitleiden (consensu) angegriffen; im Stickhusten sind eitermachende Mittel (epispastica) zuträglich u. s. w.

Sm.

D. Ant. Fried. Büschings eigne Gedanken und gesammlete Nachrichten von der Tarantel, welche zur gänzlichen Vertilgung des Vorurtheils von der Schädlichkeit des Bisses und der Heilung desselben durch Musik hinlänglich sind. Berlin, Realschule, 1772. 56 Seiten in 8.

Im Gent. Mag. 1753. stand ein Brief eines pseudonymen Engländers, der selbst durch die Musik die Tarantelkrankheit wollte geheilt haben. Als derselbe in Deutschland heraus kam, gab Hr. B. im Hamb. Mag. dagegen ein Schreiben heraus; und H. Titius in H. Justi neuen Wahrheiten s. w. hielt die Sache doch wenigstens für möglich. Diese Wechselschriften, ein paar Recens., aus den Gött. Anzeigen, Turnbulls und Cirillo Briefe aus dem Hannöv. Mag. und ein Auszug aus des H. v. Riedesel Reisen machen gegenwärtige Sammlung aus, die gewiß dazu dienen wird, das Vorurtheil zu schwächen. Wir hätten nur gewünscht, Hr. B. hätte auch H. Kählers Nachricht aus den Schwed. Abh. eingerückt, die gewiß die wichtigste von allen ist, und von der H. B. nur eine magre Anzeige liefert. Es kommt darauf heraus, die Krankheit existirt wirklich, ist eine Art Nervenkrankheit, die in den Gegenden aus natürlichen Ursachen nur etwas häufiger ist; die Tarantel verursacht sie nicht und sie kann auch ohne Musik curirt werden. Allein der Aberglaube und betrügerische Gewinnsucht haben selbst in den Gegenden das Vorurtheil unter dem Pöbel verbreitet und das übrige Europa hat auch daran geglaubt, bis neuere Untersuchungen schon seit geraumer Zeit das Vorurtheil bey allen Denkenden ausgerottet haben. Hätte uns der H. B. aus des Arztes Serao Buche, einen Auszug ge-

geliefert, das vom Cirillo citirt wird und den man auch aus dem Sarcone, als einen vortreflichen Arzt kennt: so würde er uns eine große Verbindlichkeit aufgelegt und das Vorurtheil noch wirksamer bestritten haben.

Va.

Des Ritter Baronet Johann Pringle's — Beobachtungen über die Krankheiten der Armee. Mit Genehmigung des Verfassers nach der neuesten Ausgabe übersetzt von A. E. Brande, M. D. Altenburg, 1772. bey Richter, 548 Seiten in 8. ohne Register.

Seit der Uebersetzung, welche uns Hr. Greding 1754. von Pringles Feldkrankheiten geliefert hat, sind so viel Zusätze, so viele Veränderungen und Verbesserungen zum Originale von dem Verfasser selbst in 6 verschiedenen Ausgaben (davon eine in 4. ist) gemacht worden, daß es schon längstens wieder eine neue Uebersetzung verdienet hätte, da Pringle so sehr Original, ein so genauer, zuverläßiger, reiner und scharfsichtiger Beobachter und zugleich als ein klaßischer Schriftsteller bekannt ist, von dem man kein Wort solte verlohren gehen lassen. Diese Uebersetzung hat aber ausser dem Verdienste der neuern Zusätze noch den Vorzug vor der Gredingischen, daß sie unter Pringles Augen gemacht, und er bey schweren Stellen Erklärungen gegeben, die selbst im Originale nicht stehen. Kurz, diese Uebersetzung ist von der ersten so sehr unterschieden, daß, den Anhang ausgenommen, kaum eine einzige Seite dieselbe geblieben. Dies liesse sich zum Theil schon allein aus dem großen Unterschiede der Seitenzahlen in beyden Uebersetzungen beurtheilen, indem diese über 100 Seiten stärker ist; aber vorzüglich finden wir doch, daß zu der 6ten Ausgabe, nach welcher eigentlich diese Uebersetzung gemacht worden, (denn die erste Uebersetzung mit dieser ganz zu vergleichen, hiesse 2 Bücher über verschiedene Materien lesen) folgende Zusätze hinzugekommen: Bey der Entzündung der Augen Th. 3. Kap. 2. Abschn. 2. wird ein Goulardisches Mittel gerathen, und wenn der Rand der Augenlieder am meisten leidet, eine Salbe aus Lapis calaminaris mit 2 Theilen Vipernfett, auch die Boerhaavische Salbe. Auf der folgenden Seite ist das im Originale stehende Mittel, das reife Geschwür bey einer Entzündung des Halses zu öfnen, nemlich ein Brechmittel, weggeblie-

blieben; dagegen wird in schlimmen Fällen eine Mandelmilch mit Campher und Salpeter empfohlen; bey der inflammatorischen Bräune ein Gurgelwasser aus Milch und Wasser, worinn Feigen gekocht worden, und ein Stück dieser Feigen so nahe an den entzündeten Theil gehalten, als möglich ist. S. 170 finden wir folgenden Zusatz zur Cur der Pleuresie und Entzündung der Lunge, der im Originale nicht steht: „ich muß noch „hinzusetzen, daß ich während meiner Praxis ausserhalb Lan„des, den Nutzen der gegen das Ende dieser Entzündung ge„gebenen Fieberrinde nicht kannte; da ich erst seitdem Gele„genheit gehabt, ihre gute Würkung zu sehen, wenn der „Krancke zwar durch das Aderlassen abgemattet war, aber „doch noch etwas Husten und Beschwerde beym Athenholen „übrig blieb, nebst einer merklichen Vermehrung des Fiebers „gegen Abend, und einer Remißion unter Tages, und einem „anfangenden Satz in dem Harn. In diesen Fällen habe ich „mit guten Erfolge 2 Unzen von einem Dekokte der Fieber„rinde, zu welchen ich etwas Süßholz, aber kein ander Brust„mittel that, alle 3 Stunden, ausser in der Höhe des Fieber„anfalls, gegeben.„ So wenig hält es der erfahrne Greis für Schande, noch jetzt zu lernen, und ein Geständniß abzulegen, das manchen andern Ärzte von wenigern Verdiensten und Jahren schwer, und vielen alten deswegen unmöglich wird, weil sie gemeiniglich gegen Mittel mißtrauisch sind, die sie vorhin nicht gekannt haben. Mehr Behutsamkeit als solches Mißtrauen scheinet es uns bey Pringle zu seyn, wenn er z. E. S. 191. bey dem Rheumatismus dieselbe Rinde nur noch zu anderthalb Quentgen den ganzen Tag giebt, und zwar erst, wenn sich der Urin bricht, blos zur Vollendung der Cur — auch selbst in Lazarethfieber und in der Ruhr giebt er dieses Mittel mit der Schlangenwurzel noch in sehr geringer Menge. S. 370. Der Abschnitt vom Gliederreissen (Rheumatismus) ist von der 6ten Ausgabe des Originals ganz unterschieden, und völlig neu umgearbeitet. Der Unterschied zwischen diesem Uebel und Arthritis wird auseinander gesetzt; Ballonius beschreibt es gut, nur fand er keine Veränderung im Pulse, welches Pringles Erfahrung zuwider ist (auch der Rec. erinnert sich eines Falles, wo der Puls bis 120. in einer Minute stieg.) Aderlässe waren die vornehmsten Mittel, und bey einem Localschmerze Blasenpflaster; Blutigel 3 : 4. auf den Theil des Gelenkes gesetzt, wo Entzündung und Geschwulst am stärksten war, zog er allen andern Mitteln vor, zuweilen wiederholt. Die flüchtigen Laugensalze, die Sydenham nur in chronischen

Fäl-

Fällen räth, brauchte der V., so bald das Fieber wich. Im Felde verließ er sich auf Sydenhams Autorität und gab kein Mittel aus dem Mohnsafte, seitdem aber giebt er mit Nutzen in starken nächtlichen Schmerzen, die den Kranken aller Ruhe berauben, zuweilen 20:25. Tropfen von der Tinctura thebaica mit 30 Tropfen Vinum antimoniale. Ausser dem rheumatischen und podagrischen Hüftweh (sciatica) wird noch eine Art angenommen, die von Eiter herrühret, der sich entweder auf dem Psoas oder iliacus internus Muskel gesammlet hat, wo er endlich den Knochen anfrißt; diese ist gemeiniglich mit einer Lähmung verbunden. Seit der ersten Ausgabe dieses Werks, sind dem V. noch 6 Fälle der Art vorgekommen, bey 3, wo es unglücklich ablief, machte die Materie einen Absceß in dem obern Theile des dicken Beins, und es wurde viel Eiter ausgelassen; in den 3 unglücklichen Fällen zeigte sich die Materie erst nach dem Tode bey der Zergliederung 1) auf dem Psoas der gelähmten Seite. 2) Um das ganze Gelenk und Acetabulum, wo auch der Kopf des os femoris angefressen war. 3) War ausser der Caries auch Eiter hier und an der Blase, auch in der einen Niere. S. 236. wird in der Uebersetzung beygefügt, daß die Cur aller dieser Fieber in so vielen verschiedenen Himmelsstrichen auf derjenigen Methode beruhe, die im folgenden Abschn. angegeben wird, der denn auch beträchtlich verändert und vermehret ist. S. 242. neigt sich der V. mehr auf die Seite derjenigen, welche bey Herbstfiebern den Brechweinstein in vielem Wasser aufgelöset (L'emetique en lavage) geben, und glaubt, er hätte bey dessen Gebrauche die Mittelsalze und die gewöhnliche Mixtur aus Wermuthsalze, leicht entbehren können, wenn er dies Mittel frühe genug gekannt hätte. S. 378. glaubt Hr. Pr. das beste Unterscheidungszeichen der Pest von dem jährlichen pestilentialischen Fieber in Constantinopel (welches letztere sonst mit unsern Kerkerfieber und dem in vollgedrengten Lazarethen eine so große Aehnlichkeit hat, wie Dr. Makenzie nach seinem 30jährigen Aufenthalte in Constantinopel versichert) sey, wenn sich Bubones oder Carbunkeln dabey finden. Seine Meynung von dem sogenannten bösartigen Fieber hat er ganz geändert, jetzt bleibt diese Benennung ganz weg. Wenn nach dem Gebrauche der Schwefelsalbe in der Krätze S. 410. der Ausschlag fortzudauren scheinet, so rühret dieses nur von der Arzney her, er ist auch von andrer Art, denn wenn der V. mit der Salbe aufhören, und den Kranken warm baden ließ, so verschwand er. Unzählige andere Ver-

änderungen müssen wir übergehen. Der Anhang von septischen und antiseptischen Substanzen ist unverändert geblieben; seit der ersten Uebersetzung aber ist eine Antwort an Hrn. de Haen und Hrn. Gabet zu Turin angehängt, die den Lesern des Originals in den folgenden Ausgaben bekannt seyn muß. Das Register ist in dieser Uebersetzung auch völlig geändert. Ueberhaupt muß einem jeden, der Pringles Größe kennet, diese Uebersetzung von der größten Wichtigkeit seyn, da sie jetzt fast ein neues Werk dieses wahrhaftig großen Arztes liefert. Der Rec. kann aus der Erfahrung versichern, daß ihm die Mühe, die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen, würklich angenehm geworden, weil er so viel merkwürdige und neue praktische Wahrheiten gefunden, da er sonst vorher das ganze Werk fast auswendig zu wissen glaubte. Noch ein Wort von der Uebersetzung an sich: Sie ist der Urschrift getreu, ohne sclavisch zu werden, und lieset sich gut; einige kleine Steifigkeiten z. E. conclude the subject das Subjekt beschliessen. S. 251. Primae viae die ersten Gänge. S. 243. Inject with a syringe mit einer Sprize hineinwerfen. S. 163. Encampment eine Lagerung S. 240. u. dgl. übersehen sich bey den übrigen Verdiensten leicht.

Er.

Anton Störks, s. w. Abhandlung von dem heilsamen Gebrauche der schwärzlichen Küchenschelle. Frankf. und Leipz. bey Felßecker, 1771.

Das Original haben wir angezeigt. Die Uebersetzung ist ziemlich nachläßig gemacht, z. E. S. 43. die Augäpfel sind ausgebreitet (Pupillae sunt dilatatae): S. 44. hatte über beyde Augen ein Fell (albuginem habet in utroque oculo) und dgl. mehr. S. 76. Der Wiesen-Zeitlosen-Essigmeth (Oxymel Colchicum) ist doch wirklich ein Wortmonstrum. Man sieht deutlich, daß der Uebersetzer der Sachen nicht kundig gewesen.

Va.

Unterricht für Mütter, wegen Behandlung der Pocken und Masern bey Kindern: In Briefen an die Frau von * * *. Nebst rc. Von J. J. Menuret

nuret — aus dem Französ. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 380 Seit. in 8.

Wieder ein Franzose in seiner wahren Grösse! Schwere Materien in Briefen, und zwar in Briefen an eine Dame abgehandelt. Diese vorzügliche Stärke wird wenigstens das Frauenzimmer unsern Nachbaren beylegen, und wir sind daher zum voraus überzeugt, daß die Uebersetzung Leserinnen finden werde, wenn wir Hn. Menuret gleich noch so hart die Geissel der Kritick empfinden liessen. Aber man siehet mit Vergnügen die kühlende Heilart allgemeiner werden; wenn inzwischen die Cur der Pocken, und auch der schlimmsten Folgen derselben so gar leicht gemacht wird, S. 112. so verräth der V., daß er noch keine bösartige Epidemie erlebt hat, ob er gleich folg. S. rühmet, daß ihm unter vielen hunderten kein einziger Fall fehlgeschlagen sey. Im Ganzen lieset sich das Buch sehr angenehm, und wir wären zufrieden, wenn niemals schlechtere übersetzt werden. Die bey den Pocken herrschenden Vorurtheile können nicht oft genug bestritten werden, und da der V. dieses in einem so sehr galanten Tone thut, wie er es freylich gegen eine Dame thun mußte, so darf man auch die Richtigkeit seiner Gründe nicht gar zu genau untersuchen, sondern muß ihn blos von jener Seite betrachten, von der er sich zeigt — im Profile, und ihm nicht gar zu herzhaft von vorne in die Augen sehen. Ein einziges Kind mit schwarzen Pocken würde ihn sonst schamroth machen, und ihm eben so leicht das Geständniß seiner Schwäche ablocken, als es die größten Meister unsrer Kunst ablegen. Das Buch ist kein deutsches Original, und die neugierigern Leser müssen also keinen umständlichen Auszug daraus in unsrer Bibliothek suchen, sondern sich bey andern Journalisten Raths erholen, deren Arbeit von grössern Umfange ist. Bey der angehängten Frage von der Einpfropfung der Pocken geht es dem Recens. wie einem gewissen großen Arzte in England, den er über ein ungleich wichtigeres Werk von der Materie befragte, seitdem ich selbst Erfahrung habe, sagte er, lese ich schon seit vielen Jahren nichts mehr für, oder wider die Einpfropfung der Blattern. — Die Uebersetzung ist fliessend und recht gut gerathen, so weit es sich ohne Vergleichung des Originals sagen läßt.

Gr.

Zweifel über einige in der ausübenden Arzneykunst im nördlichen Deutschland bemerkte Gegenstände,

Lehrsätze, Moden s. w. 1772. Bunzlau. 86 Seiten in 8.

Ein Arzt aus dem südlichen Deutschland, der im nördlichen eine Zeitlang praktisirt und jetzt wegen Alter und Schwäche sich zur Ruhe begeben hat, erregt diese Zweifel, die er seinem Lehrer und Freunde, dem H. v. Haller, sendet und sich von demselben u. a. die Auflösung erbittet.

„Ist die Fieberrinde in allen periodischen Krankheiten so heilsam? Ist sie wirklich ein so allgemeines Hülfsmittel in so verschiednen Krankheiten oder wird ihr zugeschrieben, was die Lebenskräfte allein hervorbringen? Ist sie in Faulfiebern wirklich so kräftig, da man doch ohne sie oft 93. im Hundert rettet? Wenn die Krankheit bösartig ist, sollte sie der Krankheit wirklich etwas anhaben? Sind ihre Heilkräfte im kalten Brande ausser Zweifel, da sie in einem Brande der zur Wassersucht stieß, vergeblich gebraucht worden: aber auch ohne sie die Natur durch Abstossung der abgestorbenen Theile dem Brande Grenzen gesetzt? u. s. w.„

Mit Recht eifert der V. gegen die, so die Rinde aufs Gerathewol und als einen Scherwenzel brauchen. Mit Recht wünscht er bestimmtere Fälle, wenn sie genutzt haben soll und eine Geschichte dieses Mittels, wie sie Tralles vom Mohnsafte, geliefert hat. Aber seine Zweifel sind auch ziemlich unbestimmt. Der Nutzen der Rinde in allen periodischen Krankheiten, scheint uns auch nicht ausgemacht, wenn er es gleich in Wechselfiebern und denen Krankheiten ist, die den Typus derselben annehmen. Aber von letztern, die nur ein Zweig der erstern sind, scheint ihr Gebrauch auf alle ausgedehnt zu seyn. Gegen den Brand sind ihre Kräfte wohl unstreitig, und wenn sie einmal nicht wirksam gewesen und die Natur andre male auch ohne sie dasselbe leistet: so ist dies kein Einwand gegen sie. Ihre Kraft gegen die Wechselfieber scheint der H. V. anzunehmen: aber die Natur curirt auch diese oft sich selbst gelassen und andre male hat ihnen die Rinde nichts an. Gegen das Faulfieber ist sie wohl nicht eigentlich das Mittel: aber die erschlaften Theile zu stärken, oder dem Brande vorzubeugen s. w. das ist ein anders. Die Zweifel des H. V. in diesem Abschnitte sagen zu viel und zu wenig, weil sie zu unbestimmt sind.

Weit gegründeter sind seine Zweifel gegen das Wassertrinken ohne Durst, ob wir gleich nicht den Grund brauchen möchten, daß bloßes Wasser sich nicht wohl mit unsern Säften mische.

sche. Im fieberhaften, besonders inflammatorischem Zustande, ist es wahr: aber auch nicht in jedem, z. E. im fauligen. Auf den gesunden Zustande sollte man diese Beobachtungen gar nicht anwenden.

Gegen das kalte Bad macht er wahre Einwendungen. Ueber das warme Wasser, daß es das Blutwasser gerinnen mache, viel zu theoretisch. Der Wein ist keine Magenstärkung als vor Tische. Von Mineralwassern sehr unbestimmt.

„Die Leibesbewegung verdünnt das Blut nicht: eher verdickt sie es.„ Bis so weit recht. Aber er setzt zu, „die Ruhe verdünne es vielmehr, weil weniger durch Ausdünstung verlohren geht.„ Auch das nicht. So bald der V. die Leibesbewegung als eine Sache betrachtet, die mehr die feste Theile des Körpers angeht und nur durch dieselben auf die flüßigen Theile einen Einfluß hat: so hebt sich alles. Starke Bewegung und stete Ruhe verdicken beyde: aber auf ganz verschiedne Art und mit äusserst verschiednem Erfolge am Blute; die Mittelstraße ist es, die nicht so sehr eigentlicher verdünnt, als Flüßigkeit und gleichen Umlauf befördert. Etwas hat der V. hievon selbst bemerkt: aber oft scheint er aus Liebschaft zu Schwierigkeiten schwierig zu seyn und Sachen, so unter guten Aerzten wie ausgemacht sind, noch zu bezweifeln. Unentwickelt ist hierinn, wie in allen diätetischen Lehren vieles. Darinn hat der V. Recht, und er sagt überhaupt hier viel Vortrefliches. Nichts ist allgemein wahr. Jede Lebensart hat ihre Vortheile und Unbequemlichkeiten. Wer viel sitzen muß, darf nur mäßig leben. Er wird eben so gesund seyn. Wer hat die Lehre von der Motion und Sitzen am besten abgehandelt? Frägt der H. V. Wir wissens eben so wenig.

Von Hämorrhoiden. „Wie kommt es, daß man dieser wahren Krankheit Mangel, Unordnung s. w. für Krankheit gehalten hat? Weil er oft lindert, soll er darum keine Krankheit seyn?„ Der H. V. wird sich doch erinnern, welcher Schule Hypothesen man es zu danken hat. Uns dünkt, unter guten Aerzten ist ihr Werth und Unwerth ziemlich bestimmt.

Von Modeaderlässen. Daß dünnes Geblüt gut und dickes schädlich sey. Es wird widerlegt und hätte noch bündiger gerügt werden können.

Die Hypochondrie, frägt er, möchte man sie, das Fieber des Gemüths nennen? Gewiß kann man es, wenn man die H. für sich, ohne die Fehler, womit sie complickrt seyn kann, betrachtet.

Ueber das Friesel verstehen wir die Zweifel nicht genug. Der so häufig angeklagten feuchten Luft nimmt er sich an. Freylich sollte sie nicht allgemein getadelt werden. Gewiß sind bey hellem trocknen Wetter mehr Epidemien entstanden, als bey feuchtem. Er fodert den Arzt auf, die feuchte Luft zu loben. Es liessen sich indessen die Knoten, die der H. V., hier so sehr häuft, leicht lösen, wenn man ihm zuständе, daß nichts allgemein sey; daß aber, wie der Frühling und Herbst, so auch trocken und feucht Wetter sich verhalten; daß jener, da er die ganze Natur gleichsam weckt und belebt, mehr Leichen giebt, als der Herbst, in dem die Natur zur Ruhe geht.

Doch genug von einem so kleinen Werke, ob wir gleich glauben, daß jede kleine Zweifelschrift wichtiger sey, als ein großes Lehrgebäude. Der V. ist ein ehrlicher und denkender Mann, ob er gleich Zweifeln sich so sehr zum Gewerbe gemacht hat, daß uns oft vorkommt, er zweifle selbst, ob seine Zweifel es auch eigentlich wären? Seine Collegen müssen auch nicht die besten Aerzte gewesen seyn. Denn über sehr vielem sind doch alle gute Aerzte und das einstimmig andrer Meynung.

Va.

Anton Störks, Kaiserl. Königl. Hofraths und Leibarzts s. w. Abhandlung von der Einpfropfung der Kindsblattern. Wien, von Trattnern, 124 Seiten gr. 8.

Eine Beschreibung der Inoculationen die auf Befehl der Kaiserinn zu Hetzendorf unter v. Swietens und Störks Aufsicht unternommen sind. Frischer Blattereiter ist am besten. Sonst ist auch pulverisirter Schorf gut, der unter die aufgehobne Oberhaut eingestreut wird, und besser, als schon etwas alte Fäden. Man präparirte gar nicht, und gab bloß nach der Inoculation, wenn Eßlust mangelte, oder der Magen beschwert war, ein Laxativ. Auch ließ man bis zur Fieberzeit selbst Fleisch und nachher noch am Gemüße s. w. Fleischbrühen zu. Die Hauptsache war die Bewegung in freyer Luft und das noch mehr, wenn die Kranken fiebrig, schlummrig und laß von Gliedern wurden. Sah man den sehr Wehleidigen darinn nach, daß man ihrem Hange zu liegen nachgab: so waren sie sicher kränker und immer liegerhaft. Doch muß man dies bey rauhem Wetter nicht übertreiben. Bey epileptischen Zufällen trug man sie mit augenscheinlichem Nutzen in die

freye

freye Luft. Auch an denen, die an natürlichen Pocken schwer darniederlagen, fiel die Besserung, wenn sie in freyer Luft eine Weile gewesen waren, deutlich in die Augen und H. St. setzt darinn die Hauptsache bey der Inoculation. Man war auch gar nicht sehr bedenklich in Auswahl der Kinder. Doch machten der dicke Leib, Schleim und Würmer oft einen spätern Ausbruch und einen nicht so regelmäßigen Verlauf. Bey halbjährigen, Neugebohrnen, im Zahnen begriffnen u. s. w. liefen die Pocken eben so leicht ab. Bey zweyen gesellten Petechien und ein Rothlauf sich zu. Aber darum wurden die Pocken nicht schlimmer.

Von 85, deren Geschichte beschrieben wird, starb eins, daß den epidemischen Keichhusten dabey bekam, nach vollendetem Blatterfieber am Steckfluß, 15. darunter hatten Pockenfieber: aber entweder keinen Ausbruch, oder doch nicht völlig eiternde Pocken. So leicht der Verlauf gewöhnlich ist und es durch den Genuß der freyen Luft noch mehr wird: so muß doch niemand als ein guter Arzt sie unternehmen, weil sich leicht fremde und fürchterliche Zufälle beygesellen können. Es sind 52 Krankheitsgeschichten ausführlich erzählt, von denen die wenigsten doch was Erhebliches enthalten.

R.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Gottlieb Wilhelm Rabeners Briefe, von ihm selbst gesammelt, und nach seinem Tode nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften herausgegeben von C. F. Weiße. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1772. 304 Seit. in gr. 8.

— — Ebendieselben in klein 8. 1772.

Dies ist Alles, was die Wuth des letzten Krieges uns übrig gelassen hat, die ganze Verlassenschaft Rabeners! — Ein Werk voller kühner Satire: Die Entzückungen, und ein Lustspiel: Der Freygeist, das nach des Herausgebers Schilderung ein gutes Stück gewesen seyn muß, ist ein Raub der Flammen geworden. — O hätten sie doch dafür des Herrn von Heß satyrische Schriften ergriffen!

Great Juno *) roars, and hisses in the fires
Helene **) in silence modestly expires.

Dieser Band enthält lauter freundschaftliche Briefe, die der sel. Rabener an verschiedene Freunde und Freundinnen geschrieben, nebst einigen Antworten, sonderlich von Cramern und Schlegeln. Die meisten sind allerdings interessant, zum Theil lebhaft geschrieben, und können behülflich seyn, Rabenern und seine Freunde, die zum Theil in der Geschichte der deutschen Litteratur eine ansehnliche Stelle einnehmen, in ihrem wahren Verhältnisse kennen zu lernen. Einige Briefe sind auch sehr rührend, und machen Rabeners Herzen Ehre. Indessen scheinen uns, (wir wollen es offenherzig gestehen,) auch manche gar zu uninteressant, dahin rechnen wir sonderlich den Briefwechsel mit einer gewissen Barbara und Charitas, der von S. 29 bis 103 gehet, deßgleichen mit Lorchen von S. 104 bis 144. worinn viele spashafte Stellen von dem Hampelmanne der beyden Jungfern, von dem Hn. Amtmanne der zum Popanz gebraucht wird, von großen Musjées, und von Gretel, der ein paar Nüsse gesendet werden, u. dgl. vorkommen, die in einer geschlossenen Gesellschaft mögen ganz artig gefunden worden seyn, aber die, wenn sie in die Welt kommen, sehr viel von ihrem anziehenden verlieren, zumal da der Spaß so lange währet. Was sollen feine Weltleute zu solchen Briefgen sagen?

Der Herausgeber hat in der Vorrede Rabeners vortreflichen Charakter würdig geschildert, und von seinen Lebensumständen kurze Nachricht gegeben.

Fl.

Die ersten Menschen, von Johann Georg Jacobi. Halberstadt bey Groß, 1771. 1 Bog. in 8.

Schöne tönende Verse, wie sie diesem Dichter fast allemal glücken; aber die Bearbeitung ist schwerlich des Gegenstandes würdig. Wenn Herr Jacobi den Schöpfungstag der ersten Menschen besingen wollte, verlangten wir freylich nicht den ernsten epischen Ton; wiewol selbst Milton diese Scene sehr aufgeheitert hat; aber ein gewisser Anstand mußte immer bleiben, und folgendes ist unstreitig zu viel getändelt:

Eine

*) Juno abortans.
**) Crater Helenae.

Eine jugendliche Schaar
Kleiner Engel stieg hernieder;
O wie schön und heiter war
Ihre Stirne! Blondes Haar
Deckte flatternd ihr Gefieder,
Das dem Regenbogen glich;
Und die Knaben wiegten sich
Mit den kaum gebohrnen Westen,
Auf den Blumenvollen Aesten;
Flogen schnell den Blüthen nach, u. s. f.

An Aglaja. Düsseldorf, 1771. 1 B. in 8.

Eine Kleinigkeit von Herrn Jacobi, der am Ende seinen Namen darunter gesetzt hat, in Prose, mit Versen untermischt; und in allem Verstande eine Kleinigkeit. Der Inhalt ist die Empfindungslosigkeit des großen Haufens, besonders der Vornehmen, und die Zufriedenheit und Freude des Dichters und seiner Freundinn über den Vorzug ihres empfindsamern Herzen.

Die beste Welt, von Gleim und Jacobi Halberstadt, bey Groß, 1772. 40 Seiten in 8.

Unmuth und Erbitterung sind die Sprache des ersten dieser Gedichte, dessen Verfasser Herr Gleim ist, der in der Stunde, da er es schrieb, alles aus einem sehr schwarzen Gesichtspunkte angesehen, und vielleicht unschuldige Veranlassungen sehr unrecht verstanden haben muß. Man verkennt den Dichter der Freude ganz darin. Die Antwort von Jacobi kontrastirt mit jenem Gedichte in aller Absicht; sie verräth ein heitres, ruhiges Herz, das den Empfindungen des Vergnügens und der gutherzigen Gesinnung offen steht. Auch der Versbau und lyrische Gang ist darin weit leichter und natürlicher, als in jenem, und in dem dritten Liede, gleichfals von Herrn Gleim, worin er zwar mit der Welt und deren Bewohnern zufrieden ist, aber sie doch nur für den Einen Tag, den er beschreibt, die beste nennt. Die vielen matten und leeren Verse in diesem leztern Stücke mögen leicht auch eine Wirkung der Unruhe und Ungeduld seyn.

Der Schmetterling, nebst drey Liedern, von Johann Georg Jacobi, Halberstadt, bey Groß, 1772. 2½ B. in 8.

Die öftere Betrachtung solcher Abdrücke Griechischer Gemmen, worauf ein Schmetterling in den Händen Amors, oder neben dessen Geliebten, der jungen Psyche, abgebildet war, verbunden mit dem Gedanken an unsre künftige Bestimmung, war die Veranlassung dieses angenehmen Gedichts. Von den angehängten Liedern heißt das erste: die Auferstehung, an Elisen, und gleicht jenem an Leichtigkeit und Schönheit der Versifikation, und an einer edeln und glücklichen Aufheiterung der Todesgedanken. Von eben der Art ist auch das folgende Lied an Antonetten, als sie, am Feste des heil. Nikolaus, einen neuen Schleyer bekam. Nur hätten wir S. 27. die kleinen Seraphinen und die Geisterchen der Hölle hinweg gewünscht. Das dritte Lied, an die Unschuld, ist seines Gegenstandes würdig.

Ueber den Ernst, von Jacobi, dem Herrn Kanonicus Gleim zugeeignet. Halberstadt, bey Gr§o, 1772. 2 Oktavbogen.

Sowohl das Gedicht selbst, als die angehängten Anmerkungen, betreffen den Lieblingsgedanken des Dichters, daß der Scherz nicht von dem Ernste zu trennen, daß er nicht sündlich, daß er selbst in einem bessern Leben, von einer höhern Stufe der Vollkommenheit nicht auszuschliessen sey.

Dz.

Amors Reise nach Jockzana zum Friedenscongreß, von J. G. C. Ronne. Jena, bey Fickelscherr, 1773. 9 Bogen in 8.

Wir haben von diesem Herrn Ronne schon eine Sammlung anzeigen müssen, die überaus schlecht war. (Man sehe der Bibl. XV. B. 1 St. S. 233.) Falls wir uns derselben noch recht erinnern, so ist doch die gegenwärtige Schrift erträglicher, und wenn man nur rückwärts nicht geht, so ist das schon zu loben. — Die Erdichtung kürzlich: Mahomet, von Juno unterstützt, hat ehemals die Venus und den Bachus aus Asien vertrieben. Beyde Gottheiten sind der Art, wie ih-

ihnen die Europäer dienen, müde, wollten ihre alten Sitze wieder, und haben die Russen wider die Türken aufgebracht. — Eine weitläuftige Kritick verdient das Stück nicht, eine Strenge kann es nicht ertragen. — Man findet aber Verse, wie die folgenden, an mehr als einer Stelle:

Dann sehe man in diesem glücklichen Land
Die Traube auf jedem Hügel bey Morgensonnen sich röthen
Backschiren, Calmucken, und Russen, die nicht mehr würgen und tödten
Und Tartarn führen den Becher in sieggewohnter Hand.

So wie nun Verse dieser Art unter den Ronnischen gewiß die besten sind, so findet man allerdings nicht wenige, die weit schlechter ausfallen.

Lm.

Des Hrn. von Voltaire vermischte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Vierter Band. Frkrt. und und Leipzig, 1773. 1 Alph. in 8.

Wir haben hin und wieder auch in diesem Theile geblättert, und finden die Uebersetzung ganz erträglich.

Anmerkungen über die von Herrn Hemmer ꝛc herausgegebene Abhandlung über die deutsche Sprache, verfasset von einem Liebhaber der Wahrheit. Mannheim, 1770. 6½. Bogen in groß 8.

Kritischer Brief über zwey Kunstrichter zu Mannheim. 1 Bogen ohne Druckort in 8.

Schreiben über die Anmerkungen, ꝛc. und über den kritischen Brief. 1770. 2 Bog. in klein 8.

Jacob Hemmers Vertheydigung seiner Abhandlung ꝛc. wider die Anmerkungen, ꝛc. Mannheim, 1771. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

Kritick über den ersten Band der Gedichte des Herrn Hemmer. Goslar, 1772 2 Bog. in 8.

Viel

Viel Lärmen um nichts! — Wir haben die Leser bereits im zweyten Stücke des 15 B. S. 615. mit Hemmers Abhandlung über die deutsche Sprache, wodurch eben alle die nun angezeigten Sächelchen veranlaßt worden, kürzlich bekannt gemacht. Die Erbitterung, welche der gute Hemmer dadurch wider sich erregt hat, daß er mehr von unsrer Sprache wissen will, als seine Landesleute, die Pfälzer, und daß er ihnen grammatische Fehler und Barbarey vorgeworfen, ist beynah das Einige, was etwann zu einer vernünftigen Betrachtung über den ganzen Wust Gelegenheit darbietet. Dahin gehört denn auch die Anekdote, die Hemmer in seiner Vertheydigung erzählt: „Herr P * * (wie es scheint, in der Pfalz) bestieg einen öffentlichen Lehrstuhl der deutschen Sprache. Man that ihm großen Widerstand, schickte Kutscher und Lackayen in seinen Hörsaal, und quälte ihn so lange, bis er sein Lehramt niederlegte.„ — Die Anmerkungen des Liebhabers sind elend, und die Schreibart ist unausstehlich. Er will seynd statt sind vertheydigen, und das mit einem Geschwätze — es könnte einem übel werden! Er tadelt einiges mit Grunde — aber das Verdienst ist wahrlich überaus klein. Gegen Hemmern ist der Liebhaber immer nur ein schwaches Licht, wenn gleich Hemmer selbst ausser der Pfalz nicht mehr, als das seyn würde. — Der kritische Brief, von Frankfurt datirt, 1770. — eine Anpreisung des Liebhabers, giebt auch einige Hiebe auf Hemmern — Das Schreiben ist dem Briefe entgegen gesetzt, vertheydiget Hemmern, oft auch da, wo er unrecht hat. — Nun kömmt Herr Hemmer selbst, und schreibt ein Buch, um sein Buch zu retten. Von dem letztern haben wir unser Urtheil gesagt; dieses neue ist von gleicher Art. — Die Kritick über H. lateinische Gedichte ist am bittersten, — sonst unbedeutend.

L.

Biographie der Dichter, von Christian Heinrich Schmid, Doktor der Rechte, und Professor zu Erfurth. Zweyter Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1770. 478 Seiten in gr. 8.

Da wir den ersten Theil dieser Biographie zu seiner Zeit ausführlich angezeigt, und beurtheilt haben, so können wir bey diesem zweyten um so viel kürzer seyn, zumal, da wir in Ansehung der Ausführung, keine Ursache finden, unser das-

mal

maliges Urtheil zurücknehmen oder abzuändern. Die Zuschrift ist an die Herren Kanonikus Gleim und Jakobi, und vertritt zugleich die Stelle einer Vorrede. Hieraus ist die auffallende Unschicklichkeit entstanden, daß der Verf. diesen Herren, besonders Hrn. Gleim, über einige vorbeygelassene Lebensumstände des sel. Kleist Dinge vorerzählt, die dieser entweder schon wissen mußte, oder gar ihm selbst mitgetheilt haben mag. Den Schluß dieser Vorrede machen Auffoderungen, dem Verf. Materialien zu Gellerts Leben zu liefern, die ihm ein jeder mittheilen mag, der Lust hat, das Leben dieses Dichters von einem solchen Biographen beschrieben zu sehen. Von einem solchen Biographen, dessen größte Stärke noch immer das ämsigste Kompiliren ist, der eben nicht sorgfältig oder eckel wählt, der jedes ärmliche Anekdötchen, richtig oder unrichtig, mit Begierde aufhascht und in die Welt schreibt, sich die seichtesten Bemerkungen und Reflexionen erlaubt, offenbar auf den Anlauf der Bogenzahl arbeitet, der Geduld seiner Leser nicht schont, und sie mit Auszügen, Verzeichnissen, und fremden, sehr entbehrlichen Sachen bis zur äussersten Ungeduld ermüdet. Das wollen wir ihm freylich lieber als ein Verdienst anrechnen, daß seine eingestreuten kritischen Urtheile von fremder Hand erborgt sind; wenn er sie nur immer recht zu nützen, an ihre gehörige Stelle zu setzen, auch oft zu modificiren gewußt hätte! Und warum verschweigt er die Ursache dieses Verfahrens, die doch am Tage liegt, Gefühl der eigenen kritischen Schwäche, Eilfertigkeit, und Bequemlichkeit? Warum sucht er lieber in der Vorrede andre, unzulängliche Gründe hervor? Und warum verschweigt er meistentheils die Quellen, woraus er den größten Theil seiner Biographien, in reichen Zügen geschöpft hat, und denen man doch gar bald auf die Spur kömmt. Bey der großen Menge von Arbeiten, welche dieser Schriftsteller in so kurzer Zeit in die Welt geschickt hat, müßte er mehr als zaubern können, wenn er alles das aus sich selbst, oder nur aus einem gehörig eingesammelten und reif gewordnen Vorrathe von Kenntnissen geschöpft hätte, was er, wie es scheint, seinem Leser gerne als so erworben und genützt einbilden möchte.

Es hiesse, die Geduld unsrer Leser aufs neue mißbrauchen, wenn wir mit sorgfältiger Mühe alle die Uebereilungen, Nachlässigkeiten und Fehler aufsuchen und herrechnen wollen, die wir auch in diesem Theile angetroffen haben. Verlangt es indeß der Verfasser, so kann es noch immer geschehen; denn ihrer sind gewiß nicht wenig. Vornemlich liessen sich in den

häu-

häufig eingerückten, und meistens hier entbehrlichen Uebersetzungen, Englischer Gedichte, hauptsächlich aus der Dodsleyischen Sammlung, Dinge rügen, deren sich ein Mann, der die ersten Dichter dieser Nation gelesen haben, und beurtheilen will, nicht hätte schuldig machen müssen. Mit einem nicht geringen Theile der literarischen Nachrichten steht es nicht viel besser aus.

Die Dichter, deren Leben der Verf. in diesem Bande beschrieben hat, sind: Shakespear, Spenser, Prior, Pyra, Uz, Pindar, v. Hagedorn, Rost, Gay, Lichtwehr. Die hierunter befindlichen Biographien deutscher Dichter sind ohne Zweifel für die meisten Leser die neuesten und interessantesten, wenn sie nur nicht, gleich den übrigen, mit einem Schwalle von unnöthigen Dingen überladen wären, und mehr Zuverlässigkeit hätten. Von den Lebensbeschreibungen Hagedorns und Rosts wissen wirs gewiß, daß die nachgebliebnen genauern Freunde dieser Dichter nicht sehr damit zufrieden sind.

Theaterchronick, erstes Stück, herausgegeben von Christian Heinrich Schmid, Doktorn der Rechte, und Professorn der Beredsamkeit und Dichtkunst. Giessen, im Kriegerischen Verlage, 1772. 230 Seiten in 8.

Fast möchte der Recensent diesem Schriftsteller zurufen: *Cesse de compiler, ou je cesse de lire!* denn schwerlich wird er an Rüstigkeit, und Behendigkeit, ein Buch zusammen zu schreiben, seines gleichen haben. Diese Theaterchronick ist nichts anders, als eine Fortsetzung des Parterrs, unter andern Titel, und soll vierteljährig herauskommen, wie der Verf. in der Zuschrift — denn auch daran läßt ers nie fehlen — an Herrn Willamow, verspricht. Etwas weniger weitschweifend und ermüdend sind diese Nachrichten, als die im Parterre, aber eben nicht interessanter. Sie betreffen 1) die Apotheke, eine komische Oper. Wer dies Stück selbst gelesen hat, wird die Lobsprüche, welche demselben und seinem Verf. ertheilt werden, ziemlich übertrieben finden, es kommt uns vor, als ob dieser V. Hrn. S. Lob nicht verlange, sondern dieser es ihm wider seinem Willen aufdringe. 2) Nachrichten von der Seilerischen Gesellschaft. 3) Gegenwärtiger Zustand der Ackermannischen Gesellschaft. Ueber die Billigkeit oder Unbilligkeit der in diesen beyden Aufsätzen, wovon der letzte ziemlich unvollständig ist, gefällten einzelnen und persönlichen

lichen Urtheile, lasse sich ein, wer Lust hat. 4) Nachricht vom Holländischen Theater. Der neugierige Leser wird hier eben so dürftig, wie im Parterre, abgespeißt. 5) Ueber die Kochische Bühne, ein Schreiben, das zu Halle herauskam, betrift gleichfalls Schauspieler und einzelne Vorstellungen. 6) Freymüthiges Kaffeegespräch zweyer jüdischen Zuschauerinnen über den Juden Pinkus u. s. f. Die darinn enthaltnen Kritiken treffen vornehmlich das Berlinische Publikum; und nach den hier mitgetheilten Proben enthält es manche gegründete Wahrheiten, die auch auf keine gemeine Art gesagt sind. 7) Das Rosenfest, in Musik gesetzt von Wolf, wird hier beurtheilt, und dabey ziemlich ins Detail gegangen. 8) Der Desserteur, ein Drama von Mercier, wird, nach seiner vierfachen Uebersetzung, geprüft. 9) Der Aerndtekranz, die bekannte Weißische Operette, wird auch hier mit reichem Lobe überschüttet. 10) Ganz gute Nachrichten von dem unlängst verstorbenen Dichter, Johann Friedrich Löwen. 11) Den Dorfbarbier findet der Verf. so ungesittet und anstößig nicht, als er den meisten Lesern vorgekommen ist. 12. 13) Ueber zwey Auflagen der Operette, das Gärtnermädchen. Der Verf. desselben hat in der Vorrede der letztern unsern Herrn Chronickenschreiber angegriffen; er erklärt sich aber gar weislich, nicht eher zu antworten, als bis er sich als Verfasser des Almanachs, und Nachrichtenschreiber in der Klotzischen Bibliothek wird bekannt haben. Und dies Bekenntniß hat er vielleicht erst seinem Sterbebette vorbehalten. 14) Theudomak, ein in Cassel herausgekommenes Trauerspiel, wird ganz nachsichtig beurtheilt. 15) Gräfin Freyenhof, ein Lustspiel des jüngern Stephanie, wird mit dem Roman verglichen, woraus es genommen ist. 16) Ueber die Döbbelinische Gesellschaft und deren Verfechter, ist ein Brief, vermuthlich von ihrem ehemaligen Beurtheiler, eingerückt. Die vier übrigen Artickel sind Beurtheilungen über so viel Wienerische Stücke.

Zr.

Deutsches Theater von H. C. H. von Trautzschen. Leipzig, bey Jacobäern, 1772. 23 Bogen 8.

Horaz hat einmal den Ausspruch gethan:

— — mediocribus esse poetis
Non homines non di non concessere columnae.

Wenn dieser noch gilt und mittelmäßige theatralische Dichter, denn mit theatral. Dichtern hat es Horaz eben zu thun, darinn ihr Urtheil finden, was mögen sich die für eine Aufnahme vom Publiko zu versprechen haben, die nicht einmal an das mittelmäßige gränzen? Unter den fünf Stücken, die in diesem deutschen Theater befindlich sind, ist auch nicht ein einziges das nur leidlich wäre, es fehlt ihnen nicht mehr, als alles, was zu einem erträglichen theatralischen Stück erforderlich ist, an das meisterhafte gar nicht zugedenken: weder Erfindung noch Richtigkeit in den Charakteren noch Situation, auch nicht einmal der Aufputz eines passenden Dialogs, der oft einem schlechten Stücke aufhilft, ist hier anzutreffen. Wir begnügen uns daher nur die Stücke den Namen und dem Inhalte nach kürzlich anzuzeigen, und die Leser, die dieses deutsche Theater einer nähern Untersuchung würdig schätzen, auf das Buch selbst zu verweisen, um es mit unsern Urtheil zu vergleichen.

Temusin, ein frostiges Trauerspiel von fünf Aufzügen und abgenutzter Erfindung. Temusin, ein Prinz, dem die Chineser sein Land weggenommen, flüchtet zum Kan der großen Tartarey, thut sich im Kriege hervor und liebt dessen Tochter Zaiden. Mahomed, Beherrscher eines benachbarten Staates, ein stolzer Tyrann, verlangt diese zur Gemahlin und sie wird ihm auch bewilliget. Mahomed merkt aber gar bald, daß Temusin sein Nebenbuhler ist, dieser wird also von ihm verläumdet und ins Gefängniß gebracht; da nun die Prinzeßin sich ihrem ungestümmen Liebhaber nicht überlassen will, läuft dieser ins Gefängniß, den Temusin zu ermorden, stößt aber in der Wuth einen andern Gefangenen nieder, darüber entstehet ein Auflauf, Temusin wird befreyet und erhält seine getreue Prinzeßin, die sich den überlästigen Mahomed durch einen Dolchstoß vom Halse geschaft hat. Durch die wässerichen Alexandriner, in welchen das Stück abgefaßt ist, wird alles Sentiment ersäuft. Recht im Tone des Prinzen Balacin parentirt sich Temusin im Anfang des vierten Aufzugs selbst.

2) Das neue Rom, ein fades Nachspiel, gleich schlecht von Erfindung und Bearbeitung. Der Bürgermeister einer kleinen Stadt, will auf Veranlässung eines närrischen Pedanten von Rathsherrn, seinen Stadtrath nach dem alten römischen Senat formen, und an diesen Pedanten seine Tochter verheyrathen, sich die aber schon mit einem Officier verplämpert hat, das liebe Paar ist so herzlich einfältig, daß beyde weder Rath noch Hülfe wissen, und zu der armseligen Intrigue eines impertinenten Bedienten ihre Zuflucht nehmen, der

hier

hier die nemliche Maskerade wieder spielt, die im bürgerlichen Edelmann und in Holbergs Don Ranudo de Colibrados vorkommt.

3) Der Eigensinnige von fünf Aufzügen, soll ein Stück von Charaktern seyn, aber der Hauptcharakter ist ganz umgeschlagen, denn aus dem Eigensinnigen ist ein Ungestümmer worden, dem noch einige Züge aus dem zerstreuten beygemischt sind. — — amphora coepit institui: currente rota cur urceus exit?

4) Die geraubte Dose von einem Aufzuge. Das Sujet dazu ist eine französische Anekdote. Bey der Gasterey eines Ministers verliehrt sich eine goldene Dose, man wird einig, daß ehe jemand aus dem Zimmer gehet, alle Anwesenden sich sollen die Taschen besuchen lassen, ein einziger reducirter Officier behauptet, daß er dieses bey sich nicht gestatten würde, daß sein Ehrenwort, daß die Dose bey ihm nicht werde gefunden werden, zureichend seyn müßte, ihn für eine Nachsuchung zu schützen. Unterdessen wird die Dose wieder gefunden und der Verdacht des Diebstahls verschwindet; aber nun ist der Minister begierig zu erfahren, was die Widersetzlichkeit des Officiers, die seiner Ehre so nachtheilig werden konnte, zum Grunde gehabt, und erfährt, daß es eine edle Scham gewesen. Der Officier hatte einige benagte Brodrinden in der Tasche, die ihm, wenn er nicht zum Minister wäre eingeladen worden, zur Mahlzeit dienen sollten. Dieses Sujet wäre wohl werth aufs Theater gebracht zu werden, aber nicht so, wie es hier ist, wo der V. durch seine Zusätze alles verderbt hat.

5) Belisar, ein Drama von zwey Aufzügen in Prosa und Versen, wie man will, denn als Prosa ist das Stück gedruckt, sie läßt sich aber als Jamben scandiren. Der Inhalt ist aus Marmontels Geschichte genommen, hier aber in ein so kraftloses Drama verwandelt, daß allein aus diesem Stück zur Gnüge erhellet, daß der V. zum theatralischen Dichter ganz und gar kein Talent hat.

Zwey schöne neue Mährlein als: 1) von der schönen Melusinen, einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen sollen, der lieben Jugend und dem ehrsamen Frauenzimmer zu

beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig, 1772. 4 Bogen in 8.

Der Einfall der Madame R. die, wie in der Vorrede gemeldet wird, den V. veranlasset, diese beyden Mährlein zu verfeinern, ist nicht übel: jedes Volk, ja jede Provinz hat gewisse Mährgen oder Legenden, die sich durch viele Menschenalter fortpflanzen und dem Enkel noch eben so viel Kurzweile machen, als Vorzeiten dem Großvater. Aber sie erhalten sich doch nur unter dem gemeinen Mann; zur feinern Welt haben sie um deswillen keinen Zutritt, weil sie kein modisches Gewand haben, so bald sie dieses erhalten, sind sie in ihrem Vaterlande allenthalben willkommen; denn sie gehören zu dem Nationalgeschmack, der niemals ganz ausartet, daher geben sie auch den schicklichsten Stoff zu einheimischen Romanzen. So hat der V. auch diese Abentheuer behandelt und in den modernen Knittelversen, die er gebraucht, den rechten Ton getroffen. Die alte Eintheilung der Geschichte in Kapitel und die drolligen Ueberschriften derselben hat der V. beybehalten. Als eine Probe schreiben wir hier den Tugendspiegel ab, den er der ersten Geschichte beygefügt hat, und der dazu gut passet. Bekanntermaßen verwandelte sich die schöne Melusine alle Samstage in ein Meerwunder mit einem scheußlichen Fischschwanz, daher hatte sie es ihrem Gemahl, dem Ritter Reimond, zur Bedingung gemacht, daß er sie diesen Tag nicht sehen und sich auch nicht um sie bekümmern sollte, als er aber aus Neugier sie einmal in dieser Verwandelung beschlich und die Sache noch dazu ausplauderte, verlohr er dadurch seine Gemahlin, denn sie wurde nun auf immer wieder zur Nixe. Daraus zieht der V. folgende Lehre, Vermahnung und Trost:

Die Neugier ist ein schlimmes Ding,
Was hier dem Ritter Reimond gieng,
Der mehr sah als ihm dienlich war,
So gehts auch oft der Männer-Schaar.
Hört drum ihr Herren meinen Rath!
Die angenehmste Dame hat
Doch ihren Fischschwanz. Trinket sie,
Scharmirt sie, spielt sie, zanket sie,
Mag sie mit ihren Seelenschwestern
Gern beten, plaudern oder lästern;
Fährt sie gern zu Visiten aus,
Zur Maskerad, ins Schauspielhaus:
Und thuts nur, wie Frau Melusine,

Die

Die Woch einmal; so zieht die Mine
Nicht allzusauer, denkt fein klug:
Auch mit dem Fischschwanz gut genug!

Ab.

Les Graces et Psyche entre les Graces traduites de l'Allemand de Mr. *Wieland*, par Mr. *Junker*, de l'Académie des Belles Lettres de Goettingen. A Francfort et a Paris chez Varentrapp, 1771.

Les Graces imitation de l'Allemand par Mr. *d' Ussieux*. A Londres et a Paris chez Fetil. 1771.

Junkers Uebersetzung ist ganz in Prose, und überhaupt getreuer als französische Uebersetzungen zu seyn pflegen. Hin und wieder finden wir aber Auslassungen solcher Stellen, die uns weder müßig noch unübersetzlich scheinen, ja, die der andere Nachahmer so gar übersetzt hat. Die naivesten, feinsten Stellen haben manchmal viel verlohren, oder sind weggelassen, welches die Franzosen, die sich gerade hier nicht schwach dünken, vielleicht der deutschen Abkunft des Uebersetzers, Schuld geben werden. Einige Stellen hat der Uebers. nicht recht verstanden. Z. E.

Die Blumen hielten
Gleich als ob sie seine Gottheit fühlten
Federn gleich den Schlafenden empor.

Les fleurs, comme si elles eussent senti sa présence divine, semblables *a des ressorts*, soutenoient le petit Dieu sommeillant.

Zuweilen will er sein Original verschönern. Z. E.

Quel sentiment inconnu se glisse dans mon coeur, tandis qu'il parle. Was für ein süsses — wie nenn' ichs? — bemächtigt sich meiner, indem er spricht?

Eh bien pour moderer cette impetueuse ardeur, vous ne jouirez pas de l'autre (bras), que vous ne juriez d'être *soumis*, *modeste* et *respectueux*. Warte, Amor! du solst den andern nicht haben, wo du uns nicht schwörest, daß du sittsam seyn willst!

Zur Probe wollen wir einige poetische Stellen anführen. Sie stehen im Deutschen S. 44.

Mes soeurs (s'ecria-t-elle, mais a demi voix, pour ne pas éveillér *le petit Dieu*) que vois-je! c'est un — comment dirai je? Ce n'est pas une fille, mais ses charmes *embelliroit une Nereïde*.. Des ailes dorées *ombragent* ses épaules arrondies et plus blanches que la neige. Cela est couché sur des fleurs comme un papillon qui s'y balance, qui par des personnes favorisées de la nature, peut être senti, mais non pas se décrire.

Uſſieux überſezt es: Ah mes soeurs, ajouta-t-elles à mi-voix, pour ne pas éveiller le fils de Venus, ah que vois-je? Prêtez moi vos yeux. Je .... je ne sais quel nom lui donner. Je n'est point une fille: et ses charmes *embéliroient la plus belle des Nymphes*. Deux ailes dorées couvrent une partie de ses épaules d'albâtre. Oh! qu'il doit être aimable!

d'Uſſieux nennt ſich Nachahmer, er iſt aber eigentlich ein Ueberſezer, à la françoiſe. Er hat alles, was ihm zu ſchwer war, unüberſezt gelaſſen, und vornemlich die lebhaften Zwiſcheneinfälle des Dichters gern weggeworfen, auch den eingemiſchten Dialog, wo er ihm die Erzehlung aufzuhalten ſchien, ſo abgekürzt, daß nun vieles ziemlich trocken iſt. Dagegen hat er die poetiſchen Stellen, welche er etwann auch in Verſe überſezt hat, (denn allezeit hat er nicht ſo gut ſeyn wollen) ziemlich gewäſſert. Z. E.

Sie irrten, mit Fellen bedeckt, in dunkeln Eichenhaynen
Der Mann mit der Käule bewehrt, das Weib mit ihren kleinen
Nach Affenweiſe behangen; und ſank die Sonne, ſo blieb
Ein jedes liegen, wohin der Zufall es trieb.

Couverts de peaux, ils erroient, au hazard
Sur les monts et dans les valées.
Loin d'employer les finesses de l'art
Que le tems seul a dévoilées
L'homme robuste et courageux,
Armé d'une massue
Suivoit d'un pas audacieux
La tigresse éperdue;
Bruvoit d'un oeil imperieux
La cruelle panthère
Et les lions rugissans.

Il protegoit ses enfans
Suspendus au sein de leur mere;
Il assuroit leur repos
Soutenoit leur foiblesse
Et les préservoit des maux
Que, depuis ce bel âge, enfanta la molesse.

Sonst hat d'U. das Deutsche ganz gut verstanden, und was er übersetzt hat, richtig genug gegeben.

Ok.

Anthologie der Deutschen. Dritter Theil. Herausgegeben von C. H. Schmid, Prof. zu Gießen. Leipzig, bey Schwickert, 1772.

In diesem Bande stehen viel bisher ungedruckte Gedichte, aber auch verschiedene, die des Druckes wenig werth waren. Doch lauter meisterhafte Stücke soll man von einem Anthologen nicht verlangen. Wir wollen die vornehmsten anzeigen. Der Ungenannte, von welchen die ersten zwölf Gedichte sind, hat viel Phantasie, einen sehr simpeln Ausdruck der Empfindungen, etwas in der italienischen Manier und gute Versifikation; doch muß er, um vollkommner zu werden, besser erfinden lernen, manches Flittergold wegwerfen, die Beywörter nicht so häufen, in Schilderungen nicht so schleppend seyn, und seine Einbildung nicht so tändeln und schwärmen lassen. Die prosaischpoetische Erzählung, die Liebenden, ist sehr gedehnt und vorsetzlich im Wunderbaren übertrieben. Zwey Liebende kommen nach Larissa zurück, wo ihre Familie und Geliebten sie erwarten; die Thore sind schon verschlossen, als sie ankamen und plötzlich sterben beyde, man weis nicht wie. Epithetische Verse sind folgende im höchsten Grade.

Sein schrof und steinern Dach umgaben aussen
Unordentlich verwachsenes Gebüsch
Bedornte Rosen, zackigte Wacholder
Und weiße Brombeersträuch' in wilder Schönheit,
Um welche bärtge Ziegen weidend klettern u. s. w. S. 31.

Welche Beschreibung S. 37.!

Sie ließ das schmachtende belockte Haupt
An seine junge Brust anmuthig sinken
Aus übergroßer Wohllust Thränen weinend

Die grad herab durch seine ofne Weste
Durchtroffen und den blosen nektarnen
Milchweißen Busen ihm anmuthig fleckten.

Die Ode: Erhebung der Seele zu Gott, beym Anschauen der Kreatur, ist ohne Plan, die Gedanken sind ins Wilde hingeworfen und oft platt. Der Lobgesang auf Gott, da ein Chor Geister dem Einsiedler immer antwortet, ist das reichste von allen an erhabenen Gedanken, einge unedle sollten ausgestrichen werden. Z. E.

Wie ein Säemann
Des Vaterlands Speise
Mit der säenden Hand flink durch die Lüfte wirft

oder zürnet dieser Erhabne

So erbleicht die Sonn' und steht im Laufe still
Und die Erde überwirft sich
Und der furchtsame Mond hüpfte zur Seite weg.

Die Sonne sprach:

Schöner ist Gott! und lief verschämt davon.

Mehr poßierliche Gleichnisse und spielende Einbildung sehe man S. 63. und ff. Ganz schwärmerisch ist das Gedicht auf die Thränen.

In jenem Leben
Denn zählt euch mein Gott, als hätt' euch der Mitler geweinet
Seiner Ewigkeit vor.
Alsdenn hebt er euch hoch, als wär auch von euch die kleinste
Eine Weltkugel werth.
Alsdenn legt er euch all' in seinen himmlischen Schatz bey u. s. w.

Altorfers und Toblers Oden haben einen guten Schwung, edlen und passenden Ausdruck. Ihre Sprache ist auch rein. C. A. Schmids (Prof. in Braunschweig) Gedichte verdienen der edlen Sprache der Empfindung wegen, neu gedruckt zu werden, drey sehr matte Gedichte; Riedels Epistel an Oesern; Fünf prosaische Gedichte, meistens in einem guten pastoralen Tone. Gedichte von Hölty, einem Dichter, der in Gemählden der Natur oft recht glücklich ist.

Die

Die Elegie auf den Stadtkirchhof hat uns vorzüglich gefallen. Wir wollen einige Stellen von satyrischer Art daraus hersetzen:

Nacht verschließt die großen blauen Augen,
Deren Blick den Himmel
Öfnete, die schmelzende Entzückung
In die Seele blitzten.
Zauberische Augen! Sie erblickten
Nie die Morgenröthe
Hingen lieber an der goldnen Weste
Als an Frühlingsblumen.
Auch der bunte Schmetterling, der Stutzer
Der die kleine Spanne
Seines Lebens durchgeflattert hatte
Hört hier auf zu flattern.
Todesschlummer sitzt auf seiner Scheitel
Die er jeden Morgen
Mit Romanenscherzen, seine Schönen
Zu bezaubern, füllte.

Die Bardengesänge eines Ungenannten, welche hierauf folgen, sind poetisch und der Ausdruck gefeilt; aber es fehlt der eigentliche bardische Schwung. Auch die gewählten Sylbenmaße scheinen dieser alten Dichtungsart nicht günstig zu seyn. Unter den Romanzen vom Ritter Lopez ist die erste ohne alle Bedeutung, bloße komische Reimerey. Die zweyte nach dem Ariost ist gut erzählet. Der Ton ist zuweilen recht gut altfränkisch und drollicht. Herlekin und Colombin ist vom sel. D. Schiebeler, und als Parodie der Raspischen Romanze Hermin und Gunilde gut genug; sonst aber allzulang. Die Gedichte der Frau Unzerinn und Hubers verdienen den Platz den sie hier finden; aus dem letztern hätten noch mehrere können ausgesucht werden.

Die Kleinigkeiten sind fast alle übersetzt, aber nicht allemal glücklich genug. Die Elegie an die Romanze ist ein Original und von guter Erfindung.

In der Vorrede thut der Sammler nach seiner Art ungeberdig gegen die Recensenten. Seine unmaßgeblichen Urtheile über die gesammleten Stücke hat er nun in die Dedikation an Hrn. Mastalier gebracht. Er muß glauben, daß sie da eine schicklichere Stelle haben; wenigstens hält er seine kritische Brille nun nicht mehr den Lesern gerade vor die Augen. Eine Stelle, worauf S. IX. angespielt wird, wollen wir dem V.

Die grad herab durch seine ofne Weste
Durchtroffen und den blosen nektarnen
Milchweißen Busen ihm anmuthig fleckten.

Die Ode: Erhebung der Seele zu Gott, beym Anschauen der Kreatur, ist ohne Plan, die Gedanken sind ins Wilde hingeworfen und oft platt. Der Lobgesang auf Gott, da ein Chor Geister dem Einsiedler immer antwortet, ist das reichste von allen an erhabenen Gedanken, einge unedle sollten ausgestrichen werden. Z. E.

Wie ein Säemann
Des Vaterlands Speise
Mit der säenden Hand flink durch die Lüfte wirft

oder zürnet dieser Erhabne

So erbleicht die Sonn' und steht im Laufe still
Und die Erde überwirft sich
Und der furchtsame Mond hüpfte zur Seite weg.

Die Sonne sprach:

Schöner ist Gott! und lief verschämt davon.

Mehr poßierliche Gleichnisse und spielende Einbildung sehe man S. 63. und ff. Ganz schwärmerisch ist das Gedicht auf die Thränen.

In jenem Leben
Denn zählt euch mein Gott, als hätt' euch der Mitler geweinet
Seiner Ewigkeit vor.
Alsdenn hebt er euch hoch, als wär auch von euch die kleinste
Eine Weltkugel werth.
Alsdenn legt er euch all' in seinen himmlischen Schatz bey u. s. w.

Altorfers und Toblers Oden haben einen guten Schwung, edlen und passenden Ausdruck. Ihre Sprache ist auch rein. C. A. Schmids (Prof. in Braunschweig) Gedichte verdienen der edlen Sprache der Empfindung wegen, neu gedruckt zu werden, drey sehr matte Gedichte; Riedels Epistel an Oesern; Fünf prosaische Gedichte, meistens in einem guten pastoralen Tone. Gedichte von Hölty, einem Dichter, der in Gemählden der Natur oft recht glücklich ist.

Die

Die Elegie auf den Stadtkirchhof hat uns vorzüglich gefallen. Wir wollen einige Stellen von satyrischer Art daraus hersetzen:

> Nacht verschließt die großen blauen Augen,
> Deren Blick den Himmel
> Oefnete, die schmelzende Entzückung
> In die Seele blitzten.
> Zauberische Augen! Sie erblickten
> Nie die Morgenröthe
> Hingen lieber an der goldnen Weste
> Als an Frühlingsblumen.
> Auch der bunte Schmetterling, der Stutzer
> Der die kleine Spanne
> Seines Lebens durchgeflattert hatte
> Hört hier auf zu flattern.
> Todesschlummer sitzt auf seiner Scheitel
> Die er jeden Morgen
> Mit Romanenscherzen, seine Schönen
> Zu bezaubern, füllte.

Die Bardengesänge eines Ungenannten, welche hierauf folgen, sind poetisch und der Ausdruck gefeilt; aber es fehlt der eigentliche bardische Schwung. Auch die gewählten Sylbenmaße scheinen dieser alten Dichtungsart nicht günstig zu seyn. Unter den Romanzen vom Ritter Lopez ist die erste ohne alle Bedeutung, bloße komische Reimerey. Die zweyte nach dem Ariost ist gut erzählet. Der Ton ist zuweilen recht gut altfränkisch und drollicht. Herlekin und Colombine ist vom sel. D. Schiebeler, und als Parodie der Raspischen Romanze Hermin und Gunilde gut genug; sonst aber allzulang. Die Gedichte der Frau Unzerinn und Hubers verdienen den Platz den sie hier finden; aus dem letztern hätten noch mehrere können ausgesucht werden.

Die Kleinigkeiten sind fast alle übersetzt, aber nicht allemal glücklich genug. Die Elegie an die Romanze ist ein Original und von guter Erfindung.

In der Vorrede thut der Sammler nach seiner Art ungeberdig gegen die Recensenten. Seine unmaßgeblichen Urtheile über die gesammleten Stücke hat er nun in die Dedikation an Hrn. Mastalier gebracht. Er muß glauben, daß sie da eine schicklichere Stelle haben; wenigstens hält er seine kritische Brille nun nicht mehr den Lesern gerade vor die Augen. Eine Stelle, worauf S. IX. angespielt wird, wollen wir dem V.

erklären: Es ist bekanntermaßen ein und dieselbe Person, welche die Anthologie und den Almanach der Musen herausgegeben. Diese ist keine Anekdote, sondern steht schon an mehrern Orten schwarz auf weiß. Auch lasse sich Hr. S. belehren, daß die Recensenten die verwerflichen Stücke nicht um seinetwillen, sondern der Leser und Verfasser wegen bemerken. Seinetwegen bemerken wir indessen diesesmal, daß Klopstocks Worte zu Pergelesis (nicht Hassens) Stabatmater nicht völlig passen, es sey denn, daß man ganze Sätze der Musik umgearbeitet habe.

Br.

Romanzen. Neue verbesserte Auflage. Nebst andern komischen Gedichten von Johann Friedrich Löwen. Leipzig, bey Weidmanns Erben, 1771.

Der gute Dichter hat seine Werke in kurzer Zeit in so verschiedenen Gestalten, in voluminösen Sammlungen und in kleinen Heften herausgegeben, er war stets so willig Kritiken zu nutzen, daß er es endlich wohl wird den Kunstrichtern zu Danke gemacht haben. Wir glauben wirklich, daß diese letzte Sammlung, seine geistlichen Lieder nicht zu vergessen, das beste von allem enthält, was er gemacht hat, es sey denn, daß er ein paar komische Heldengedichte, die oft Stellenweis gut sind, hätte zu guten Ganzen umschmelzen können. Zur Romanze, zu andern kleinen komischen Erzählungen, die keine große Erfindungskraft, und feurige Einbildungskraft, sondern nebst einer leichten Erzehlung nur einige komische Einfälle zur Aufstutzung gebrauchten, war er sehr geschickt. Gegenwärtige Sammlung liefert zuerst alle Romanzen, die theils in seinen großen Werken, theils in der letzten zu Bremen gedruckten Sammlung standen, an manchen Orten verbessert und zu einem gutem Grade von Correktion gebracht. **Gilbert, Kunigunde und Landri**, und **Hans Robert**, imgleichen **Junker Veit** sind aus dem Französischen, erstere aus dem Recueil de Romances und letzteres aus Annette et Lubin, aber hier viel lebhafter erzehlt, als von den deutschen Nachahmern dieser Operette. In **Gilbert** ist ein Theil der Erzählung noch in Prosa, welches wir bedauren, da dem V. das Versificiren ganz gut gelingt. **Die spröde Corinna** ist noch immer zu gedehnt. Dergleichen Verse als folgende:

Der Kält euch zu entwöhnen
Seyd treuer Liebe hold!
Beständigkeit, ihr Schönen!
Ist edler noch als Gold!

Oder der:

Es sey (von treuen Lippen
Floß dieser Wunsch herab
Den laut von fernen Klippen
Der Nachhall wieder gab.)
Es sey, u. s. w.

hätten wegbleiben mögen.

Unrichtig ist der Ausdruck:

Er that es (wallfahrten) euch zur Ehre
In Speis und Trank sogar.

anderer Füllzeilen zu geschweigen.

Die Romanze in der Romanze: der blindgewordne Anton hat uns auch zu gesucht geschienen.

Erzittre vor dem Zorngerichte
Das, Jüngling, auch dich treffen kann,
Und höre bessernd die Geschichte

bessernd ist wider die Grammatick, es sollte das Passivum seyn.

Zur Zeit da er (der Pferdedieb) Trotz Schloß und Riegel
In Kammern schlich, und da gequält;

hat oder ward?

Die Moral des Hans Robert dünkt uns nicht komisch, welches sie doch wohl seyn sollte.

Mon cher Enfant! Nun die Moral!
Reißt nicht um Mitternacht:
Weil dann, samt der Gespenster Zahl
Der Gott sey bey uns wacht.

Sie fließt nicht aus der Geschichte der Romanze, sondern aus einem Nebenumstande, nemlich, daß es an dem Orte der Mordgeschichte spuckt.

Die andere Abtheilung ist meistens neu. Das Fragment eines Ehestandsgesprächs aus dem Olymp, gefällt des Tones

und

und der Erfindung wegen. Der Kontrast des Ausdrucks und der Personen ist burlesk. Z. E.

Jupiter.

Nur schimpfen
Ist deine Wissenschaft.
Du bist —

Juno.

Und was? vielleicht nicht tugendhaft?

Jupiter.

Beym Styx! Ich zweifle nicht daran!

Juno.

Das heißt: Vielleicht, daß sonst, wer zweifeln kann.
O Zevs! reiß nicht die alten Wunden
Der Eifersucht mir auf! — Und wann
Hast du mich ungetreu gefunden?
Und wann warst du allein für Juno Mann?
Ich kenne deine Dirnen alle.
Minervens Kammerfrau brachtst du zu Falle;
Diana klaget Tag für Tag
Sie könne, kaum, daß ich es sagen mag,
Kein Mensch für dich in Dienst behalten u. s. w.

Letzteres muß vor dir d. i. deinetwegen heissen, für dich sagt ganz etwas anders.

Der Dieb und sein Beichtiger nach dem Prior ist gut erzählt. Die Hospitaney ein neuer Einfall, Satire anzubringen.

Vor einem Fürsten, dessen Ohren
Verläumdern offen stehn, der Schmeichler leicht gewinnt,
Bey dem Projektenschwangre Thoren
Gesättigt, Kluge hungrig sind;
Vor einem Fürsten, der die Gnaden
Bey ganzen Centnern mir gewährt;
Jedoch zu meines Magens Schaden,
Mit einem Quentchen Gold mich nährt,
Und klagen wir ihm unsre Noth
Dies Quentchen uns zu nehmen droht
Behüt uns Gott.

Die verliebte Verzweiflung ist eine Romanze; des Schlusses wegen gefällt sie. Ein stummer Liebhaber klagt endlich seiner Schönen sein Leid.

Zu

Zu viel rief sie, gestehst du mir!
Nimm die Verzeyhung, welche dir
Das Mitleid längst erwarb.
Allein, versprich, daß ich nie soll
Dein Leid mehr hören. Lebe wohl —
Er bückt sich, thats und starb.

Ein paar Erzählungen nach Grecourt haben das Verdienst einer guten Versification.

Unter Chloens Fenster von ihrem Liebhaber im Mondschein gesungen; und Amor im Kloster hätten immer zu den Romanzen mögen gezählt werden, und sind recht gut, besonders die letzte. Die Klagen eines Ephemeritpoeten gleich nach der Leipziger Messe gesungen, haben etwas drolliges, und der Gedanke ist neu.

Die ihr die Lorbeerhayne
Der Musen auch durchirrt,
Wenn ich verschwiegen weine,
Laut, wie ein Kranich girrt,
Hat über euch mehr Leiden
Apoll im Zorn verhängt:
Getrost! nicht an die Weiden
Die Harfe gleich gehängt.

Harrt, wie in Landesplagen
Auf bessre Dichterzeit, u. s. w.

Sm.

---

5. Weltweisheit.

B. Martin Philosophia britannica, oder neuer und faßlicher Lehrbegriff der Newtonschen Weltweisheit, Astronomie und Geographie in zwölf Vorlesungen mit Noten, die physischen, mechanischen und geometrischen Beweise und Erläuterungen der gesammten Naturkunde enthaltend, wie auch eine genaue Nachricht und Erklärung der Erfindung, Bauart, Verbesserung und Gebrauchs aller nützlichen Werkzeuge, und Maschinen, nebst einer neuen Berechnung

nung ihrer Kräfte und Wirkungen. Alles aus den vornehmsten Schriftstellern, und öffentlichen Nachrichten, welche bisher herausgekommen sind, sorgfältig zusammen getragen, und in eine genaue Ordnung gebracht. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und neuen Theorien vermehrt von C. H. Wilke. Leipzig, bey Sommer in Commißion, 1772. 3 Theile in 8vo, von 28, 35, 31, Bogen. 81 Kupferbl.

Den grösten und wesentlichsten Theil dieses Werkes, machen die Anmerkungen des Verfassers selbst aus. Der Text dient gleichsam nur, um zu zeigen, daß die Anmerkungen in einiger Ordnung auf einander folgen. Martin fand zu seiner Zeit, das ist vor 25 und mehr Jahren, die Newtonsche Philosophie nirgends vollständig genug vorgetragen. Keil hat nur das Mechanische, Muſſchenbroeck zu wenig Astronomisches, Desaguliers nichts Optisches, s' Gravesande, der doch noch das meiste mitgenommen, bleibt dennoch in vielem zurücke, Worster liefert kaum erste Anfänge, Helsham geht gut aber nicht sehr weit, Nollet dehnt das dichte Gold der Wahrheiten gleich dem zarten französischen Drath in die Länge, oder macht über physische Texte fransösische Reden und Predigten. Aber was macht denn nun Hr. Martin selbst? Noten, die beynahe ohne Text sind. Nun sie mögen an sich dennoch gut seyn, besonders wenn Martin sie wie die Bienen den Honig gesucht und zusammengetragen hat. Dieses kann ihm nun freylich nicht so ganz abgesprochen werden. Daß er sich zuweilen versehen, nicht alles mitgenommen, ꝛc. gehört freylich zur menschlichen Schwachheit. Man konnte eben so auch nicht von ihm fordern, daß er über mehrere Sachen, wo noch genauere Berichtigung nöthig war, diese sogleich vornehmen solte. Daß er nicht immer gleich gut Achtung gegeben, findet sich hin und wieder, z. E. offenbar in der Eintheilung der Scheibe, worauf die Prismatische Farben im Kreise herum vertheilt werden, und wo Newton, dem Martin doch hat folgen wollen, eine ganz andere Eintheilungsart angiebt. Newton nimmt $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{9}$: Martin hingegen. $\frac{3}{2}$, $\frac{3}{36}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{9}{8}$, 1, oder wenn wir den hier vorkommenden dreyfachen Druckfehler der deutschen Uebersetzung verbessern $\frac{1}{2}$, $\frac{9}{16}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{8}{9}$, 1, aus diesen Brüchen leitete Newton zwar die seinigen her,

das

das will aber nicht sagen, man könne sie verwechslen, oder die einen statt der andern nehmen. Solche Unachtsamkeiten, deren auch der Uebersetzer einige anmerkt, angerechnet, bleibt immer noch sehr viel gutes, und man kann zugeben, daß Martin alles, was man in England zu einer Newtonschen Philosophie rechnet, theils umständlicher, theils kurzer mitgenommen hat, und es auch an Beschreibung der Instrumente und Versuche nicht hat ermangeln lassen. Nur muß man von allem, was seit 20 und mehr Jahren neues entdeckt worden, nichts bey ihm suchen. Der Uebersetzer hat nicht dienlich erachtet es mit anzubringen, sondern lieber seine eigene Theorie der Luft und der Wärme angehängt. Sie befindet sich in 2ten Theil. S. 255:312. Die erste dieser Theorien soll beweisen, daß die Luft eine zusammenziehende Kraft habe, welche desto größer wird, je mehr die Luft verdünnet wird, so daß eine Quantität Luft, die so geringe ist, daß sie gegen eine andere endliche Quantität derselben entweder für gar nichts gerechnet werden kann, oder auch wirklich nichts ist, eine unendlich große zusammenziehende Kraft haben soll ꝛc. Die zweyte Theorie soll angeben, wie die Wärme sich aus einen Körper in einen kältern hineinzieht, und wie viel Wärme zu jeder Zeit in jedem Theile des letztern sich befindet, wenn sie sich so ausbreitet, wie der Verfasser annimmt. Es ist aber an der ganzen Berechnung noch viel zu verbessern, und damit können wir die Folgsätze übergehen, die der Verfasser daraus zieht.

D.

Ueber die Sittlichkeit der Wollust von E. F. Ockel — Das Bewußtseyn eines Lasters raubt der Rose ihren Geruch, der Lilie ihren Glanz und macht selbst ein Eden zu einer schrecklichen und erstorbnen Gegend. Young von Original Werken. — Mietau, Hasenpoth und Leipzig, bey Jacob Friedrich Hinze, 1772. 8. 318 Seiten.

Diese Schrift enthält gute moralische Grundsätze, giebt den Werth der verschiednen Vergnügungen richtig an, und empfiehlt das edelste Vergnügen, das die Tugend und Religion ihren Liebhabern gewähren, mit einer Wärme und einem Eifer, die dem Geschmack und dem Herzen des Verf. Ehre machen. Metaphysische Speculationen hat der Verf. geflissentlich vermeiden wollen, und hiemit werden seine Leser allenfalls

falls zufrieden seyn. Nur möchte man wünschen, daß er sich in die interessantere Untersuchungen eingelassen hätte, inwiefern die verschiednen Arten der Vergnügen, der Einbildungskraft, die aus den schönen Künsten und Wissenschaften entspringen, und in welchem Maaße sie erlaubt und sittlich sind, insonderheit inwiefern die Schilderungen sinnlicher Wollüste, als eine Quelle des Vergnügens für den Dichter und seine Leser, zuzulassen und mit Sittlichkeit verträglich sind. Anstatt dieser und ähnlicher Untersuchungen hält sich der V. bey allgemeinen Betrachtungen und Vorschriften auf, wie man die Vergnügungen, insonderheit die sinnlichen, wählen, mit Mäßigung und weiser Oekonomie geniessen müsse. Freylich sind diese Betrachtungen richtig, allein sie klären obige Fragen nicht genugsam auf, und bringen sie der Entscheidung nicht näher — die Schreibart ist mahlerisch und empfindsam, aber fast ein wenig zu blumenreich, zu geziert, zu sehr mit Beywörtern, Vergleichungen und Schilderungen überladen.

Bs.

Bemerkungen über den Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft, von Johann Millar, Esquire, öffentlichen Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Glasgow. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Engelhart Benjamin Schwickert. 1772. 237 Seiten in 8.

Die Ungleichheiten in der bürgerlichen Gesellschaft lassen sich auf eine zweyfache Art, aus der Philosophie nemlich, und aus der Geschichte erklären. Man kann von den Trieben und den Bedürfnissen des Menschen anfangen, und aus ihrem Zusammenhange die Wirkungen der ersteren zur Abhelfung der letzteren, herleiten, um dadurch die Veränderungen in dem Zustande desselben begreiflich zu machen. Was für Einsichten aber, die wir wirklich nicht haben, werden hiebey vorausgesetzt! Und wenn man einmal annähme, daß uns hieran nichts abgienge; so hiesse dieß doch, den Wachsthum einer Pflanze nach der Theorie ihres Baues ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel und des Bodens und der Gegend, wo sie gezogen werden soll, erklären wollen. Das Beyspiel des Rousseaus bürget für die Warheit dieser Behauptung.

Es ist also sicherer, aus der Geschichte zu schöpfen, dabey die Philosophie zu Hülfe zu nehmen, und, wenn man dann

seine

seine geschichtlichen Untersuchungen zu Ende gebracht hat, sie durch solche fortzusetzen. Das erste ist die Sache des philosophischen Geschichtschreibers, das andere aber gehöret für den Philosophen vom Handwerck, der den Stoff, den ihm jener überliefert, zur Erweiterung und Aufklärung der verschiedenen Theile der Weltweisheit verarbeitet. Diesen aus der Geschichte zu erheben, kömmt es darauf an, aus den besondern Umständen, Begebenheiten, Handlungen, Veränderungen und Anlässen allgemeine Grundsätze, Ursachen, Erfolge, Entwickelungs- und Aeusserungsarten rein abzuziehen, und höchstens nur ihre Hauptabänderungen zu bemerken. Dies war die Methode des vortreflichen Goguets, und des eben so meisterhaften Robertsons, und so weit trieben sie nur beyde ihre Beobachtungen. H. Millar ist hierin nicht vollkommen so glücklich gewesen: zuweilen klebt er zu sehr an den Besondern, ohne es ins allgemeine abzuleiten: und oft faßt er dieses nicht genau genug, oder läßt sich wohl gar durch die Liebe zu demselben verleiten, besondere Wendungen und Ausnahmen zu übersehen und ähnliche Erfolge einerley Ursachen zuzuschreiben. Sonst hat er die besten, auch auswärtige Schriftsteller in seinem Fache gekannt, und genutzt. Besonders ist er dem P. Charlevoix mit zuvillem Vertrauen gefolget, da man doch aus guten Nachrichten, z. B. des P. Ibagnez, im zweyten Theile des Magazines Herrn le Brets, weis, daß er durch die Fabel, die er von Paraguay geschrieben, seine Treue sehr verdächtig gemacht hat, und er ohnedas, wie der Uebersetzer S. 45. mit Recht anmerket, wegen seiner geschwinden Reise nicht Muse gehabt, sich durch persönliche Erkundigung von allem, was er schreibt, zu vergewissern.

Ohne Kenntniß des Menschen, seines Geistes und Herzens, kann man in den geschichtlichen Forschungen, die ihn, und die Abwechselungen seines Zustandes betreffen, nicht glücklich seyn: denn der Beobachtungsgeist muß immer von der Philosophie geleitet werden. Allein diese darf über jenen nie das Uebergewicht erhalten, oder ihn auf sich selbst ziehen, statt ihn auf andere Dinge zu richten. Widrigenfalls sieht man nie die Sachen, die man sehen sollte, sondern nur immer sich selbst, oder seine eigne Philosophie, die alsdann mehr blendet, als erleuchtet. Dies ist Hrn. M. nicht selten wiederfahren, und scheinet es oft vorher in seinem Kopfe entschieden gewesen zu seyn, wie diese oder jene Veränderung ausser ihm erfolgen sollte, die er sich denn freylich auch immer so vorstellte, als es seiner Erwartung gemäß war. Es wäre daher immer besser gewesen, wenn uns H. M. nur immer erst den reinen Austrag sei-

ner geschichtlichen Untersuchungen und Vergleichungen gegeben hätte, ehe er ihnen seine Schlüsse und Muthmassungen beygemischet, die nachdem hätten vorgetragen werden können. Wie vortheilhaft dieses überhaupt gewesen seyn würde, zeiget sich an denjenigen Stellen gegenwärtiger Bemerkungen, wo H. M. sich mehr an dem festen Lande der Geschichte gehalten hat, und sich auch daselbst eben deswegen mit mehrerer Genugthuung lesen lässet, z. B. fast im ganzen fünften Hauptstücke, vom Zustande der Dienstbothen in den verschiedenen Welttheilen. Dieses alles abgerechnet, behält seine Schrift wesentliche und wichtige Vorzüge, wodurch sie sich von andern ihres gleichen auszeichnet, und deswegen eine Uebersetzung verdienete. Die eben angezeigte scheint auch, ob wir sie gleich mit der Urschrift nicht haben vergleichen können, richtig zu seyn; und merkt man an ihr nicht das Spröde und Dunkle, welches sonst den mehresten Uebersetzungen aus dem Englischen anzuhängen pflegt. Nur hätte das ewige: Es sollte scheinen, wohl verändert werden können. Die wenigen hin und wieder von dem Uebersetzer angebrachten Anmerkungen sind zum Theil recht gut. Indessen muß er wohl eben nicht mit nur etwas großen Haushaltungen bekannt seyn, weil er sonst nicht, wie er wirklich gethan hat, behaupten könnte, daß die Hausmütter um ihrem Hause Speise auszutheilen, eben so frühe nicht aufstehen dürfte, wie es Sprüchw. Sal. XXXI, 15. von einer tugendsamen Frau gesaget wird, und daß daher das Wort im Grundtexte nicht durch Speise, sondern wie er es gegeben, durch Flachs übersetzet werden müsse.

Rz.

6. Mathematick.

F. J. Buck Mathematischer Beweis, daß die Algebra zur Entdeckung einiger verborgener Schriften bequem angewendet werden könne. 1772. 4. 2 Bogen.

Dem Hr. Pr. B. wurden von einem seiner Lehrlinge fünf Aufgaben vorgelegt, mit Bitte ihm zur Auflösung behülflich zu seyn. Die dadurch zu findenden Zahlen bezeichneten Buchstaben des Alphabets. Hr. B. nahm den Antrag willig an, fand aber nach vieler fruchtlosen Bemühung, daß

in dem Vortrage der Aufgabe selbst etwas versehen oder noch rückständig seyn möchte. Sein Lehrling eröfnete ihm sodann, auf näheres Befragen, daß die Aufgaben in Schwarzers Rechenbuche vorkommen, und abzielten, einen Spruch zu errathen. Beym Nachschlagen fand sichs, daß die Buchstaben des Alphabeths der Ordnung nach mit 1, 2, 3 . . . . . 24 bezeichnet waren. Dieses hat nun freylich voraus bekannt seyn müssen. Indessen war die gesuchte Auflösung damit noch nicht erleichtert. Hr. B. setzte indessen seine Bemühung fort, und bringt den zu errathen vorgegebenen Spruch. Luc. XXIII, 34. nach vielen Versuchen heraus. Die Auflösung giebt Hr. B. hier nicht an. Wir haben demnach Wunders halber nachgesehen, worinn die Schwürigkeiten bestunden. Und damit fanden wir, daß erstlich mehrere Buchstaben des Spruches anzuzeigen vergessen worden. Und dieses hindert, den Spruch nach den gemeinen Regeln der Entzieferungskunst zu entdecken, welches sonst ohne Rücksicht auf die algebraische Auflösung der Aufgaben hätte geschehen können. Überdies kommen in der 1, 4 und 5ten Aufgabe Druckfehler vor, so daß man in jeder derselben ein Datum nicht gebrauchen kann, sondern sich auf Diophantische Art mit der Bedingung behelfen muß, daß die gesuchten Zahlen ganze Zahlen seyn müssen. Und auch dieses ist nicht sehr leicht, weil man nicht voraus weis, in welchem Dato der Fehler ist. So z. E. in der ersten Aufgabe soll 131 ein Produkt von zwoen Zahlen seyn, wovon man weis, daß jede grösser als 1. ist. Nun ist 131. eine Primzahl und kann demnach kein solches Produkt seyn. Auch findet sich, daß es 132. seyn muß. In der 5ten Aufgabe soll $x + y = 27$. und $x^2 + y^2 = 289$. und x, y ganze Zahlen seyn. Der letzten Gleichung thut $x = 8$, $y = 15$. ein Genügen, und sonst keine andere Zahlen. Dieses würde aber, der ersten Gleichung zuwider, $x + y = 23$. geben. Also ist entweder die Zahl 27. oder die Zahl 289. unrichtig angegeben. Nimmt man hingegen $x + y = 27$. als richtig an, so finden sich unter allen Werthen, die man für x, y setzen kann, nur die Werthe $x = 10$, $y = 17$. welche $x^2 + y^2 = 389$., und damit eine Zahl angeben, welche bey 289. einen Druckfehler vermuthen läßt. Und dieser Druckfehler findet auch wirklich statt, weil $y = 17$. den Buchstab r andeutet, der eigentlich an die angewiesene Stelle gesetzt werden muß. In der 4ten Aufgabe sind die Zahlen 5, 9, 1806. angegeben, und zwar so, daß man in der Auflösung auf die Gleichung $1941. m^2 - 205. m = 1806.$ kömmt, welche für m keine ganze Zahl giebt. Man

findet aber nach mehrern Untersuchungen, daß m = 1. und demnach 1736. anstatt 1806. gesetzt, oder in den Datis eine andere gleichgeltende Aenderung vorgenommen werden muß. Bey so unrichtig vorgetragenen Aufgaben ist es uns sehr begreiflich vorgekommen, daß Hr. Pr. B. viele Bogen Papier mag vollgerechnet haben, um endlich dennoch die Auflösung zu finden. Er giebt um das Verfahren zu erläutern, indessen noch ein zweytes von ihm selbst ausgedachtes Beyspiel, und behauptet dadurch freylich den Satz, daß man mittelst der Algeber einige verborgene Schriften lesen könne. Wenigstens sind es solche, die eben vermittelst der Algeber versteckt werden, und dergleichen bereits im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Faulhaber, Remmelin und andern angegeben worden, damit Liebhaber der Coßischen Rechnungen sich darinn üben konnten. Bey andern Arten von verborgenen Schriften, und selbst auch bey den einfachsten, dergleichen z. E. in Breithaupts Ars decifratoria oder in des *Conradi* Cryptographia denudata vorkommen, dient die Algeber wenig oder nichts, ungeachtet man allerdings dabey auch zu zählen und nachzurechnen hat, indessen aber mehrentheils auch viel auf ein glückliches Vermuthen muß ankommen lassen.

Chr. A. Büttners Anmerkungen zu der Hydrostatick, welche sich in Wolfens Auszuge aus den mathematischen Anfangsgründen befindet. Stralsund, 1771. in 8. 3¾ Bogen.

Wir sehen aus der Vorrede, daß Hr. B. Schüler hat, die sich durch mangelhafte Beweise nicht wollen überzeugen lassen, sondern klarer sehen, und bündigere Beweise haben wollen, ehe sie Beyfall geben. Dieses deucht uns ganz recht zu seyn, und H. B. Schüler thun damit nicht mehr als Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lambert, Kästner, Karsten und andere bereits auch gethan haben. Wolf ist auch nicht der einige, der die hydrostatischen Sätze unzulänglich bewiesen, oder über dessen Beweise die Lehrlinge mißvergnügt seyn können. Hermann in seiner Phoronomie, Belidor in seiner Wasserbaukunst, Mariotte in seiner Abhandlung von der Bewegung des Wassers rc. verfahren nicht viel besser. Hr. B. giebt sich indessen Mühe, Wolfens Auszug der Hydrostatick von Satz zu Satz zu erläutern, um den Zusammenhang seinen Schülern faßlicher zu machen. Dabey mußte ihm aber nothwendig die

Er-

Erläuterung des ersten Lehrsatzes, von der gleichen Höhe des Wassers in ungleiche, mit einander communicirenden Röhren verunglücken, und es würde Hr. B. immer besser thun, seinen Schülern schlechthin nur zu sagen, daß der Satz wahr sey, weil ihn die Erfahrung lehre. Falls er aber sich umständlicher dabey aufhalten, und seinen Schülern sagen will, was bereits in der Sache gethan worden, so wird er sich bey vorhin erwähnten Schriftstellern etwas mehr umsehen müssen.

Sw.

7. Erziehungsschriften.

Die wahre Bildung vornehmer Personen in richtigen Grundsätzen und lehrenden Beyspielen entworfen. Erster Theil. Leipzig und Hanau, bey Gotthelf David Schulz, 1772. 268 Seiten in 8.

Mit Köpfen, die so wenig Verstand haben, daß es ihnen auch nicht einmal einfällt, ein Mißtrauen in sich zu setzen, muß man freylich mehr Mitleiden haben, als auf sie zürnen, zumal wenn sie von verständigen Personen nicht Warnungen erhalten, oder von unverständigen Schmeichlern gelobt werden; allein sie richten doch oft so viel Unheil an und hindern so viel Gutes, wenn sie etwas vermögen, daß man zuweilen Ueberwindung gebraucht, um nicht wider sie aufgebracht zu werden. Wie manchem giebt sein vornehmer Stand, oder sein Reichthum, oder ein ansehnlicher Körper und eine starke Stimme Aemter, Würden oder Ansehen, wodurch er wirksame Einflüsse in das gemeine Wesen bekommt! Und wenn man bedenkt, wie groß die Anzahl unwissender oder unfähiger Menschen ist: so werden solche schwache Köpfe oder kleine Seelen oft von den größten Haufen der Menschen nicht einmal gekannt, und oft ist es ihnen möglich, selbst den Ton in einer Gegend anzugeben. Dies gilt auch vorzüglich von Schriftstellern. Denn gemeiniglich dehnt sich deren Wirkungskreis sehr weit aus. Von dem Verfasser gegenwärtiger Schrift dürfen wir in der Hinsicht, daß er Leser verderbe, nun eben nicht hart urtheilen. Von dem großen Haufen unwissender und nicht denkender Köpfe wird ein Buch von diesem Inhalt wohl nicht gelesen werden. Wer ein wenig denkt und nicht ohne allen

Geschmack ist, wird sehr bald merken, wie wenig der Verfasser geleistet hat. Er mag fleißig studirt haben und ein guter Mann seyn; allein man sieht es auf allen Seiten, daß ihm nirgends die Dinge nach ihrer Beschaffenheit einleuchten, daß er gar keine eigenthümliche Fruchtbarkeit des Geistes habe, und daß er die zusammengesuchten Gedanken schlechterdings nicht um etwas zu beweisen, ordentlich zu verbinden wisse. Das, was er lehren oder beweisen will, ist überhaupt gut; allein die Art, wie er alles vorträgt, ist so beschaffen, daß, wenn unter seinen Lesern sich Leute finden, denen Religion und Tugend nicht heilig ist, er ihnen den reichsten Stoff zu Spöttereyen giebt. Er hat es fast blos mit fürstlichen Personen zu thun. Im ersten Abschnitte will er beweisen, daß der Natur nach, nur ein Oberherr im Staat regieren müsse. Er beweißt S. 3. dies so: Weil unter den vier Elementen die drey edlern Elemente oft der Erde, als dem geringsten gehorchen müssen: so muß eine Menge von Menschen auch mit Recht selbst einem schlechten Fürsten gehorchen. Eben dies beweißt er zweytens daraus, daß der Körper der Seele gehorchet; ferner, daß die Thiere von Menschen regiert werden, und endlich, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen gehorchen soll. S. 4. sagt er: „Der Mensch hat, vermöge seiner Natur, einen Hang zur Staatsklugheit und Geselligkeit. Die Gesellschaft der Menschen erzeugt den Neid. Der Neid gebiert die Uneinigkeit. Die Uneinigkeit ist die Mutter des Krieges. Der Krieg erregt die Tyranney. Die Tyranney zerrüttet den Staat. In solcher Zerrüttung sieht jeder sein Leben in Gefahr. Daher ist es höchst nothwendig — „und was wohl? — Daß viele von einem regiert werden.„ Man könnte auch fragen, warum er hier beweise, daß die monarchische Regierung die beste sey. Ehe man sichs versieht, sagt er hernach, daß alle Menschen durch die Sünde dem Joch der Knechtschaft unterworfen sind, und dann fällt er auf einmal darauf, daß er zeigt, er sey ein Fürst die elendeste Kreatur unter der Sonne. Im vierten Abschnitt liest man das Lob des Ehestandes und den Beweis, daß ein Fürst vermählt seyn müsse; im fünften thut er dar, daß Fürstinnen, vornehme Damen und verheyrathete Damen überhaupt ihre Gatten aufrichtig lieben müssen; im sechsten, daß Fürstinnen und vornehme Damen vorzüglich eingezogen leben müssen. Man findet hier besonders viel seltsame Dinge und liest vieles, welches den Damen zur Pflicht gemacht ist, das die strengste Sittenlehre ihnen nie auflegen kann, und kaum der Orient kennt. S. 97.

fin=

findet man von der Liebe folgendes Gleichniß: „Die Liebe gleicht einer mürben Mauer, deren sandigter Schutt bey ihrem Einsturz, den einen beschädigt und den andern verblendet. Druck und Papier sind sauber, und es ist zu bedauren, daß der Verleger nichts bessers zu drucken erhalten hat. Der Verf. hat sich nicht genannt. Hat er sich überhaupt keinem Menschen entdeckt: so trauen wir es ihm zu, daß er einige Ahndung von seiner Schwäche hat, und daß er nichts weiter drucken lassen werde. Aus Liebe zu ihm, wünschen wir dies herzlich.

G.

Lehrreiche Gedanken mit kleinen Begebenheiten, zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend, von Matthias Schönberg, der G. J. 1771. München, 12 Bogen in 8.

Mit andern Worten und der Sache gemäßer, könnte dieser Titel so abgefaßt seyn: Hr. des Pepliers recueil des bons contes et des bons mots, verdeutscht, vermehrt und mit Nutzanwendungen versehen, ꝛc. denn in der That sind die Denksprüche, Historietten und Anekdoten zu den 108 moralischen Artickeln, die der V. nach dem Alphabet liefert, größtentheils aus dem Anhange dieser bey uns so bekannten französischen Grammaire genommen, die vermuthlich in Bayern nicht in jedermanns Händen seyn mag. Das Deutsche des V. bedarf aber ausserhalb Bayern eines Scholiasten, wenn es verständlich seyn soll, denn wer weis sonst wo in Deutschland, was ein Leuchel, eine Unbild und dgl. m. ist? Jenes soll ein Rohr bedeuten, woraus man trinkt, dieses soll so viel heissen, als Frevelthat. Die Redensart über die Ungenade eines Menschen ertattern ist uns unerklärbar. Gewohnt haben, heißt hier die Gewonheit haben, benanntlich namentlich, da entgegen, steht für hingegen, nachdenksamst für nachdrücklich, anderer seltsamen Provinzialwörter, als gesparsam, geschämig, scheuzlich u. s. w. zu schweigen. Durch ein solches moralisches A B C Buch, wie dieses ist, wird auf der einen Seite nichts gebessert, auf der andern aber an der Sprache nur immer noch mehr verderbt.

Vm.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Vergnügen der Augen und des Gemüths in Vorstellung einer allgemeinen Sammlung von Schnecken und Muscheln, welche im Meere gefunden werden. Fünfter Theil, herausgegeben von G. W. Knorrs Erben in Nürnberg, 1771. in 4.

Die ersten Theile dieses theuren Werks haben wir schon ehemals mit dem gebührendem Lobe angezeigt; der fünfte ist den vorigen gleich. Die meisten Stücke sind aus holländischen Samlungen entlehnt worden; und freylich spielt man in Holland am stärksten mit Conchylien. Wir sagen: spielen; denn was weis der Holländer von System! Die hier beygefügten Beschreibungen sind noch eben so kunstlos als in den vorigen Bänden. Endlich ist denn auch das längst versprochene Register nach dem Linneischen System über die vier ersten Theile bey dem gegenwärtigen geliefert worden. Der Verfasser, der sich nicht genannt hat, klagt jämmerlich, wie sauer ihm die Arbeit geworden sey; und zürnet über die eigensinnigen Käufer, die vom Verleger die Erfüllung der Versprechung verlangt haben. Am wenigsten kann er es verschmerzen, daß man eben das Register nach dem Linneischen System verlangt hat; ich denke, er sollte auf den Verleger zürnen, der eben das Linneische Register versprochen, und solches eben ihm aufgetragen hat. Freylich würde er selbst leichter haben eine neue Eintheilung entwerfen können, aber würde diese auch dem Werke haben so nutzbar seyn können! Kann es der V. dieses Registers würklich den Naturalisten übel nehmen, daß sie es nach dem vollständigsten, bestimtesten und bekantesten System gewünscht haben! Jeder wünscht sich doch gern das Beste. Oder weis der V. ein System, das vollständiger ist, das bestimtere Kunstwörter, richtigere Kenzeichen und mehr Synonymen hat, als das Linneische? — Seiner Arbeit kann man es ansehen, daß sie ihm nicht recht geläufig gewesen; viele Conchylien sind unter einander gebracht, die nicht zusammen gehören; und fast nirgend finden wir neue Arten angezeigt, die man doch in einer so starken Sammlung erwarten kann. Inzwischen ist seine Arbeit mit Danke anzunehmen, er mag sie nun gern oder ungern geleistet haben, nur warnen wir die Conchyliologen, sich

auf

auf dieses Register nicht gar zu sicher zu verlassen; welche Warnung der Verfasser auch selbst gethan hat.

A.

Zoologia britannica tabulis aeneis CXXXII. illustrata. Classis I. Quadrupedia. II. Aves. Auctore *Thoma Pennant* armigero. Latinitate donavit *Christophorus Theophilus de Murr*. Brittische Thiergeschichte — übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von C. G. v. Murr. Augsburg, bey Haid. 1771. gr. Fol.

Die erste englische Ausgabe in Großfolio, der die ausgemahleten Kupfer gehören, wird wohl, wegen ihres unmäßigen Preises, in sehr wenige deutsche Buchläden und Bibliotheken gekommen, und in noch wenigern gelehrten Zeitungen angezeigt seyn. Zwey Jahr nach ihr erschien eine andere in Oktav, die von dem Verfasser einige Zusätze und Verbesserungen erhalten hatte. Auch diese hat Kupfer, aber nur wenige, kleine und unausgemahlete. Pennant hat bey den vierfüßigen Thieren allerley artige Nachrichten aus andern Büchern zusammengetragen, von denen doch nur wenige die eigentliche Thiergeschichte betreffen. Reicher an naturalistischen Bemerkungen ist der Theil, der von den englischen Vögeln handelt, woselbst wir auch einige unbekanntere Arten antreffen. Die Ordnung ist die Rajische, die doch Pennant nun in seinem allerneuesten Buche, Synopsis of Quadrupeds, auch verlassen hat, wogegen er, nach junger Naturalisten Weise, sich selbst eine Eintheilung entworfen hat. Die Kupfer, die eigentlich dieses Werk für die Naturkunde wichtig machen, sind groß und fallen gut in die Augen; ungeachtet die Mahlerey eben nicht die feineste ist.

Die deutsche Uebersetzung ist nach der neuesten Ausgabe gemacht worden. Wir haben jetzt Text bis zum Buchstaben R. und von der ersten Classe eilf und von der zweyten zehen Kupfertafeln vor uns. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir gestehen, daß sie, wider unser Vermuthen, besser gerathen ist, als man sie von einem Manne, der sich mit so vielen verschiedenen Wissenschaften zerstreuet, erwarten konnte. Die lateinische ist inzwischen ungleich schlechter, als die deutsche, und uns sind Stellen vorgekommen, die wir ohne Urschrift und deutsche Uebersetzung nicht verstanden hätten. Inzwischen

müssen wir doch auch aufrichtig gestehen, daß wohl mancher Philolog sich bey dieser Uebersetzung, wegen der vielen Kunstwörter, die Nägel möchte zerbissen haben. Nur der, welcher ausser der lateinischen Sprache, auch Kentniß der Natur und anderer gemeinnützigen Wissenschaften besäße, würde sie vollkommener geliefert haben; aber in unsern Zeiten, bey der elenden Beschaffenheit unserer Schulen, müssen solche Männer seltner, als schöne Geister seyn. Das Verdienst hat Hr. von Mar[illegible] daß er die Benennungen der Thiere in verschiedenen Sprachen berichtiget hat; der Verfasser hatte sie sehr fehlerhaft angegeben, und einige deutsche Namen waren von ihm so sehr verstellet, daß man sie kaum erkennen konnte. Auch sehen wir, daß der Uebersetzer einige angeführte Schriften nachgeschlagen hat, wie denn von ihm die neueste Ausgabe des Linneischen Natursystems gebraucht worden. Seine Anmerkungen können freylich nicht viel bedeuten. Oft bestehen sie in Stellen aus alten Auctoren, wobey noch die Frage bleibt, ob die Alten unter dem Namen eben dieses Thier gemeynt haben; oft aber sind es auch nur Verse aus Dichtern, die dem Naturalisten gleichgültig seyn müssen. Was nützet diesem, das Gesänge der Dichter, die die Natur nicht kennen, und was sie davon kennen, mit der Mythologie verunstalten! Ungeachtet aller dieser kleiner Erinnerungen danken wir doch dem H. v. M. für seine Bemühung, und wünschen ihm bey der Ornithologie bessere Hülfsmittel, als die von ihm angeführte Naturgeschichte des H. Hallens.

Um eine Probe von der lateinischen Uebersetzung zu geben, schreiben wir eine Stelle S. 3 ab, die uns eben jetzt vor Augen liegt. Solus britannicus equitatus pristinas virtutes retinet, jam antiquissimis temporibus conspicuus. Covini nostri et bene administratorum equorum mobilitas Caesaris legiones pugnae novitate perturbarunt, quod quidem genus nunc investigari nequit. Nam equi Britanniae peculiares, e. c. manni Walliae et Cornubiae, quosque Hibernia et Scotia gignit (quamvis in hisce regnis perutiles) nunquam bellicis usibus apti erunt. Nostri enim equi tam desultorii, quam vectarii et solo, et industria meliores facti, a germanica, seu belgica specie ortum habent. Anglis equorum fetura semper curae cordique fuit. Antiquis jam temporibus genus anglicanum magni pretii fuit. Lege quadam Ethelstani prohibitum ne equi in exteras terras eveherentur nisi dono dati. Tanta cura a peregrinis nostra species quaerebatur. Nam aliam lex haud in-

digi-

digitare poterat, quia tunc mercatura nostra tam angustis limitibus circumscripta erat, ut non, nisi germanica specie, nostra melior reddi potuerit (wir konten blos von der deutschen Race eine Verbesserung der unserigen erwarten). Sed nec ipsi germani suum genus equorum magni faciebant. — Von Buche selbst, als einem englischen Werke, dürfen wir hier nicht weitläuftig reden; nur setzen wir noch hinzu, daß die deutsche Malerey zuweilen in der Höhe der Farbe von der englischen abweicht, und solche nicht ganz genau darstellet. Wir haben ähnliche Werke aus Nürnberg und Augsburg, die uns weit mehr gefallen.

A.

9. Philologie, Kritick und Alterthümer.

ΟΜΗΡΟΥ ΒΑΤΡΑΧΟΜΥΟΜΑΧΙΑ. Watrachomyomachie, oder Krieg der Frösche und Mäuse. Ein komisches Heldengedicht des Homer. Griechisch und Deutsch. St. Petersburg, 1771. gedruckt bey der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 38 Seiten, nebst 4 Seiten Zuschrift in 8.

Der Verf. dieser in Hexametern gelieferten Uebersetzung ist, wie aus der Zuschrift an die Rußische Kaiserin erhellt, Hr. Willamov, ein Name, der für eine poetische Uebersetzung ein gutes Vorurtheil geben kann, da Hr. W. sich selbst als Dichter gezeigt hat. Er hat, laut erwähnter Zuschrift, „eine, so viel die Verschiedenheit der Sprache und der Denkungsart der Zeiten es hat erlauben wollen, getreue, und fast wörtliche Uebersetzung„ liefern wollen. Hiernach muß man also seine Arbeit beurtheilen. Treu finden wir würklich die Uebersetzung an den meisten mit dem Original verglichnen Stellen, in so fern nemlich, daß der Uebers. nicht leicht eine Idee, die im Text liegt, ausläßt oder von dem seinigen fremdes hinzufügt. Und daß sie auch zuweilen fast wörtlich sey, mag der Leser, dem es beliebt, sich an das Original zu erinnern, oder es zur Hand zu nehmen, gleich aus dem Anfange entscheiden:

"Ehe mein Lied beginnt, fleh ich zuvörderst voll Innbrunst
Daß in mein Herz vom Helikon her das Musenchor komme

Mei-

Meinen Gesang zu begeistern. Denn jene *) unsägliche Zwietracht
Jenes Kriegesgetümmel des Meere, welches ich neulich
In mein Handbuch niedergeschrieben, wünscht ich mit Beyfall
In das horchende Ohr j e d e s Sterblichen singen zu können,
Wie die Mäuse voll Wuth die Frösche bekriegt, und die Thaten
Jener Erdensöhne, der Riesen nachgeahmt haben.
So gieng alte Sage; und also fieng sich der Zwist an,"

Wörtlich genug, wird man sagen, und fast zu wörtlich möchten wir hinzusetzen, wenn alle Stellen der angeführten gleich wären. Aber so finden wir hie und da Flickwörter, von welchen das Original nichts weis, und auch die Uebersetzung nichts wissen — sollte. Z. E. gleich S. 5 (Gr. V. 9.)

Einst fand sich eine durstige Maus, die mit äusserster Noth kaum
Einer Katze entflohn ꝛc.

Der eine Zusatz wäre schon überflüßig, wie vielmehr beyde, da im Texte nichts als κινδυνον αλυξας steht? Auch das folgende kürzere: ἁπαλον-μελιηδεϊ ist mehr umschrieben, als übersetzt:

Taucht in das kühle Wasser den weichen Bart und erquickte
An den Labetrunk sich ꝛc.

Dem obigen ähnliche Beyspiele findet man; S. 7. so groß und s c h w e r f ä l l i g (Gr. V. 44. nur μεγα) S. 11. „Gnug, er entflohe„ (Gr. V. 85.) Das. V. 87.: „Aber die Maus, die er so plötzlich fahren gelassen (Gr. Κεινος δ'ὡς αφεθη„) S. 13. „blos durch Betrug nur.„ S. 17. — Indem sie nun alle wider den König murreten und seine Aufführung heftig tadelten ꝛc. Gr. V. 145. μεμφομενων δ'αυτων. Und so an mehrern Stellen.

Aber das alles, kann man zu des Uebers. Entschuldigung sagen, sind kleine, vielleicht eben durch die vorgesetzte Treue

*) Ohne Zweifel jen', wie unten Sag'; und auch sonst an allen Orten, wo Hr. W. niemals die Elision angedeutet hat: Wie stehts aber um die Scansion der 4ten Zeile: "In das horchende O hr" u. s. w. Oder S. 5. — und redete sie auf folgende Art an.

Treue unvermeidlich gewordne Fehler, mit welchen man es so genau nicht nehmen muß. Es sey darum; auch der Recens. will deswegen mit dem Verf. nicht zanken, sondern aller dieser kleinen Fehler ungeachtet es ihm Dank wissen, daß er eine poetische Uebersetzung dieses ältsten komischen Gedichts gewagt hat. Aber mit aller der Hochachtung, die er Hrn. W. Verdiensten schuldig ist, muß er doch seine Verwundrung über den Bau seines deutschen Hexameters zu erkennen geben, der bey einem Manne, der wie Hr. W. selbst dichtet, doppelt befremdet. Schon in der ersten hergesetzten Stelle wird man den Fluß und die Harmonie des Verses vermissen, aber die Stelle läßt sich doch noch scandiren, hingegen giebt es andre, wo wir gar nicht auszukommen wissen. Nicht nur die in den gerügten Stellen hie und da schon bemerkten Beyspiele gehören hieher, sondern auch viele andre. Z. E. S. 9.

Aber am meisten doch e i n e sch l a u e Katze die schleichend

Eine und schlaue sind doch wohl nicht Spondäen sondern Trochäen. — Eb. das.

"Das unsäglichste Leidwesen machen: wiewohl euch die Fälle etc."

L e i d w e s e n? — Und L e i d w e s e n, welch ein Wort in der Poesie! — Oder S. 15.

"Einen raubte und tödtete mir die feindselige Katze

S. 21.

"Und den Leckerbissen der Opfer. So sprach Saturns Sohn.

Das.

"Mir gewürket hatte; voll Löcher machten sie ihn mir.

S. 23.

"Also sprach sie, und alle Götter gaben ihr Beyfall

Das.

"Und es kamen zween Herolde, welche die Kriegszeichen trugen.

S. 31.

Ihnen zum Beystande eilen, oder auch schwinge du selber etc.

Bey diesen und vielen ähnlichen Beyspielen gestehn wir gern, daß wir den Widersachern des deutschen Hexameters nichts würden zu antworten wissen, wenn wir lauter so rauhe und unharmonische Hexameter, die denen von der Schweitzerischen Schu-

Schule nichts nachgeben, aufzuweisen hätten. Dafür lieber einfältige Prose müssen wir mit jenen sagen. Doch um zum Schlusse zu eilen, wollen wir noch die Uebersetzung vom 269. und fg. Versen hersetzen, da vielleicht diese Arbeit nicht in vieler Leser Hände kommen möchte. Man wird auch gute Verse darinn antreffen, wenn es ja eines Beweises bedürfte, daß Hr. W. sie machen könne.

== == "So sprach der Sohn des Saturnus; und Mavos
Gab ihm zur Antwort: Sohn des Saturns! Nicht die Stärke der Pallas
Nicht des Mars wird hinlänglich seyn das grause Verderben
Von den Fröschen zu wenden. Laßt uns vielmehr alle zusammen,
Ihnen zum Beystande eilen; oder auch schwinge du selber
Deine weittreffende, Riesentödtende, mächtge Geschosse,
Welche vor dem der Titanen tapferste niedergeworfen
Jenen Enceladus gefesselt, und der Giganten
Wildes Geschlecht vertilget haben. So sprach der Kriegs Gott.
Und der Sohn des Saturns schwung seinen flammenden Blitzstrahl
Erst erscholl sein Donner, da bebte der weite Olympus
Und drauf warf er den Wetterstrahl, sein schrecklich Geschoß hin.
Aus der Hand des Königes flog es, und da es hinabfuhr,
Warf es Schrecken und Furcht über alle Frösche und Mäuse"
u. s. w.

Das Titelkupfer nebst den Anfangs- und Schluß-Vignetten, die beydemale beym griechischen und deutschen Texte dieselben sind, rühren von einem C. M. Roth her, und dünken uns fast in dem Geschmacke der zur der Oktavausgabe des Messias gefügten Kupfer, die glücklicherweise nicht mehr im Jahr 1773. als deutsche Meisterstücke betrachtet werden. Und schwerlich möchten jene auch dafür gelten. Man sehe nur z. B. die sehr soliden Wolken worauf Minerva und Mars im Titelkupfer stehn oder hier und auf der Schlußvignette die schöne ausgezackte Krone des Jupiters.

Og.

---

10. Ge-

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Gabriel Walsers, reformirten Predigers zu Berneck im Rheinthale, kurzgefaßte Schweizergeographie; samt den Merkwürdigkeiten in den Alpen und hohen Bergen. Zürich, bey Orell, 1770.

Her Walser hat gefunden, daß die Fäsische Beschreibung der Schweiz allzuweitläuftig sey, und er hat deshalb für dienlich erachtet, einen kurtzen Innbegrif davon zu verfertigen. Es wäre zu wünschen, daß er es mit der Richtigkeit und mit dem Urtheile gethan hätte, welche eine solche Arbeit erfodert, und welche derselben für die meisten Leser, selbst vor dem Urwerke einen sehr großen Vorzug hätte geben können. Allein es ist gar zu vieles in seinem Werke sehr unbestimmt. Wir führen nur S. 13. S. 20. S. 31. 126. an. Von vielen Sachen hingegen redet der Verfasser als ein Mann, der solche selbst gesehen hat, und dadurch wird er für denjenigen, der nach ihm eine Erdbeschreibung des Schweitzerlandes wird verfertigen wollen, ein Originalschriftsteller, eine wahre und unentbehrliche Quelle. Seine Schreibart ist sehr schlecht, und der Verfasser verfält gar oft in die äusserste Niedrigkeit. Z. E. S. 379. „Wer die hohen Alpen besteigen will, der trete im Nahmen „Gottes seine Reise an, befehle seinen Leib und Seele Gott. „Hernach lasse er sich ein Paar Schuhe mit dicken Sohlen zurichten, und die Absätze und Sohlen mit Schirmnägelköpfen „dichte an einander beschlagen.„ —

Verzeichniß aller geschriebenen Werke, welche die schweizerische Geschichte angehen, und auf der öffentlichen Bibliotheck in Bern befindlich sind. Bern, bey Hortin, 1769. 120 Seiten.

Eine, einem Liebhaber der schweizerischen Geschichte sehr nützliche Arbeit. Es würde von einem nicht geringen Nutzen seyn, wenn man ähnliche Verzeichnisse von allen öffentlichen Bibliothecken in der Schweitz hätte — und auch von demjenigen, was sich dahin gehöriges in den Büchersälen der zahlreichen Klöster dieses Landes befindet. —

E.

Von-

Bougaingville Reise um die Welt, welche mit der Fregatte la Boudeuse in den Jahren 1766 - 69. gemacht worden. Aus dem Französischen. Leipz. bey Fritsch, 1772. 330 Seiten in groß 8. nebst einer Karte.

Viele tausende fahren auf der Post und zur See, aber entsetzlich wenige Menschen reisen mit Augen im Kopf. Hr. Bougainville verdienet einen ehrenvollen Platz unter diesen wenigen. Der Seefahrer, der Geographe, der Politicker, der Philosophe und der Mensch — für den letzten hat man noch die wenigsten Bücher — alle werden ihn mit Nutzen, alle mit empfindlichen Vergnügen lesen. Ein Auszug — — — den bekömmt der geneigte Leser diesmal nicht. Er unterrichte sich aus Hrn. B. selbst, er wird ihn reichlich belohnen. Wer die Mühe scheut, wohlan, für den schreibe ich auch nicht. Also nur ein paar hingeworfene Anmerkungen.!

Zu S. 15. Die paradießischen, dichterischen Gegenden um Buenos Ayres, dies Land, nach welchen man die güldenen Jahrhunderte mahlen könnte, liegt fast wüste, ist fast nur eine Wohnung von wilden Hunden, Tygern, Ochsen und Pferden. Euer Golddurst, cultivirte christliche Europäer! euer Golddurst hat das gethan. Fanatismus, Aberglaube, Kriege, Hierarchie, Klöster und Luxus haben Europa, und Europa hat America entvölkert. Statt das verworrene römische Recht durch voluminöse Kommentarien noch dünkler zu machen, möchten doch die Politiker, von gekrönten Menschenfreunden unterstützt, mit mehrerem Ernste darauf denken, die Fehler unserer Ahnen zu vergüten, die Bevölkerung eifriger zu befördern!

1764. Pflanzte Hr. B. auf den malouinischen Inseln eine Colonie. Bis auf ihn hatte Falkland kein Mensch bewohnt. Die Thiere sahen so ungewohnte Geschöpfe mit Erstaunen, die Vögel setzten sich auf sie. Nein, der Saame der Zweytracht liegt nicht in der Natur der Geschöpfe! — Die Engländer machten hierauf Ansprache, und weil sie zu Südamerika gehört, übergab sie Hr. B. 1766. den Spaniern. Vielleicht ists noch nicht lange seit der Erschaffung von Falkland. Tief im Lande, wo kein Meer beym größten Sturme hinkömmt, finden sich Knochen von Wallfischen. Zwey durch eine Cap getrennte Vorgebürge in der Gegend des runden (S. 114.), über 150 Fuß über dem Meere erhaben, eine Composition von lauter horizontalen Lagen versteinerter Muscheln, bey welchen

100 Faden tief kein Grund sich fühlen läßt — eine 8 bis 9 Meilen lange Insel, aus zween schmalen Streifen Landes, die im Nordwest zusammen stossen und in Südost offen sind, zwischen welchen die Wellen brausen (S. 148.) — — lauter Denkmäler der großen Revolutionen unserer Erde! Und wir berechnen noch das Alter der Welt? Wer sagt uns, wie viele Jahrtausende, wie viele Weltperioden, welche Menge grosser Namen, lange vor Moses, vor Adam und unserer Historie, schon in des Nichts verlohrnem Schooße unwiederbringlich begraben sind. Alles hat seinen Kreislauf. Welten wie Menschen, sterben und leben wieder auf.

> Piscium et summa genus haesit ulmo
> Nota quae sedes fuerat columbis:
> Et superjecto pavidae natarunt
> Aequore damae.

Herr B. war zum Theil ein Augenzeuge der großen Revolutionen, da Paraguay seine Pfarrer und seine Despoten verlohr. Ehemals wurden Männer und Weiber mit Ruthen gezüchtiget und bathen unterthänigst sich milde Strafen für Gedankensünden aus. Sie starben und hatten nie gelebt. Ein Kloster war ganz Paraguay. Man stelle sich die Freude vor, wann ein ganzes Volk auf einmal aus dem Kloster gelassen wird. Hr. B. war dabey, da der weise Generalstatthalter Bukarely von einem Balcon herunter den armen Caziken Freyheit und Eigenthum verkündigte. Die Jesuiten waren als die Träumenden. Die Indianer fand man sehr blöde; aber konnten sie in der Sklaverey anderst werden? Was waren die Hebräer, da sie aus Aegypten zogen?

Patagonen und Pecherais, von uns Wilde genannt, beschämen manche gesittete christliche Völker S. 103 : 128. Aber in den Wäldern selbst finden sich Keim aller unserer Laster. Wir haben sie höher gebracht, aber die Tugenden auch. Menschen, meine Brüder! jeder sey mit der Welt, in welcher er lebt, zufrieden, und schimpfe nicht so theologisch auf die menschliche Natur.

Aber Taiti, engländisch Otahite geschrieben, von Hn. B. anfänglich von Rechtswegen Cythere, von den Britten, die nach ihm daselbst ankamen, St. Georgsinsel genannt, die guten Leute auf Taiti müssen jeden mit der Menschlichkeit von Herzensgrund aussöhnen. Ihre Insel ist Eden. Welche Zutraulichkeit! Welche Naifität! und keine Metalle! Selig sind

 die

die Taitaner! Ihre Hauptleidenschaft ist die Liebe, vielleicht unter allen die unschädlichste. Era heißt auf taitanisch die Sonne, erai der Himmel, erao das Zeugungsglied, des andern Geschlechts. Welch Lexicon! Auf Taiti glaubt man Mondeneinwohner und hat Fontenellen nicht gelesen. Auch auf dieser glücklichen Insel herrscht ein wenig zu viel Subordination, nebst etwas Aberglaube, der aber bey ihnen nicht so symbolisch zu seyn scheint, wie in Europa. (Nach Greens und Solanders Berichte betet man den großen Gott Mawiwe nicht an: „Er ist zu groß, als daß Taitaner ihn ehren oder „beleidigen könnten. Auch thut er im Grunde nichts, als „bisweilen die Welt erschüttern, und hat vor alten Zeiten Taiti „vom festen Lande gegen Morgen abgerissen und an diese Stelle „geworfen.„) Wahrlich, Hr. Bougainville und Aoturu, so heißt sein wißbegieriger taitanischer Freund, der ihn nach Paris begleitete, bezaubern. So edle Gemüther sind selten, so menschenfreundliche Entdecker noch seltener. 9000 Thaler, den dritten Theil seines Vermögens gab der Edle, auf Isle de France ein Schiff auszurüsten, das Aoturun wieder in sein Vaterland bringen solte. Durchaus ist dieser Taitaner die angenehmste Person. Der Rec. gäbe was, ihn gekannt zu haben. Auch bitten wir Deutsche, die Gelegenheit haben, sehr, Hn. B. um die Publikation seines taitanischen Wörterbuches zu ersuchen. Es hat seinen historischen Grund.

Die Beschreibungen sind sehr instructif abgefaßt, die z. B. von Batavia und den moluckischen Inseln, S. 293-318. welche ihrer Seltenheit (denn in Batavia würde einer, der einem Engländer eine Karte dieser Inseln gezeigt hatte, mit Landesverweisung und mit dem Staupbesen bestraft) und ihrer Wichtigkeit wegen ungemein interessiren. Vermuthlich dürften die Holländer deren Bekanntmachung eben so gar gerne nicht sehen. Hier verewiget Hr. B. den Patriotismus des Herrn Mohr, ersten batavischen Predigers, welcher in seinem Garten ein Observatorium bauen ließ, das einem königlichen nichts nachgiebt.

Auch eine Weibsperson in Mannskleidern hat die Reise um die Welt gethan. Der Astronome, Herr Verron ist, wie wir aus dem Journal Encyclopédique sehen, gestorben. Ein Geßner fehlte noch, der manche neue Erscheinung dieser fremden Welt, auch die Cascade S. 242. durch seinen Griffel verewigte. Selbst die Motto sind mit vielem Geschmacke gewählt. So schreibt Bougainville, ein Mann, der in den Wäldern von Canada, und auf dem Weltmeere 12 Jahr herumgeschweift ist.

Nur

Nur Eins noch: „Die vielen Abwechselungen, die ich in den „verschiedenen Weltgegenden gefunden, haben gemacht, daß „ich mich nicht durch den Systemsgeist, der so sehr nach der „Mode ist, hinreissen lassen, weil ich wahrgenommen, daß „er sich zur wahren Philosophie nicht gut schickt.„ (Vorr.) Das Studium der Historie und der Menschen hat dem Rec. den gleichen Dienst erwiesen.

Nr.

11. Haushaltungskunst.

Beobachtung von einigen Blumen, deren Bau und Zubereitung der Erde, von Heinrich Christian von Brocke. — Leipzig, 1771. 17 Bogen in 8.

Ist die zwote Auflage von diesem Buche, davon die erste im Jahr 1769 heraus kam. Da wir jene nicht bey der Hand haben, so können wir nicht entscheiden, ob gegenwärtige etwas vorzügliches vor der andern enthält. So viel müssen wir hier anzeigen, daß die Aurikul, Nelke, Tulpe, und Hyacinthe von dem V. am besten und weitläufigsten abgehandelt worden sind. Uebrigens eifert er mit Recht darüber, daß wir Deutsche den Holländern so viel Geld für ihre Blumen zuschicken, da wir sie eben so schön bey uns bauen könnten, wenn wir uns etwas mehrere Mühe geben wolten.

L.

Beförderungen.

Der Herr geheime Tribunalrath Behmer in Berlin, der sich durch sein Ius controversum novum sowol, als durch andere Schriften bekannt gemacht hat, ist nach St. Petersburg, als Präsident des liefländischen, finnländischen und ehstländischen Justitzcollegium berufen worden.

Joh. Pet. Bucher, Prof. der Rechte am Gymnasio zu Steinfurth, ist an die Stelle des verstorbenen Hn. Prof. Möllers nach Rinteln berufen worden.

Herr Prof. Dieze, in Göttingen, ist an die Stelle des allzufrüh verstorbenen Hn. Prof. Hambergers eingerückt.

Herr Joh. Faber, bisheriger Prälat und Konsist. Rath in Stuttgard, ist zum Oberhofprediger und Generalsuperintendent ernennet worden.

